
UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Neunter Band

Bauernblut



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

3

Bauernblut

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1911.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

„Blut," sagt Goethes Mephisto, „ist ein ganz besonderer Saft." Und ich sage: Bauernblut ist ein Saft von ganz besonderer Kraft. Bauernblut ist der Kitt, der heutzutage allein noch die bestehende Ordnung in der menschlichen Gesellschaft aufrechterhält und vor Revolution bewahrt; es ist der Saft, mit dem Könige und Kaiser, Fürsten und Herren ihre Kinder aufziehen lassen und so vor Siechtum und Tod retten; es ist der Saft, der, vor allem auf den Schlachtfeldern vergossen, die Geschicke der Völker färbt und die Nationen fesselt oder frei macht.

Bauernblut ist also ein kostbares und ein wichtiges Ding in der menschlichen Gesellschaft. Blut spielt aber nicht bloß in der Geschichte, sondern auch im Volksglauben eine große Rolle. Das Wort bluot bedeutet in der althochdeutschen Sprache sowohl Blüte als Blut. Warum? Weil das Blut die Blüte des Lebens, die Seele ist, wie schon die heilige Schrift sagt: „Des Leibes Seele ist im Blute" (Lev. 17,11) und „das Blut gilt für die Seele" (Deuteron. 12, 23).

Darum hat bei den Opfern der Menschheit von jeher das Blut eine so große Rolle gespielt, und wer dem Teufel seine Seele verschreiben will, tut es nach der deutschen Volkssage mit Tinte vom eigenen Blut.

Und die bekannte Redensart: „Es ist in Fleisch und Blut übergegangen," will nichts anderes sagen als: es ist

etwas aufgenommen in Leib und Seele. Also auch hier Blut gleich Seele.

Im Bauernblut liegt demnach des Bauern Seele, und wenn ich die nachstehenden Erzählungen „Bauernblut“ nenne, so wird der freundliche Leser nach dieser Darlegung leicht begreifen, was ich mit diesem „unappetitlichen“ Titel sagen will. Ich will sagen: Die folgenden Geschichten sollen dartun, was im Blute, in der Seele von Naturmenschen alles gelegen ist, welche Fähigkeiten, welche Eigenschaften, welche Tugenden und Laster, wozu ich dann noch bisweilen meinen eigenen Senf gebe.

Bauernblut ist also bei mir diesmal nur ein anderer Titel für „Wilde Kirschen“ und „Schneeballen“.

Daß ich noch zu derartigen Geschichten meine Bemerkungen oder, wie eine Zeitung es genannt hat, meine „Schlenkerer“ mache, das will ich, weil dieselben so oft in kritischer Diskussion stehen, jetzt auch einmal erklären.

Wenn ein Schreiner einen Kasten macht, so gibt er von sich nichts dazu, und wenn der Kasten fertig ist, ist vom Schreiner nichts darin. Wir sehen dem Kasten deshalb weder an, ob sein Meister Leim groß oder klein, demokratisch oder nationalliberal, reich oder arm, noch ob er ein zufriedener oder unzufriedener, ein stiller oder ein krakeelender Mann ist.

Ich mache nun meine Bücher nicht, wie ein Schreiner seine Kasten und Kommoden, ich will auch dabei und darin sein. Ja, in gewissem Sinn möchte ich sagen: „Das Buch bin ich!“ Der Held der Erzählung gibt mir oft nur die Form ab, in die ich meine Gedanken und „Bosheiten“ hineinschreibe.

Denn ich bin Pfarrer und Prediger und in letzter Eigenschaft amtlich gewohnt, an den vorliegenden Text stets Nutzanwendungen zu knüpfen. Diese Gewohnheit trägt sich naturgemäß auch auf meine Bücher über.

So viel über die Schlenkerer.

Ferner tadeln die Kritiker bisweilen, daß ich schlecht komponiere und allerlei untereinander erzähle. Haben denn

diese Herren noch nie einen Mann vom Volk erzählen hören? Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andere Person in den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischenhinein auch von ihr. So erzählt der Bauer, so erzählten mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich. Und paßt diese Art zu erzählen nicht gerade für Geschichten aus dem Volk? Werden diese nicht gerade dadurch echter und volkstümlicher? Muß denn alles erzählt werden, wie es in Büchern über Grammatik und Rhetorik in Schulen gelehrt wird? Ich will nichts wissen, nicht einmal wenn ich predige, von der grauen Theorie, sondern gehe überall dem Leben und der Praxis nach.

Also bitte ich meine Leser, mich und meine Bücher zu nehmen, wie wir sind. Es muß auch Schriftsteller meiner Sorte geben, und die deutsche Literatur hat ja Raum für alle und für allerlei Bücherschreiber.

Freiburg, im Januar 1896.

Hansjakob.



Der Graf Magga.

1.

In der Mitte der vierziger Jahre, da ich noch ein Knabe war, fuhr zur Sommerszeit an Sonntagen öfters ein elegantes Gespann vor das „Kreuz" in Hasle, wo alle herrschaftlichen Wagen anzuhalten pflegten. Aus dem Coupé schwang sich ein hochgewachsener, junger Mann, den der Kreuzwirt und sein Hausknecht respektvoll grüßten. Gleich darauf tändelte der Angekommene stolz durch die Straßen von Alt-Hasle, bald hier bald dort mit einem bekannten bessern Bürger redend oder mit einer Bürgerstochter scherzend.

Regelmäßig kam er auch zu meiner Großmutter, die dazumal noch zwei ledige Töchter, meine „Tanten", hatte, und unterhielt sich mit diesen Haslacher Schönen wie ein vornehmer Herr. Ich sehe die beiden Weibsleute heute noch vergnügt und verliebt lächeln, wenn der schlanke, schwarze „Fitzer" mit ihnen sprach.

Mir und anderen Buben sagte man damals weiter nichts, als daß der vornehme Herr „der Graf Magga und aus dem Nachbarstädtle Zell" wäre. So viel wußten wir auch schon, daß ein Graf mehr sei als ein Bur oder Bürgers-

mann, ja noch mehr als ein Oberamtmann, und wir schauten bewunderungsvoll an dem Herrn Grafen hinauf. Daß er aber von Zell sein sollte, dieser Graf, wollte uns nicht recht einleuchten.

In diesem Nachbarstädtle waren wir alle schon gewesen als Wallfahrer bei der Mutter Gottes „zu den Ketten", und die Repräsentanten von Zell, der „Bäre-Metzger" und der „Fischer-Metzger", die nach Hasle aufs Gai kamen und fette Schweine und Kühe kauften, sahen auch nicht vornehmer drein als ein Haslacher Bürger. Bisweilen fuhr auch der Porzellan-Fabrikant Lenz von Zell mit stolzen Braunen in oder durch unser Städtle und erzielte unsern Respekt, aber daß es dort ganz vornehme Herren, Grafen, gebe, wollte uns wunderlich scheinen.

Jahr und Tag später, wir Buben waren größer geworden und hatten dem Grafen Magga wieder einmal respektvoll nachgeschaut, wie er in dem hochfeinen Zweispänner des Fabrikanten Lenz vom Gasthaus zum Kreuz talabwärts wegfuhr, fragten wir den Hafner Haberstroh „in der vorderen Gaß", einen der geistreichsten Alt-Haslacher, ob der Graf Magga ein rechter Graf sei. Da antwortete ziemlich entrüstet der Hafnermeister, welcher stets nur im reinsten Hochdeutsch redete: „Der ist ein Graf wie ich. Ein Hafnersbub ist er von Haus aus, und ein Hafner ist er geworden und ist's heute noch." Eine weitere Erklärung gab unser stolzer Hafner nicht ab, wie er sich überhaupt nicht mit kleinen Buben in ein Gespräch einließ.

Unser Staunen wuchs. Doch Kinderspiel und Buben-Zeitvertreib brachten uns im nächsten Augenblick schon wieder von unserer Neugierde ab, und der Graf Magga war vergessen, ehe wir, ein jeder in sein Elternhaus, heimkehrten.

In nicht zu ferner Zeit kam der Graf Magga wieder einmal während meiner Knabenzeit nach Hasle. Ich war schon angehender Kaufmannslehrling bei der Großmutter und durfte Zucker verklopfen. Die eine Tante war indes ver-

heiratet worden, die andere, die Auguste, noch zu haben. Wieder kam der Graf in der Großmutter Haus und schäkerte in der Stube mit der dunkelbraunen Tante; mir fiel jetzt des Hafners Ausspruch ein.

Als der Galant weg war und die Tante in den Laden kam, wo ich mit der Großmutter mich befand, fragte ich die Schwester meiner Mutter: „Ist es wahr, ist der Herr kein rechter Graf, sondern nur ein Hafner, wie der Hafner in der vorderen Gaß behauptet?" Gereizt gab sie zur Antwort: „Ein Modelleur und Künstler ist er, aber kein Hafner." Die Tante hatte im Villinger Kloster studiert und konnte mit Worten wie Modelleur und Künstler spielend umgehen, während beide Worte mir spanische Dörfer waren, und nach deren Bedeutung fragen wollte ich nicht; denn sie spie Gift aus ihren schwarzen Augen.

Die Großmutter aber meinte: „Der Graf Magga setzt euch Haslacher Maidlen nur Mucken in Kopf und lacht euch dann wieder aus." Hierauf ging ihre Tochter in die Stube zurück und schlug die Türe zu, ich aber hinaus zu den Gassenfreunden, bei denen ich bald vergaß, darüber nachzudenken oder nachzufragen, welche Verwandtschaft ein Hafner mit einem Künstler haben könnte.

Zum letzten Male in meiner Knabenzeit sah ich den Grafen, da er als Narrenkönig mit den Zellern an einer Fastnacht nach Hasle kam. In zahllosen Wagen fuhr fast ganz Zell kostümiert in unser Städtle, jung und alt, die angesehensten Bürger und Bürgerinnen, voraus in einem Viergespann als Prinz Karneval der Graf Magga.

Ganz Hasle war auf den Beinen und alles schwelgte in Lust und Scherz, und wenn man uns Buben gesagt hätte, der Graf sei ein wirklicher König und alle Zeller bildeten seinen Hofstaat, wir hätten es baß geglaubt, so echt und nobel sah alles aus, ganz besonders der Fastnachts-König.

Das glaube ich aber jetzt noch, daß die Menschen heute nicht mehr so allgemein wie damals, Städtle bei Städtle,

lustig und heiter sind. Alles schien an jenem Tage ein Herz und eine Seele; alles von dem gleichen Luftstrom fortgerissen und aller König der unvergleichliche Graf mit seinem schwarzen Krauskopf und seinen königlichen Augen und Mienen.

Es fehlt den heutigen Menschen an Fastnachtstagen an der Einigkeit und am — Geld, drum sieht man sie nicht mehr so allgemein und so friedlich heiter. Die Politik und die Parteikämpfe haben unser Bürgertum zerrissen, und dann gibt man das ganze Jahr hindurch zu viel Geld aus für Wirtshaus und Vergnügen, so daß, wenn die eigentlichen Tage der Lust kommen, diese fehlt, vorab aber das Geld. —

Jahre kamen und Jahre gingen ins Land, viele Jahre. Der Graf Magga war mir aus Aug' und Sinn gekommen. Da saß ich im Winter 1880 während eines Landtags einmal „im Geist" in Karlsruhe und speiste zu Mittag an der gemeinsamen Tafel, die jeweils stark mit Geschäftsreisenden besetzt war.

Ich bemerkte unten an derselben einen älteren, still dasitzenden Herrn. Ich habe für Menschen aus meiner Jugendzeit ein gutes Gedächtnis und erkannte in ihm sofort den Grafen Magga, den ich aber längst unter den Toten wähnte, da ich Jahrzehnte nichts mehr von ihm gesehen oder gehört hatte.

Nachdem gespeist war, stand er zahnstochernd an einem Fenster. Ich trete auf ihn zu, stelle mich vor und frage ihn, ob ich recht gesehen.

Er war's.

Seit jener Stunde stand sein Bild von Zeit zu Zeit immer wieder vor mir, und ich fand erst Ruhe, nachdem ich sein Leben, das ich jetzt erzählen will, niedergeschrieben hatte.

2.

Zwei Stunden unterhalb Hasle, am Ausfluß des Harmersbachs in die Kinzig, liegt das Dorf Biberach, in der

Volkssprache „Biwere“ geheißen, wie ein Waldparadies inmitten von Tannenwäldern und Rebhügeln. Von Südwesten schaut die Ruine Hohengeroldseck so luftig und so malerisch auf Biwere herab, als ob in ihr noch Ritter und Burgfräulein Minnesang trieben und alles noch im Flore wäre, wie vor sechs Jahrhunderten.

Sonst ist das uralte Dorf, das seinen Namen offenbar den Bibern verdankt, die ehedem in der Kinzig sich tummelten, nicht berühmt, außer durch seine Wallfahrt zu den vierzehn Nothelfern und zum heiligen Wendelin, zu denen die Buren und Völker ringsum fleißig zu wallen pflegen in den verschiedensten Nöten dieses notreichen Lebens.

In seine Herrschaft teilten sich ehedem zwei Nachbarn, das Reichsgotteshaus Gengenbach und die kleine Reichsstadt Zell.

Ich kam als Knabe öfters nach Biwere, obwohl ich damals keine Nothelfer nötig hatte; aber einer unserer Bäckerjungen, der Sohler-Toni, war von Biwere, und mit ihm besuchte ich dessen Eltern.

Der Toni war meines Vaters vorletzter Lehrbub und der Sohn eines armen, braven Mannes, der im Hunger- und Reaktionsjahr 1851 um seine Habe gekommen war und nun als Holzmacher sein Leben fristete. Er hatte ein schönes, neues Haus im Unterdorf zu Biwere besessen, aus dem jenes Jahr ihn vertrieb, in welchem man unter den Augen der Regierung und mit ihrer Hilfe Leuten Hab und Gut versteigerte, auch wenn sie nicht überschuldet waren.

Ich erinnere mich noch, daß der Toni und ich eines Tages zur Hinrichtung des Vatermörders Halter und seines Gehilfen Schägg über Biwere nach Gengenbach wollten, wohin alles zog und Eltern ihre Kinder absichtlich schickten „zum abschreckenden Beispiel“ — mein Vater uns dazu aber nicht die Erlaubnis gab. Der war kein Freund der Abschreckungstheorie, auf die ich sehr viel halte, wie ich überhaupt der Ansicht bin, daß ein Teil der sozialen Übelstände daher kommt,

weil zu wenig oder gar nicht mehr geprügelt, gehängt und geköpft wird.

Die Menschen unserer humanen Zeit bekommen Krämpfe, wenn man nur von Prügelstrafe redet, weil sie nicht einsehen, daß der Humanitätsdusel schuld ist an der zunehmenden Roheit und Verwilderung. —

Der Toni war ein trockener Patron, langsam im Denken und Handeln, aber lesen und schreiben konnte er viel besser als ich und erwies sich später in allen Dingen, wie sein Bruder, der als Holzmacher in Freiburg lebt, heute noch sagt, als „kaibisch g'scheit", was sein Unglück wurde.

In die Fremde wanderte er von Hasle weg nicht weit, nur bis zum nächsten Städtle abwärts, nach Zell, wo er beim „Eckbeck" als Bäckerknecht arbeitete, bis er Soldat und ob seiner hier gezeigten kaibischen G'scheitheit Unteroffizier wurde. Er hatte aber während seiner Fremde das Herz der Schwester seines Meisters, einer reichen Bauerntochter, gewonnen; die kaufte ihn nicht bloß vom Militär los, sondern sorgte auch dafür, daß der Toni in Biwere ein stattliches Haus mit Gut erwerben und sich als Bäcker niederlassen konnte.

Jetzt wurde es dem Toni zu wohl. Er bekam einen „hohen Geist", wie die Leute von Biwere sagten. Weil er kaibisch g'scheit war, strebte er nach höheren Dingen. Er wollte Bürgermeister und selbst Postexpeditor werden. Der gute Toni wußte nicht, daß in der Regel diejenigen, die am besten zu einem Amte passen, es nicht werden, sondern dümmere Leute. Drum wurde auch er nichts. —

Als in den sechziger Jahren die Schwarzwaldbahn gebaut wurde, kam ein Goldregen über die Bäcker und Metzger im Tal. Des Tonis alter Meister und Schwager fuhr jeden Tag mit einem Brotwagen von Zell ins Kinzigtal vor und wurde ein reicher Mann. Der Toni aber wollte, statt in seiner Bäckerei allein das Gold zu suchen, auch noch den Eisenbahn-Bauunternehmer spielen, kaufte Rosse und Wagen und ließ seinem hohen Geist den Lauf, um so die

gute Gelegenheit, reich zu werden, recht am Schopfe zu fassen.

Dabei war ihm das Backen oft so entleidet, daß er den Teig ungeformt und ungebacken zum Haus hinaus warf. Dazu borgte er gutmütig jedem, der nie ans Zahlen dachte. So kam es, daß sie unserm Toni, als die Eisenbahn gebaut war und der Goldregen aufhörte, Hab und Gut verkauften. Jetzt erst bekam er einen Dienst bei der Gemeinde; er wurde Nachtwächter und später dazu noch Straßenwart; und daß er diesen Diensten sich unterzog, ehrt ihn. In diesen Ämtern ist er alt geworden. Sein hoher Geist wurde ruhiger, und er ist heute ein beliebter Mann in Biwere und ein Ratgeber für viele, weil er immer noch kaibisch g'scheit ist und imstande, Bittschriften an Kaiser und Großherzog zu fertigen, und jedem, der ihn darum ersucht, seine gewandte Feder leiht.

Als im Herbst 1895 der Sohn des Eckbecken von Zell die Tochter des Bauernfürsten Erdrich in den Buchen, meines alten Freundes, heimführte, war der Onkel des Bräutigams, der Toni, mit seiner Familie auch bei der Hochzeit im Hirschen in Zell. Da traf ich ihn als einen zufriedenen, heiteren Mann, dem es jetzt wohler ist, als in jenen Jahren, da er nach Höherem trachtete. Ich freute mich von Herzen darüber, denn ein guter Kerl war der Toni allzeit, und wenn er auch einmal im Leben einen hohen Geist hatte, so hat er ihn büßen müssen, und wer möchte es ihm verübeln, wenn er, kaibisch g'scheit, sich mehr dünkte, als andere billige Denker? —

In Biwere wuchs aber zwanzig Jahre vor des Tonis Geburtszeit ein anderer auf, der einen noch viel höheren Geist hatte als der Toni, und das war der spätere Graf Magga. Sein Vater war der Hafner-Wenzel, des bäuerlichen Adlerwirts Sohn aus dem Reichstal Harmersbach. Hier blühte schon zur Römerzeit die Hafnerei, und nachgeborene Söhne des Bauern erlernten dies Geschäft mit Vorliebe.

Wenzel Schmieder hatte einen Vornamen, der im Kinzigtal nirgends vorkommt, als im alten Reichstal, wo die reichs-

unmittelbaren Bauern zu Ehren der Kaiser derlei Namen trugen, und wohin, wie die Sage geht, Kaiser Wenzel, der faule Böhmenkönig, einst selbst zur Jagd gekommen war.

Eben hatte der Burger-Toni, der geniale Hafner, von dem ich im „Eselsbeck von Hasle" erzählt, seine neueste Erfindung in der Hafnerei nach dem heimatlichen Reichstal gebracht, als der Wenzel sein Handwerk erlernt hatte. In der Heimat war neben diesem neuen und den alten Meistern keine Aussicht mehr für den Schmieder-Wenzel. Er arbeitete drum noch einige Jahre als Geselle bei den Tal-Meistern und drunten in Zell beim Schreiber-Ferde, dessen Enkel später mit mir studierte — und dann zog er das Tal hinaus und „setzte" sich an die Mündung des reichstälischen Kleinflusses, in Biwere, als Meister.

Eine Biberacherin, Crescentia Krayer, brachte ihm ein Häuschen und Feld für zwei Kühlein, und so wurde der Wenzel, wie damals alle Handwerker in Städtchen und Dörfern, halb Bauer und halb Hafner.

Ein Hafner im Kinzigtal war in jenen Tagen meist ein ziemlich mittelloser Mann, weil die Konkurrenz zu groß und die Nachfrage in dem Artikel der Überproduktion der vielen Hafner nicht entsprach.

In Hasle saßen zu meiner Knabenzeit drei Meister dieses ältesten Gewerbes der Menschheit, einer in der „vordern Gaß", einer in der „hintern Gaß" und einer „hinter der Kirch" — aber alle drei waren nahezu geniale Menschen, die das Zeug zu Staatsräten gehabt hätten, so aber jahraus, jahrein in ihren feuchten Werkstätten saßen und „Häfele drillten".

Der genialste war der schon genannte Nikolaus Haberstroh in der vordern Gaß, zweifelsohne damals der erste Sprecher in Hasle, was sehr viel sagen will in einem Städtle, wo jeder als Redner geboren wird. Sein Sohn ist heute Hafner in — Jerusalem.

Ihm an Geist am nächsten stand sein Bruder, der Hafner

hinter der Kirche, einer der glühendsten Freiheitsmänner von anno 1849.

Beiden gab der Hafner in der hintern Gaß, Kistler, nicht viel nach. Er sprach ebenso gewandt und ebenso elegant wie seine Kollegen, war aber nicht so belesen und politisch ruhiger als diese.

Mit diesen drei genialen Haslachern und ihren Vorfahren traten an Jahrmärkten die Hafner der Umgegend in Wettbewerb, unter ihnen der einzige Dorfhafner um Hasle rum, der Wenzel von Biwere, der aber im Kampf ums Dasein den Städtle-Hafnern mit der Zeit unterlag.

Kamen die Biberacher Bäuerinnen auf die Jahr- und Wochenmärkte nach Hasle und Gengenbach oder an Samstagen nach Zell, so brachten sie von dort die neuen Häfen und Schüsseln mit, weil das Landvolk von jeher geglaubt hat, im Städtle bekäme man alles besser als daheim. Der Dorfhafner Wenzel aber kam nur im Notfall in Frage.

Zu den Städtle-Hafnern gesellten sich noch die Hausierer, die in jenen Tagen aus dem Breisgau kamen und von Dorf zu Dorf mit dem beliebten „Schwyzer G'schirr" handelten.

So ächzte der Dorfhafner in Biwere unter der Konkurrenz.

Und doch war der Wenzel geschickter als viele Städtle-Hafner. Er „glasierte" schöner, modellierte schöner und schrieb die schönsten Sprüche in die Suppenschüsseln. Und an den Jahrmärkten in Hasle verkaufte er am meisten. Aber der Jahrmärkte waren nur sieben im Jahr, und die konnten einen armen Hafner nicht reich machen.

Die Buren in den Bergen und die Halbburen im Dorfe ließen zwar ihre Öfen vom Wenzel setzen, aber ein richtiger Burenofen hält drei Generationen aus, und so hatte der Hafner von Biwere selten einen neuen zu fabrizieren.

So blieb er Märtyrer all die zwanzig Jahre hindurch, die er als Klein-Hafner im Dorf an der Kinzig verlebte. Die Hafnererde mußte er jeweils im Harmersbacher Tal,

droben bei Zell, holen, weil in Biwere keine so gute Lehmgrube sich befand. Oft nun, wenn er, seine zwei Kühlein am Wagen und das jüngste von seinen zwei Kindern, den Franze-Toni, als Passagier, gen Zell fuhr und dort in den Wirtshäusern die lustigen Hafner sah, die in der neu gegründeten Porzellanfabrik[1] arbeiteten, kam ihm der Gedanke, sein Marterleben als Meister aufzugeben und Fabrikhafner und Arbeiter zu werden. Und sein einziger Sohn, der Franze-Toni, sprach bei jeder Heimfahrt von Zell, wohin er später auch in die Fabrik möchte.

Und nach Zell gehörte der Franze-Toni, denn, als ob das Schicksal es gewußt hätte, daß hier sein Stern aufgehen sollte, es ließ ihn auch in Zell das Licht der Welt erblicken.

Seine Mutter hatte einen Wallfahrtsgang nach Maria-Zell gemacht und war hier von der schweren Stunde überrascht worden. Sie gebar drum ihren einzigen Sohn am 11. Juli 1817 in Zell. Seine Geburt deutete schon auf ein merkwürdiges Menschenleben, das auch in der Schule zu Biwere sich als solches ankündigte.

Und die Paten waren am Tage nach der Geburt extra von Biberach nach Zell gekommen, der Bärenwirt und die Adlerwirtin, ein Zeichen, daß der Hafnervater ein angesehener und bei den Wirten von Biwere beliebter Mann war.

Der alte Schullehrer Mayer und der Pfarrer Paulin Wetterer von Biwere behaupteten allezeit während seines Schulbesuchs, der Franze-Toni sei der gescheiteste Bub in der Schule, und meinten, als er Hafner werden sollte, er sei zu was Besserem geboren als zu einem Häfele-Driller und Biberacher Halbbauern. Allein wo sollte der Wenzel die Mittel hernehmen, seinen Sprößling zu etwas anderem zu bringen als zum Handwerk oder zum Bauern- und Knechtsstand? —

---

[1] Näheres über ihre Gründung habe ich im „Eselsbeck von Hasle“ erzählt.

Aber nicht bloß dem Dorfhafner kamen Gedanken, ins benachbarte Städtle zu ziehen, und nicht bloß der Franze-Toni wollte dort Fabrikhafner werden, auch die Hafnerin, der Krayer-Hansen Kreszenz, hatte genug an der Dorfhafner- und „Halbburerei“, weil sie, wie mein Freund der Bäcker-Toni, einen „hohen Geist“ hatte.

Sie mußte helfen Häfen und Schüsseln aufsetzen, wenn diese in und aus dem Ofen kamen, mußte die Kühe im Stalle bedienen und bisweilen, wenn der Hafner auswärts arbeitete, Klee und Gras holen, Kartoffeln hacken, kurzum Frau und Magd und Geselle in einer Person spielen, und das war ihrem hohen Geist zu viel.

Wenn Männer einmal Pläne hegen und die Weiber damit einverstanden sind, dann kommt's bald zur Ausführung, so auch bei der Hafner-Familie in Biwere. Der Wenzel verkaufte Hab und Gut und die Hafnerkundschaft einem andern Märtyrer seiner Zunft, zog hinüber ins Reichsstädtle und wurde Fabrikarbeiter, der Franze-Toni aber Schüler der oberen Klasse der Volksschule. Dies geschah Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Der Wenzel, ein ruhiger, stiller, fleißiger Mann, wurde bald ein beliebter Arbeiter und hatte sich rasch in die neumodische Porzellan-Hafnerei eingeschafft.

Aber sein Weib, die Kreszenz, brachte die übrigen Fabrikweiber bald gegen sich auf. Sie hielt sich ob ihres hohen Geistes für gescheiter als ihre Kolleginnen, und das wurde ihr verübelt.

Daß auch Naturmenschen fühlen, daß sie andern geistig überlegen sind, ist natürlich. Das Pferd weiß auch, daß es den Esel überragt. Nur fühlt sich der Esel nicht gekränkt, während die Esel unter den Menschen es nie leiden können, wenn andere auch nur um eine halbe Kopfeslänge geistig über sie hinausschauen.

Menschen im Volke, über die sich ihresgleichen im Gefühle geistiger Überlegenheit hinaussetzen, rächen sich durch

Satyre, indem sie den Betreffenden einen Spottnamen anhängen; die sogenannten Gebildeten aber kleiden, bösartiger, ihren Neid in Verkleinerung und Verleumdung.

So tauften die Zeller Fabrik- und Burgers-Wiber die stolze Kreszenz die „Hafner-Baröne von Biwere". Aber diese geistes-adelige Bauern-Hafnerin hatte, wie überhaupt Geist oder sein Gegenteil stets von der Mutter kommen, auch ihre Kinder, ihren Buben Franze-Toni und ihr Mädle Kreszenz, die jüngere, mit einem adeligen Geiste erfüllt, den beide in der Volksschule von Reichs-Zell geltend machten.

Kinder, die vom Land in eine Stadt oder in ein Städtle kommen, sind in der Schule vorerst schüchtern und in der Regel die von den Stadtkindern unterdrückten. Die zwei Hafnerssprößlinge aus dem Dorfe Biwere machten eine Ausnahme. Das Mädle hatte den Geistesstolz der Mutter und bekam von ihren Kamerädinnen den Spitznamen „der Giggel", was so viel als Hochmut bedeutet. Der Toni aber gab sich den Zeller Gassenbuben gegenüber von vornherein so vornehm und so extra, daß er von ihnen alsbald genannt wurde „der Schatullen-Toni".

Was man früher, noch in meinen Knabenjahren, gut aufheben wollte und wie ein Kleinod hütete, tat man in eine Schatulle, wie das Schmuckkästchen jeder Bürgersfrau hieß. Die Schatulle meiner Mutter, die heute meine Schatzkammer ist, und in welcher die Mutter einige Ringe, goldene Nadeln und Schnallen aufbewahrte, war mir einst das vornehmste Möbel im Vaterhaus.

Wollte man nun einen Menschen als vornehm und fein bezeichnen, so sagte man, er ist wie etwas, das aus einer Schatulle kommt oder in eine solche gehört.

So war der „Schatullen-Toni" für den Dorf-Hafnersbuben ein Spott, der ihm aber zugleich ein Kompliment machte.

Das Mädle blieb der Giggel, so lange es in Zell lebte, und der Bub der Schatullen-Toni so lange, bis er sich einen weit höhern und vornehmern Namen verdiente. Den Grund

zu demselben legte er alsbald, nachdem er die Volksschule mit Glanz absolviert hatte, indem er in die Fabrik eintrat als schlichter, einfacher, aber vornehmer und geistreicher Hafner-Lehrling.

3.

Der Schatullen-Toni hatte schon als Schulknabe in freien Stunden seinem Vater in der Fabrik geholfen und dabei so viele Geschicklichkeit an den Tag gelegt, daß der Fabrikherr Lenz, der in England geboren war und die Fabrik schon anno 1828 von einem Onkel geerbt hatte, auf ihn aufmerksam wurde und ihn, da er nun als wirklicher Lehrbube sich meldete, sofort in das Atelier der Modelleure aufnahm.

Die Modelleure und die Maler bildeten in der von einem einfachen Hafner, dem Burger-Toni, gegründeten und mit dem Geld des ersten Lenz, der aus Meißenheim bei Lahr stammte, emporgebrachten Fabrik das Elite-Korps und verkehrten im Städtle nur mit den besten Bürgern. Sie waren meist Rheinländer, aus der Nähe von Köln, und paßten mit ihrem leichten rheinländischen Blut vortrefflich zu den lustigen Reichszellern alten Schlages.

Zell war drum, noch belebt durch diese heiteren Rheinländer, von den dreißiger bis hinauf in die sechziger Jahre der lustigste Ort im Kinzigtal. Die bessern Bürger lebten von einträglichen Geschäften, die ärmeren verdienten ein schön Stück Geld in der Fabrik, und alle hatten heitere Herzen und durstige Kehlen und dazu den nötigen Nervus rerum. Das alles gab ein Stück in der Fidelität, mit dem die Haslacher nicht mehr „wechseln" konnten.

Ehe das Zepter der Vergnügungen an den Grafen Magga überging und damit an „die Fabrikler", führten den Reigen zwei bessere Bürger, die ich noch gar wohl kannte, und mit denen ich als Studio im Raben und im Adler zu Zell manchen Schoppen getrunken und manchen Sang gesungen habe, ob-

wohl beide damals schon ziemlich alte Knaben waren. Der eine war der Granatenhändler Mösch, der andere der Postverwalter Schmieder.

Mösch war als armer Teufel und Granatenbohrer aus Altdorf, einem Örtchen des Breisgaus, in das Harmersbacher Tal gekommen, wo, wie wir aus „der Karfunkelstadt" wissen, schon zur Römerzeit Edelsteine verarbeitet wurden. Er trug seine ganze Habe in einem Taschentuch, aber in seinem Kopf ein gesundes Gehirn und in seiner Brust ein Herz voll unverwüstlichen Humors.

Er bohrte, wie viele Granatenbohrer „im Hambe" neben ihm, diese funkelnden Steine, welche aus Böhmen bezogen wurden, zuerst für andere, bald aber auf eigene Rechnung. So oft er wieder ein Trag-Säckchen voll seiner roten Perlen gebohrt und geschliffen hatte, nahm er es auf seine Schultern und trug es über Hasle und die Elzacher Eck ins Elztal und vor bis nach Freiburg zum Großkaufmann Sautier.

Freiburg hatte von alters her großen Export von Granaten nach der Lombardei und Südtirol, und in seinen Mauern war ehedem fast jeder zehnte Bürger Granatenbohrer oder Granatenpolierer.

Der reiche Handelsherr Sautier lernte den Bernhard Mösch bald als einen fleißigen und soliden Mann kennen, und als er selbst den Granatenhandel aufgab, überließ er denselben samt all seinen Kunden in Italien und Südtirol dem Bernhard Mösch, der seine Ware so getreulich viele Jahre im Sack über Berg und Tal getragen hatte. Jetzt war der ein gemachter und bald ein reicher Mann.

Mit dem Reichtum wuchs sein Humor und seine Lustigkeit, und allabendlich saß der dicke, behäbige Mösch im Raben und trank viel, viel Bier. Und bei jeder Festlichkeit und Fastnacht ging er voran und die lustigen Reichszeller und Fabrikler hintendrein.

Und als die Granaten nicht mehr zogen, weil die Bauern in Italien immer ärmer wurden und bei uns eine Schund-

Mode die reizenden Granat-Ketten vertrieb, da fing der umsichtige Granatenbohrer kurz entschlossen etwas anderes an.

Er gründete droben im Hambe eine Ölmühle und wurde aus einem Granatenhändler im Handumkehren ein Ölmüller, und wer nebenher noch Granaten wollte, bekam sie auch noch.

Als Ölmüller sah man den dicken Mösch regelmäßig an Markttagen in Hasle, wo er Gesäme, Reps und Mohn, von den schwäbischen Bauern kaufte. Im Kreuz saßen dann Bürger und Bauern um den tüchtigen Mann, der für zwei aß, für drei trank, für fünf lachte und für zehn arbeitete.

In den sechziger Jahren übergab er den Granatenhandel und die Ölmühle seinem Schwiegersohn, aber zu privatisieren war ihm nicht gegeben. Er hielt's nicht lange aus, nur Bier zu trinken und lustig zu sein.

An einem schönen Abend kaufte er im Raben dem Adlerwirt von Zell den Adler ab, wurde Wirt und blieb es bis an sein selig Ende 1874. Aber heute noch reden alte Bürger in Zell und Hasle und alte Bauern auf den Bergen vom Mösche-Bernhard und seiner lustigen Zeit. —

Sein Rivale in Jovialität und heiterem Lebenssinn im Städtle Zell war der „Post-Schmieder", seines Vornamens Franzsepp. Er war in seinen jungen Jahren Bäcker, Ziegler, Musiker, Kirchensänger und Dichter und in letzterer Eigenschaft Fastnachtskönig, Theaterregisseur und Schauspiel-Fabrikant gewesen.

Dichter sein und Bäcker paßt nicht zusammen. Bäckerei ist die Prosa zu Pferd, und Dichternaturen passen nicht zu diesem trockenen Gewerbe, drum prosperierte der Franzsepp auch nicht als solcher. Das Mehl ging ihm bald aus, nie aber seine Lebenslust und sein Dichtergenie.

Jetzt machte er einige Zeit Brot aus Lehm, d. h. Ziegel. Er pachtete die städtische Ziegelhütte und buk Backsteine. Diese Bäckerei hat etwas mehr Poesie als die Mehlbäckerei; ihre Arbeit ist meist im Freien, und in meiner Knabenzeit hatte auch ich große Vorliebe für dieselbe Bäckerei, nie aber

für die in des Vaters Backstube. Ich hielt mich mit Vorliebe in der Ziegelhütte bei der Mühlenkapelle auf.

Der Franzsepp prosperierte auch bei der Ziegelei nicht, weil er zu etwas Höherem berufen war, und dieser Beruf ward ihm auch bald zuteil.

Die ehemalige Reichsstadt Zell hatte bis zum Jahre 1847 nicht einmal eine Postablage. Fast eine Stunde vom Städtchen weg, draußen im Kinzigtal, fuhren die Postwagen durch, von Frankfurt her und Frankfurt zu. In dem einsamen Postwirtshaus zu Stöcken hielten sie an und gaben die Postsachen ab für Biwere und für Zell und das ganze Harmersbacher Tal. Als Postdirektor amtete für die ganze Gegend der Wirt zum Rebstock, Posthalter Schweiß, der auf seine Postherrlichkeit nicht wenig stolz war. Er war, nebenbei gesagt, der Ahnherr des heute in Freiburg so beliebten Gesellschafters und Rentners Alfred Schweiß.

Es wäre ihm nie eingefallen, den guten Bürgern und Bauern in seinem Paschalik Briefe oder Gelder und Pakete ins Haus zu schicken. Wer Lust hatte, konnte seine Sachen selbst holen, sonst blieben sie liegen. Und da früher die Menschen nicht so neugierig waren wie heutzutage und auch nicht so viel darauf hielten, Briefe zu bekommen, so lagen viele Postsachen wochenlang in Stöcken beim Postpascha Schweiß.

Nur die Zeller, besonders seit die Fabrik bestand, wollten ihre Sachen sofort haben und sandten deshalb täglich einen armen Weber namens Hog, der nicht viel zu weben hatte, nach Stöcken, damit er die Briefe hole und in den Häusern verteile.

Noch einfacher ging es in meiner Knabenzeit in Hasle zu. Der Posthalter Kleyle rief uns Knaben nach der Schule und gab uns die Briefe zum Austragen. Wir machten aber vorher oft noch ein Spiel und vergaßen die Briefe bis zum andern Morgen. Manche gingen verloren.

Aber kein Mensch dachte daran, zu reklamieren. So bescheiden und genügsam waren die Menschen noch vor sechzig

Jahren. Wenn heute ein einfältiger Liebesbrief erwartet wird und ausbleibt, sind die Menschen in tausend Nöten und fragen und klagen, als ob ein Schiff untergegangen wäre mit Mann und Maus. —

Der Zeller Postbote brachte aber nur Briefsachen. Pakete und Geldsendungen mußten die Zeller immer noch selbst holen, die gab der Pascha in Stöcken dem Hoge-Weber nicht mit.

Mehr und mehr stieg in den vierziger Jahren der Unmut der Zeller gegen die Postherrschaft und das Monopol in Stöcken. Immer und immer wieder wurden sie in Karlsruhe vorstellig, daß doch ein Postverwalter in der alten Reichsstadt angestellt würde und der Pascha Schweiß alltäglich ein schönes, gelbes Postwägele mit den Postsachen zu ihnen schicken müßte.

Der aber wehrte sich mit der Kraft und der Macht eines alten Posthalters, dessen Familie seit den ersten Zeiten der Thurn und Taxisschen Postwagen diese durchs Tal geführt und die Post verwaltet hatte. Aber er unterlag den unausgesetzten Bemühungen einer ganzen Stadt und eines großen Fabrikwesens.

Auf den ersten Juli 1847 sollte der Wunsch der Zeller erfüllt werden, sie sollten bis dahin einen brauchbaren Bürger als Postverwalter vorschlagen. Einstimmig fiel die Wahl auf den Dichter, Musikus und Exbäcker Franz Joseph Schmieder, den jovialen, lustigen Mann. Aber nicht um eine Million hätte ihn der Postgewaltige von Stöcken in den Dienst eingeführt. Der Franzsepp mußte bis nach Villingen hinauf, um in einigen Wochen die ganze damals nötige Postwissenschaft beim dortigen Posthalter zu studieren.

Die Zeller wollten den Tag, an dem zum erstenmal ein Postwagen durch ihre alten Reichstore fuhr, festlich begehen. Die greisen Stadtkanonen wurden vor dem untern Tore aufgepflanzt; der ganze Rat, die Bürger, unter ihnen auch solche, welche die Reichsunmittelbarkeit noch gekannt, der neue Postverwalter und die gesamte Jugend standen vor dem genannten

Tore und erwarteten den Postwagen, der bald nach Ankunft der großen Post im Tal draußen — also etwa um vier Uhr des Nachmittags, in Zell ankommen sollte.

Der Pascha in Stöcken hatte aber Wind davon bekommen, daß die Zeller, ihm zum Ärger, die erste Post feierlich und mit Salutschüssen empfangen wollten. Er ließ deshalb am ersten Tage den neuen Postwagen für die Zeller noch daheim und schickte einen Fußgänger mit dem Postsack auf Umwegen zum obern Tor hinein und in die Wohnung des Postverwalters.

Als jung und alt, ungeduldig über das Ausbleiben des längst ersehnten gelben Wagens, am untern Tor spähte, lärmte und schimpfte über den Malefiz-Postlöwen in Stöcken, der so lang nicht anfahren lasse, kam die Frau des Franzsepp aus dem Städtle mit der Nachricht: „Die Post ist da, ein Mann hat sie zum obern Tor hereingebracht."

Wären die deutschen Kleinbürger nicht zu allen Zeiten friedliche Menschen gewesen, die von Gewalttaten nur reden, aber sie nie ausführen, so hätten die Zeller ihre Kanonen scharf geladen, wären nach Stöcken gezogen, hätten das Posthaus in Grund und Boden geschossen und den Post-Schweiß aufgehängt — so empört waren sie über den Streich, der ihnen gespielt worden war.

So ging der Empfang des ersten Postwagens in Zell aus wie das Hornberger Schießen und noch schlimmer, denn die Hornberger haben geschossen, die Zeller aber konnten zum Spott, den sie erlitten, nicht auch noch mit Kanonen schießen. Sie mußten die Ladung wieder herausnehmen und das Pulver für eine andere Gelegenheit aufsparen.

Von jenem Tag an aber war der Ex-Bäcker, Dichter und Musiker Franzsepp Schmieder — der Post-Schmieder und blieb es fast fünfzig Jahre lang in allen Ehren, selbst dann noch, als die Badischen so gutmütig waren, die Meisterschaft im Postwesen den Preußen zu überlassen und den Profit mit ihnen zu teilen. —

Und nun zurück zum Schatullen-Toni. Der machte in

dem Atelier der Modelleure solche Fortschritte, daß der Fabrikherr Lenz mit wachsendem Wohlgefallen seine Fertigkeit wahrnahm und ihm noch Unterricht im Zeichnen geben ließ. Der letztern Kunst kaum etwas mächtig, zeichnete der junge Modelleur eigene, ganz originelle Entwürfe. Die fremden Modelleure ergriff der Neid und die Buben und Maidle von Zell, welche mit ihm einst in die Schule und jetzt in die Fabrik gingen, Erstaunen.

Bei den Hafnern, bei den Malern, bei den Mädchen, welch letztere die Ware vergoldeten, polierten und glasierten — überall in der Fabrik sprach man vom Talent des Schatullen-Toni von Biwere, der jetzt auch den Namen Modell-Schmieder bekam. Und bald saß er abends mit seinen rheinischen Kollegen im Raben in der besseren Gesellschaft, und die Löwen von Altzell, der Granaten-Mösch und der Dichter und spätere Post-Schmieder, behandelten den aufsteigenden Fabrikstern mit gebührendem Wohlwollen.

Was der Gesellschaft im Raben, jenem einst so vielbeuchten, jetzt vereinsamten Wirtshaus im Schatten des untern Stadttores, am meisten an dem Schatullen-Toni auffiel, das war seine hervorragende Gewandtheit in zierlicher Rede und sein geradezu elegantes und kavaliermäßiges Auftreten. „Wo hat er das her?“ fragten sich die biergedehnten Urzeller. „Er tritt auf wie ein Baron.“ Nun, er war ja der Sohn einer zweifellos geistvollen Hafner-Baronin, und die hatte ihm ihren „Geist“ vererbt. Ein genialer Geist hat aber von Natur aus gar viele Dinge, die andere Leute erst lernen müssen, und noch mehr Dinge, die billige Denker überhaupt nie lernen, und wieder andere, die man nur ererben, aber auf keiner Schule erlernen kann.

Bald verschwand der Schatullen-Toni im Volksmund und der Hafnersbub von Biwere war der „Herr Schmieder“ — „hinten und vornen“.

Er wohnte und lebte bei seinen Eltern und teilte mit ihnen seines Talentes Verdienst. Aber je älter er wurde

und je höher sein Lohn stieg, um so mehr fühlte er, zu etwas Besserem geboren zu sein als zum Modelleur. Konnte er vernünftigerweise auch nichts Besseres erreichen, so wollte er sich doch einmal in einer bessern Rolle versuchen.

Kaum über zwanzig Jahre alt, anno 1838, kam ihm der Gedanke, einen Ausflug in die Welt zu tun, aber nicht als Modelleur, nicht einmal als Baron, sondern als Graf. Er gewann zwei Freunde als Begleiter und Diener, den Dreher-Mathis, einen lustigen Fabrikarbeiter, und den Uhrenmacher Gromer, einen Spaßvogel erster Güte.

Draußen in Stöcken beim Postpascha ward eine vierspännige Chaise bestellt und zwar vom Dreher-Mathis. In Stöcken wurde in jenen Tagen manche vierspännige Extrapost befördert für reisende Engländer, aber aus Zell war noch nie einer vierspännig gefahren, und der Post-Schweiß fragte spöttisch: „Was für ein Baron oder Millionär will vierspännig fahren aus eurem armseligen Zell? Gewiß Du, Mathisle?"

„Ich fahr' mit, Posthalter, und Euch kann's gleich sein, wer mitfahrt, wenn Ihr nur Euer Geld habt. Was kostet der Spaß, vierspännig nach Straßburg, einen Tag Aufenthalt und retour?"

„Zwölf Kronentaler und einen Kronentaler Trinkgeld für den Postillon. Aber bar Geld will ich sehen, ehe ich anspannen lasse, dann ist's mir allerdings gleich, was für eine Narrengesellschaft abfährt" — sprach trocken und höhnisch der alte Postmeister.

„Hier ist bar Geld!" entgegnete trotzig der Mathisle, „aber morgen früh um sechs Uhr muß der Wagen parat sein. Wir Zeller wollen auch einmal nobel fahren, wie die großen Herren und die Engländer."

Am kommenden Morgen, es war im Frühjahr, die Sonne guckte noch schüchtern über den Nillkopf hervor und hinab ins tannenumsäumte Städtchen, zogen drei Männer zum untern Tor von Zell hinaus, ihrem Anzug nach ein Herr und zwei betreßte Diener: Der erstere tadellos schwarz, mit

Zylinder und Glacéhandschuhen, die letzteren in blauen, silberbebordeten Kammerdiener-Röcken.

Wir kennen die Reisenden. Aber die Leute, so an ihnen vorbeizogen, die Zeller Kleinbürger, welche am frühen Morgen Klee holten für ihre Kühe oder zur Arbeit ins Feld gingen, kannten die vornehme Gesellschaft nicht und grüßten respektvoll. Nur einer, der Geschirrhändler Serenbez, welcher auf dem gleichen Weg ins Tal hinausfuhr, meinte, als die drei an ihm vorbeigehuscht waren: „Des isch bigott der Modell-Schmieder, die andre kenn i nit. Do isch was los.“

In Stöcken angekommen, trafen sie die Postillone und Knechte schon beschäftigt, den Vierspänner ins Zeug zu setzen. Der Post-Schweiß, sonst nicht so früh auf, weil er jeweils den Postwagen, der um Mitternacht durchpassierte, noch abwarten mußte und spät zur Ruhe kam, stand auch schon im Hof, begierig, was die verfluchten Zeller für einen Baron brächten für den Vierspänner.

Einer der Bedienten trat auf den Posthalter zu mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Posthalter, bitte vorfahren zu lassen.“

„Des isch jo der Mathisle,“ rief der Postgewaltige. „I hätt' Dich fast nit kennt. Wer isch denn der fein Herr dort drüben und der andere Bediente?“

„Des sag ich Euch nicht, Posthalter; wenn Ihr unsern Herrn nicht kennt, so müßt Ihr glauben, daß er was Rechts und nicht von Zell ist.“

Der Graf würdigte den Postmeister keines Blickes, tändelte auf der Straße, mit seiner Reitpeitsche spielend, hin und her, bis die Chaise vorfuhr.

Dem Post-Schweiß kam die Ahnung, es könnte doch ein rechter Herr sein und er später in Verlegenheit kommen durch die Bosheit der Zeller. Als der elegante Herr einstieg, trat der Alte an den Wagenschlag, nahm sein Morgenkäppchen in die Hand, verneigte sich tief und sprach: „Hab' die Ehre, dem hohen Herrn gute Reise zu wünschen.“

Der Graf nickte vornehm und stillschweigend. Der Dreher-Mathis schwang sich vorn auf den Bock zum Postillon, der Uhren-Gromer als Heiduck hintenauf — und fort ging's in scharfem Trab und mit Posthornklang talab.

„Aber den Posthalter haben wir schon zu einer Anerkennung unserer Gräflichkeit gebracht," schmunzelte der Modell-Schmieder, und alle drei spotteten über den reingefallenen Post-Schweiß, den kein Zeller leiden mochte.

Kaum war die Extrapost abgefahren, als der Geschirrhändler Serenbez mit seinem schwergeladenen Wagen bei Stöcken auf der Landstraße eintraf. Der Posthalter rief ihm zu, ein wenig zu halten, und fragte: „Serenbez, wißt Ihr nicht, was das für ein vornehmer Herr war, der vorhin von Zell herkam und eben mit vierspänniger Extrapost nach Straßburg gefahren ist? Ich hab nur den Dreher-Mathis gekannt, der als die Pakete holt für die Fabrik."

„Vornehmer Herr?" lachte der lustige Serenbez, „des isch der Modell-Schmieder gsi', der Sohn vom Hafner-Wenzel von Biwere, den Ihr gewiß kennt!"

„Himmel-Donnerwetter!" fluchte jetzt der Post-Schweiß. „Hab' dem Malefiz-Hafners-Bua a Kompliment g'macht und ihn für a rechte Herr g'halte. Aber wenn er zurückkommt, soll's anders lauten."

„Wünsch' Glück, Posthalter," meinte der Serenbez, „die Zeller werden Euch nicht schlecht auslachen. Hi, Schimmel!" — und der Geschirrhändler zog talaufwärts. Der reingefallene Pascha von Stöcken aber verfluchte in sich hinein die kaiben Zeller, und an jenem Tage war ihm in Haus und Stall nichts mehr recht, und seine Donnerwetter blitzten nach allen Seiten. —

Die drei Touristen hatten indes das Stöcken zunächst gelegene Dorf Biwere, des Grafen Heimatsort, passiert und fuhren Gengenbach zu. Hier sollte der Post-Schweiß insofern Revanche bekommen, als der Graf, der den Posthalter in Stöcken so genarrt hatte, sich vor dessen Kollegen, dem Sal-

menwirt Abel in Gengenbach, blamierte und zwar, wie wir sehen werden, unsterblich.

In Gengenbach wurde angehalten, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Der Graf ließ es durch den Dreher-Mathis bestellen; aber ehe das Dejeuner aufgetragen wurde, fiel ihm ein, daß man in Stellungen, wie die seinige, zuerst mit einem feinern Wein beginne. Er hatte nun schon gelegentlich gehört von einem Dessertwein aus Spanien, aber den Namen nicht richtig behalten.

Er rief nun pathetisch dem Salmenwirt, der natürlich die ganze Gesellschaft nicht kannte, zu: „Wirt, bringen Sie uns drei Glas Magga!"

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, Magga habe ich keinen, aber Malaga."

„Ja, Malaga wollt' ich sagen; hab' mich versprochen," meinte kleinlaut der Graf.

Dem Posthalter fiel es auf, daß die Bedienten mit ihrem Herrn aßen und tranken, was sonst bei solchen Herrschaften nicht vorkam. Erst als diese fort waren, erfuhr er durch seinen Hausknecht, dem der Postillon es verraten, daß alle drei wahrscheinlich nur verkleidete — Zeller und Fabrikler seien.

„Kein Wunder," meinte der Salmenwirt, „haben sie nicht gewußt, daß man Malaga sagt und nicht Magga." —

Am Nachmittag fuhr der Vierspänner durchs Metzgertor in Straßburg ein. Die zwei Bedienten kleideten sich in „Kavaliere" um, und nun ging es daran, alles zu genießen, was die von Paris beeinflußte, alte deutsche Stadt an Genüssen bot.

Am dritten Tage waren die Kronentaler des Modelleurs ziemlich zu Ende, und wie gekommen, kutschierten die drei wieder dem Kinzigtal zu. Der Posthalter von Stöcken wartete den ganzen Nachmittag auf ihre Rückkehr, um durch Grobheit seine Komplimenten-Blamage wieder gutzumachen.

Aber er wurde auch hierin zuschanden.

Die lustigen Brüder verabredeten auf der Heimfahrt,

an Stöcken vorüber nach Zell zu fahren und hier ihren Vierspänner durch die alten Gassen paradieren zu lassen. Der Postillon ward dafür gewonnen. Der Posthalter, das wußte er, würde ihn dafür zwar „abfluchen", aber dem alten Rosselenker tat ein Kronentaler Trinkgeld wohler, als einige Donnerwetter seines Herrn ihm weh.

In dieser Absicht fuhren sie von Biwere talauf. Am Fenster stand der ergrimmte Pascha und schaute talabwärts. Als er den Vierer-Zug, Staub aufwirbelnd, sich nähern sah, trat er vors Haus.

Das Gefährt nahte, kam, sauste um die Ecke und — an dem Posthalter vorüber, Zell zu. Die Bedienten grüßten den Alten flüchtig, der Hafners-Bua aber lag im Wagen wie ein Graf und würdigte den Herrn von Stöcken kaum eines Blickes.

Wie in einem Vulkan tobte es in dem Postmeister und sein Zorn wußte nicht, wohin sich mehr wenden, gegen die Fabrikler, die jetzt in Zell seiner spotten konnten, oder gegen den Jakob, den Postle. Der fuhr eine Stunde später langsamen Schrittes wieder dem Posthaus zu, und als der Löwe auf ihn losfuhr, meinte er trocken: „Die Herren von Zell haben mir gesagt, sie hätten bis Zell bezahlt, und da Ihr, Posthalter, mir nicht anders befohlen bei der Abfahrt, hab' ich sie auch noch heimgeführt."

„Was, Herren!" brüllte der Post-Schweiß. „Du Viehkerle, Zeller und Fabrikler sind's gsi."

„Was sie gsi sind, isch mir glich, Posthalter, aber mit solche Fabrikler fahr ich lieber, als mit Herren. Ich hab's noch bei keiner Fahrt so gut g'habt, wie bei der, und 's Trinkgeld war herrenmäßig," antwortete der Jakob. Sprach's und führte seinen Zug in den Stall, wohin der grollende Postmeister ihm folgte und schimpfte, bis sein letztes Donnerwetter ausgeklungen war. —

In Zell aber hatte alles Fenster und Türen aufgerissen, als das Viergespann durch die engen Gassen rasselte; und

da die Karosse endlich vor dem Raben hielt und der vornehme Herr unter allerlei Komplimenten seiner Diener ausstieg, liefen die Bürger ins Wirtshaus, um näheres zu erfahren und zu sehen.

Wie erstaunten sie aber, als die Fremdlinge sich entpuppten als der Modell-Schmieder, der Dreher-Mathis und der Uhren-Gromer.

In den nächsten Tagen erzählte der letztgenannte Spaßvogel die Fahrt bald da, bald dort. Er konnte nicht genug sagen, wie vornehm der Schmieder sich als Graf gegeben, und wie er schon in Stöcken den hochmütigen Post-Schweiß klein gemacht habe. Aber er erzählte auch, der Mephisto, wie der Graf sich einmal blamiert und statt Malaga Magga bestellt habe.

Auf diese Kleinigkeit warf sich nun die Zeller Volksseele, und in kurzem hieß der ehemalige Schatullen-Toni, der jetzige Modell-Schmieder, in Zell und „rings um Zell rum" der Graf Magga. Und so hieß er, so lange er in Zell lebte und wirkte, und so heißt er heute noch bei allen Kinzigtälern, die ihn kannten.

Aber seine Grafen-Fahrt und der Titel, den er dabei sich geholt, wurden Veranlassung, sein Genie auf einem Gebiet leuchten zu lassen, auf dem er sich bis dahin noch nicht versucht hatte.

4.

Was im Frühjahr geschehen, die Reise des Grafen Magga nach Straßburg, war, als es im nächsten Jahr wieder Frühling werden wollte, noch nicht vergessen. Den ganzen Winter über hatten die Zeller und die Fabrik-Maler unter Leitung des Regisseurs, Dichters und Bäckers Schmieder darüber beraten, und als die Fastnacht ins Land kam, spielten sie in Zell zum erstenmal „die Reise des Grafen Magga" und luden dazu Wochen vorher ein.

Da die Bauern ringsum schon längst in den Zeller Wirtshäusern von dieser Reise gehört hatten, waren sie doppelt neugierig auf den Fastnachtsdienstag des Jahres 1839, und von allen Seiten strömten an diesem Tag Buren und Völker dem Städtchen zu.

Als Bajazzo sprang von einem Stadttor zum andern der Mephisto und einstige Reisemarschall, der Gromer-Karle, und verteilte den Kommenden gegen kleine Entschädigung das „Magga-Lied", ganz neu gedichtet von des untern Färbers Rotem, und forderte auf, wenn der große Maskenzug komme, kräftig mit dem Zeller Chor Hurra zu singen.

Das Lied, welches des „untern Färbers" Ältester gedichtet hatte, lautete:

In Zell da war ein Hafners-Bua,
Dem ließ der Hochmut alles zua.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Er reist als Graf wohl in die Welt,
Es fehlt' ihm nicht an Taschengeld.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Das Posthorn bläst, das Tal hinab,
Nach Straßburg geht die schöne Fahrt.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Und als er kam nach Gengenbach,
Ruft er ein Gläschen Magga wach.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Und da der Graf nach Straßburg kam,
Schaut er die Stadt ganz gründlich an.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Das Münster gafft er staunend an,
Wie man nur so was bauen kann.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

In dieser Art waren alle Taten und Genüsse weiter besungen, bis die letzten Strophen schlossen:

Und als die Grafschaft hat ein End,
Ward doch Graf Magga er genennt.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Graf Magga heißt er für und für,
Sich selbst zur Ehr, der Stadt zur Zier.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Drum freuet euch, der Wundermann
Graf Magga heut ist kommen an.
Hurra, hurra, hurra,
Und alles singt hurra!

Gegen zwei Uhr nachmittags kam der Zug zum untern Tor herein. Voraus Reiter, dann in einem Zweispänner die angebliche Mutter des Grafen als „Hafner=Baronin", elegant gekleidet und vornehm sich neigend, aber einen alten Milchhafen in der Hand und allerlei Hafnergeschirr im Wagen. Dann kam vierspännig der Graf, gegeben vom Bäcker und Arrangeur Schmieder — gefolgt von Dienern zu Pferde.

Vor dem Raben wurde Halt gemacht und ein Glas „Magga" verlangt und getrunken. Und weiter ging's durchs ganze Städtle unter den Klängen des Maggalieds, und alles sang „Hurra" an jenem Fastnachtsdienstag, und die Schulbuben warfen Schneeballen dazu.

Und der Graf Magga? Er war gescheit genug, sich nicht darüber zu ärgern, daß er gespielt wurde. Sein Fabrikherr,

Lenz, den es gefreut, daß sein Modelleur so vortrefflich eine Grafenrolle gespielt hatte, lieh ihm an jenem Fastnachtstag sein eigenes Reitpferd, damit er fortreite und dem Spott aus dem Wege gehe. Aber das letztere tat er nicht; hoch zu Roß sah der Graf lachend zu, wie sie alle Akte seiner vierspännigen Reise nachahmten und das Lied des roten Färbers dazu sangen.

Nur über eines hielt er sich mit Recht auf, daß die boshaften Zeller seine Mutter nicht schonten und die Hafner-Baronin auch spielten. Denn auf seine Mutter hielt er allezeit ein großes Stück. Von ihr hatte er ja seinen hohen Geist, und dafür war er ihr dankbar.

Aber da er so in das Gewühl der Spötter und Sänger hineinsah und ihren Neid aufs neue weckte, weil er zum erstenmal auf des Fabrikherrn englischem Vollblut paradierte — kam dem genialen „Hafners-Bua" ein rettender Gedanke für die Zukunft.

Er dachte: Spielen sie mich dieses Jahr als Graf Magga, so muß ich das nächste Jahr herhalten, weil ich heute auf des Fabrikherrn Engländer sitze. Drum wird's am besten sein, wenn ich mich selbst an die Spitze der Narren stelle und die Direktion der Fastnacht in die Hand zu bekommen suche.

Gesagt, getan. Gewandt, wie er war, setzte er sein Vorhaben mit Glanz durch. Er wurde vom nächsten Jahre an Dichter, Regisseur und Inhaber der ersten Rolle bei allen Fastnachtsspielen der folgenden Jahre und erlangte als Fastnachtskönig eine unbeschränkte Herrschaft über Zell und die Zeller an jenen drei Tagen närrischer Lust. Sein Namensvetter, der seitherige Festkönig und Vergnügungsmeister Franzsepp Schmieder, war neidlos vor dem größeren Genie des Schatullen-Toni zurückgetreten und wurde mehr und mehr sein intimer Freund.

Der Graf Magga brachte die Leute dazu, auch an höheren Stücken, nicht bloß am Schinderhans und ähnlichen Darstellungen, Geschmack zu finden. Mit Vorliebe bearbeitete

er selbst Stoffe aus der englischen Geschichte zu Fastnachtsspielen oder dichtete Shakespearesche Dramen für die Zeller Zwecke um.

Der Fabrikherr, als geborener Engländer ein Kenner des großen englischen Dichters, animierte ihn dazu und lieh seinem genialen Modelleur die betreffenden Bücher, aus denen er die Spiele bearbeitete.

Und noch eines setzte der noble Graf durch, daß unter seiner Leitung nie Stücke vorkamen, in denen lebende Personen verhöhnt wurden.

Waren die Tage der Lust vorüber, so versammelte er alljährlich am letzten Abend die gesamte erwachsene Jugend von Zell vor dem Rathaus um eine Tribüne, beleuchtete die Versammlung mit bengalischem Licht und hielt eine humoristisch-elegische Abschiedsrede an den Karneval, der jung und alt mit Begeisterung zuhörte.

So war der Hafners-Bua von Biwere, der Schatullen-Toni der Schulzeit, bald der beliebteste Mann in Zell, und die Zeller vergaßen es ihm das ganze Jahr nicht, daß er in der Fastnachtszeit ihrer Lustbarkeiten Vater und Leiter war.

Wie Mohammed, der Prophet, seinen Gläubigen zurief: „Euer Paradies ruht im Schatten eurer Schwerter," so konnte Graf Magga den Zellern zurufen: „Eures Daseins heiterste Tage ruhen in den Erfindungen meines Geistes."

Und berühmt wurden die Zeller auch in jenen Jahren, da der Graf Magga der Pläsiermeister im Städtle war. Der alte Ruf der Haslacher, in der Narrenzeit das Beste zu geben, schwand vor den glänzenden Leistungen des Grafen Magga. Und wie seit alter Zeit in der Buß- und Fastenzeit die Völker des Kinzigtales zur Mutter Gottes nach Zell wallfahrteten, so wallten sie in den vierziger Jahren in den Fastnachtstagen „Zell zua", um die neueste Dichtung des Grafen im Schauspiel zu sehen.

In dieser Zeit war es, daß ich ihn zum erstenmal in

Hasle sah, wo sein Auftreten Furore machte, vorab bei den Weibsleuten.

Aber nicht bloß unter dem Publikum wuchs seine Beliebtheit, auch anderswo blühten ihm vorher schon Rosen, wo er es nie zu hoffen gewagt hätte. Er wurde der erklärte Liebling des reichen und vornehmen Fabrikherrn Lenz, der sonst wie ein englischer Lord mit den Zellern und mit seinen Fabriklern verkehrte. Und wie war das gekommen? Der ehemalige Schatullen-Toni war zwar der genialste Modelleur, aber von einem genialen Musterarbeiter bis zum Schoßkind des Fabrikherrn ist in der Regel noch eine Kluft, welche man nicht mit geistreichen Modellen aus Gips und Ton ausfüllen kann. Wir müssen auch hier fragen, wie meist bei derlei Dingen: „Wo ist die Frau?“ Und dieses Weib war „die Fräulein Karoline“, des ledigen Fabrikherrn Gesellschafts-Dame und Obersthofmeisterin, gebürtig aus dem unfernen Städtchen Lahr.

Sie war entzückt von dem jungen Modelleur, von seiner eleganten Gestalt und seinem ungezwungen vornehmen Auftreten; ein Entzücktsein, das man einem weiblichen Wesen stets verzeihen wird.

Der Hafnerssohn hatte sich bisweilen, nachdem er ausgelernt, in des Fabrikherrn Garten umgeschaut und in Stunden, da die Herrschaft dinierte oder ausgefahren war, sich an dem Blumenflor ergötzt und mit dem Müller-Sepp, dem alten Hofgärtner, sich unterhalten. Dieser, seinem Berufe gemäß mit Schönheitssinn begabt, hatte ebenfalls das größte Wohlgefallen an des Hafner-Wenzels Toni.

So oft nun das Fräulein Karoline im Garten sich erging und der Toni kurz vorher dagewesen war, erschöpfte sich der Müller-Sepp in Lobsprüchen auf die Grazie des Modelleurs. „Der,“ meinte der Gärtner, „ist ein Herr von Natur aus. Ich glaube jedesmal, es käme ein echter Graf, wenn der junge Mann kommt. Ich hab' schon in Straßburg in manchem Baronengarten geschafft und in Offenburg beim Baron von

Neven, aber so was Vornehmes nie gesehen, wie den Sohn von unserm Hafner-Wenzel. Mich nimmt's nur wunder, wo der's her hat. Er ist doch von Buren-Eltern da und noch nie für längere Zeit über Biwere und Zell hinausgekommen!"

Wo in aller Welt gäb's ein Fräulein Karoline, das nicht neugierig gewesen wäre, den also geschilderten jungen Herrn kennen zu lernen?

Drum fügte es sich, daß unser Fräulein Karoline von Zell Gelegenheit suchte und fand, den vornehmen Modelleur ihres Herrn im Garten zu treffen. Sie sah ihn, redete mit ihm, und er siegte kraft seiner überwältigenden Vornehmheit.

Sie war so des Lobes voll bei ihrem Herrn und ließ nicht nach, bis er ebenso besiegt war von des Hafners-Buben unwiderstehlicher Art, sich zu geben, und dieser nun bei beiden Hahn im Korbe wurde. Als solcher figurierte er bereits in der Villa des Fabrikherrn, da er seine Grafen-Fahrt nach Straßburg anstellte. Aber diese schadete ihm nicht nur nicht bei der Dame des Hauses, sondern sie imponierte ihr. Entrüstet fuhr sie mit ihrem Herrn zu Zell hinaus an jenem Tag, da die „wüsten, rohen" Zeller ihren Liebling spielten, nachdem sie diesem noch zuvor das Leibroß des Fabrikanten verschafft hatte.

Aber noch mehr! Das allmächtige Fräulein suchte in nicht zu ferner Zeit ihre Neigung zu dem vornehmen Manne in einer Weise praktisch zu betätigen, die sein dauernd Lebensglück ausgemacht hätte, falls er dem Sterne gefolgt wäre, den sie ihm anzündete.

Nachdem des Hafner-Wenzels Toni, wie, wissen wir, der Liebling auch der Zeller geworden war — in jenen Tagen tauchte in des Fabrikherrn Villa ein junges Mädchen auf, das mit der Oberſthofmeisterin sehr nahe verwandt war und bei ihr und ihrem Herrn noch mehr galt, als selbst der Graf Magga. Dies Mädchen nun sollte sich nach dem Wunsche der Oberſthofmeisterin, der zugleich dem Fabrikherrn Befehl war, dem Grafen verloben. Es hatte aber eine gerade so

große Abneigung gegen den eleganten Mann, als das Fräulein Karoline Neigung für denselben besaß.

Was bringen Frauen nicht fertig, wenn sie einmal etwas im Kopfe haben? Wer die Mutter für sich hat, wird stets Bräutigam der Tochter werden, auch wenn diese selbst und zehn Väter dagegen wären. Das war allzeit so. Und da der Graf Magga in der Fabrik-Villa zu Zell das Fräulein Karoline für sich hatte, so entging ihm die Braut nicht.

Das Mädchen wurde seine Frau. Am 14. Juni 1849 wurde ihm in der Gymnasiumskirche zu Offenburg die ledige Emilie Dreutler von Lahr angetraut. Nun war der Hafners-Sohn mit einmal der erste Mann nach dem Fabrikherrn, dessen Prokura er von Stund an bekam in alleweg, und der ihm am Hochzeitstag ein großes, schönes Haus zum Geschenk machte. Jetzt war er erst ein Herr, ein rechter Herr, und die Zeller kamen aus dem Respekt nicht mehr heraus.

Wie wir aber bald sehen werden, so spielte des Hafner-Wenzels Toni, und das war ein großer Zug an ihm, nie den Herrn, außer auf seiner jugendlichen Grafenreise. Ein bekanntes Sprichwort sagt zwar: „Wenn der Bauer aufs Roß kommt, reitet er stärker als der Herr." Das traf bei unserm Biberacher Dorfkind nicht zu. Ja, er blieb nach wie vor Modelleur und arbeitete in der Fabrik, wie jeder andere seiner seitherigen Kollegen.

Diese weise Mäßigung hielt den Grafen Magga auch ab, in der mit Aufgang seines Sternes losbrechenden Revolution eine Rolle zu spielen, obwohl er in erster Linie das Zeug dazu gehabt hätte.

Die Zeller als ehemalige Reichsstädter waren ziemlich konservativ und deshalb die Revolution in ihrem Städtle nur ein Sturm im Wasserglas gegen jene der Haslacher, die auf dem vollen Meere der Freiheit schwammen.

In Zell spielte damals nur einer eine hervorragende Rolle, und das war, es ist bezeichnend, der Dichter des Magga-Lieds, des untern Färbers Roter, Franz Joseph Schättgen.

Die Dichter sind bekanntlich die allergrößten Wolkensegler und springen mit beiden Füßen in die Arme der „wütenden Jungfrau", wie die Franzosen ihren revolutionären Freiheitsgeist nennen.

Ja, des untern Färbers Roter trug die Fahne der Revolution durch die dunklen Gassen von Alt-Zell und hinauf ins Reichstal und hinüber in „den Entersbach". Er wurde Hauptmann aller Freischärler des ganzen Bezirks, und wer, weil das republikanische Vaterland rief, sich, trotzdem er eben erst sich ein Weib genommen, als Gemeiner unter des roten Dichters Kommando stellte, war kein anderer — als der Graf Magga. Niemand wird ihm bestreiten, daß in diesem Schritt ein großer Zug ungewöhnlicher Bescheidenheit lag.

Der Feldzug der Zeller war unblutig. Sie lagen mit den Haslacher Freiheitsmännern einige Zeit als Exekution bei den aristokratischen Einwohnern von Lahr und Dinglingen. Und als sie vorher das Land hinunterzogen, um in und um Karlsruhe die Preußen verjagen zu helfen, tranken sie unterwegs vom besten Blut — Rebenblut.

Bei Offenburg liegt drüben im Gebirg die uralte Burg Staufenberg, damals im Besitz des Großherzogs Leopold. Hier saß dieser Fürst manchmal in der obersten Kemenate, die einen herrlichen Ausblick gewährte, und trank Durbacher. Denn das weinberühmte Dorf Durbach liegt zu den Füßen der Burg, und an ihrer Halde wächst der beste.

Diesem Schloß und seinem Keller einen Besuch zu machen in alter Art des Dreißigjährigen Kriegs, war der Vorschlag des roten Hauptmanns, und er ward natürlich mit Hurra ausgeführt.

Während sie im Schloß tranken, tranken, tranken, die durstigen Reichs-Städter und Reichs-Täler, gingen auf dem gleichen Bergrücken, nur weiter hinten im Tannenwald, andere hungrige und durstige Krieger „der Moos" zu und ihren düstern Gründen.

Es waren reguläre badische Soldaten, die, im Unterland

von den Preußen versprengt, auf Gebirgspfaden sich heimschlichen, weil die Freischärler im offenen Lande draußen auf sie fahndeten und jeden, dessen sie habhaft wurden, als Verräter wieder landab lieferten.

Ein Bauersmann, der das Durbacher Tal heraufgekommen war, hatte den Soldaten droben auf der Höhe verraten, daß vornen im Schloß Staufenberg Freischärler sich gütlich täten an fürstlichen Weinen. Zum Spaß ließen die regulären Krieger einige Salven aus ihren Flinten ins Tal vor knallen, um die bacchantischen Franktireurs aufzuschrecken.

Der Spaß gelang. Die Reichsmänner von Zell, Hambe und Entersbach flohen entsetzt aus den Burgkellern, so entsetzt, daß sie vergaßen die Hahnen zu schließen weil sie glaubten, die Preußen hätten die Moos besetzt und fielen nun über die tapferen Trinker her.

In Offenburg sammeln sie sich wieder. Dort liegen auch noch andere Tapfere, vom ganzen Kinzigtal her konzentriert. Von hier aus soll's vereint mit den Offenburgern vorwärts gehen dem Feind entgegen.

Im Feldlager von Offenburg erscheint auch der Bürgermeister von Entersbach, Isemann, genannt der Jokeles-Bur, mit dem ich, noch ein Knabe, ein Jahr später wohl bekannt wurde. Er stand mit meinem Vater in Geschäftsverbindung für Kirschen- und Zwetschgenwasser, und mehr denn einmal bin ich als Agent meines Vaters bei ihm auf dem Hofe gewesen.

Der Jokeles-Bur hörte, daß seine Entersbacher bei Offenburg im Lager sich befänden, und wollte sie, als Vater der Gemeinde, besuchen und sich nach ihrem Wohl und Wehe erkundigen. Er war zufrieden, als er sah, daß es ihnen weder am Essen noch am Trinken fehlte; da es aber hieß, es sollte weitermarschiert werden, erhob er feierlichen Protest: „Meine Entersbacher gehen mit mir heim. Wie ich höre, sollen Preußen drunten im Land sein, und ich hab' meine Leute nicht hergegeben zum Totschießen. Da wird nichts draus, und wenn's so gemeint ist, nehme ich meine Bürger und

Bürgersöhne wieder mit ins Tal hinauf. Und es wäre das Gescheiteste, Ihr würdet es auch so machen."

Der Jokeles-Bur sprach stets langsam, pathetisch und wie mit einem Schwert vom Munde weggehauen. Der Ernst seiner Worte und das Komische ihres Inhaltes bewirkten, daß man die Entersbacher Völker mit ihrem Oberhaupte heimließ und von den andern Obertälern alle, die nicht totgeschossen werden wollten.

Die Zeller aber gingen allermeist, unter ihnen der rote Hauptmann und der Gemeine, Graf Magga, dem Feind entgegen. Sie kamen aber nur bis Beiertheim vor Karlsruhe, und da sie hörten, weiter unten sei die Sache der Freiheit definitiv verloren, kehrten auch sie heim.

Je weiter die Preußen das Land heraufrückten, die Freischaren vor sich hertreibend, um so unbehaglicher wurde es dem Dichter und Feldhauptmann, des Färbers Rotem, von wegen seiner Hauptmannschaft, seiner feurigen Reden und von wegen des großherzoglichen roten Weines im Schloß Staufenberg.

Auch hatten ihm zum Schluß seine eigenen Leute, weil er sie „angeführt habe", mit dem Tode gedroht.

Geradeaus, talab Straßburg zu, war die Flucht schon nicht mehr möglich. Der Rote mußte den Rhein weiter oben zu gewinnen suchen. Er verließ nächtlicherweile die Vaterstadt, zog über den Schönberg an der Burg Geroldseck vorüber, umkreiste Lahr, wo es für ihn sich zu zeigen ganz gefährlich gewesen wäre, erreichte bei Ottenheim den Rhein und durchs Elsaß und das Welschland weiter das große Wasser und Amerika. Unter dem Sternenbanner fand er die Freiheit, die er in Baden vergeblich gesucht mit dem Schwert in der Hand, und er lebte in den neunziger Jahren noch in San Franzisko.

Nicht so gut, wie des Färbers Rotem, gelang die Flucht dem Bezirkskommandanten und Zivilkommissär von Gengenbach, dem das Korps der Zeller in oberster Instanz unterstand,

dem Advokaten Hofer, vom Volke damals allgemein der „Revolutions-Hans" genannt. Er war der schärfsten Revolutionsmänner einer. Es gelang ihm nicht mehr — vor lauter Preußen — über den Rhein zu flüchten, und er nahm deshalb den Weg übers Gebirg der Schweiz zu.

So kam er als Flüchtling ins Nordracher Tal und über den „Mühlstein" und die „Haldeneck", die wir aus dem „Vogt auf Mühlstein" kennen, in die Schottenhöfe. Hier traf er einen Bauer, der eben vom „Däschenkopf" her aus dem Wald kam. Es war der „Schillisepp", den wir aus der eben genannten Erzählung gleichfalls kennen, der handfeste Vertreiber der Hexen in den Schottenhöfen.

Dieser erkannte sofort den Fremdling, der ihn nach dem nächsten Weg ins Württembergische fragte, ohne zu merken, daß er es mit dem Schillisepp zu tun habe, dem er vor Jahren einen Prozeß verloren, weil er, wie der Schillisepp meinte, dem Gegner desselben geneigter war, als ihm, seinem Klienten.

Der Schillisepp packt, zum Schrecken des Flüchtlings, diesen am Halse, schüttelt ihn nach Bauernart und schreit: „Du bist der Revolutions-Hans und willst durch vor den Preußen. Mir hast du vor Jahren einen Prozeß mit Gewalt verloren, trotzdem ich im Recht gestanden. Ich könnte dich jetzt dafür strafen und den Preußen ausliefern, die schon dort unten in Zell eingerückt sind und auf derlei Vögel fahnden. Aber ich will ehrlicher an dir handeln, als du an mir. Da kommt mein Knecht, der muß dir den Weg zeigen dem Kniebis zu."

Nach dieser Strafpredigt schüttelte der Schillisepp den zitternden Revolutions-Hans nochmals kräftig, und dann entließ er ihn. Der Knecht aber gab ihm das Geleite bis zu sicherer Fährte.

Die Flucht gelang. Zwanzig Jahre später war der Freiheits-Hans wieder im Tal, amnestiert, und paukte im Kulturkampf ritterlich in den vordersten Reihen gegen die Pfaffen und war keiner der letzten meiner vielen Gegner,

als ich in den siebziger Jahren für den Reichstag kandidierte. —

Der Graf Magga blieb als Gemeiner unbehelligt in den Tagen der Reaktion, und sein Stern begann erst recht zu strahlen in den nun kommenden friedlichen Jahren.

5.

Eine der ritterlichsten Gestalten der vergangenen Jahrhunderte war der „schwarze Prinz" von England. Zu seinem Wahlspruch hatte er die Worte: „Ich dien'", eine schöne Devise für einen königlichen Prinzen und tapfern General.

Unser Graf Magga nahm diesen Wahlspruch auch zu dem seinigen, und trotzdem er ein gemachter Mann war mit der glänzenden Zukunft, in Zell der erste Bürger und Fabrikherr zu werden, diente er doch gerne allen Leuten.

Das Wort dienen hat aber im Bauernvolk des Kinzigtales eine ganz eigene Bedeutung, und gerade in dieser nahm der Graf das Wort auf. Wenn im Kinzigtal die Hochzeitsläder und die Leichenbitterinnen umhergehen und einladen, sagen sie jeweils: „Es wird die Hochzeits- oder Leidleut freuen, wenn Ihr ihnen d i e n t; sie werden Euch auch wieder d i e n e n in Leid und Freud'."

Diesen Dienst, auf den das Volk im Kinzigtal viel sieht und darnach einen Mann charakterisiert, leistete der Graf Magga vollauf, vorab im Leid. Und, was ihn besonders ehrte, er diente den Armen wie den Reichen. Keine arme Person im Städtle und keine im Spital, die der angesehene Mann nicht zu Grabe begleitet und deren Trauergottesdienst er in der Kirche nicht angewohnt hätte. Und wer immer ihn zu seiner Hochzeit einlud, dem diente er.

Und wenn ein armer Mann oder ein lediges Maidle keinen Paten finden konnte für ein zu taufendes Kind, so gingen sie zum Porzellan-Schmieder, und er diente ihnen gerne, weil er ein gefälliger Mann war und an jenes Sprich-

wort glaubte, sich zu weigern, ein Kind zur Taufe zu begleiten, sei vor Gott ein schweres Mißfallen.

Bei seiner Patenschaft für „ledige Kinder" trat er mit Recht einem Zeller Pfarrverweser entgegen, der ein ungeschickt eifriger und eigenmächtiger Mensch war und die armen, unschuldigen Kinder für das Vergehen ihrer Mütter strafen wollte, indem er jeden außerehelich geborenen Knaben „Justus" und jedes Mädchen „Bibiana" taufte.

So trug jedes Kind mit diesen Namen das Brandmal der unehelichen Geburt, und die Unschuld des Kindes und mit ihr die genannten Heiligen waren verfemt. Diesem ebenso taktlosen als ungerechten Verfahren machte der Graf Magga ein Ende, indem er fortan mit jedem außerehelichen Kind als Pate in die Kirche ging und so lange höflich, aber energisch verlangte, daß das Kind den von der Mutter gewünschten Namen erhielt, bis der Pfarrverweser endlich nachgab und der Unfug gänzlich aufhörte.

Des Grafen Auftreten in dieser Sache gewann ihm so sehr das Wohlgefallen der Zeller, daß sie ihn zum Kirchenrat und Mitglied des Stiftungsrates erwählten, damit er auch hier, wo der genannte Geistliche ganz nach seinem Belieben schaltete und waltete, Ordnung und dem Stiftungsrat wieder den gebührenden Einfluß verschaffte.

Auch dies besorgte der gewandte Mann so vortrefflich, daß der hitzige Pfarrvikar es vorzog, den Zellern den Rücken zu kehren und einem richtigen Pfarrer Platz zu machen; wofür nicht nur die Reichsstädter, sondern auch die vielen Bauern, so nach Zell eingepfarrt sind, dem Grafen dankbar waren.

Aber nicht bloß den toten Armen diente dieser, auch die lebenden vergaß er nicht, und diese fanden bei ihm, wie bei seiner Frau, stets ein offenes Haus. Und ihre Hände waren nicht leer; denn außer seinem glänzenden Honorar als erster Künstler und Erfinder neuer Formen kamen Geld und Geschenke im Überfluß aus des Fabrikherrn Villa und von dem Fräulein Karoline.

Reitpferde und Equipage standen dem Liebling der Herrschaft längst zu Gebot, und nach allen Richtungen, talauf und talab, fuhr er an Sonntagen spazieren.

Seinem alten Freund, dem Dreher-Mathis, der Fabrikarbeiter blieb sein Leben lang, war der Graf unentwegt treu und versuchte mit ihm, der, ehe er in die Fabrik eintrat, auch Uhrenmacher gewesen war, wie der Gromer-Karle, die so oft schon vergeblich unternommene Herstellung eines „Perpetuum mobile“, einer stets gehenden Uhr. Doch auch der Graf Magga und der Mathis lösten das Rätsel nicht.

Auch dem Mephisto Gromer-Karle blieb der Graf trotz allem hold, aber es war diesem nicht zu helfen. Er kam immer mehr herunter durch seinen leichten Sinn, putzte schließlich nur noch den Bauern auf den Höfen die alten Wanduhren und ward mehr und mehr ein armer Mann. Als solcher holte er einst droben im Nillwald zur Winterszeit Holz, kam unter den Schlitten und ward andern Tags erfroren und tot aufgefunden. —

Der Graf sorgte in seiner Sternenhöhe auch für seine eigene Schwester und verheiratete sie an einen braven Mann, der als Unterlehrer in Zell fungierte. Die guten Eltern erlebten die Glanzperiode ihres Sohnes nicht mehr. Sie hatten schon anno 1843, wenige Monate nacheinander, das Zeitliche gesegnet. —

In der Fabrik war der leutselige, vielvermögende Mann das Faktotum und der Patron aller, die beim Fabrikherrn ein Anliegen hatten. Und es gab sehr viele Menschen in und außerhalb der Fabrik, die bei ihr interessiert waren.

Solange es keine Eisenbahnen gab, war täglich großer Verkehr um die Fabrik herum. Da kamen Wagen, die Porzellanerde brachten und Wagen, die das Porzellan in die Welt führten.

Die Porzellanerde machte damals einen Riesenweg, bis sie in die Hände der Zeller Hafner kam. Von Limoges in Frankreich ging sie per Achse nach Bordeaux und von da

nach Rotterdam. Von Rotterdam kam sie den Rhein herauf nach Mannheim, wo sie wieder auf Wagen geladen wurde und den weiten Landweg von Mannheim bis ins Kinzigtal zurücklegte.

Geholt und in die Welt gebracht wurde dann die zerbrechliche Porzellanware von zahlreichen Händlern und Hausierern. Die erstern holten sie mit Wagen, die letzteren in Karren und Körben. Unter jenen stand obenan ein Zeller selbst, der schon genannte Serenbez, ein lustiger Mann, den ich noch wohl gekannt. Er fuhr nur in größere Städte und hatte, wenn er heimkam, alle Taschen voll Geld. Fragten ihn nun die Zeller im Wirtshaus, wie's gegangen sei auf der Reise, so meinte er regelmäßig: „Schlecht, hab' Roß und Wagen eingebüßt."

Täglich kamen auch Wirte oder Brautleute aus dem Kinzigtal und an Wallfahrtstagen Landleute in die Fabrik, um einzukaufen. Auf vielen Höfen des Tales, wo sonst alles noch einfach ist, findet man feine Kaffeetassen mit Goldreifen. Und das hat mit ihrem Porzellan die Fabrik in Zell getan.

Kamen bessere Haslacher, die dem Grafen Magga gut bekannt oder befreundet waren, in die Fabrik, so führte er sie mit Stolz darin umher und zeigte ihnen alle Zweige der Fabrikation. Und wenn er dann an Sonntagen mit des Fabrikherrn elegantem Zweispänner wieder nach Hasle gefahren kam, da war alles voll seines Lobes und des Lobes seiner porzellan-gewaltigen Stellung. —

Im Jahre 1857 brachte ich meine Lyzeisten-Ferien in der Nähe von Zell zu, auf dem Gröbernhof, und wurde von dem Hofbesitzer Fischer, einem alten Studio, von dem ich in meiner „Studienzeit" erzählt, in die Zeller Gesellschaft eingeführt. Bald im Raben, bald in der Sonne, je nachdem die Güte des Bieres wechselte, kamen die Zeller Herren und die bessern Fabrikler, Maler und Modelleure abends zusammen.

Hier sah ich den Grafen Magga zum erstenmal in der Gesellschaft. Er war damals vierzig und ich zwanzig Jahre alt. Ich sehe ihn heute noch vor mir, als ob er lebend vor mir stände, der schlanke, elegante Mann mit dem dunkeln Vollbart, dem schwarzen, üppigen Haupthaar und den großen, offenen Augen. Und wenn er sprach, geschah das mit einer so ungesuchten, ruhigen Vornehmheit und einer so angenehmen, klangvollen Baritonstimme, als ob er Staatsrat und Zwölf-Ahnenkind von Geburt gewesen wäre. Mir imponierte er mit Macht als die Seele der ganzen Gesellschaft. —

„Glück und Glas, wie leicht bricht das," sagt das Sprichwort. Das Glück des Grafen Magga war von Porzellan, und dieses bricht fast so leicht wie Glas. Und ein ander Wort heißt: „Wem das Glück wohl will, den macht es zum Narren," und „schnelles Glück hält schnelle Fahrt".

So ging's auch bei dem Grafen Magga. Dazu kam noch der weitere Umstand, daß jeder Mensch in seinem Leben einmal eine oder die andere große Dummheit begehen muß. Diejenigen, welche von diesem Umstand befreit bleiben, sind entweder Heilige, d. h. übernatürliche Menschen, oder solche, die von Natur aus zu wenig haben — billige Denker.

Je begabter und talentvoller ein Mensch ist, um so mehr wird er veranlagt sein, Fehler und Torheiten zu begehen. Die größten Sünden an und in der Menschheit und die größten Torheiten in der Welt haben nicht Esel — sondern sogenannte gescheite Leute begangen.

Den schlechtesten Kerl, den's gibt, den Teufel, hat noch niemand für einen Esel gehalten. Er hat in der Menschheit zu allen Zeiten das Renommee eines Genies gehabt, und man spricht deshalb von „teufelmäßig gescheit". Und doch hat der Teufel schon so viele ungeschickte Streiche gemacht, daß man im Volk schon längst auch vom „dummen Teufel" redet. —

Dem Sohne des Hafner-Wenzels von Biwere war das Glück zu schnell gekommen, und es wurde ihm, wie das Volk

zu sagen pflegt, zu wohl. Er wurde ein Abenteurer. Eines schönen Tages war er verschwunden, Weib und Kinder zurücklassend.

In Paris tauchte er wieder auf. Im Babel an der Seine will er seine Narrheit austoben. Und als sein Geld erschöpft ist, sucht er neues zu verdienen durch Arbeit. Doch es ist viel leichter, in Zell sein Glück zu machen als in Paris, wo es mehr als einen geschickten Modelleur gibt.

Es geht dem Glückskind bald herzlich schlecht, und in des Lebens Not herabgesunken, ruft er die Verzeihung seines braven Weibes an, mit dem er glücklich gelebt und das er trotzdem im Leichtsinn verlassen hat.

Wenn einem Manne die Frau leichtsinnigerweise durchbrennt und er sie wieder holt, wird er mit Recht ausgelacht; wenn aber eine Frau in ähnlicher Lage ihren Mann wieder holt, verdient sie, ebenfalls mit Recht, hohes Lob.

Die Liebe einer Frau „glaubt alles, trägt alles und duldet alles", und solange ein Mann diese Liebe nicht völlig verscherzt hat, kann er stets auf Verzeihung rechnen.

Solch eine Frau hatte auch der Graf Magga. Sie hatte ihn wider Willen geheiratet, hing ihm aber jetzt in aller Treue an und verließ ihn nicht in der selbstverschuldeten Not. Sie ging selbst nach Paris, suchte ihn in seinem Elend auf, brachte ihn heim und stürzte sich so mit ihm ins Elend. Warum? Der Fabrikherr hatte nach des Grafen Flucht der Frau zugesagt, für sie und ihre Kinder zu sorgen, wenn sie von dem leichtsinnigen Mann, der Gunst und Stellung bleibend verloren hatte, ablasse. Und als das brave Weib trotzdem ihrem Manne nachreiste, um ihn zu holen, traf sie das gleiche Los. Und dieser harte Beschluß blieb bestehen, denn reiche Leute werden gerne erbarmungslos — blieb um so mehr bestehen, als das „Fräulein Karoline" gestorben und ein anderes Fräulein Obersthofmeisterin in des Fabrikherrn Villa geworden war, die von den Lieblingen ihrer Vorgängerin natürlich erst recht nichts wissen wollte.

So kam der Graf mittellos nach Zell zurück und wurde, weil ohne jede Hilfsquelle, in der ersten Zeit bettelarm. Aber seine vielen Freunde aus besseren Tagen ließen ihn nicht hungern. Als er reich war, hatte er und seine Frau den Armen viel Gutes getan, und als sie selbst arm waren, fanden sie drum ebenfalls Erbarmen.

Lebensmittel aller Art wurden der verschämt armen Familie heimlich und nächtlicherweile vors Haus gestellt. Selbst die Bauern des Harmersbacher Tales vergaßen den „Narrenvater" nicht; namentlich wurde sein Wohltäter der „Herr Breig", der Lunzenbur, den wir aus dem „letzten Reichsvogt" kennen.

Aber bald erhob sich das Talent des schwer geprüften Mannes wieder und verschaffte ihm Brot.

Sein Freund, der Post-Schmieder, gab ihm einige Geldmittel, und nun fabrizierte er Teppiche aus Lumpen. Da dies nicht prosperierte, so verhalf ihm sein Schwager, der Lehrer Schneider, dazu, eine kleine Fabrik für feuerfestes Kochgeschirr zu gründen. Als dies Erfolg hatte, faßte er sofort einen höhern Plan; er gewann Aktionäre und richtete eine größere Steingutfabrik ein in der alten Hammerschmiede, alles nach eigenen Heften und ohne jede technische Beihilfe.

Da er keine Aktien hatte zeichnen können, gehörte die Fabrik, als sie nach Jahren blühte, den Aktionären, die ihn für seine Mühe belohnten, aber nicht als Geschäfts-Teilhaber annahmen, was ihn zum Austritt veranlaßte.

Jetzt wird er, bereits ein Sechziger, Reisender für eine große Porzellan- und Steingutfabrik in Lothringen. Als solchen traf ich ihn, den längst Totgeglaubten, wie schon oben erzählt, anfangs 1880 einmal in Karlsruhe, nachdem ich ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Er kannte mich nur noch dem Namen nach und erinnerte sich nicht mehr an unser Zusammentreffen in den fünfziger Jahren im Raben zu Zell. Wer beobachtet einen jungen Studenten in einer Gesellschaft älterer Herren! Aber unsere

Unterhaltung war bald im Fluß. Ich erinnerte ihn auch an jene Zeit, da ich als Knabe ihn in Hasle bewunderte, wenn er bei meiner Großmutter Besuch machte. Ein schmerzliches Lächeln zog über sein Gesicht, und er sprach: „Hätt' ich jene Zeiten nicht verpaßt, so müßte ich in meinen alten Tagen nicht als Reisender umherziehen."

Dann erzählte er, daß ihm seine Frau gestorben sei und er jetzt vorhabe, seinen Reiseposten aufzugeben, sich in Zell wieder bleibend niederzulassen und mit einigen Erfindungen, die er im Kopfe trage, sein Leben weiter zu fristen.

Er war immer noch der vornehme Mann von ehedem und kam mir in Rede und Gebärde vor wie ein adeliger Herr, der bei der Garde gedient hat und jetzt, als Rittergutsbesitzer auf dem Lande lebend, von Zeit zu Zeit in der nächsten Stadt erscheint. Unter den andern Geschäftsreisenden im Wirtszimmer sah er aus wie ein König, der sich in eine Gesellschaft verirrt hat, die nicht seines Zeichens ist.

Was ich aber noch an dem Manne bewunderte, war seine klassische Ruhe. Er sah aus, wie einer, der vieles erduldet, aber den kein Unglück niederzuschlagen imstande ist.

6.

Bald nach unserem Zusammentreffen leuchtete ihm noch ein Glücksstern. Der Fabrikherr, welcher schon in den sechziger Jahren von Zell nach der Schweiz, in die Nähe von Bern, verzogen war, starb und setzte die Nachfolgerin des Fräulein Karoline als Erbin seines vielen Geldes ein.

Der Graf, in Zell sitzend und seinen Patenten nachsinnend, erhob Einsprache gegen das Testament und berief sich auf die nahe Verwandtschaft seiner Frau mit dem Fabrikherrn. Er hatte Glück. Die Erbin zahlte, um allen Schwierigkeiten zuvorzukommen, des Hafner-Wenzels Toni und seinen erwachsenen Kindern 50 000 Mark heraus.

Sein erstes, edles Werk daraufhin war die Erbauung

eines Denkmals über dem Grabe seines treuen Weibes und einer Gruft neben ihr für sich selber. Dann sorgte er für seine Kinder, für deren Ausbildung er — seine Pariser Zeit abgerechnet — stets alles getan hatte.

Und nun ging er wieder an seine Arbeit. Er gründete eine Tabakfabrik und gab seinen Zigarren und seinem Tabak den Titel: „'s gibt keine und keinen bessern." Mit seinem Fabrikat reiste er selber, und gewandt, wie er war, verkaufte er es auch. Als er aber altershalber nicht mehr reisen wollte, engagierte er einen Zeller Schuhmacher, der das Sitzen nicht gut vertrug; der mußte das Maggasche Rauchwerk verhausieren. Aber er eignete sich nicht wegen seiner für einen Detailreisenden allzugroßen Offenheit. Wenn er zum zweitenmal zu den Kunden kam und diese meinten, die Zigarren entsprächen nicht ganz dem anpreisenden Titel, sagte der ehrliche Meister Knieriem: „Der Titel ist verschrieben, es sollt' heißen, ‚wir haben keinen bessern'." Daraufhin wurde er ausgelacht, und das Geschäft seines Herrn kam ins Stocken.

Jetzt ließ der unermüdliche Graf seine Erfindungen los: eine Patent-Strickmaschine für Wollwaren-Fabrikation, wozu er die selbsterfundene Kunstwolle gleich mitlieferte; ein Patent-Pferde-Kummet, zu dessen Verschleiß er selbst nach England reiste; Patent-Schuhsohlen (er erfand das Aufschrauben des Leders), Patent-Hosenträger, Patent-Hosenschoner. Die meisten dieser Erfindungen brachten Geld, und so hatte der Fink immer Samen, und es wurde ihm auch so wohl, wie dem Finken im Hanfsamen. Ja, er wurde wieder jung und dachte in seinen alten Tagen wieder ans Freien, da sein Wohlergehen ihn abermals in Versuchung führte.

Einige Jahre später, nachdem ich den Grafen Magga in Karlsruhe getroffen, kam ich eines Tages von den Bergen herab nach Maria-Zell und kehrte durstig im badischen Hof ein. Der Pfarrherr des Städtchens leistete mir Gesellschaft. Ein junges Mädchen, dreinschauend wie Milch und Blut, kredenzte uns die Gläser. Da die Wirtsleute mir fremd vor-

kamen und ich schon mehr denn dreißig Jahre nicht mehr in dem badischen Hof gewesen war, fragte ich meinen Begleiter, ob das Mädchen die Tochter des Hauses sei. „Ja," war die Antwort, „und sie ist zugleich die Braut des Grafen Magga."

„Was, des Magga? Lebt der noch? Der könnte ja der Großvater der jungen Dame sein!" sagte ich erstaunt.

„Ja, der lebt noch, gerade da drüben in dem Hause. Dort fabriziert er seine Patent-Sachen und hat nebenbei das Herz dieser schönen Nachbarin erobert, und sie will keinen andern als den fünfundsechzigjährigen Grafen Magga."

Der hatte die Welt stets überrascht, schon in meiner Knabenzeit; ich glaubte deshalb auch an diese Neuigkeit. Sie bewies mir, daß er eben in seinen alten Tagen noch könne, was in jungen. Er hatte vor vierzig Jahren das ganze Städtchen Zell närrisch zu machen gewußt, warum sollte er nicht heute noch das Talent haben, diese Kunst mit Erfolg an „einer Frau Wirtin Töchterlein" zu versuchen.

Man räsoniert so gerne über alte Männer, die junge Mädchen heiraten, und spricht gleich von „alten Sündern". Nach meiner Ansicht mit Unrecht. Man sollte derartige Herren bekomplimentieren, daß sie noch so viele Anziehungskraft haben und noch so jugendlich erscheinen, daß Mädchen ihrer begehren. Und wenn geschimpft werden soll, so wende man sich gegen die junge Braut, die es über sich gewinnt, einen alten Kerl zu heiraten und zwar, was die Geschichte noch schlimmer macht, meist nicht wegen des Alten persönlicher Anziehungskraft, sondern weil er die Dame versorgen kann.

Viele der schönsten Mädchen werden jederzeit bereit sein, einen Millionär zu heiraten, selbst dann, wenn er häßlich wäre wie ein Pavian und so alt wie Methusalem.

Bei unserm Grafen aber möchte ich der jungen Dame das Wort reden. Ich sah und hörte ihn als einen Sechziger und war entzückt von seinem vornehmen Benehmen und seinen gewählten Redensarten.

Wenn er aber mich, der ich sonst auf elegante Redensarten nichts gebe, entzückte, wie wird er erst auf eine Vertreterin jenes Geschlechts gewirkt haben, das auf Redensarten alles hält und am meisten lügt und belogen wird. —

Mich aber reut es heute noch schwer, daß ich damals nicht sofort zu dem Grafen gegangen bin und ihm gratuliert habe. So kam ich um die letzte nahe Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen.

Bald nach meiner Bergfahrt kam's richtig zur Hochzeit. Um allem Spott auszuweichen, ließ er sich nicht in Zell, sondern in seinem Vaterort Biberach trauen und machte alsbald, wie vornehme Leute zu tun pflegen, eine größere Hochzeitsreise bis Wien, um seine junge Frau in die Welt einzuführen.

Von dieser heimgekehrt, wollte er sich und seine jüngere Hälfte nicht dem Gespötte der Zeller aussetzen, sondern diesen gründlich aus dem Wege gehen, indem er übers Meer nach Amerika zog. Hier ließ er sich in Newyork nieder und kaufte — denn das Geld ging ihm in der letzten Zeit selten aus — ein „Hotel garni".

Amerika ist das Land der Erfindungen; hätte unser Graf sich hier auf solche verlegt, es wäre ihm wohl besser ergangen. Aber als Hotelier und Zimmervermieter prosperierte er nicht, weil die Leute in jenem Land auf die schönen Redensarten eines Wirts viel weniger geben als bei uns. Er schlug sich mühsam durch und kehrte auf Drängen seiner Gattin dem Lande der Yankees nach drei Jahren wieder den Rücken, fuhr übers Meer zurück, an Zell vorbei, und tauchte plötzlich als Gastwirt zum „wilden Mann" in der zwölf Stunden von Zell entfernten alten Stadt Villingen auf.

Der Graf ist alt und muß einen Beruf ergreifen, in dem seine Frau tätig sein kann, und da sie Kellnerin war in ihrer Mutter Stube, wurde er, wie in Amerika. so in Deutschland, Hotelier.

Der „wilde Mann" in Villingen ist zwar nur eine Bauernherberge, aber der badische Hof in Zell, in welchem seine

Frau einst das Servieren besorgte, ist auch keine Herrenwirtschaft und selbst den Bauern ein höflicher Wirt lieber als ein grober.

So bediente die Frau die Bauern, und der alte Graf machte die Honneurs, und wie er sie machte, hat mir ein Villinger selbst bezeugt mit den Worten: „Er war ein äußerst liebenswürdiger Mann und konnte trefflich erzählen, denn er war in der Welt herumgekommen, und was er sprach, hatte Hand und Fuß."

Ein Jahr blieb er als Pächter auf dem wilden Mann und unterhielt seine Gäste, als unweit Villingen, im Dorfe Marbach, die kleine Restauration am Bahnhof frei wurde. Sonnig liegt dies Häuschen unweit des Brigflüßchens, das eine der Mütter der Donau ist und seine Wasser mit der Donau ins Schwarze Meer rollt. Der greise Magga kaufte die Bude, weil die Frau was eigenes haben wollte und alte Männer, so gut sie können, stets den Willen ihrer jungen Weiber erfüllen, und wird Restaurateur an der Schwarzwaldbahn.

Die Marbacher Bauern gehören schon zu den „Booremern", d. h. zu jenem alemannischen Stamme, der die Baar bewohnt, das Hochplateau um die Quellen der Donau herum. Die Bauern jener Gegend sind ein starkes, stämmiges Geschlecht, das nicht an Gemütsschwäche leidet und drum wenig Poesie kennt.

Aber auch solchen Leuten wurde unser Graf gerecht; er, der Mann mit dem sanguinischen Herzen und den leichten Idealen, wurde in Marbach Philosoph und zwar Stoiker. Die Marbacher sagen heute noch von ihm: „Er war ein zufriedener und sehr genügsamer Mann," das schönste Zeugnis, welches man einem Sterblichen, der so vielen Wechsel des Schicksals erfahren, geben kann.

Ein Eisenbahn-Restaurateur an einer abgelegenen Dorfstation muß zwar an sich ein genügsamer Mann sein; daß er ein zufriedener ist, wird selten vorkommen.

So lebte der einstige Löwe des Tages im mittlern Kinzig-

tal droben auf der öden Baar als stiller, genügsamer Kleinwirt, bis im Herbst des Jahres 1891 der Tod ihm nahte. Er ließ, wie mir dieser selbst berichtete, den Pfarrer von Kirchdorf rufen, zu welchem Marbach eingepfarrt ist, machte seine Rechnung mit dem Himmel und starb, siebenzig und vier Jahre alt.

In religiöser Hinsicht war der Graf in spätern Jahren freigeistiger Art geworden. Man findet dies vielfach bei Leuten aus dem Volk, die geistig über die andern hervorragen. Sie wollen auch in religiösen Dingen anders sein als andere. Und der Mensch ist am meisten versucht, seinen Größenwahn dem kindlichen Glauben gegenüber zu zeigen. Drum hat schon der göttliche Heiland gesagt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Genialen, hochbegabten Menschen fehlt in der Regel auch die Demut, die der christliche Glaube verlangt; deshalb gehören derlei Leute in der Regel gerne dem Unglauben an.

Aber seine Vornehmheit zeigte der Graf Magga auch hier. Er behielt seine religiösen Anschauungen für sich. Nie wird jemand den Grafen Magga über die Religion anderer spotten oder seine religiöse Ansicht als die richtige haben anpreisen hören. Er achtete die Überzeugung eines jeden und behielt die seinige still für sich.

Auf einem einsamen Kirchhofe an der Brig — die schöne Gruft in Zell neben seiner ersten Frau bezog er nicht — ruht nun der Mann, der so heitere Tage gesehen und andern geschaffen hatte. Und wenn die Leute von Kirchdorf, Klengen und Marbach an seinem Grabe vorüberziehen, ahnt keiner, daß hier der einst so hoch gefeierte Graf Magga ruht. Sie kannten ihn ja nur als den genügsamen und zufriedenen Restaurateur und nicht als den genialen Erfinder und den berühmten Fastnachts-König von Zell am Harmersbach drunten im lustigen Kinzigtal.

Aber auch hier ist er nahe am Vergessenwerden. In meiner Knabenzeit sprach jung und alt von ihm, und er war

talauf talab ein berühmter und gerühmter Mann. Heute wissen die Jungen nichts mehr von ihm, und die Alten müssen erst wieder an ihn erinnert werden; aber dann sagen sie einstimmig: „Ah, der Graf Magga, der war ein freundlicher, fröhlicher, jedermann gefälliger Herr, der sich in alles schicken konnte und der im ganzen Kinzigtal unter Bürgern und Bauern keinen Feind hatte."

Noch wenige Jahre und der Mann wäre unbeschrieen untergegangen wie schon Hunderttausende vor ihm in den Bergen des Kinzigtals. Und das hat er nicht verdient; drum hab' ich ihn hier „verewigt", wenigstens für so lange, als das Holzstoffpapier des 19. und 20. Jahrhunderts hält.

Wenn man nicht wüßte, welch ein Fluch auf der Kultur liegt, und wie sie nicht bloß alle Nationen, mit denen sie in Berührung kommt, verzehrt, sondern auch die Bücher und Zeitungen, die sie druckt und in denen ihr am meisten gehuldigt wird — am Holzstoff-Papier allein könnte man's sehen.

Zum Kulturfortschritt gehört die Erfindung dieses elenden Papieres. Die kommenden Geschlechter aber werden diese neumodische Papiermacherei verfluchen. In hundert Jahren wird von unserer Literatur, soweit sie in Bibliotheken aufbewahrt ist, nur noch Sägmehl übrig sein.

Man baut also unsere Bibliothekpaläste für künftige Schutthaufen, da niemand, auch unsere Regierungen nicht, daran denkt, ein Gesetz zu machen, wonach das Holzstoffpapier nur gebraucht werden darf für Liebesbriefe, Zahlungsbefehle und zum Einwickeln von Käse und Wurstwaren. —

Manch einer wird vielleicht sagen, der leichtsinnige Magga, welcher Fabrikherr von Zell geworden wäre, wenn er nicht seine Lustreise nach Paris gemacht hätte, verdiente es gar nicht, verewigt zu werden; es stirbt mancher zeitlebens brave Mann, und kein Mensch denkt daran, sein Leben zu beschreiben.

Ich aber sage, zunächst fühle ich mich nicht berufen, die leichtsinnigen Streiche anderer Leute zu verurteilen; ich denke

dabei stets an den sich seiner Bravheit rühmenden Pharisäer im Tempel als an ein abschreckendes Beispiel. Und dann, wer weiß, was andere Sterbliche für Dummheiten gemacht hätten, wenn sie vom Hafnerslehrling so rasch heraufgestiegen wären, wie der Graf Magga? Denken wir also an das bekannte Wort des Heilandes: „Nolite judicare — richtet nicht!“ Menschen, die in ungewöhnliche Verhältnisse kommen, verüble ich große Fehler viel weniger. Auf den Höhen des irdischen Lebens ebensogut wie in seinen tiefsten Tiefen ist der Sterbliche nicht immer Herr seiner selbst.

Warum ich den Grafen Magga trotz seiner Fehler in mein Bauernblut aufgenommen, das geschah deshalb, weil ich an ihm zeigen wollte, zu was allem ein Mensch befähigt sein kann — ohne Schule und Dressur, lediglich durch die Gaben der Mutter Natur und weil er von Vater und Mutter her Bauernblut in seinen Adern hatte. —

Das junge Weib des Eisenbahnrestaurateurs von Marbach nahm bald nach ihres greisen Mannes Tod einen jungen, verkaufte die stille Wirtschaft im Brigtal und kredenzt jetzt Bier an einem lustigen und bekannten Kurort des Schwarzwalds, in Triberg. Wenn sie aber vom Grafen Magga erzählt, weiß sie nichts zu sagen als: „Ich würd' meiner Lebtag keinen alten Mann mehr nehmen“ — und zeigt dadurch, daß sie ein „Wibervolk“ ist, das die geistigen Vorzüge ihres ersten Mannes nicht zu schätzen wußte. Doch eines müssen wir ihr zu gut halten: sie hat ihm einen schönen Grabstein setzen lassen auf dem Gottesacker zu Kirchdorf. Er trägt die schlichte Inschrift: „Hier ruht Franz Anton Schmieder, gestorben am 4. September 1891 in seinem 74. Lebensjahre. Er ruhe im Frieden.“

Vom Grafen Magga steht aber nichts darauf, drum soll er seinen Denkstein in diesem Buche gefunden haben. —

Ich habe mich seit dem ersten Erscheinen dieses Buches auch nach dem „Stamme“ des Grafen Magga, d. h. nach seinen Kindern erkundigt.

Seine zwei Söhne, begabt wie der Vater, haben sich, gleich ihm, um Höheres bemüht. Zell war ihnen zu klein. Sie gingen nach Paris und waren hier glücklicher als der Vater. Sie haben sich nicht ohne manchen Fehlschlag schließlich als Kaufleute rentable Geschäfte gegründet.

Noch besser ging es der einen der drei Töchter.

Kamen da in den siebziger Jahren einige Straßburger Studenten nach einer Schwarzwaldfahrt abgebrannt auf den Gröbernhof bei Zell, von welchem Meierhof und seinem Besitzer ich, wie schon erwähnt, in meiner „Studienzeit" erzählt habe. Sie hatten weder mehr Geld, beim Meierhofwirt die Zeche zu zahlen, noch um nach Straßburg heimfahren zu können.

Einer von ihnen war Virtuos im Geigen, und die andern meinten deshalb, er solle nach einer Geige fragen und dann durch sein Spiel das Herz des Wirts und Hofbesitzers Fischer rühren. Es fand sich ein Instrument, schlecht und recht. Der Künstler spielte, spielte so rührend, daß alles im Haus zusammenlief und lauschte.

Allgemeiner Beifall lohnte den Virtuosen; vorab war der dicke Fischer, ein Biedermann und alter Korpsstudent, gerührt.

Jetzt trug der Geiger ihm seine und seiner Mitstudenten Schmerzen vor, und sie wurden alsbald von dem alten Studio geheilt.

Einige Zeit später kam der Geiger wieder von Straßburg auf den Hof, um, ferne der Musenstadt, eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden.

Wie mich zwanzig Jahre früher, nahm Fischer den preußischen Studio abends mit in den „Raben" zum Bier, wo der Künstler durch sein Geigenspiel die Gesellschaft entzückte.

Als der Zeller Männergesangverein bald darauf ein Konzert auf dem Gröbernhof gab, wurde der Student dazu eingeladen und gebeten, mitzuwirken.

Er kam, spielte, sah hier zum erstenmal die bildschöne

Tochter des Grafen Magga und ward von ihren Reizen gefangen. Und das Ende vom Lied, das auf dem Gröbernhof anfing, war, daß der reiche, schöne, aus bester Familie stammende junge Mann sich noch als Student mit der Tochter des Grafen Magga verlobte.

Der Vater Schmieder lebte damals noch mit seiner ganzen Familie in Zell.

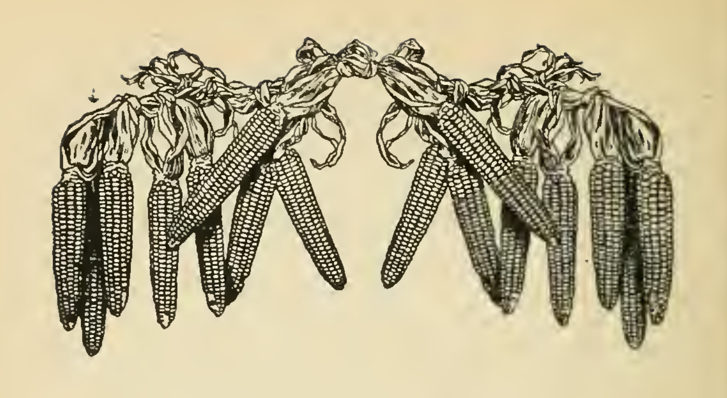
Der Student macht seine Examina mit Glanz, überwindet alle Hindernisse, auch die seiner Eltern, und führt nach Jahr und Tag seine schöne Zellerin heim.

Heute leben beide, von erwachsenen Kindern umgeben, in angesehener Stellung in der preußischen Monarchie. Beide haben mich schon nach dem ersten Erscheinen des „Grafen Magga" in Freiburg besucht. —

Daß es so den Kindern des genialen Mannes gut geht, freut mich für das Andenken ihres Vaters, der, trotzdem er ein abenteuerlicher Mann war, heute noch so imponierend vor meinem Geiste steht, wie damals, als ich ihn in meiner Knabenzeit zum ersten Male gesehen habe vor meinen Augen.

Die Fabrik in Zell aber gehört heute einem vom Stamme Schmieder, dem Sohne des in dieser Erzählung vielgenannten Post-Schmieders. Auch das freut mich. —





Martin, der Knecht.

1.

Eines der einsamsten Schwarzwalddörfer, ebenso reizvoll gelegen, als wenig bekannt, ist das Bergdorf Oberbiederbach, zwei Stunden südwestlich von Hasle. Es liegt fast auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz in einer Bergmulde versteckt, abseits der Heerstraße, die seit Jahrhunderten aus dem Elztal über die „Herne" nach dem Kinzigtal führt.

Seine Bevölkerung ist rauh, wie der Boden, den sie bebaut. Große, starke Männer mit dem „Schwyzerbart" ihrer keltischen Ahnen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg aus der Schweiz zahlreich in diese damals verödeten Berge und Täler zogen — und kräftige, rundköpfige Wiber und Maidle, bis heute treu einer der reizendsten Trachten des Schwarzwalds, bewohnen in zerstreuten Gehöften die zahlreichen „Zinken" und Tälchen dieses waldigen Hochlandes. Viehzucht und ein wenig Ackerbau bilden ihre Beschäftigung und ihres Lebens Unterhalt.

Über den Berg treiben sie an jedem Markttag ihr Vieh

zum Verkauf hinab ins Kinzigtal und nach Hasle. Die finstern, bärtigen Buren aus dem Biederbach waren mir, dem Knaben, nie so sympathisch, wie ihre glattrasierten Kollegen in meiner Heimat.

Es ist eigen. Ich bin ein Freund der Vollbärte, weil sie den Mann zieren und ihm seine Signatur geben. Und ich bedauere, daß die katholischen Geistlichen in Europa, wo herrschend gewordene französische Mode sie der Bärte beraubte, bartlos einhergehen, ein Privileg oder richtiger eine unfreiwillige Mode, die sie mit den Kellnern und Schauspielern teilen. Trotzdem sehe ich bärtige Bauern nicht gerne, kann mir's aber nur dadurch erklären, daß ich in meiner Knabenzeit allermeist nur rasierte Buren sah.

Die Burschen von Biederbach zogen damals gerne in unsere Gegend herüber als Knechte. Sie waren beliebt als tüchtige „Schäffer", aber gefürchtet als hitzig und rauflustig. Die Bauern und die andern Knechte des Tales nannten sie nur die „Ruh-Windigen", weil sie aus einer Gegend kamen, wo ein rauher, scharfer Wind weht, und weil sie selber rauh waren. Auch die „Überländer" wurden diese Landleute aus dem Elztal von ihren Standesgenossen im Kinzigtal genannt.

Später waren die Biederbacher Buren verschrien als Prozeßkrämer, den vielen Advokaten in „Friburg" wohlbekannt. Die Burschen aber gelten heute noch als Leute, die wenig Spaß verstehen. Wenn sie drüben auf der Herne im einsamen Rößlewirtshaus Tanz haben, müssen die Kollegen aus den angrenzenden Gebirgshöfen von Hofstetten und Mühlenbach bescheiden auftreten, so sie im Frieden scheiden wollen.

Unter diesem Volke lebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bauersmann Andreas Spitz, der aber allgemein den Namen „der Spaniol" trug, weil er den napoleonischen Feldzug in Spanien mitgemacht hatte. Heimgekehrt, erzählte er seinen Biederbachern viel von dem südglutigen Spanien, von seinem Wein und seinen Orangen, aber auch von den

Kämpfen, welche er unter den Marschällen Massena, Soult und Mortier mitgemacht hatte, und sie horchten auf, die Biederbacher in ihren Tannen- und Föhrenwäldern und in ihrem friedlichen Bergdorfe, wenn der Andres so erzählte und sich so den Namen „der Spaniol" als Ehrennamen verdiente.

Er war eines Bauern Sohn aus dem Finsterbach, einem engen Tälchen, das von der Herne herabzieht und deren Wasser zu Tal bringt. Spitzhof hieß das Gut und heißt es heute noch, weil die Bauernfamilie Spitz seit unvordenklichen Zeiten auf ihm haust.

Als nachgeborenem Sohne blieb dem Spaniol nichts anderes übrig, als sich ein Heim selbst zu gründen, und er kaufte in den zwanziger Jahren ein kleines Gut im heimischen Finsterbach, das flugs beim Volk den Namen „Spaniolengütle" erhielt und ihn behielt bis zum heutigen Tag.

Der alte Spaniol ist längst heimgegangen, hat das Gütchen seiner Tochter, seinen Übernamen aber ihrem Manne hinterlassen, der von der Stunde an der „Spaniolen-Mathis" genannt wurde.

So wird von Geschlecht zu Geschlecht stets ein Andenken an Napoleons spanische Kriegszüge und an die Knechtschaft, die Deutsche damals durch ihre Fürsten ihm leisten mußten, im einsamen Biederbach fortleben, wenn längst kein Mensch mehr was weiß von des Spitzburen Andres, dem ersten Spaniol.

Dieser nun hatte einen Sohn, den Marte, den Helden unserer Erzählung und meinen Freund in den Tagen der Knabenzeit.

Der „Martis-Märkt" in Hasle, der Anfangs November gehalten wird, ist im mittleren Kinzigtal vorzugsweise der Jahrmarkt, an dem die „Völker", das heißt die Dienstboten — Knechte, Mägde, Hirtenbuben und Hirtenmaidle — nach Hasle kommen. Die Haslacher wissen das, und die Metzger richten mehr Bratwürste und die Bäcker mehr Wecken als an einem andern Markt. Denn die Hirten-Völker bekommen

da die einzige städtische Bratwurst im Jahre, oft die erste im Leben, und auf die Wecken freuen sie sich schon im Sommer und Herbst, wenn sie einsam auf den Bergen in der Nähe der Herden beieinander sitzen und vom Martis-Märkt reden.

Zwar macht jeder Bur, so oft er metzget, auch „Brotwürst", aber nur für sich, den Fürsten im Hause, oder für Besuche, die aus dem Städtle kommen; ein Hirtenbüble darf nicht einmal an des Buren Bratwürste „schmecken" oder daran denken. Die werden im Rauch getrocknet und dann in der Schatzkammer des Buren, im Speicher, im vollen Kornkasten versteckt. Drum denken die jungen Völker an die Bratwurst „uf'm Martis-Märkt"; die serviert ihnen eine schmucke Haslemer Kellnerin auf einem Porzellanteller, und diese Bratwurst macht sie glücklicher als manchen Fürsten sein Thron.

Die Völker kommen aber zum Martis-Märkt nicht bloß der Bratwürste und der Wecken halber, sondern auch noch aus einem viel wichtigeren Grund, dem eigentlichen Anlaß des Marktganges. Und der ist das „Verdingen". Am Martis-Märkt werden die „Völker" frisch gedungen, sei es vom alten, sei es von einem neuen Herrn.

Im Frieden scheiden allermeist Buren und Völker, wenn eines des andern nicht mehr bedarf oder eins dem andern nicht mehr dienen will. Im politischen Leben geht's bekanntlich nicht so friedlich ab, wenn die Völker ihren Fürsten nicht mehr dienen wollen. Sie *müssen* meist, ob sie wollen oder nicht.

Bei den Buren herrscht freie Dienstbarkeit, und jeder Untergebene geht, wenn er's für gut findet, und der Bur gibt ihm seinen Segen dazu.

Der Hirtenbub will Unterknecht, der Unterknecht Oberknecht werden; der eine hat bisher auf den Bergen gedient, jetzt will er auch einmal schauen, wie 's in den Tälern drunten hergeht. Ähnlich bei den Maidlen.

Von den Buren braucht der eine keine Hirtenvölker mehr, er hat „eigene Ware"; seine Buben und Maidle kommen aus

„der Schul", können selbst hüten oder sind vom Hirten zum Knechts- oder Magddienst herangewachsen.

So gibt es überall friedliche Veränderungen, die am Martis-Märkt ihre Lösung finden. Da wird „gedingt" und „verdingt", und jedes gedingte „Volk" und jedes „Völkle"[1] erhält ein Haftgeld, d. i. eine Summe von drei bis fünf Mark, zum Zeichen, daß es dem, der es gedingt hat, haftet, d. i. Wort hält und an Weihnachten den Dienst antritt. Reut es das Gedungene, so hat es das Haftgeld doppelt zurückzugeben und es ist wieder frei.

Am Abend gehen die Völker wieder in die seitherigen Dienste zurück, und erst am „Bündilistag", d. i. an Sankt Johann „zu Winächten" oder am „Bündilis-Märkt", der in Hasle am ersten Montag nach des Herrn Geburt abgehalten wird, werden die Bündel geschnürt und abermals nach dem Städtle gezogen und Bratwürste gegessen. Dann geht's auf den neuen „Platz".

Zwischen Weihnachten und Neujahr ist alle Tage Feiertag auf allen Höfen, und nur das Notwendigste wird gearbeitet, damit „der Wechsel" und das „Bündeln" in aller Ruhe vor sich gehen kann.

Am Bündilistag wird der Jahreslohn ausbezahlt, denn ein ordentlicher Knecht und eine ordentliche Magd nehmen das ganze Jahr über keinen Pfennig Lohn vom Buren bis auf diesen Tag; höchstens, weil sie alles früher Verdiente auf der Sparkasse haben, einige Mark, wenn sie „unterm Johr" einmal zu einer Hochzeit oder auf den Markt wollen.

Mehr und mehr aber reißt mit der „Kultur" jetzt die Mode ein, öfters Geld zu erheben beim Bur. Und jene Knechte, die gar jeden Sonntag ihren Wochenlohn verlangen, gehören sicher zu den lumpigen und haben, wenn 's Jahr rum ist, keinen Pfennig im „Portmonä". Zu meiner Knabenzeit trugen die Knechte in einer getrockneten Schweinsblase

[1] Ein Hirtenbub oder Hirtenmaidle heißt „ein Völkle".

Kronentaler, heute im modernen Portemonnaie Fünfzigerle und Zehnerle. Und das haben mit ihrem Singen die Kultur und die Mode, d. i. die Lumperei getan. —

Im Jahre 1841 zog am Morgen des Martis-Märkts der Spaniol von Biederbach „vom ruhen Wind" her Hasle zu, neben ihm sein vierzehnjähriger Sohn, der Marte. Mit ihnen andere „Ledige" und „Völker" und Buren und Taglöhner aus der Frischnau, ab der Bachere und ab der Hochmunde, aus Yach, von Ober- und Unterwinden, und unter den letztern auch der „Strau-Toni" aus der „Eych" (Yach), mein späterer Freund.

Der kam vom Martis-Märkt an jeden Winter-Markttag mit seinen „Strauschuhen" auf dem Rücken, große und kleine, schön eingefaßt mit roten und grünen Zeugstreifen — über den Berg nach Hasle. In meinem Vaterhaus trank er seinen Schnaps und aß sein Groschenlaible dazu. Ich aber durfte ihm alljährlich ein Paar Strohschuhe abkaufen, in denen man so leicht ging, wie auf Engelsflügeln, und die man ohne Schaden auch im Streit mit seinen Altersgenossen einem oder dem andern an den Kopf werfen konnte. Mich überkam, so oft ich ein Paar neue Strohschuhe erhielt, ein größeres Vergnügen, als wenn man mir heute Gold und Edelsteine schenkte.

Selige Zeit, in der ein Paar Strohschuhe einen glücklich machen kann!

Der Toni hatte, wenn er anrückte, ganze Legionen von Strohschuhen vorn und hinten über seine Schulter hinunterhängen und versah jung und alt im Städtle und die Wibervölker auf dem Land weithin mit seiner erwärmenden Ware.

Wie oft bin ich in der Mitte der vierziger Jahre an den Markttagen im Winter unter dem Rathaus beim Strau-Toni gestanden und habe seine Haufen Schuhe bewundert wie eine Menagerie.

Der Toni, ein rauhbärtiger, ungewaschener Mann mit dunkeln Augen und einer Habichtsnase, rauchte seinen

„Kloben", neben seiner Ware stehend und auf die Käufer wartend.

Neben ihm standen noch zwei Biederbacher Strauschuh-Händler mit ihren Schuhen, aber sie kannten nicht die Kunst der farbigen Einfassung, wie der Toni aus der Eych, der drum stolz auf sie herabsah, wenn wir Buben und Maidle aus dem Städtle bewundernd vor seiner eleganten Ware uns versammelten.

Hatte ich mein Paar für 12—15 Kreuzer gekauft, so wartete meiner noch eine weitere Freude. Ich durfte sie zum Nachbar Stelker, dem Schuhmacher, tragen und mir eine dünne Ledersohle darauf nähen lassen.

Ich wartete jeweils auf die Fertigstellung mit einer Begierde, als ob ein Stück Himmel aus der Arbeit herauskäme. Im spätern Leben mühen wir uns ab, Tag und Nacht, um glücklich zu werden, und finden das Glück nicht. In der Jugendzeit bedarf es nur der Arbeit eines Strau-Toni und eines Schuhmachers, um uns ein echtes Stück Kinderhimmel zu vermitteln.

„Das wahre Glück," sagt Chateaubriand, „kostet wenig. Wenn es teuer ist, dann ist es nicht von der rechten Art." —

Auf der Herne war der Strau-Toni an jenem Novembertag mit dem Spaniol zusammengekommen und fragte diesen alsbald: „Willst den Bua g'wiß verdingen z' Hasle?"

„Jo," meinte der Gefragte, „i will schaue, daß ich ihn als Hirtebua zu einem Bur bring', damit er mir wegkommt von der Tischlad'."

„I weiß ihm a Platz," entgegnete der Mann aus Yach — „beim Dirhold im Welschbollenbach. Der het mi uf'm letzte Märkt g'frogt, ob i kei Hirtebua us'm Überland wüßt. Jetz gosch (gehst) zuem Becke-Philipp[1] z' Hasle, dort het der Dirhold si Ikehr".[2]

Weiter unten bei Hofstetten kamen die ersten Buren aus

---

[1] Mein Vater. [2] Einkehr.

dem Kinzigtal zu ihnen, die aus dem Salmersbach und von der Breitebene. Und vom „Schelmenrain" herab hinkte auf sie zu die interessante Persönlichkeit des „Stelzeschniders", in meiner Knabenzeit der in Hasle bekannteste und beliebteste Hofstetter.

Er war ein alter, ungemein lebhafter, kleiner Mann in einem langen, blauen Tuchrock, mit einer großen Schildkappe von der gleichen Farbe und einem Stelzfuß. Ein Faun schaute unter seiner Kappe hervor und aus seinen winzigen, grauen Augen ein scharfer Geist.

Sein Stelzfuß genierte ihn in gar nichts; er lief einem jeden zum Trotz und trug jeden Montag, den Gott vom Himmel gab, eine große Last Besen nach Hasle zum Verkauf.

Seitdem seine Buben selbständig schneidern konnten, überließ er es diesen, die Buren zu kleiden, machte Besen und Fausthandschuhe für den Export nach Hasle und vertrank regelmäßig, was er eingenommen hatte, am gleichen Markttag.

Außer seinen Waren trug ihm sein böses Maul noch manchen Schoppen ein bei den Haslacher Bürgern. Bei diesen verdiente sich der Stelzeschnider etwas mit seiner scharfen Zunge, anderswo hätte er Schläge bekommen. Der Stelzeschnider, Kaspar war sein Geschlechts-Name, konnte so virtuosenmäßig schimpfen, daß die lustigen Haslacher ihm Schnaps und Wein bezahlten unter der Bedingung, daß er ihnen „allen Spott und alle Schande" sage. Das tat der Alte, die Haslacher freuten sich über des Schneiders Schimpf-Lexikon und bezahlten.

Regelmäßig trug der greise Faun sein Räuschchen heim, und wir Buben gaben ihm manchmal das Geleit zum Städtle hinaus, indem wir hinter ihm herliefen und riefen:

Der Stelzeschnider, der Stelzeschnider
Het si Möntigs-Rüschle wieder!

Wir bekamen so seine Schimpfereien billiger, als die alten Haslacher, aber wehe dem, den er erwischte. Und diese Ge-

fahr war nicht klein, denn auf seinem Stelzen und mit Hilfe seines Steckens konnte er springen wie ein Junger.

Oft, wenn ich in meinen alten Tagen in Hofstetten bin und seine malerisch am Schelmenrain gelegene Hütte betrachte, denke ich jetzt noch an ihn und an seine und meine Tage in Althasle. —

Der Stelzeschnider, der alle Buren diesseits und jenseits der Berge kannte, wurde an jenem Morgen vom Spaniol auch gefragt nach dem Hirtenamt, das sein Marte in Welschbollenbach antreten sollte.

Er meinte: „Der alte Bur, der Dirhold, ist ein rechter Mann, aber der junge, der den Hof eben übernommen hat, ist ein Kalb, grob und dumm dazu. Dem gäb' ich den nette, schwarze Bua nit, wenn ich Dich wär', Spaniol."

„Der Stelzeschnider weiß über jeden ebbis (etwas)," gab jetzt, etwas gereizt, der Strau-Toni zurück.

Da wurde der Kaspar vom Schelmenrain, ein hitziger Mann, teufelswild, blieb stehen, stützte sich auf seinen Stock, um seinem Stelzfuß mehr Halt zu geben, und rief: „Was bigott! Du mainsch, i wüßt über jeden ebbis! Über Dich weiß ich nichts, als daß Du dümmer bist, als Dine Strau-Schuh uf Dim Buckel. Wohr isch's, daß der jung Dirhold a Kalb isch, und jetzt mach, was Du witt (willst), Spaniol!"

Nach dieser Rede hüpfte der Stelzeschnider mit seinen Besen, über die noch ein Dutzend Handschuhe gebunden waren, davon und schloß sich einer weiter vorn marschierenden Gruppe von Marktbesuchern an.

Der Strau-Toni aber sprach leise zum Spaniol: „Loß den verruckte Schnider schwätze unn folg mir."

Die Überländer sind alle etwas mißtrauisch gegen die Kinzigtäler, weshalb der Spaniol dem Toni folgte und nicht dem Schnider, der schon ins Kinzigtal gehörte.

Der Spaniol zahlte dem Toni für den guten Rat beim Becke-Philipp einen Schnaps, und am Mittag war der Marte ernannter Hirtenbub beim Dirhold mit einem Gulden Haft-

geld in des Spaniolen Tasche und der Verheißung von 20 Gulden Lohn nebst „doppeltem Häs".[1] Am Abend ging der Marte wieder mit seinem Vater heim in den Finsterbach bis zum Bündilistag.

Das Bündel eines Hirtenbuben auf dem Schwarzwald ist gleich gemacht. Ein Hemd und zwei Paar Strümpfe in ein Fazzinettli (Taschentuch) gebunden — das ist alles. Dazu einen Stecken in die Hand und von der Mutter ein Nister[2] in die Taschen der Zwilchhosen.

So verließ zu meiner Zeit ein Hirtenbub das Vaterhaus, und so auch der Marte des Spaniolen den Finsterbach, als es „Winächten" geworden und der Bündilistag gekommen war.

2.

In Hasle nahm ihn der Dirhold am Winächts-Märkt im Sonnenwirtshaus in Empfang und fuhr am Nachmittag mit ihm dem „Welschbollenbach" zu. Er durfte hinten aufs Wägele stehen, auf dem vornen der alte Bur und die Bürin saßen, und so ging's an der Kinzig hinunter und dem Gebirg und dem Welschbollenbach zu.

Der Welschbollenbach, wie das kleine, eine halbe Stunde nördlich von Hasle gelegene einsame Tälchen heißt, hat nur sechs Buren-Höfe, drei auf der Höhe und drei im Tal. Von denen im Tale war der versteckteste und finsterste der vom Dirhold. Unter uralten Nußbäumen verborgen, liegt er abseits der Straße am Abhang einer Bergmulde. Wer von ihm nichts weiß, sieht den alten Hof nicht, obwohl er in nächster Nähe vorbeigeht.

Vom Finsterbach in den Welschbollenbach kommen heißt zwar von einer Einsamkeit in die andere ziehen, und doch war es ein großer Unterschied. Wer vom Finsterbach heraufsteigt auf die nahe Herne und, wie die Biederbacher Hirten, im

[1] Ein Anzug für Werktag und einer für Sonntag.
[2] Rosenkranz.

Herne-Föhrenwald sein Vieh hütet, der schaut ein Stück Himmel auf Erden.

Drum wird es dem jungen Spaniolen nicht groß gefallen haben, als er, nachdem er den Winter über den Knechten hatte müssen dreschen und den Mägden Erdäpfel waschen helfen, im Frühjahr zum erstenmal mit des Buren Groß- und Kleinvieh „ausfuhr" und an den dunkeln Halden hin „krebsen" mußte, während droben auf der Herne die Hirtenbuben bequem in den „Pfriemen"[1] lagen und hinaufschauten bis gen Basel und hinüber in die Vogesen.

Auch Nachbarshirten hatte er keine; diese hüteten alle droben auf den Höhen, und die andern zwei Talhöfe waren zu weit entfernt. Nur jauchzen hörte er bisweilen die andern Hirtenbuben und konnte im Echo wieder jauchzen, aber nicht mit ihnen reden und noch weniger Feuer machen, Geißelstöcke flechten und Pfeifen schneiden, wenn die Weiden unten am Bache im Saft waren.

Über dem Berg drüben im Fischerbach waren die Hirten des Epplisburen am Schornfelsen und die des Rechgrabenburen noch besser daran, sie waren noch „Schuoler", und zu ihnen kam damals der Heckenlehrer, der Kohmann, den ich in dem Buche „Aus meiner Jugendzeit" geschildert, unterhielt sie zwischen „Busch und Hecken" mit den Elementen des menschlichen Wissens und schrieb am Abend den Mägden Liebesbriefe an die Soldaten in der Ferne.

Von Herzen hat's mich gefreut, daß der Heckenlehrer, mein alter Freund, jetzt auch seinen Sänger gefunden hat.[2] Ich will meinen Lesern das köstliche Lied, das ihn besingt, nicht vorenthalten:

Hoch wintert der Schnee und hoch sommert der Klee,
Stolz hin will zur Höhe — das A b c.

---

[1] Ginster.

[2] Georg von Oertzen in seinen tief lyrischen Dichtungen „Auf Schwarzwaldwegen".

Hochauf in des Heckenlehrers Gehirn
Erklimmt es die Almen, die Alpenfirn.

Der Heckenlehrer, das merkt man ihm an,
Halb Schulfuchs, halb Bettler, ist ganz doch ein Mann.

Der Bauer, der denkt: „Dumme Leute hat's genug,
Der Heckenlehrer macht meine Buben mir klug."

„Die hülen mein Vieh und dem tut es nicht weh,
So der Hirtenbub' lernt was vom A b e."

„Vier Spezies braucht er. Was mehr, das ist Dunst.
Kommt, Heckenlehrer, schlaft nachts auf der Kunst[2]."

„Und nehmt nach der Frühsupp ein Viertele Wein ...
Wie grünen und duften die Wiesen im Mai'n."

Ja, hätt' nur der Sepp nicht die Liberal gern
Und wär' von der Lene ihr Kaspar nicht fern.

Hinhockt sich zum Meister barfüßig der Bu,
Großäugig verwundert anstiert sie die Kuh.

Das Glöcklein am Hals ihr, es läutet fein hell ...
Was lugt nur sell Maidle dorther über'n Quell?

So scheu und so schämig, wie 's Röslein am Strauch:
„Herr Lehrer, ein Brieflein" ... Ei, lehrt er das auch?

Die Kultur hat die Heckenlehrerei längst vertrieben und jetzt auch noch, wie ich anderwärts schon geklagt, die meisten Hirtenbuben, besonders in den Tälern, weil die kultivierte Landwirtschaft gegen das Weiden predigt und viele Bauern dieser grundschlechten Predigt glauben, trotzdem sie von Jahr zu Jahr mehr über Verarmung und über krankes Vieh klagen. —

Kinder vom Land bekommen meist nur Heimweh in den Städten. Wenn man sie auf den gleichen Boden verpflanzt, auf dem sie geboren und aufgewachsen sind, und nicht Hunger leiden läßt, gewöhnen sie sich alsbald an, wie daheim. So auch

[1] Ofenbank.

die Hirtenbuben. Wenn sie am Maien-Markt nur nach Hasle dürfen, um Glocken für ihr Vieh zu kaufen, und am Pfingsttag zum Glockenfest, sind sie zufrieden. So wäre auch der Marte trotz allem zufrieden gewesen, wäre der junge Bauer nicht gar so grob mit seinen Leuten umgegangen.

Wenn der Mensch seine Lage verbessern kann, tut er's überall, selbst im Hirtenleben. Und als am nächsten Martis-Märkt der „Epplisbur" von Fischerbach einen Hirtenbuben suchte, verdingte sich der Marte diesem. Der junge Bur im Welschbollenbach hatte aber nicht mehr lange Hirtenknaben. Bald wurde ihm der Hof verkauft, und er suchte sein Heil in Amerika. —

Der Marte kam nun aus dem Fegfeuer des Welschbollenbachs ins Paradies des Epplinsbergs. Dieser kann sich wohl messen mit der Herne in herrlicher Fernsicht; ja, er übertrifft diese noch auf dem „Schornfelsen", der zunächst über dem Hofe liegt und um den gerade die Herde des Epplisburen ihr Weidegebiet hatte.

Jetzt sah der Marte hinüber, weit hinüber auf die Höhen bei Biederbach, sah das weißschimmernde Wirtshaus zum Rößle auf der Herne, wo die Biederbacher an Sonntagen trinken und tanzen.

Und der Epplisbur war ein lustiger Mann. Er konnte den ganzen Tag lachen, wenn er am Morgen ordentlich „Chriesewasser"[1] getrunken hatte, und in meines Vaters Wirtsstube lachte er an Markttagen oft bis zum späten Abend. Und dann saß er erst noch z' Willer „im Schloß" und trank eins bis tief in die Nacht hinein. Daß er noch durch den „dach-gähen", steilen Kirchenwald heim mußte, genierte ihn gar nicht. Sein Rößlein zog ihn den Wald hinauf, am „Geist-acker" vorüber, bis vor den Hof. Der Bur konnte auf dem ganzen Weg ruhig schlafen, das Rößlein blieb, daheim angekommen, stehen, und der Hund gab nicht laut, weil er wußte,

[1] Kirschenwasser.

wer kam, und der Epplisbur schlief so oft noch den Schlaf des Gerechten im „Wägele" weiter, bis die Morgensonne über den Schornfelsen hereinkam, es im Hause lebendig wurde und der Hirtenbub ausfuhr.

Er war aber auch ein höflicher Mann, dieser Bur. Das erste Haus auf dem „Williger Schloßberg", zu dem er kam vom Epplinsberg her durch den Kirchenwald, ist das Schulhaus. Stand nun gerade die Lehrerin, die Frau meines heutigen Korrektors, des Oberlehrers Götz, unter der Haustüre, so grüßte er sie stets mit den Worten: „Guate Morge, Herr Lehreri."

Und Gastfreundschaft kannte er nicht minder denn Höflichkeit. Die Haslacher, so im Frühjahr und Sommer vom Tal heraufstiegen, um von dem Schornfelsen aus hinabzusehen aufs Straßburger Münster und über die zahlreichen Berge und Täler, hielten ihre Einkehr beim Epplisbur.

Das muß man meinen Haslachern lassen. Sie waren zu aller Zeit Idealisten und sind es geblieben. Drum ist der Gott unserer Zeit, der Mammon, auch nie heimisch in Hasle gewesen.

Vor fünfzig und sechzig Jahren noch dachten nicht einmal Studenten daran, Bergtouren auszuführen. Während meiner Studienzeit in Freiburg fiel es keinem Studio ein, den Feldberg oder den Schauinsland zu besteigen. Ich kannte keinen, der dort oben war, und wurde ein alter Mann, ehe ich dahinkam. In Hasle aber wanderte schon in den vierziger und fünfziger Jahren zur Frühjahrs- und Sommerszeit an Sonntagen vor oder nach dem Gottesdienst jung und alt, Weiblein und Männlein, in die Berge. Da wurden Maikuren in den Helgenberg, Wanderungen auf die Schanz, auf den Schornfelsen, zu des „Sandhasen Hütte" und zum heiligen Brunnen gemacht und Lebensluft geholt aus dem Anschauen der Natur.

Auf der Schanz ward beim „Wendel" eingekehrt, auf dem Schornfelsen beim Epplisbur und vons Sandhasen Hütte weg bei den Buren im Bärenbach. Überall waren die lustigen

Haslacher willkommen, und „Chriesewasser“ und Speck gab's in Hülle und Fülle.

Freilich waren die alten Buren gastfreundlicher als die jungen. Die letzteren sind teils ärmer, teils trinken sie den Schnaps zu gerne allein.

Das ist ein Verderben, der „wiß Wi“, wie der Schnaps auch heißt, in manchem Bauernhof des Kinzigtals. Und manch ein Bauer samt dem Hof ist schon untergegangen im Schnaps. Das war früher nicht so. Aber die Genußsucht liegt in der heutigen Luft und kommt wie die Influenza in alle Berge und Täler, und da die Bauern meist weder Wein noch Bier im Keller haben, so trinken sie eben den Schnaps oder fahren und laufen auch unter der Woche dem Städtle zu und trinken eins.

An der gefährlichen Luft aber, die auch den Bauernstand zu ruinieren droht, nicht bloß durchs Trinken, sondern auch durch die wachsende Genußsucht und durch die Verfeinerung des Lebens überhaupt, ist niemand anders schuld als die liebe Kultur.

Sie hat die Eisenbahnen gebracht, und mit diesen erschienen Händler und Hausierer aus allen Gegenden. Schnapsreisende kamen das Land herauf und auch zu den Buren im Kinzigtal, rieten ihnen, das gute Kirschenwasser zu verkaufen und von ihnen billigen Fruchtschnaps zu kaufen. Sie könnten mehr trinken, und es bliebe ihnen noch Geld in der Tasche. So wurden die Buren in manchen Dörfern Schnapstrinker und vertranken Hab und Gut.

Und die Hausierer brachten viele Dinge, die ehedem unbekannter Luxus waren, auf die Höfe und verleiteten namentlich die Wibervölker zur Eitelkeit und zu unnötigen Ausgaben.

Dazu lesen die Leute vom Land in den Zeitungen, die ihre Väter und Großväter kaum dem Namen nach kannten, wie die Menschen in den Städten überall so lustig sind und so viele Feste feiern.

Es kommen ferner viel mehr junge Burschen als früher

zu den Soldaten. Diese lernen außerhalb der Kaserne das neumodische Leben kennen und trennen sich, heimgekommen, nur schwer davon. Sie wandern drum als Buren auch gerne unter der Woche ins Städtle — zum Bier. Andere, die es nicht zu Buren bringen, ziehen lieber ganz in die Stadt, wo es lustiger hergeht, heiraten und werden armselige Taglöhner und Fabrikarbeiter, statt wohlversorgte, ledige Oberknechte zu bleiben.

Die letztere Tatsache ist die schlimmste und hängt ebenfalls mit der allgemeinen Genußsucht zusammen.

Die Bearbeitung des Bodens ist nicht bloß ein Stiefkind unserer Kultur, die tausend Schritte macht für die Industrie, ihre Lieblingstochter, bis sie einen macht für die Landwirtschaft; sie entzieht dieser auch die nötigen Arbeiter und stempelt diese zu elenden Kulturmenschen, zu Stadt-Proletariern und Fabriksklaven.

„Die Menschen," sagt sehr richtig Max Nordau in seinen ‚konventionellen Lügen der Menschheit', „sehen nicht ein, daß sie zugrunde gehen, wenn sie sich von der Scholle losreißen, daß nur der Bauer sich ununterbrochen fortpflanzt, gesund und stark bleibt, während die Stadt ihren Bewohnern das Mark ausdörrt, sie siech macht, sie nach zwei oder drei Generationen ausrottet, so daß alle Städte in hundert Jahren Kirchhöfe wären, wenn die Toten nicht durch Einwanderung von den Feldern her ersetzt würden. Und doch bestehen die Leute darauf, den Acker zu verlassen und in die Stadt zu wandern, sich vom Leben loszureißen und den Tod zu umarmen".

Aber die Kultur zieht die Menschen nicht bloß in die Städte, um sie hier krank, siech und unglücklich zu machen, sie kommt auch, wie ich eben gesagt, mit Hilfe des modernen Staates und seiner Kulturmanie von Jahr zu Jahr mehr und mehr aufs Land und greift die Buren auf der eigenen Scholle an, und das ist noch schlimmer.

Ich bin mit Leib und Seele Agrarier, aber nicht im Sinne

der norddeutschen Rittergutsbesitzer. Wenn ich's machen könnte, würde ich denen gegen entsprechende Entschädigung ihre großen Güter nehmen und sie an ihre Taglöhner verteilen; denn der Großgrundbesitz ist fast so schädlich als die Industrie, nur daß seine Sklaven noch bessere Luft und besseres Licht haben, weil sie auf dem freien Felde arbeiten.

Agrarier bin ich in dem Sinne, daß ich sage — auf dem Acker (lateinisch ager) und im Acker, auf der Scholle und in der Scholle ruht das Leben und das Heil der Menschheit. Bei der Mutter Natur, da wohnen Glück und Friede, soweit sie überhaupt hienieden zu wohnen pflegen.

Unsere Nationalökonomen und Staatsmänner sehen im Handel und in der Industrie das Heil der Völker. Handel und Industrie aber haben das Großkapital geschaffen, den Fluch unseres Jahrhunderts, und Multi-Millionäre gemacht, wie noch keine Zeit der Menschheit sie sah. Beide haben die Menschheit verdorben durch Herbeischaffung und Produzierung immer neuer Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, und die Industrie hat uns dazu noch die soziale Revolution auf den Hals geladen durch das Arbeiter-Proletariat, an dem sie allein schuld ist.

Würden all die Menschen, die in Fabriken arbeiten, auf dem Lande leben und in der Landwirtschaft helfen, sie wären zufriedene Menschen und hätten Brot und Milch und Fleisch zur Genüge, während sie jetzt in den Großstädten vielfach am Hungertuch nagen und unsere Landwirtschaft daniederliegt aus Mangel an Arbeitskräften.

Alle Erfindungen, alle Maschinen haben keinen Wert für die Landwirtschaft, sie sind nur Notbehelfe für den Mangel an Händearbeit. So wie alles von Hand Gemachte, auch in Handwerk und Kunst, mehr wert ist, als die Arbeit der Maschinen, so gedeiht die Landwirtschaft am besten, je mehr sie das Feld bearbeitet mit der Hacke und mit der Schaufel, d. i. mit den Händen.

In Indien und China, wo sie Arbeiter in Hülle und Fülle

hat, ist bekanntlich die Bodenkultur am höchsten und ergiebigsten. Und die Bodenkultur ist die einzige Kulturart, die den Menschen zum Segen gereicht.

Schon im Paradies und nach der Vertreibung aus demselben hat der Schöpfer die Menschen auf das Bebauen der Erde verwiesen und nicht auf die Errichtung von Fabriken, Handelshäusern oder gar von Universitäten.

Und wenn man das Geld, so die Menschen unserer Tage in Europa für Soldaten, für Bildung und sogenannte Kultur, für neue See- und Handelswege ausgeben, für die Landwirtschaft verwenden und die Freizügigkeit vom Land in die Städte beschränken würde, könnte man Felsgestein, Seen und Einöden urbar machen, und wenn der Boden mit Schuhnägeln beschlagen wäre, er müßte Brot bringen. Brot ist aber die Mutter aller Kultur, weil es die erste und notwendigste Frage löst, die Magenfrage.

Wenn einst der Pflug wieder über unsere Städte geht, diese Brutstätten der Kultur, der Industrie und des Elendes, und die Menschen zwischen ihren Trümmern Geißen und Schafe hüten, werden sie, des bin ich gewiß, weit glücklicher sein, als heute, wo unsere Professoren triumphierend von der Höhe der Bildung und dem Steigen des nationalen Wohlstandes reden, während Millionen unzufriedener Armer und Enterbter nach Brot und Genuß schreien.

Unsere vom Kultur- und Stadtleben blasierte Menschheit fühlt es, vermöge eines natürlichen Instinktes, wo das Glück noch zu suchen ist. Drum eilt sie in hellen Haufen allsommerlich hinaus aus den Städten aufs Land zur Mutter Natur — um sich zu erholen von all den schädigenden Kulturgenüssen des Stadtlebens.

Es geht diesen Leuten wie dem geistvollen Jean Jaques Rousseau, der nicht so lange vor der Revolution schrieb: „Ich war der Salons, der Wasserspiele, der Haine, der Gärten und ihrer Besitzer so überdrüssig, und ich war so überhäuft mit Broschüren, Klavierspiel, L'hombre, Karten, dummen

Witzen, faden Ziererereien, Märchenerzählern und großen Soupers, daß ich — wenn ich mir eine einfache, armselige Hecke, einen Dornbusch, eine Wiese oder eine Scheune betrachtete, oder wenn ich, ein Dorf durchwandernd, den Geruch einer guten Omelette einatmete — alle Schminken, Toiletten und Parfüms zum Teufel wünschte, mich nach Hausmannskost und gewöhnlichem Wein sehnte und die Herren, die mir zur Zeit des Abendessens zu dinieren und zur Zeit des Schlafengehens zu soupieren gaben, gerne durchgeprügelt hätte."

Drum hat er recht, dieser Rousseau, wenn er sagt, die Kultur sei schlecht und ihre Resultate seien Auswüchse und Gifte. — —

Bald hätte ich vor lauter Kulturkampf — der wahre Kulturkampf wäre, die Überkultur unserer Zeit zu bekämpfen — den Hirtenjungen Marte am Schornfelsen vergessen, von dem er selig, singend und jauchzend hinabschaut aufs Straßburger Münster.

Er gehörte jetzt in das Gebiet, in dem der Heckenlehrer seines Amtes waltete; aber zum Marte kam er nicht, denn dieser war, „aus der Schule" und der Heckenlehrer unterrichtete nur die schulpflichtigen Hirtenknaben und Hirtenmaidle, damit sie nicht hinauslaufen mußten in die Dorfschule von Willer und so ihren Hirtenpflichten entzogen wurden.

An der Grenze seines Weidbezirks kam der Marte aber mit zwei Hirtenbuben vom obern Welschbollenbach und vom Entersbach zusammen, mit denen vom Barbarast und vom Eckerhof, und von ersterem erfuhr er, daß sein Bur am nächsten Bündilis-Tag einen Unterknecht suche. Daraufhin meldete sich der sechzehnjährige, starke Marte beim „Barbaraster", und schon vor dem Martis-Märkt war er gedungen.

Wir kennen den Barbarast aus früheren Erzählungen. Jetzt war der Marte auf dem vornehmsten Hof der Gegend; sein Besitzer trug den Namen „der Fürst", und einem Fürsten dienen zu dürfen, haben viele größere Leute als des Spaniolen Marte von Biederbach zu allen Zeiten für eine Ehre gehalten.

Ich gar für meine Person wollte, wenn ich dienen müßte, lieber der Unterknecht eines Bauernfürsten, als der Kammerdiener eines regierenden Fürsten sein, lediglich wegen der größeren persönlichen Freiheit und wegen der kleineren Komplimente.

Ein Bauernfürst im Schwarzwald steht al pari mit seinen Knechten, vorab in der Hauptsache, in der Arbeit. Ja, die wichtigsten Arbeiten verrichtet der Bur allein, so das Säen und das Füttern des Viehs — selbst bei den schwersten, beim Mähen, Rütti-Brennen und z' Ackerfahren, steht er vorn dran.

Das ist das Schöne in einem richtigen, kleinen Bauernstaat, daß die Obern in der Arbeit mit dem guten Beispiel vorangehen. So stehen Oberknechte und Obermägde am Morgen zuerst auf, und dann kommen erst der Unterknecht und die Untermagd, und ähnlich bei der Arbeit, die härtere leisten die Oberen und die leichtere die Untern.

In unserm Staatsleben und in der Beamtenwelt ist in der Regel das Umgekehrte der Fall. —

Ein Unterknecht beim Fürsten auf dem Barbarast hatte auch deshalb einen bevorzugten Platz vor andern seinesgleichen, weil er ein Privilegium ausüben durfte, dessen sich sonst nur die Oberknechte erfreuten. Er durfte Schafe halten, d. h. unentgeltlich solche beim Bur weiden lassen, was, wie wir gleich sehen werden, ein großer Vorteil war.

Drum blieb der Marte auch beim Barbaraster, bis ihm, früher als üblich, ein Posten als Oberknecht aufging; dann zog er, nach zwei Jahren, eine halbe Stunde auf der Höhe westwärts und kam als Oberknecht auf den Dierlisberg.

Hier beginnt Martes großes Leben und unsere beiderseitige Bekanntschaft.

3.

Der Dierlisberg hatte in meiner Knabenzeit bei mir den hellsten Klang unter allen Bauernhöfen im Kinzigtal. Er war der einzige Hof in der ganzen Gegend, auf welchem Kastanien

wuchsen. Wein wächst noch überall an den untersten Gehängen des Gebirgs am rechten Kinzigufer, aber Kastanien brachte nur der hoch oben an einer sonnigen Bergwand gelegene, im Tale weithin sichtbare Dierlisberg hervor.

Wir Buben kauften im Spätjahr die „Kesten" „viertelsmäßlewis" bei der alten Pfränglerin oder beim Biremadel unter dem Rathaus. Und wenn einer von uns einen Hosensack voll Kesten sein eigen nannte, war er glücklicher als heutzutag jeder König.

Der Dierlisbur aber brachte, und das machte uns ihn zum Kastanienkrösus, diese Maroni des Schwarzwalds in großen Säcken zu Markt, stellte sie in meines Vaters Hausgang auf, und es kamen dann meist Händler aus dem „Schwobeland" und kauften die Ware.

Wenn der Bur, Wendel war sein Vorname, mir einige Hände voll schenkte und unsere Magd, die Luitgard, sie mir kochte, da hatte ich Hochzeit. Einmal lud mich der Dierlisbur gar ein, auf seinen Hof zu kommen, dort könnt' ich Kesten auflesen, so viel ich wollte. Doch ehe ich dieser Einladung folgen konnte, starb der Bur im Oktober 1848 und hinterließ seiner Frau, der Theres, zwei unmündige Kinder und einen großen Schuldenstand, aber einen tüchtigen, jungen Oberknecht, den Marte.

Fortan führte dieser mit dem Fuchs, der mehr denn dreißig Jahre lang auf dem Dierlisberg diente, die Bürin und die Kesten nach Hasle, und wir beide wurden gute, sehr gute Freunde.

Der Marte war ein hochgewachsener, blasser, junger Mensch mit schwarzen Haaren, ein echter Spaniol, dabei ernst, still und friedlich geartet. Ich half ihm aus- und einspannen, führte den Fuchs an den „Rohrbrunnen", und der Marte versprach mir dafür nicht bloß Kesten, wenn ich auf den Dierlisberg komme, sondern stellte mir eine noch viel größere, dauernde Freude in Aussicht.

In früheren Jahren, d. h. zu meiner Bubenzeit, wo das

Hirtenleben noch im Flor war und namentlich jeder Bauer noch eine Herde Schafe hielt, gehörte es, wie ich oben schon angedeutet, zu dem am Martis-Märkt ausbedungenen Vorrecht eines Oberknechts, eine Anzahl eigener Schafe mit des Buren Herde laufen zu lassen.

Diese billige Schafzucht war die Remuneration des ersten Ministers auf dem Hofe und trug diesem alljährlich ein schön Stück Geld ein.

So hatte auch der Marte, welcher nach des Wendels Tod nicht bloß als Oberknecht, sondern als vielvermögender Reichskanzler auf dem Dierlisberg amtete, eigene junge und alte Schafe. Und weil er, der gerade zehn Jahre älter war denn ich, mir wohl wollte, machte er mir eines Tages im Frühjahr 1847 oder 1848 folgenden Vorschlag:

„Hainer, schwätz' Du mit Deinem Vater und sag' ihm, ich wolle Dir ein junges Mutterschaf verkaufen um einen Gulden. Das bringt Dir im nächsten Frühjahr zwei Junge. Dann hast Du im Sommer schon drei Stück Vieh laufen auf dem Dierlisberg und bekommst Wolle zu Strümpfen. Und wenn die jungen Schafe groß sind, verkaufst das alte an den Metzger für 6—8 Gulden. So wächst Dir im Schlaf alles ans Geld auf dem Dierlisberg, und Du kannst hie und da hinaufkommen und Deine Freude haben, wenn Du siehst, wie die Schafe gedeihen."

Wenn mir heute ein Millionär in die Stube käme und mich aus freien Stücken zum Teilnehmer an all seinen Staatspapieren, Fabriken und Landgütern ernennen wollte, ohne daß ich irgend etwas dagegen zu leisten hätte, er würde millionenmal weniger Freude und freudige Gefühle in mir wachrufen können, als in jener Stunde Martin, der Knecht vom Dierlisberg.

Ich sah den Kinderhimmel voller Schäfle und zwischen mir und dem goldenen Vlies, das der Marte mir verkaufen wollte, lag nur eine schwere Wolke — der Gulden, den ich für das Mutterschaf erlegen sollte.

Ein Knabe — und es ist dies auch ein Zeichen der Zeit, aber kein gutes — erhält heute von seinem Vater, wenn der kein armer Mann ist, leichter zwanzig Mark, als unsereiner vor fünfzig Jahren nur einen Gulden.

Mit Hilfe der Mutter entschied sich der Schafhandel zwischen dem Marte und mir zu meinen Gunsten. Schon am folgenden Tage nahm ich den Weg unter die Füße und zog dem Dierlisberg zu, das Schaf zu besehen und dem Marte den Gulden zu bringen.

Es ist ein beschwerlicher Marsch von Hasle auf den Dierlisberg, der auf einer steilen Berghalde, fast am Kamm des Gebirges liegt.

Weiter als bis zum Öler in Bollenbach war ich noch nie gekommen. Aber bei der alten Ölmühle stand der mir wohlbekannte alte Müller und erklärte mir den Weg durchs enge Tal.

Kaum war ich in dieses eingetreten, so rief mir aus einer zerfallenden Hütte eine alte Frau zu: „Ja wo will's Beckephilippe Hainer na, daß der do hintere kommt?"

Es war dies das mir gar wohl bekannte Weib des Weber-Marx, eines langen, hagern alten Mannes, der jeden Markttag in mein elterliches Haus kam, eine Pfeife im Munde, einen alten Zylinder auf dem Haupt und einen langen blauen Rock am Leibe.

Er hatte diese Ausstaffierung sicher aus der Fremde heimgerettet ins stille Tälchen von Welschbollenbach.

Sein Weib war viel, viel kleiner als er, aber um so lebhafter und befand sich in Hasle stets in seiner Begleitung. Ihr mußte ich den Grund meiner Wanderung erklären, und dann begleitete sie mich, um mir den nächsten Weg zu zeigen bis zum „Heizenberg", wo es bergauf geht.

Als ich auf dem Heizenberg angelangt war, gab mir der „Heizenbur", welcher, auch ein alter Gast meines Vaters, eben unter dem Strohdach seine „Sägets" dengelte, eines seiner „kleinen Völker", einen seiner Buben mit, der mir den Weg zeigte bergauf bis zum Dierlisberg, wo Freund

Marte und die Bürin mich empfingen wie einen jungen Herrn und mich ebenso gastierten.

Dann geleitete mich der Marte noch höher hinauf, auf die Eck, wo der Sohn der Bürin, der Klaus, in meinem Alter stehend, das Vieh hütete, und wo ich mein Schaf sah, dem der Marte alsbald zu meiner großen Freude mit „Rötel" ein H auf die Wolle zeichnete, um es von den andern als mein Eigentum zu unterscheiden. Ich war stolz wie ein König auf mein Besitztum. Unterwegs hatte mir der Marte auch die „Kestenbäume" gezeigt, die ersten, die ich im Leben sah.

Ehrlicher als Jakob dem Laban hütete mir der Marte mein Schaf und seine Nachkommenschaft; er brachte meiner Mutter die Wolle von der Schur und verkaufte die alten Tiere, wenn die jungen groß waren, im Einverständnis mit meinem Vater, der auch das Geld nahm. Aber was lag mir am Geld, wenn ich nur die kleine Herde auf dem Dierlisberg mein eigen nennen und von Zeit zu Zeit besuchen durfte.

Um das Jahr 1850 wurde der Marte, kaum einige zwanzig Jahre alt, Alleinherrscher auf dem Dierlisberg. Die Bürin wurde geisteskrank und kam nach Illenau. Sie war drüben auf der ihrem Hof entgegengesetzten Bergwand zu Haus, „im Gritt" (Gerent). Jene Bergwand gehörte einst auch zum Dierlisberg, wurde aber später ein eigen Gut für die Sekundogenitur, für die nachgeborenen Söhne des Stammhofes.

In diesem schauerlich einsamen Gritt, wo die Sonne nur am Abend und der Mond nur am Morgen hinschauen, war der Wahnsinn daheim. Kurz vor der Bürin auf dem Dierlisberg hatte er schon ihren Bruder erfaßt, den mir wohlbekannten Gritt-Klaus, und der erschlug in dieser Umnachtung drunten im Dorf einen kleinen Knaben, der ihm zufällig in den Weg kam.

Bald darauf ward die Bürin selbst von der Krankheit ergriffen, und der Marte mußte allein schalten und walten und helfen und sorgen auf dem Dierlisberg. Und er gebrauchte seine Alleinherrschaft nur zum Segen der heimgesuchten Familie.

Eine Bürin, die als Witwe einen Hof regiert, hat mehr zu sagen in diesem Regiment, als eine Königin von England, deren Minister regieren und denen das Parlament diktiert. Die Knechte und Mägde einer regierenden Hofbürin müssen in allem nach dem Willen derselben gehen; sie kommandiert, und die Ministerien in Feld und Stall folgen widerspruchslos.

So kam der Marte an ein ungewohntes Ruder, aber er führte es tapfer, wehrte den Schulden, sorgte für Haus und Hof und zahlte die Krankenkosten für die geisteskranke Herrin.

Als der Marte Alleinherrscher war, kam ich noch öfters hinauf, um nach meinen Schafen zu sehen. Als Hirtenbub funktionierte jetzt ein Knabe aus dem Tal drunten, aus Biberach. Der Klaus war Hirte beim Rindvieh geworden. Diesen zweiten Hirten habe ich vom Jahre 1851 bis anno 1898 nicht mehr gesehen. Im letztern Jahre trat bei einem Trachtenfest zu Hasle ein alter Mann auf mich zu und stellte sich mir als den einstigen Hirtenbuben auf dem Dierlisberg vor — zu meiner großen Freude.

Mit dem Jahre 1852 kam ich fort ins „Studi", und der Schafhimmel auf dem Dierlisberg schloß sich mir für immer. —

Nach zwei Jahren kam die kranke Frau geheilt heim. Aber bald kam ein neues Unglück über den Dierlisberg. Der Hof brannte eines Tages im Jahre 1854 bis auf den Grund nieder. Nicht einmal das Vieh konnte gerettet werden — nur der Fuchs kam davon. Jetzt stand die kleine, grelläugige, sonst unverzagte Bürin jammernd und wehklagend mit ihren Kindern vor dem Grabe ihrer Habe, die nicht versichert war, und niemand konnte wissen, welchen Augenblick ihr Wahnsinn wieder losbräche ob des Unglücks.

Da war abermals der junge Spaniol von Biederbach der Retter. Er ermutigt die Weinenden, richtet mit beredten Worten ihre Hoffnung auf und handelt demgemäß. Er eilt in der Nachbarschaft von Hof zu Hof, bittet um Holz zum

Aufbau und um Zugvieh zum Herführen des Baumaterials. Nirgends tut er eine Fehlbitte, und nach Jahr und Tag steht ein neuer Hof da. Aber das Haus ist leer, ohne Vieh und ohne Gerätschaften. Das letzte Geld und den letzten Kredit hat der Bau erschöpft.

Jetzt geht der Marte unverzagt hinab ins Tal, wo die Sparkasse z' Hasle den Schatz birgt, den er sich zurückgelegt von den Tagen eines Hirtenbuben an. Er hebt diesen Schatz, übergibt ihn der Bürin und sagt: „Da habt Ihr mein Vermögen. Kauft Kühe, und was Ihr sonst ins Haus braucht. Wenn Ihr wieder bei Mitteln seid, gebt Ihr mir's wieder. Und jetzt mach' ich Euch wieder den Knecht wie vorher, und wir fangen in Gottes Namen von neuem an."

Überall erzählte die heimgesuchte Frau Martes Großtat, und alles lobte den braven Knecht auf dem Dierlisberg, ohne welchen der Familie des Buren nimmer zu helfen gewesen wäre.

Mit neuer Kraft ging der Gelobte an die Arbeit. Es kamen bessere Jahre, und bald waren wieder hinreichend Ochsen und Rinder bei den Kühen im Stalle, Schafe weideten wieder auf der Dierlisberger Eck, Schweine grunzten in den Ställen, und der Marte fuhr mit dem Fuchs nach Hasle mit Frucht, Äpfeln, Birnen und Kesten.

Ich spannte ihm aber längst nimmer aus in jenen Tagen der mittleren fünfziger Jahre und aß auch keine von seinen Kesten mehr; denn ich war in Rastatt und lebte das Leben eines schwer mit dem Studium kämpfenden, oft tief unglücklichen Studentleins.

Die Bürin war nicht undankbar dem Fleiß und dem Edelmut ihres Knechtes gegenüber, der nun seit mehr denn zwölf Jahren Hab und Gut hatte retten helfen. Sie beschloß im Jahre 1857, ihren Thron mit ihm zu teilen, und bot ihm unter Billigung aller Nachbarn ihre etwas alte Hand an. Der noch junge Mann nahm sie an und ward jetzt Bur auf dem Dierlisberg.

Was er als Knecht gewesen, blieb er als Herr, still, fleißig, bescheiden.

Kaum Bur geworden, entdeckte er auf seinem Hof noch eine „Goldgrube".

Da kam seit Jahren den Berg herauf der „klein' Neumaierle", genannt Duppele, ein Fuhrmann von Hasle, der Sohn des in meinen „Wilden Kirschen" genannten „wüsten Neumaiers". Er suchte auf dem Dierlisberg und anderen Bergen der Gegend Schwerspat, der in Findlingen zerstreut bald da und dort sich zeigte, und den er für gutes Geld in die Steingutfabriken Hornberg und Zell verkaufte.

Der Marte hatte Jahr und Tag schon dem Duppele zugeschaut, wie er Steine zusammenlas auf der Halde über dem Hof, und hatte auch von diesem Steinsucher oft gehört, in den genannten Fabriken seien die Steine vom Dierlisberg die beliebtesten, weil die feinkörnigsten.

Da schloß der Marte nach einigem Nachdenken, wo einzelne Steine über der Erde lägen, müßten auch größere Kameraden unter der Erde sein, weil die ersteren unmöglich durch die Luft auf den Dierlisberg geflogen sein könnten. Und der Bur fing an in seiner Berghalde bald da bald dort zu schürfen und zu muten, bis er einen ganz gewaltigen Klotz von Schwerspat entdeckte.

Jetzt wurde des Spaniolen Sohn aus dem Finsterbach noch Bergmann. Er sprengte in den von landwirtschaftlichen Arbeiten freien Stunden Schwerspat und nahm dafür Geld ein. Sein kleines Vermögen, das er einst von der Sparkasse geholt, lag bald mehr als verzehnfacht wieder dort. —

Noch einmal ward die Bürin von der ererbten Krankheit ergriffen und mußte abermals in die Irrenanstalt verbracht werden.

Das Übel, welches auf dem Gritt daheim war, lebt heute noch in Sprößlingen der Familie. Ein Sohn des ältesten Bruders der Dierlisbürin, des in Hasle wohlbekannten Grittsepps, ist seit Jahren in der gleichen Anstalt, die zweimal seines Vaters Schwester beherbergte.

Drum hab' ich schon oft gesagt, neunzig Prozent aller unserer körperlichen und geistigen Eigenschaften bringen wir Menschen aus den Windeln mit, d. h. als Erbstück. Wer erklärt das unerbittliche Gesetz erblicher Belastung, die oft wie ein unheimlicher Fluch auf ganzen Generationen liegt? —

Der Grittsepp, einst der Besitzer des Grittguts, bis es ihm sein Gläubiger, der „Malefiz-Apotheker" Schulz von Lahr, anno 1848 versteigern ließ, wohnte viele, viele Jahre in Hasle als Taglöhner. Er hatte die gleichen grellen Augen, wie seine Schwester, und diese glühten unheimlich, wenn ihr Besitzer hinter dem Glas in meines Vaters Stube saß und auf den Apotheker zu sprechen kam, der ihm hatte verganten lassen.

Der Grittsepp taglöhnerte anfangs der fünfziger Jahre auch oft bei uns, und ich leistete ihm Gesellschaft, d. h. ich warf die Mahden auseinander, die er mit seiner Sense hingelegt hatte. Der Sepp war schon seit Morgengrauen draußen auf dem „Brühl" und mähte. Ich brachte ihm das „Nünibrot", und da war sein erstes Fragen: „Waisch Du nit, was Di Muotter z' Mittag kocht? Wenn's nur keine Wasserschnitten gibt." Ich und der Grittsepp hatten beide die gleiche Antipathie gegen „Wasserschnitten" und die gleiche Vorliebe für „Küchle".

Wasserschnitten sind in Hasle vorab ein Bäckeressen. Bei der großen Legion von Bäckern, die zu allen Zeiten im Städtle an der Kinzig ihr kümmerliches Dasein fristete, bleibt viel Brot liegen und wird „altbache" (altgebacken). Die Bäckersfrauen, soweit sie es nicht zum gleichen Zwecke an andere Wiber verkaufen, schneiden es dann in dünne Scheiben, tunken diese in einen Mehlteig, sieden diese Tunken in kochendem Wasser und schmelzen sie schließlich ab — als ein Hauptgericht für Mittag.

Mir waren diese allwöchentlich ein oder zweimal aufgetragenen Wasserschnitten ein Greuel und dem Grittsepp auch. Und regelmäßig, wenn wir im Feld oder auf der Matte

beisammen waren, hub er von ihnen zu erzählen an, wobei er äußerte, er „taglöhnere" gerne bei meinem Vater, aber die Mutter meine es nicht gut mit ihm, weil er so oft Wasserschnitten bekäme.

Dann hielt er ein Loblied auf die Küchle und Strüwle, so seine Frau ihm gebacken, als er noch Bur gewesen im Gritt.

Wenn er nichts zu taglöhnern hatte und gerade Saison war für den Handel, handelte der Grittsepp mit Kuder, Asche, Nüssen und Äpfeln. Dabei zog er von Bauernhof zu Bauernhof.

Doch hatte er auch seine Zeiten, wo der böse Geist vom Gritt in ihn fuhr, und dann war er leutscheu und voll Schwermut.

Als er alt und arbeitsunfähig wurde, unterstützten ihn seine Kinder, die in aller Welt zerstreut lebten, besonders sein Sohn Wilhelm, bis dieser auch von bleibendem Irrsinn befallen wurde.

Der Sepp starb zu Hasle, ein Achtziger, erst 1892. —

4.

Zwölf Jahre war der Marte Knecht gewesen, und zwölf Jahre blieb er Herr und Bur, dann übergab er dem Sohne seines Vorgängers, meinem Altersgenossen Klaus, den Hof und ging mit seiner Alten aufs „Libling", wie die Kinzigtäler ihren Pensionsstand, das Leibgeding, den Altenteil, nennen.

So wurde der Klaus, nicht sehr viel jünger als sein Stiefvater, Bur auf dem Dierlisberg.

Der Klaus war aber kein Marte. Ein guter Kerl, aber kein Bur. Er ging freien hinüber zu meinem ältesten Bekannten unter den Buren um Hasle, zum Vogelsbur auf dem Vogelsberg.

Die junge Bürin war ein braves, bildschönes Maidle, die schönste im ganzen Revier, zu dem auch die Karfunkel-

stadt gehört. Aber schöne Maidle sind nit immer oder, richtiger gesagt, selten tüchtige Frauen.

Wenn eine ein Gesicht hat, wie es auf Puderschachteln, auf Seifenpäcklen oder Knorrschen Suppenpräparaten abgebildet ist, kann man sicher annehmen, daß sie zu den billigsten Denkerinnen ihres an sich schon billig denkenden Geschlechtes gehört.

So hatte auch des Vogelsburen schöne Theres keinen Einfluß auf den Klaus, der, sonst der beste Mensch, einen Hauptfehler für einen Bur hatte — er blieb nicht gerne zu Haus.

Am Samstag nach Zell wallfahrten, aber weniger der Mutter Gottes als den Wirtshäusern zulieb, am Sonntag nach Steinach in die Kirche und dann dort sitzen bleiben, wo man „mit Gläsern zusammenläutet", am Montag nach Hasle „z' Märkt" und bleiben bis in die Nacht, und unter der Woche noch etlichemal in die Mühle oder zum Schmied oder zum „Krummholz" fahren, das hielt der Klaus mit seinen blauen, schläfrigen Augen für eines Buren Hauptaufgabe.

Mit Unmut mögen der Marte und des Buren alte Mutter dem Gebaren des regierenden Herren zugeschaut haben. Aber sagen läßt sich so ein kleiner Burendynast, wenn er einmal auf dem Gaul sitzt, ebensowenig etwas als ein absoluter Fürst auf seinem Thron.

Was zum Glück der Marte dem Bur mit dem Hof nicht übergeben hatte, das war die von ihm entdeckte Goldmine in dem Schwerspat-Steinbruch. Den behielt der Marte, und während der junge Bur in die Welt fuhr und sein Geld los wurde, fuhr der alte in sein Bergwerk und verdiente sich Geld mit Steinsprengen.

Und während der Klaus in dumpfen Wirtsstuben saß, saß der Marte auf der Dierlisberger Eck über seinem Steinbruch, wartete, bis der Schuß dröhnte ins Tal hinab, und schaute weithin über die Berge bis hinüber auf die Herne, unter der seine Heimat lag, der Finsterbach.

Nur vierzehn Jahre war der Klaus Herr auf dem Dierlisberg, und dann starb er und hinterließ neun lebendige Kinder und den Hof „verlottert" und verschuldet. Da ergriff der Marte in seinen alten Tagen wieder die Zügel und ward für des Buren Jüngsten Reichsverweser auf dem Dierlisberg, und das ist er heute noch[1], länger schon, als er jeweils Knecht und selber Bur gewesen. Und den Hof hat er abermals wieder heraufgebracht durch sein umsichtig Regiment, und des Klausen Weib und dessen Kinder schauen dankbar und achtungsvoll an dem greisen Reichsverweser hinauf, und sein Wille geschieht in alleweg.

Aber noch mehr, er ist der Helfer aller bedrängten Buren und Taglöhner in Berg und Tal. Braucht einer Geld, so geht er zum Marte, und der gibt ihm, denn er hat. Er ist der Bankier „im Welschbollenbach", nur nimmt er keine Provision.

Im Jahre 1885 starb die alte Bürin, hochbetagt. Sie war mir eine der frühesten Erscheinungen aus der Bauernwelt in meinem Elternhause, eine kleine, lebhafte, lustige und gesprächige Frau, hinter der ich als Knabe alles gesucht hätte, nur nicht die Anlage zu so schweren Leiden. Außer diesen sah sie den Hof zweimal am Abgrund, aber auch zweimal gerettet durch den Marte, der so treu ihr zur Seite gestanden war in allen Lagen eines harten Lebens.

Als am Tag nach ihrem Tod der Ratschreiber und der Bürgermeister des Dorfes Bollenbach auf den Hof gestiegen kamen, um den Nachlaß der Bürin aufzunehmen, da wurde der Marte teufelswild.

„Was wollt Ihr, Ihr Buben?" schrie er. „Ich bruch hier kein Waisengericht. Bi mir goht's ehrlich her."

Der Marte, welcher zweimal den Hof auf dem Dierlisberg gerettet, glaubte, die Aufnahme sei ein Angriff auf seine Ehrlichkeit, und so war sein Zorn gerechtfertigt.

Zum Glück sind die Bürgermeister und Ratschreiber auf

[1] 1896, wo dieses Buch das erstemal erschien.

dem Land nicht so empfindlich gegen gewisse grobe Redensarten, wie höhere und niedere Staatsdiener, sonst hätte der wackere Dierlisberger eine Klage zu gewärtigen gehabt wegen Beleidigung von Beamten im Dienst. Und diese Art von Vergehen kommt bekanntlich gleich nach den Majestätsverbrechen und hat auch mich im Kulturkampf sechs Wochen Gefängnis gekostet, die ich unschuldig abbüßte. Aber damals war ja vieles möglich im Lande Baden.

Auch auf Steuerzettel ist der alte Marte nicht gut zu sprechen. Er bezahlt sie, wie's recht und billig ist, aber sehen will er keinen, und wenn ihm der Akzisor einen aufdrängt, vernichtet er ihn sofort unter seinen schweren Bundschuhen, fragt dann, was drauf gestanden — und bezahlt. —

Ich hatte den braven Mann, der nun bald ein halb Jahrhundert auf dem Dierlisberg hauste, seit wenigstens dreißig Jahren weder gesehen noch gesprochen. Ja, so gut ich sonst ein Gedächtnis habe für alles, was in meine Knabenzeit fällt, ich weiß heute nicht mehr genau, wie die Schafgeschichte auf dem Dierlisberg ausging, wohin meine Schafe kamen und wann eigentlich meine Verbindung mit dem Marte aufhörte. Ich vermute, wie schon oben angedeutet, die verfluchte lateinische Grammatik sei dazwischengekommen, und die törichte Freude jener Tage, studieren zu dürfen, habe damals den Dierlisberg samt seinen Lämmern und samt aller Poesie der Knabenzeit in meinem Gedächtnis verwischt. —

Öfters bin ich in den achtziger und neunziger Jahren in der Nähe des Dierlisbergs über den Paß gegangen, hinüber zum „Eckerhof" und „in die Buchen", und habe jedesmal voll Wehmut hinuntergeschaut zu dem Hof, den ich hundertmal schon seit jener Knabenzeit von den verschiedensten Höhen des Kinzigtals aus erblickt — aber seit bald fünfzig Jahren nicht mehr betreten hatte.

Doch so oft ich in meinen alten Tagen meine Freunde und Bekannten aus der Bauernwelt der Knabenzeit im Geiste wieder aufleben ließ, kam mir die Gestalt des Marte in die

Erinnerung, den ich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen, weil ich an Markttagen fast nie mehr nach Hasle gekommen bin. Ich ließ mir aber gelegentlich über ihn berichten und nahm ihn als der ersten einen unter das „Bauernblut" auf.

Während ich nun in den Februartagen des Jahres 1895 in müßigen Stunden seine Geschichte niederschrieb, kam mir die Sehnsucht, den Dierlisberg noch einmal zu besuchen und den Marte, der mir einst mehr Freude gemacht hat, als alle Ehren der Welt sie mir heute bereiten könnten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Als das Frühjahr 1896 kam, wurde diese Sehnsucht gestillt. Ein schöner Maientag sonnte sich über „der Welschbollenbacher Eck" und über ihren lichten Buchen, als ich vom Eckerhof her dem Dierlisberg zuschritt. Überall her rief's: „Frühling!" — aus Baum und Strauch, aus Gras und Halm, aus Feld und Wald.

Je näher ich dem Hof kam, um so mehr heimelte es mich an, aber um so wehmütiger ward's mir auch ums Herz. Fast ein halbes Jahrhundert war ins Land und über mein Leben hingegangen, seitdem ich keinen Fuß mehr auf diese Berghalde gesetzt, und doch, wohin ich sah, war's wie ehedem.

Da standen die Kastanienbäume, unter denen ich Kesten aufgelesen, noch die gleichen, nur stärker; dort weideten Rinder und Schafe, und ihr Hirte jauchzte, wie ehedem der Klaus, als ich zum erstenmal da heraufstieg. Nur ich war ein anderer geworden. Aus dem heitern Knaben, dem der Besitz eines Lämmleins auf dem Dierlisberg eine Seligkeit war, der nichts wußte von der Welt, ihren Sorgen und Mühen und Kämpfen, nichts wußte von dem, was sie Wissenschaft nennt, und der wie der Hirtenknabe, welcher heute unter den Kastanienbäumen singt, das Erdenleben für ein Kinder-Paradies hielt — aus jenem Knaben war ein kranker, lebensmüder Mann geworden, der mit Tränen in den Augen von ferne stille stand und den Hirtenknaben unter den Kastanienbäumen

beneidete um sein Glück, um seine Unwissenheit und um seinen Frohsinn.

Und noch einer hatte sich geändert, aber lange nicht so gewaltig und nicht so tief, wie ich. Das war Martin, der Knecht. Unter dem schattenspendenden Strohdach des Hauses sah ich einen alten Mann, wie er eben zwei junge Lämmer aus einem Kübel mit Milch tränkte. Er beobachtete mich, bis ich ganz in seine Nähe gekommen war. Jetzt schaut er auf von seinen Schäflein, sieht mich, greift an seinen Hut, schwenkt ihn in die Höhe und ruft fragend: „Was, Ihr kommt auch noch einmal auf den Dierlisberg?“ Sonst fragt er weiter nichts, weder woher, noch wie, noch warum.

Ich staunte, daß er mich sogleich erkannt, und erfuhr, daß er mich anno 1888 auf der Volksversammlung zugunsten der Orden in Hasle gesehen und reden gehört habe; er sei extra deshalb dahin gegangen.

„Anno 1863 han ich,“ so sprach er, „den Hainer zum erstemol predige g'hört in unsrer Pfarrei, in Staina, un dann nimme g'sehne noch g'hört bis uf jener Versammlung. Un hüt kommt Ihr uf unsere Hof. Des freut mi.“

Ich gab ihm zur Antwort: „Marti, wir welle mit anand schwätze, wie domols, wo i den Fuchs noch usgespannt hab' und von den Kesten gegessen vom Dierlisberg und d' Schof b'sucht hab' uf dem Hof — und einander Du sagen, nit Ihr. Ich bin dem Marti gegenüber nit der Pfarr, sondern des Beckephilippe Hainer.“

Da traten Tränen in seine alten Augen; er reichte mir die Hand und meinte: „Des isch di letzt Freud in mim Läbe, daß i mit dem Hainer no so rede darf, wie vor fufzig Johre.“

„Aber jetzt komm' ri in d' Stube, bisch so lang nimme drin g'sesse. Wenn nur au die alt' Büre des no erlebt hätt', was i hüt erleb'.“

Er eilt mir voran in die Stube, wo wir am großen, tannenen Tisch uns niederlassen, und der Marte beginnt zu reden, wovon mein Herz schon voll ist, von den langen Jahren,

die ich nicht mehr da oben gewesen, von den Schafen, die damals mein waren, und von den weißen Tauben, die er, was ich nicht mehr gewußt, von mir hatte, und die so zahm und so alt bei ihm geworden seien.

Auch vom Fuchs sprachen wir, den er so oft vor meines Vaters Herberge geführt, und er lobte begeistert seine herrlichen Eigenschaften. „Der Fuchs,“ meinte er, „er war gescheiter als mancher Bürgermeister. Ich bin einmal in den sechziger Jahren mit unserm Bürgermeister aus dem Dorf drunten nach Straßburg gefahren mit dem Fuchs. Wir hatten arme Auswanderer aus dem Dorf bei uns, die ich um Gottes willen hinüber führte. Als wir nun, der Bürgermeister und ich, wieder aus der großen Stadt heraus und dem Rhein zufahren wollten, da wußte keiner von uns mehr den Weg durch die vielen Straßen zum ‚Metzgertor‘. Jetzt ließ ich den Fuchs machen, wohl wissend, daß er gescheiter sei, als wir. Der sprang bald rechts, bald links durch eine Gasse, und in kurzem waren wir am Tor, und im Galopp ging's Kehl und dem Rhein zu.“

Dann redeten wir von der alten Bürin, von der Theres, die er über alle Maßen lobte und die „Kuraschi“ hatte, einmal selbst zum Großherzog zu gehen, damit ihr Sohn, der Klaus, nicht Soldat würde.

Und als ich ihn zu loben anfing als den Retter des Dierlisberges und den Bankier, der, wie alle Leute mir erzählt hätten, überall aushelfe, da wurde der Marte innerlich selbstbewußt, und es tat ihm wohl, die verdiente Anerkennung zu finden, und er meinte: „I hab's müsse hart verdienen, bis ich's so wit brocht ha.“

Indes war die junge Bürin gekommen, des Klausen Wittib, meines alten Freundes, des Vogelsburen Tochter, eine welke, kranke Gestalt; von ihrer einstigen Schönheit war jede Spur verschwunden. Sie stellte Speck und Würste und Most und Chriesewasser vor uns auf. Doch ich war zu voll von alten Erinnerungen und mochte nicht essen; „zutrinken“

mußte ich aber der Bürin und dem Marte, sonst wär's eine Beleidigung gewesen.

Nach alter, schöner Sitte ist nur ein Glas auf dem Tisch; die Bürin schenkt's voll, trinkt zuerst davon des Gastes Gesundheit und reicht's dann diesem. Hat er getrunken, so füllt der Bur das Glas und trinkt dem Gaste ebenfalls zu und gibt's ihm dann wieder hin zum Trunk und Gegentrunk.

Und nach dem Trunk redeten wir weiter, der Marte und ich, von seinem Bergwerk, von den alten Buren unserer Jugendzeit, und wie wir beide alt geworden seien. Je länger wir redeten, um so mehr staunte ich über den Marte, wie aus dem stillen, blassen Knechtlein von ehedem ein ganzer, selbstbewußter Mann geworden war, dessen Redensarten stark und gewaltig waren, wie das Rauschen einer alten Eiche.

Als ich mich erhob, um für immer Abschied zu nehmen vom Dierlisberg, da gab mir der Marte das Geleite bis hinab ins Tal, wo mein Fuhrwerk stand, das mich am Morgen von Hofstetten zum Eckerbur und zum Erdrich in den Buchen geführt hatte. Tief unten im Tal sprach er: „Bhüet Di Gott, Hainer, 's het mi g'freut; 's wird am End 's letztmol si. Sie werde den alte Marte bald hinabführen im Totenbaum. Bhüet Di Gott!"

Ich kämpfte mit Tränen, da einer der letzten Sterne an meinem Knabenhimmel von seinem Erlöschen sprach.

Aber der Marte soll nit ganz auslöschen, drum steht von ihm hier geschrieben. Sagen durft' ich es ihm aber nicht, daß ich ihn in der Feder gehabt im vergangenen Winter, sonst wär' er teufelswild geworden. Bücher und Steuerzettel, in denen sein Name steht, haßt der Marte. Er gehört zu jenen vernünftigen Menschen, die nicht in der Welt bekannt sein, sondern, wie Bergblumen, unbekannt leben, blühen und sterben wollen in der Einsamkeit.

Aber er muß es mir doch zu gut halten, daß ich nicht schweigen konnte über den braven Mann, der mir so manche reine Freude gemacht hat in des Lebens Sonnenzeit. —

Noch zwölf Jahre, nachdem wir uns das letztemal gesehen, lebte der Marte und starb dann eines ungewöhnlichen Todes.

Er war ein Achtziger geworden, da suchte ihn ein Altersleiden heim, der Star. Längst hatte ihm der Arzt in Hasle gesagt, er müsse sich operieren lassen.

Da er aber zu diesem Zwecke den Dierlisberg verlassen und entweder nach Straßburg oder nach Freiburg wandern sollte, so besann er sich lange, während das Leiden immer mehr fortschritt.

Als er fast nichts mehr sah, ließ er sich endlich bewegen, nach Freiburg zu gehen — einmal, weil eine Tochter des Nachbarbauern, des Barbarasters, dorthin zu einem Arzt wollte und ihn so begleiten konnte, und dann, weil in Freiburg der Hansjakob wohne, der ihn sicher im Spital besuchen würde.

Eines Tages im Mai 1908 erschien des Barbarasters Maidle bei mir und meldete die Ankunft des Marte. Ich ließ ihm durch die Bötin alsbald meinen Gruß vermelden und meinen Besuch am folgenden Tag. Ehe ich aber am andern Nachmittag in die Augenklinik kam, wurde mir von dort telephoniert, mein Besuch sei unnötig, der Patient sei schon wieder fort. Er habe sich um keinen Preis halten lassen; er müsse wieder heim, er habe nichts von seiner Habe verschlossen; er komme aber wieder.

Offenbar hatte das Heimweh ihn erfaßt und die Sorge um seinen Mammon.

Man gab ihm einen Wärter mit zur Bahn. Glücklich erreichte er gegen Abend Hasle, und nun eilt er ohne Führer auf dem ihm wohlbekannten Wege dem Welschbollenbach und seinem Dierlisberg zu in den lauen Maiabend hinein.

Unten im Tale begegnete ihm der Schuhmacher von Bollenbach, welcher vom Dierlisberg, wo er auf der Stör gearbeitet hatte, herabkam, um in sein Dorf zurückzukehren.

Er staunte nicht wenig, den Marte, den er in Freiburg glaubte, zu treffen.

Als der gleiche Schuhmacher am andern Morgen zur Arbeit auf den Hof zurückkehrte, sah er abseits von dem steilen Fußweg, der auf den Dierlisberg führt, in einem Graben einen dunklen Gegenstand liegen. Es war der arme Marte, der die ganze Nacht hier gelegen, wenige Minuten vom Dierlisberg entfernt. Offenbar hatte er einen Fehltritt getan oder einen Schwächeanfall erlitten.

Der Retter half ihm aus dem Graben, rief den Leuten vom Hof, und sie schleppten den gelähmten Mann ins Haus. Alsbald, es war am 24. Mai, holten sie den Pfarrer Ibald drunten in Steinach, der dem Kranken die Sterbsakramente reichte.

„Es geht nimmer lang mit mir," meinte der Marte, „der alte Kerle muß fort". Er ließ drum auch den Notar Stritt von Hasle kommen, einen jungen, rüstigen Bergsteiger, und machte hellen Geistes sein Testament. Gerecht wie er war, verteilte er sein Vermögen unter die Leute auf dem Dierlisberg und die drüben im Finsterbach. Hierher war er vor einigen Jahren gezogen, um in der Hütte seines Vaters, des Spaniolen, zu sterben. Das Heimweh hatte ihn aber wieder auf den Dierlisberg getrieben.

Als seine ewigen und zeitlichen Interessen geordnet waren, legte sich der Marte ruhig zum Sterben nieder, und am 2. Juni haben sie ihn hinabgetragen, weit hinab auf den Kirchhof von Steine. Hier ruht der brave Knecht von langer, mühevoller Lebensarbeit. Möge er im wohlverdienten Frieden ruhen. —

Am 19. August 1909, meinem Geburtstag, bin ich vor meiner Grabkapelle in Hofstetten gesessen. In der Ferne glänzte im Licht der Nachmittagssonne der Dierlisberg zu mir herüber. Ich gedachte an meinem Grabe nochmals der fröhlichen Jugendzeit und der Freuden, die mir damals der Dierlisberg und der Marte gemacht.

Nochmals strahlte heute das Glück jener Tage zu mir herüber von jener sonnigen Bergwand, und ich sah mich als

Knaben dort drüben selig sein unter den Kastanienbäumen und unter den jauchzenden Hirtenknaben.

Vorüber, vorbei ist für immer und ewig jene selige Zeit. Ich sitze, Weh in der Seele, an meinem Grabe und sage mir: „Stets das Verlorene zurückersehnen, stets in der Erinnerung leben und einsam und weinend dem Grabe zuschreiten, das ist der alte Mensch.“





Der Sepple und der Jörgle.

1.

Die Eisenbahnen haben, wie ich anderwärts schon einmal gesagt, ein großes Stück Poesie aus der Welt genommen. Die poesievollen Fußreisen der Studenten und Handwerksburschen haben aufgehört, die Post- und Eilwagen, um die und in denen sich eine Menge von eigenartigen Lebensbildern abspielte, sind eingegangen, und die schweren Frachtfuhren mit ihren stolzen „Sechserzügen" sind verschwunden. Einsam ist's auf den ehedem so belebten Landstraßen, und der Straßenwart ist oft den größten Teil des Tages der einzige Mensch, der auf ihnen verkehrt.

Die kleinen Städtchen aber, durch die einst jener Verkehr zog, und an denen heute die Lokomotive vorüberfliegt, sind still und öde geworden. Sie gleichen an Tagen, wo das Gros der Bevölkerung auf dem Felde oder in den Werkstätten ist, Kirchhöfen. Hörnerklang, Posthorn, Peitschenknall, das Stampfen mutiger Rosse und das Krakeelen lustiger Fuhrleute hat aufgehört in ihren Hauptstraßen, und in den Wirtsstuben sitzt einsam der Wirt und liest die Zeitung.

Da war's noch anders vor sechzig Jahren, anders überall,

anders auch in Hasle, und keines der kleinsten Vergnügen, die wir Knaben genossen, war unser Interesse für die täglich ankommenden und täglich abgehenden Fuhrwerke.

Dabei waren es weniger die Eilwägen und Extrachaisen, die uns interessierten, als die volkstümlichen, schweren Frachtfuhrwerke, die den Verkehr mit Mannheim und Frankfurt nach unten und mit Konstanz und Schaffhausen nach oben vermittelten.

Sie stehen noch alle lebhaft vor meinem Geiste, die ritterlichen Gestalten der Frachtfuhrleute, die vier- und sechsspännig an bestimmten Tagen in Hasle anfuhren und entweder im Kreuz oder im Engel Halt machten.

Wenn heute ein Fürst bei meinem Hause vorführe, ich würde ihn nicht mit dem Respekt anschauen, wie damals die Matadoren unter jenen Fuhrleuten. Da waren die Gebrüder Rubi, Hans und Konrad, aber jeder mit eigener Fuhre und jeder an einem andern Tage seinen Einzug haltend, ebenso die Gebrüder Schäfer, Hans und Martin, ferner der Haßfelder, der Frankfurter Hannes, der Schlenker, der Schopfer und viele andere.

Meist ritten sie daher auf dem „Sattelgaul", dessen Kummet mit Dachsfell verziert war, während die „Vorderroß" Glocken um ihre Hälse trugen und beim Einzug ein Glockenspiel zum besten gaben.

Waren sie vor dem „Kreuz" oder vor dem „Engel" angefahren, so warfen sie dem respektvoll dastehenden Hausknecht die Peitsche zu, feierlich wie Fürsten, die, vom Throne steigend, ihr Zepter einem Hofmarschall übergeben, erwiderten kurz den Gruß des herbeigeeilten Wirts, schritten in die Stube und setzten sich an ihren Stammtisch, wo alles ihren Befehlen lauschte.

Aus ihren großen Ledertaschen, die sie unter dem blauen Fuhrmannshemd hervorzogen, verlasen sie dann die Frachtbriefe für die Waren, die nach Hasle gehörten, schrieben ihren Fuhrlohn darauf und ließen expedieren.

Zu letzterem waren schon die „Spanner“ angerückt; im Engel zu meiner Bubenzeit der „Nokkenjörg“, der „Muserlorenz“ und andere, meist Haslacher zweiter Güte aus der Vorstadt.

Der Unterschied zwischen einem Haslacher erster Qualität und dem zweiter bestand in jenen Zeiten darin, daß der letztere noch durstiger und noch mittelloser war, als der erstere, und dieser im „Städtle“ wohnte, jener aber in der Vorstadt.

Die beiden genannten Spanner amteten, wie schon gesagt, im Engel, ganz in meiner Nachbarschaft — und mit ihnen stand ich in regem, fast täglichem Verkehr, seltener mit den Spannern im Kreuzwirtshaus.

Der Jörg und der Lorenz hatten nur ein Interesse: auf jeden Frachtwagen zu spähen, seine Waren abzuladen und zu expedieren und in der Zwischenzeit, bis wieder eine Fuhre ankam, den Spannerlohn zu vertrinken.

Ihr nächster Vorgesetzter war nicht der Frachtfürst und Inhaber des Sechserzuges, sondern der Hausknecht. Der empfing die Befehle des regierenden Fuhrherrn und übermittelte sie den Spannern.

Diese selbst hatten wieder ihre Unterbeamten, und die spielten wir, die Buben, welche in der Nähe wohnten, spielten sie umsonst und mit dem größten Vergnügen. Wir holten die Handwerker: Sattler, Schmiede, Wagner; wir benachrichtigten die Krämer von der Ankunft der Spanner mit den Waren und halfen dann die Pferde tränken oder, im Sommer, ins Wasser reiten.

Es fiel keinem Menschen ein, uns auch nur den geringsten Lohn oder einen Schluck Wein zu geben, wir selber dachten nicht daran, und unser Lohn bestand in der Freude, diese Dienste leisten zu dürfen.

Der Spanner Nokkenjörg, ein großer Mann, hinkend infolge eines kranken Fußes, war in Hasle berühmt wegen seines Weibes, das den zweifelhaften Ehrennamen trug — „die Suffnokki“. Sie trank dermaßen viel Schnaps, daß der

Jörg sich endlich friedlich von ihr trennte, weil er nach seiner Angabe nicht mehr so viel verdiene, als er und seine Frau zum „Suffen" brauchten. Wir Knaben, die Untergebenen Jörgs, rächten den Braven bisweilen an seiner Ehehälfte, indem wir ihr „Suffnokki" nachriefen, was er ihr jeweils von Herzen gönnte.

Neben dem Rokkenjörg fungierte im Engel als Spanner der Muserlorenz, ein kleines, verwachsenes Männchen. Er tatete sonst nach Weiberart, indem er Garn spulte bei seinem Schwager, dem „Muserfidele", der ein Weber „auf dem Graben" war. Hatte der Fidele nichts zu spulen, so verrichtete der Lorenz Spannerdienste im wahren Sinn des Wortes. Er ging mit des Engelwirts Pferden, die den Groß-Fuhrleuten als Vorspann dienten, bis ins Gutachertal, von wo er sie wieder zurückbrachte. Er ritt dann „heimzua" und wurde wegen seiner schlechten Reiterfigur von uns Buben oft ausgelacht.

Des Muserlorenzen Bruder, der Bernhard, war aber ein vielgenannter Mann im Städtle. Er bekam schon als Knabe den Spitznamen „der Gitschebock", weil er, die einzige Geiße seiner Base, „des Muser-Fränzelis", hütend, seinen Kameraden erzählte, sein „Bäsle" habe den schönsten „Gitschebock", und den müsse er hüten.

Diesen Namen bekam er vor mehr denn siebzig Jahren und ist unter demselben in Hasle den alten Leuten heute noch wohl bekannt.

Später wurde er Schuhmacher, wanderte und arbeitete elf Jahre lang in der Schweiz; aber als er heimkam, war er eben wieder der Gitschebock, wie vorher.

Nach seiner Rückkehr schusterte er beim „Haserhans", einem Freund meines Vaters, und ich bin als zehnjähriger Knabe oft beim Gitschebock in der Werkstätte gesessen, wenn ich seinem Meister Arbeit brachte, und habe des Gesellen Schnurrbart bewundert, den er aus der Fremde mitgebracht hatte. Ich hab' mich auch einmal in seiner Gegenwart mit

einer „Schusters-Kneipe" geschnitten und trage die Narbe heut' noch am Leibe.

In der Revolution wurde der Bernhard Freischärler und rückte mit den Haslachern aus, mehr zu deren Unterhaltung, indem sie mit ihm ihren Spott trieben, als um das Vaterland von der „Tyrannei" zu befreien. Nachdem das Letztere mißlungen, ging der Gitschebock abermals auf die Wanderschaft.

Ich war noch in der letzten Klasse der Volksschule, als, um das Jahr 1850, der Bernhard wieder Furore machte in Hasle. Er war aus der Fremde gekommen, von Lahr, deklarierte sich als „Brettschütz" (Zuschneider) und trug ein Paar hellblaue, großkarierte Tuchhosen, wie an der Kinzig noch keine waren gesehen worden. Jung und alt hatte eine helle Freude an dem Brettschützen mit den blauen Hosen, und des Gitschebocks größte Freude war es, daß andere Leute ihn endlich gebührend zu würdigen schienen, indem sie seine Hosen bewunderten und ihn abwechselnd auch Brettschütz nannten.

Nach abermaliger zehnjähriger Fremde kehrt der Brettschütz für immer heim und „setzt sich", d. h. er etabliert sich als Schuhmacher und heiratet eine ziemlich betagte Wäscherin, „das Dolden-Nanni". Sie wäscht und er schustert, aber sein Ruf und seine Kundschaft ist nicht groß.

Da legt eine Krankheit sein Weib zehn Jahre lang aufs Siechenbett; er allein pflegt sie und hungert mit ihr, bis gute Leute beiden das tägliche Essen schicken.

Das Dolden-Nanni stirbt und die üblichen zwei nächtlichen Totenwachen besorgte der arme Mann allein, indem er sich neben die Tote ins Bett legte und schlief. Als Witwer drückt er sich dann noch einige Jahre schlecht und recht durch, bis er, krank geworden, im Spital Aufnahme findet, wo er genas und in den neunziger Jahren noch lebte, ein Achtziger.

Was aber mit ihm noch lebte und alt geworden ist, das waren seine blau karierten Tuchhosen. Mit denen rückte der Gitschebock an jedem Sonn- und Festtag noch vom Spital

aus in die benachbarte Pfarrkirche und am Nachmittag, wenn ihm einer was zahlte, ins Wirtshaus.

Wenn der in Hasle viel „ge-uzte" Bernhard keine andere Tat aufzuweisen hätte aus seinem langen Leben, als die zehnjährige Pflege seiner Frau und die fast fünfzigjährige Konservierung seiner berühmten Hose — so sage ich doch: „Alle Hochachtung vor dem Gitschebock! Er gehört zweifellos und allen Ernstes zu den besseren Menschen seiner Vaterstadt, der er an der Jahrhundertwende Lebewohl sagte für immer."—

Die Handwerksleute, welche von den Frachtfürsten viel Geld verdienten, hingen direkt nicht von diesen, sondern von der Empfehlung der Hausknechte im Kreuz und im Engel ab. Jeder dieser Hausmeier hatte seine Günstlinge unter den Handwerkern, die sich in dieser Gunst zu erhalten wußten durch allerlei Spenden und Gefälligkeiten.

War eine Fuhre beim Kreuz angefahren und ein Schmied nötig, so mußten wir Buben den „Wunibald" holen, den von mir anderwärts schon geschilderten Volks- und Freiheitsredner, der Börnes Briefe auswendig wußte und doch nebenbei ein tüchtiger Mann am Amboß war.

Hatte ein Frachtfürst seine Einkehr im Engel, so holten wir den „Felix". Der Schmied Felix Walz war ein dicker, stiller, aus blauen Augen vornehm dreinschauender Mann und dabei doch ein Original, trotzdem still und vornehm tun nicht zur Haslacher Originalität gehört.

Er war lange in der Fremde gewesen und zu Fuß weithin gewandert. In Lyon und Genf hatte er gearbeitet und sprach, als er heimkam, ganz gut französisch. Er brachte aber außerdem noch eine Neuheit mit nach Hasle, ein französisches Kartenspiel, das Pikett, welches er in der Heimat einführte und leidenschaftlich gerne spielte, das mit ihm aber wieder ausstarb.

In der Schmiede war er selten zu sehen. Schon in der Frühe nahm er eine Zange aus derselben und begab sich, einen großen Lederschurz am Leibe, von einem Wirtshaus

ins andere. Er trank aber stets nur ein halbes Schöppchen Wein und entfernte sich wieder, wenn er keine Gelegenheit zum Pikettspielen bekam.

So erschien er oft am gleichen Tage fünf bis sechsmal in der gleichen Wirtschaft, immer mit seiner Zange in der Hand. Er bekam deshalb den Beinamen „der Zängle".

Überall aber sprach er sehr gewählt und vornehm und verließ alsbald die Wirtsstube, wenn die anderen Gäste sich schlüpferige oder frivole Redensarten erlaubten. Seine Frau war die Tochter des Müllers Tobias Hansjakob von Steinach, eines Bruders meines Großvaters Eselsbeck — und somit meine Base.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich anfangs der fünfziger Jahre als Studentlein in den Ferien sie zu Grabe geleiten half, wohin der Zängle ihr bald nachfolgte. —

Als Wagner hatten die Groß-Fuhrleute alle nur einen, „den Libori", einen Freund meines Vaters. Er hieß Liborius Breithaupt, war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein lustiges Haus und Virtuos bei der Stadtmusik als Klarinettist. Er trug den Übernamen „der Bims", weil er statt Geld stets Bims sagte.

Kam einer von uns Knaben in seine Werkstätte gerannt, um ihn zu einem der Fuhrleute zu rufen, so sprach er regelmäßig: „'s ist recht, Büble, i komm gli, do gibt's wieder Bims."

Von den Sattlern war im Kreuz in Gnaden der „Regenbogen" und im Engel der Sandhas, die wir beide aus den „wilden Kirschen" kennen.

Am Abend saßen dann um die Frachtfürsten, welche am Wirtstisch ihre mit Silber beschlagenen Ulmer Pfeifen rauchten und sich um nichts mehr kümmerten, die Handwerksleute, die Krämer und andere durstige Bürger und diskurierten, tranken und spielten mit ihnen, während wir Knaben mit den Hausknechten am Stadtbrunnen die Pferde tränkten oder zur Sommerszeit diese in die Kinzig zum Baden ritten.

Früh am Morgen, wenn wir Buben noch zu Bette lagen,

fuhren die großen Frachtwagen unter dem klingenden Spiel ihrer mit Glocken behangenen Pferde zum Städtle hinaus, der eine talauf, der andere talabwärts. Am Abend waren aber wieder andere da und außer ihnen noch täglich die Eilwägen und die Extraposten.

Jetzt ist das alles vorüber, vorüber sind auch fast alle die Menschen, die damals mitmachten. Alle Hausknechte jener Tage, alle Fuhrleute, alle Handwerksmeister sind tot, vielfach schon die Generation nach ihnen, und selbst von uns Buben, die dabei mittaten, sind schon die allermeisten in einer andern Welt.

Aber in der Erinnerung leben sie bei mir alle fort, als ob kaum zehn Jahre seitdem vorübergegangen wären. Und wenn ich sie oft in stillen Stunden der Nacht Revue passieren lasse vor meinem schlaflosen Geiste, so treten am lebhaftesten vor mich zwei Gestalten jener Tage, der Sepple und der Jörgle.

Beide waren nur Hausknechte, der eine im Engel, der andere im Kreuz; aber des „Engelwirts Sepple" und des „Krizwirts Jörgle" hatten in Hasle mehr Ansehen, als viele Bürger.

Die Haslacher sind meist, wie auch unsereiner, arme Teufel, d. h. sie müssen arbeiten ums tägliche Brot. Je leichter einer dies Brot verdient, um so mehr wird er in Hasle beneidet im bessern Sinn des Wortes, und es heißt: „Der hat's gut machen, er hat Geld g'nug."

Das galt auch von den genannten Hausknechten, die mit leichter Mühe viel mehr Geld verdienten, als die Handwerksmeister im Städtle.

Vier bis fünf Gulden und noch mehr in einem Tag einnehmen als „Trinkgelder" war für den Sepple und den Jörgle eine Kleinigkeit.

Beide gehörten, wie gesagt, in meiner Knabenzeit zu den angesehensten Leuten im Städtle, beide nahmen aber ein kläglich Ende. Sie ist in mehr als einer Hinsicht interessant, die Geschichte vom Sepple und vom Jörgle. Hören wir sie.

2.

Hofstetten bei Hasle, das Dörfchen, in dem ich meines Alters Paradies gefunden, ist die Heimat unseres Sepple. Seine Wiege stand aber nicht im Dorf, sondern weiter droben in den Bergen, auf der Breitebene. An einsamen, steilen Halden hin liegt hier eine Anzahl von Bauernhöfen, deren Bewohner gottlob heute noch unbeleckt sind von der Kultur, die, seitdem die „Isebä" durchs Kinzigtal fährt, schon rechts und links von dem Schienenweg viele und schöne Stücke von altem, echtem Volkstum weggeschwemmt hat.

Die Frachtfuhrleute der vergangenen Zeit brachten keine Kultur, aber um sie sammelte sich ein Stück Volksleben, nicht ohne Poesie.

Fuhrleute und Hausknechte und Poesie, wie reimt sich das zusammen? Ja, das reimt sich, sag' ich. Die Poesie ist ein Ding, das sich wenig definieren und begrenzen läßt, wie das Herz einer Mutter — und deshalb hört sie nicht auf bei Haus- und Fuhrknechten, oft eher in weit höheren Kreisen, die despektierlich auf Hausknechte herunterschauen und Glacéhandschuhe anziehen und an Kölnisch-Wasser riechen, wenn man von derlei Leuten redet.

Ich frage, ist das keine Poesie, wenn bei dunkelndem Abend ein flotter Sechserzug zum Tor hereinfährt, die Glocken klingeln, die Knechte mit Laternen kommen, die Buben wie kleine Faune sich um Roß und Wagen tummeln und drinnen in der matterleuchteten Wirtsstube Städtlebürger um den Frachtfürsten sitzen und sich von ihm erzählen lassen aus den Städten, die er jahraus jahrein befährt von Frankfurt bis Konstanz und Schaffhausen?

Ja, diese Fuhrleute waren selbst Träger und Erhalter eines großen Stückes Poesie, weil sie die Kultur, diesen großen Gendarmen und Verfolger poetischen Reichtums, nicht auf ihren großen Frachtwagen in die Täler trugen, was die Eisenbahn heute so prompt und zum Schaden des Volkslebens

überall besorgt. Sie führt allerlei Hausierer, Touristen, Lufttouristen und andere schlechte Christen in alle Täler und auf alle Berge unseres Schwarzwalds, und diese verderben viel an unserm Volkstum und damit an der Poesie — durch Wort, Tat und Vorbild.

Dazu bringt die Eisenbahn eine Menge gesundheitsschädlicher und damit volksverderbender Dinge billig in die entferntesten Täler. Ich will hier nur eines nennen — den Kaffee.

Zur Zeit, als ich noch unter Sepples Zepter Pferde, welche Kolonialwaren von Mannheim gebracht, ausspannen und tränken half, trank man weder in einem gewöhnlichen Bürgerhaus in Hasle noch auf einem Bauernhof des Kinzigtals Kaffee. Er war zu teuer.

Heute trinken selbst unsere Bauernweiber ein- und zweimal im Tag dieses Nervengift, und ihre Kinder und Männer trinken mit ihnen und werden so mit der Zeit siech und blutarm, wie die Stadtmenschen. —

Die Breitebene, Sepples Heimat, wird heute nur von Menschen durchstreift, die in der Nähe wohnen; Touristen und derlei Leute wandern nie an deren einsamen Berghalden hin. An dem steinigen Weg, der sie durchzieht, liegt jetzt noch der „Rufenhof", auf dem um das Jahr 1796 unser Sepple das Licht dieser Welt erblickte, in welcher er es zu was Seltenem bringen sollte, zu einem hochangesehenen Hausknecht.

Sein Vater hatte eine Stube voll Kinder, das war sein einziger Segen; sonst blühte ihm kein Glück. Fehljahre, Unglück im Stall und harte Gläubiger brachten den alten Rufenbauer, Christian Schwendemann, im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts um Hab und Gut.

Die Kinder mußten nun zu fremden Leuten, um ihr Brot selbst zu verdienen. Der Sepple kam hinab ins Dorf zum Schneeballenwirt als Hirtenbube in jener guten alten Zeit, wo der Schneeballenwirt noch seine Rinder weiden ließ

an der „Brand" hinauf im lichten Birkenwald, an dessen Rand heute meine Grabkapelle steht an Stelle der Strohhütte, in welcher ich so oft gesessen bin, geschrieben und geträumt habe.

Der heutige Schneeballenwirt gehört zu jenen Hofbauern, welche an die „Herren" glauben, die mit ihrer landwirtschaftlichen Buchweisheit im Land herumreisen und den Bauern predigen, ihr Vieh nicht mehr auf die Weide zu schicken, sondern jahraus, jahrein an die Kette zu legen und den Dung für ihre Bergfelder mit der Eisenbahn kommen zu lassen.

Die alten Bauern, die weit wohlhabender waren als die jetzigen, würden sich im Grab umdrehen, wenn sie das wüßten. —

Vom Hirtenknaben weg wurde der Sepple Unterknecht bei einem Bauern auf einem der „Niederhöfe" am Fuß der Breitebene. Auf diesen Höfen, drei an der Zahl, sitzt bis zur Stunde ein altes Bauerngeschlecht, die Krämer, wohlhäbig, arbeitsam und sparsam in allen seinen Sippen und Generationen.

Wo in einer Familie viel Geld ist, da hat man seit Generationen gespart, und der Sparsinn hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Oft ist er in der Vererbung gewachsen, und drum finden wir Kinder von Millionären, die einen Pfennig zweimal umkehren, ehe sie ihn ausgeben. Aus dem Sparsinn wird schließlich Geiz, und es gibt geizige Reiche genug, die sich selbst nichts gönnen.

Ich freue mich jeweils, wenn ich höre, daß ein reicher Geizhals neben seinen Geldsäcken und Staatspapieren lebt wie ein armer Teufel und an sich selbst knausert, weil ich diesen Geldmenschen es von Herzen gönne, daß sie sich selbst in dieser Welt schon strafen. —

In den Niederhöfen lernte der Sepple sparen, weil er sah, daß dort gespart wurde, gespart in allen Zweigen des Haushaltes.

Dieser Sparsinn trieb ihn aber auch hinaus in die Welt,

wo er mehr Geld zu verdienen hoffte. Er kam zwar bei dieser Reise in die Welt, die er anno 1823 unternahm, nicht weiter als bis Hasle; aber dort war er an einer der kleinen Adern des damaligen Weltverkehrs, an dem er als Hausknecht teilnehmen und ein vermöglicher Mann werden sollte.

In Hasle lebte schon ein älterer Bruder von ihm, der Jörg, als Knecht. Auch den kannte ich in meinen Knabenjahren, und auch der war damals ein in Hasle vielgenannter Mann. Der Jörg wurde in jenen Tagen, wo man sonst noch nichts von Gründungen und Privatspekulationen wußte, der erste und einzige Gründer und Unternehmer im Städtle.

Als anfangs der vierziger Jahre die erste Eisenbahn des Landes bis Offenburg ging, wollten die Leute im obern Kinzigtal das Wunderding auch sehen und auf ihm fahren, besonders die neugierigen Haslacher.

Da verfiel der Jörg Schwendemann, des Sepples Bruder, auf die Idee, ein Fuhrmann zu werden und einen billigen „Privat-Omnibus" neben dem teuren „Staats-Eilwagen" ins Leben zu rufen und in demselben die Leute nach Offenburg zu kutschieren.

Der Omnibus, den er konstruieren ließ, erregte aber den Spott der Haslacher. Sie nannten ihn sofort „die Windmühle" und seinen Besitzer den „Mühle-Jörg", einen Namen, den er behielt bis zum Tode.

Mit seiner Windmühle fuhr er aber jahrelang talauf und talab, bis droben in Wolfe einige Wirte neumodische, elegante Omnibusse bauten, dazu billige Preise machten und so des Mühle-Jörgs Windmühle brach legten.

Der Jörg mag den Sepple bewogen haben, in Hasle auch sein Glück zu versuchen. Als Unterknecht trat er im Engel ein. Nahezu vierzig Jahre, bis zum Jahre 1862, amtete nun der Sepple im Engel, und als er Mitte der vierziger Jahre mir bekannt wurde, war er schon längst der hochangesehene Hausknecht und nach damaligen Haslacher Begriffen ein reicher Mann, den alle Bürger mit Respekt grüßten.

Ich sehe ihn heute noch vor mir, als hätte ich ihn erst vor vierzehn Tagen gesehen. Ein winziges Männlein mit kleinen, klugen, schwarzen Augen, die über einer gebogenen Nase und einem frischen, roten Gesicht hervorschauten, stand er, die Hände auf dem Rücken, in müßigen Augenblicken im blauen Fuhrmannshemd und einem samtenen, neumodischen Hauskäppchen unter der Pforte des Engels. Sein Ohrenbart und sein selbstzufriedenes Lächeln gaben ihm den Ausdruck eines gutmütigen, stillen Mannes, der er auch war.

Ruhig und gemessen gab er seine Befehle, und diese Ruhe war nicht wertlos. Sie verdiente allen Respekt, wenn man das Leben und Treiben sah, das sich am Abend vor dem Engel abspielte, wenn die großen Frachtfuhren, die Eilwagen, die Extraposten angefahren kamen und die Sorge für die vielen Pferde Sepples ganze Umsicht in Anspruch nahmen.

Schnell sich bewegen konnte er zwar nicht; er trippelte bloß, wenn er raschere Schritte machen wollte, aber er trippelte so erfolgreich hin und her, daß in kurzem alle Pferde versorgt und alle Wagen expediert waren.

Wenn er uns Buben direkt einen Auftrag gab und nicht durch die Spanner oder Unterknechte, so galt uns das als eine Ehre, und wir sprangen noch so schnell, ihn auszuführen, denn wir alle wußten, daß der Sepple ein respektierter Mann sei im Städtle.

Was die Alten singen und reden, zwitschern bekanntlich die Jungen. Wir alle hatten schon oft daheim reden hören von dem Reichtum Sepples, und daß selbst der Engelwirt von seinem Hausknecht Geld habe, sonst wäre er schon längst bankrott geworden. Wir Buben teilten demgemäß die Hochachtung unserer Väter und Mütter vor dem Hausknecht und vor seinem Geld.

Hatte er untertags eine freie Stunde, so trippelte er aus der Vorstadt ins Städtle hinein und trank bald bei diesem, bald bei jenem Wirt ein Schöpple. Sein Erscheinen wurde

aufgenommen wie das eines vornehmen Mannes, und jeder Wirt fühlte sich geschmeichelt.

Das Ansehen, so der Sepple in Hasle genoß ob seines redlich und durch manch schlaflose Nacht erworbenen Mammons, ging auch auf sein Töchterle über, auf das Lenele.

Im Engel hatte neben dem Sepple vor Jahren ein Mädchen als Magd gedient aus dem unfernen Schwabenland (Württemberg), aus Maria-Zell bei Schramberg. Sie ward die Mutter Leneles.

Der Hausknecht und die Magd hätten sich gerne geheiratet, aber es war damals noch nicht Mode, wie heutzutage, zu heiraten ohne sichere, eigene Existenz.

Der Sepple wollte drum warten, bis er noch mehr Geld verdient hätte und dann einen schönen Hof kaufen und die Schwäbin heimführen.

Einstweilen ging sie, mit Geld wohlversorgt, in ihre Heimat und wartete, bis der Sepple schreiben würde, er habe Geld genug.

In jener guten alten Zeit der dreißiger Jahre war es auch noch nicht Mode, daß zwei „Verlobte", welche fern voneinander wohnten, sich Liebesbriefe schrieben und einander allerlei Lügenwerk auf dem Papier sandten.

Heutzutag pflegen sogenannte Gebildete, wenn sie sich verloben und „es" in der höheren Töchterschule oder in einem „Institut und „er" auf der Universität oder im Kadettenhaus war, sich in der Zeit der Verlobung täglich Briefe zu schreiben. Sie wollen sich dadurch ihre unsterbliche Liebe beweisen, zeigen aber nur, daß sie närrische Leute sind, die jeder vernünftige Mensch auslacht. Die Liebe macht eben die Menschen nicht bloß blind, sondern auch dumm. Das hat schon ein griechischer Dichter mit den Worten gesagt:

Der Menschen Dummheit, Eros,* macht Vergnügen dir.

---

[1] Der heidnische Gott der Liebe.

Die Dummen von der Sorte findet der alte, ewig junge Schlingel Eros aber nur bei den — Gebildeten, nicht aber bei den — „dummen Bauern".

Der Sepple schrieb seiner „Anne-Marei" nie; dazu hatte er keine Zeit. Aber aus Maria-Zell und Umgegend kamen oft „Schwoben", brachten Frucht und holten Obst in Hasle. Sie stellten beim Sepple ihre Gäule ein, brachten ihm einen Gruß von der Anne-Marei und dieser jeweils einen Gegengruß und ein Stück Geld vom Sepple.

Nach Jahr und Tag kam auch bisweilen einer dieser Schwaben mit der Botschaft: „An schöne Gruoß von der Anne-Marei, und ob's nit bald amol zum Heiraten käme?" Der Sepple aber meinte, es „pressiere nit, so viel Geld wie jetzt, verdiene er nimmer, wenn er einmal verheiratet sei. Die Anne-Marei solle Geduld haben, sie bekäm's dann um so besser; denn zum Heiraten gehöre Geld, viel Geld. Dieses hebe (halte) länger an als die Liebe."

Ein-, zwei-, drei-, sechs-, zehnmal ließ die heiratssüchtige Schwäbin in Geduld anfragen, und ebenso oft bekam sie nebst einem Kronentaler die gleiche Antwort.

Weibsleute, die heiraten wollen, verlieren schließlich nicht bloß die Geduld, sondern auch den Verstand und nehmen dann den nächsten besten. So tat auch die Anne-Marei, und zwar ohne dem Sepple nochmals Meldung zu tun.

Eines Tages brachte ein „Schwob" Kernen (Spelz) auf den Haslacher Markt und zugleich dem Oberknecht im Engel die Neuigkeit, die Anne-Marei sei verheiratet an einen armen „Krummholz" (Wagner) in Maria-Zell.

. Der Sepple staunte für einen Augenblick, dann aber spannte er ruhig Pferde aus und an, wie zuvor, als ein starker Mann, dem nichts zu Herzen geht. Ja, er mochte froh sein, von der lästigen Mahnerin nicht mehr ans Heiraten erinnert zu werden zu einer Zeit, da er noch im besten Geldverdienen war.

Jahr und Tag vergingen dem ehelosen Mann. Da kommt abermals eines Morgens im Spätsommer ein Mann aus dem Schwabenland Markt halbers nach Hasle und in Engel. „Woasch was neis, Sepple?" meinte er, während er diesem seinen Geißelstock übergab, „Dei Anne-Marei isch g'storbe. Wo i zuem Dorf nausg'fahre bi, Hasle zua, hat mer's vergrabe. Sie hot's Nervefiaber kriegt."

Sprach's und ging in die Wirtsstube, um einen Schoppen zu trinken. Unter Tränen spannte der Sepple des Unglücksboten Rosse aus, dann ging er zum Engelwirt und fragte um Urlaub bis zum andern Abend. Am Nachmittag fuhr er mit dem gleichen Fuhrmann, der die Trauerbotschaft gebracht und in Hasle Äpfel und Birnen gekauft und geladen hatte, talaufwärts Maria-Zell zu.

Dort geht er am andern Morgen auf den Gottesacker und betet ein paar Vaterunser für die Anne-Marei, die so früh hat sterben müssen. Dann wandert er zum Witwer Krummholz und bittet um das Maidle, welches die Anne-Marei von Hasle mitgebracht hatte. Seiner Bitte wird gerne willfahrt, und am Abend kommt der Sepple nach Hasle zurück und hat ein kleines Maidle bei sich. Er übergibt es der gebildetsten Bürgersfrau zur Erziehung, und bald ist „des Engelwirts-Sepples Lenele" unter uns Haslacher Kindern das Wunderkind, einmal weil es dem reichen, respektierten Sepple gehörte, der mehr Geld hatte als unsere Väter, dann weil die „Bas" des ganzen Städtchens seine Gouvernante ist, und endlich weil es ein reizendes, zartes, rotbackiges Maidle ist.

Die Bas war die Witwe eines Kaminfegers, eine Freiburgerin und zugleich Industrielehrerin in Hasle.

Weil sie in letzterer Eigenschaft mit allen Mädchen des Städtles in Berührung kam, trug sie den Namen die Bas, d. i. die Allerwelts-Tante von Hasle.

Ich sehe sie heute noch an Mittwoch- und Samstagnachmittagen an meines Vaters Haus vorbeischreiten dem Rathaus

zu, wo die „Strickschuol“ sich befand; eine große, hagere, finstere Gestalt, mit schwarzen Haaren und tiefliegenden, dunkeln Augen. Aber keine Königin-Regentin kann würdiger zum Thron schreiten, als die Bas dahinschritt, wenn sie auf ihrem Amtsweg zur Schule sich befand. Mit stillem Respekt schauten wir wilde Gassenbuben ihr nach.

Sie hatte noch eine Adjutantin, welche die kleineren Mädchen unterrichtete, während die Bas sich den größeren widmete. Die „Unterlehrerin“ in den weiblichen Handarbeiten war die Tochter des Buchbinders Hinterskirch und rothaarig und hieß „Ricke“. Wenn wir Buben unter den Hallen des Rathauses krakeelten und sie bisweilen aus ihrer Schulstube herabkommen sahen, riefen wir ihr gerne nach: „Rote! Rote!“ Sie wandte sich dann jeweils lächelnd um und sprach: „Ihr Buabe, rot ist schön.“

Keiner von uns hatte damals eine Ahnung davon, daß unsere Dichter das rote Haar als goldenes besingen, und wir spotteten lustig weiter, wobei aber ich mich — ausnahmsweise — bescheiden im Hintergrund hielt; denn die Ricke war eine Freundin meiner Mutter und ihre Mutter eine solche meiner Großmutter.

Wie eine alte Hunnenkönigin, mit ernstem, unschönem Gesicht saß die greise „Hinterskirchin“, eine Schwäbin aus dem Killertal, allabendlich bei meiner Großmutter „im Konklave“, d. i. in der Spinn- und Unterhaltungsstube. —

So bösartig wir gegen ’s Hinterkirchs Rote waren, ebenso zahm waren wir der Bas gegenüber. Nie hätten wir gewagt, ihr ohne Respekt zu begegnen. Sie war auch unsere Bas, und wir grüßten sie mit dem gleichen Namen, wie ihre Schülerinnen.

Seitdem nun das Lenele an der Hand der Bas durch die Straßen wanderte der Schule zu und da es sich fern hielt vom Kinder-Gassenvolk, kam es uns vor wie eine kleine Prinzessin. —

3.

Jahre kamen und Jahre gingen. Ich war indes zwanzig und mehr Jahre alt geworden und zog in den Ferien am Abend mit meinen ehemaligen Schulkameraden über den Korso von Hasle. In getrennten Gruppen wandelten damals Buben und Maidle hin und her durch die Hauptstraße von der „Gottlitbruck" bis zur „Kanone", neckten sich im Vorübergehen oder standen auch für kurze Zeit beisammen und plauderten meist über das uralte Thema der „Liebschaften"; alles in ebenso unschuldiger und harmloser, als einfältiger Art. Lange ehe um zehn Uhr ein Nachtwächter die Feierabend-Glocke läutete, hatte dieser Korso sein Ende; die Maidle waren heimgegangen, und die besser situierten Buben tranken noch ein Glas Bier.

An einem dieser Korso-Abende im Herbste 1858 erfuhr ich, eben von Rastatt heimgekommen, daß des Engelwirts-Sepples Lenele wieder da sei. Sie sei im Welschland gewesen, in Genf, habe französisch gelernt und sei gar vürnehm, schön und stolz geworden. Einige der ersten Bürgerssöhne, älter als ich, wurden bezeichnet als solche, welche bereits dem schönen Lenele „nachgingen" und es heiraten wollten.

Damals hörte ich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder vom Lenele. Sein Vater war zur Stunde noch unentwegt Hausknecht im Engel. Der Tochter Verheiratung bildete fortan das Hauptgespräch im Städtle unter jung und alt. „Wer word's Lenele kriege (bekommen)?" hieß es allgemein.

Das Heiraten ist ein Lotteriespiel; die meisten ziehen Nieten, nur mit dem Unterschied, daß diese Nieten bald männlich, bald weiblich sind; die wenigsten bekommen, was sie wünschen.

Bei einem Lotteriespiel gewinnt aber oft einer, an den man gar nicht gedacht hat, und so wie die Lotterie, liebt auch der Genius des Heiratens Überraschungen.

Das große Los in Hasle war in jenen Tagen des Engelwirts-Sepples Lenele. Alle Heiratskandidaten setzten alle ihre Karten ein, alle fielen durch, und einer zog das Los, von dem man gar nicht wußte, daß er kandidiere und an den kein Mensch gedacht hätte.

Die Wahl weiblicher Herzen ist ein Geheimnis, und Geheimnisse haben keine Regeln.

Dieses Geheimnis ist oft, um mit den alten Römern zu reden, ein mysterium iniquitatis — das heißt ein Geheimnis der Unbilligkeit, weil es uns oft nicht recht erscheint, daß ein hübsches, reiches Mädchen einem Mann zufällt, der keines solchen Schatzes wert ist. Gar oft erfüllt sich dann das Wort der hl. Schrift, daß eine solche Frau ein goldener Ring sei am Rüssel eines Schweines.

Ein altes schwäbisches Sprichwort gibt diesem Geheimnis einiges Licht in den Worten: „Wo die Liebe hinfällt, bleibt sie liegen, selbst wenn sie auf einen Misthaufen fällt.“

Jeder Mensch ist sich und andern ein Rätsel, aber weibliche Wesen sind unergründlich in allweg, ganz besonders aber in der Richtung ihres Herzens, das oft lange schwankt nach allen Windrosen, bis der Magnet erscheint, der es zum Stillestehen bringt. Manchmal ist dieser Magnet für andere Leute nichts weniger als anzüglich und mit allen Mängeln männlicher Schönheit und männlichen Charakters behaftet, und doch will sie „den und keinen andern“. Sie soll ihn haben! Sie bekommt ihn um so sicherer, als keine andere ihr Konkurrenz macht auf diesen Adonis und Schneidersgesellen.

So wählte auch das Lenele keinen der Freier, die aller Welt gefielen, sondern einen, dem keine Seele im Städtle dies Los zugedacht hätte.

Leneles Wahl fiel auf einen Vetter von mir — unsere Großmütter waren Schwestern — auf des Bachseppen August, einen jungen Fruchthändler, der so still und friedlich und harmlos war wie seine Fruchtsäcke, nur daß diese mehr Weizen in sich trugen, als Spreu, was man von ihrem Herrn nicht

sagen konnte. Ein so billig denkender Mann sollte also das kostbare Lenele erhalten.

Abgesehen von dem rätselhaften Geschmack weiblicher Wesen war mir aber gleich klar, daß Vetter August seinen Sieg dem Werber verdanke, der für ihn, den Wortkargen und Schüchternen, ausging ein Weib zu suchen und kühn auf die beste „Partie" losging.

Dieser Werber aber war des Freiers Onkel, der spätere Bürgermeister Wölfle. Er hatte in Köln seine Lehre als Kaufmann gemacht, wo meine Großmutter und seine Mutter ihn einmal besuchten — und er sprach zeitlebens den rheinischen Dialekt. Diese rheinisch-preußische Sprachweise imponiert ja heute noch zahllosen süddeutschen weiblichen und männlichen Schafen, warum sollte sie lange vor 1870 nicht des Engelwirts-Sepples Lenele imponiert haben, das eigentlich auch nur ein schönes, niedliches Schäflein war! Und das hat sie, ich weiß es.

Es war ein schöner Herbsttag des oben genannten Jahres 1858 und droben im lustigen Dorfe Mühlenbach eine Hochzeit. Ich schritt vom Urwald herab ins Tal und traf Haslacher, welche bei der Hochzeit gewesen waren, auf dem Heimweg. Unter ihnen war das kleine Lenele, schön wie eine Odaliske, der alte Sepple, neben ihm hertrippelnd, und der Brautwerber. Dieser machte sich von der Gruppe los, blieb mit mir einige Schritte zurück und meldete, er habe eben in Mühlenbach Leneles und ihres Vaters Jawort erhalten für den „Aujust".

Ich staunte nicht wenig, meinte aber alsbald: „Sie werden beide schön eingeseift haben mit Ihrem preußischen Maul." Er schmunzelte und gestand alsbald, alle Finessen seines Geistes und seines Kölner Dialektes benutzt zu haben.

Alles staunte im Städtle über die Verlobung und pries den August Krämer als Glückskind, dem so unerwartet das schöne Lenele und der reiche Sepple in seine Fruchtsäcke gefallen waren. —

Ich verließ die Heimat und kam an Ostern wieder — immer noch Student. Vetter August hatte indes das schöne Lenele heimgeführt. Er nahm mich einmal mit in sein Heim, in dem ich vor Knabenzeiten her alle Winkel kannte, vorab die düstere Stube seiner väterlichen Großmutter, der alten Bachseppe, die uns Buben jeweils mit Speck regalierte.

Ich sah die junge Gattin strahlend in Jugendschöne und Zufriedenheit. Der Sepple aber war immer noch Hausknecht und blieb's noch Jahr und Tag, bis ihm und dem August ein neuer Stern aufzugehen schien.

Der „Adler", dem Hause des Schwiegersohns gegenüber, wurde feil; der Sepple kaufte ihn, und der August wurde Wirt und das Lenele Wirtin, wozu eigentlich keines von beiden taugte.

Ein Wirt in Hasle muß ein gutes Mundstück haben, weil die Haslacher gerne reden und unterhalten sein wollen. Der August, von Natur aus ein Phlegma zu Pferd, war seit Jahren lautlos neben seinem Fruchtwagen hermarschiert nach Offenburg auf den Markt und wieder zurück. Schon für den Fruchthandel hatte ihm die nötige Redegewandtheit gefehlt, für einen Wirt aber ging sie ihm gänzlich ab.

Schön-Lenele aber war gewohnt, sich bedienen zu lassen; Schoppen auftragen und zu „jedem hinsitzen" war nicht seine Sache.

Das merkte der kluge Sepple bald, drum gab er seine vierzigjährige Hausknechtschaft auf und zog zu den jungen Leuten in den Adler. Aber er konnte wohl mit den Pferden umgehen und den Bauern, die ihm zulieb, wenn sie fortan nach Hasle zu Markt fuhren, statt wie seither im Engel, im Adler Einkehr hielten, aus- und einspannen, aber ein alter Hausknecht gibt selten einen guten Wirt ab. Zudem war der Sepple auch ein wortkarger, stiller Mann, der lieber zuhörte, als selber sprach. —

Es war dreimal wieder Sommer und wieder Herbst geworden — ich kam anno 1862 abermals heim, zum letztenmal

als Student. Im elterlichen Hause hatte neben mir sein Schlafgemach mein Freund, der Arzt Feederle. In einer September-Nacht weckte ihn und mich zugleich die Hausglocke. Er öffnet sein Fenster und spricht mit jemanden auf die Straße hinab. Ich kenne die Stimme, es ist eine Nachbarin vom Adler, des „Vaterunser-Drehers"[1] Antonie, und ich höre, wie sie sagt: „Herr Doktor, kommen Sie gleich, die Adlerwirtin ist schwer krank geworden."

Er ging und am kommenden Morgen war das Lenele tot, und tot sind heute längst auch jene Nachbarin und der Doktor selbst.

Am dritten Tage haben wir das schöne, junge Weib begraben, und ich schritt unmittelbar hinter dem Vetter August und dem Sepple im Leichenzug. Ich hatte beide nie weinen sehen, heute weinten sie.

Und wieder ward es Sommer — im andern Jahr 1863 — da hab' ich als „Neupriester" den August mit einer andern getraut in der Kirche zu Hasle, und vom Lenele redet niemand mehr, nur der alte Vater mochte noch öfter seiner gedenken.

Das Lenele war tot, die neue Frau hatte kein Interesse für den alten Mann, der zusah, wie es bergab ging im Adler, trotzdem er die letzten Reste seines Vermögens zusetzte.

Es vergingen noch einige Jahre, und mit einem Schlage wurde der Sepple ein armer Mann. Der Engelwirt, sein alter Dienstherr, dem er die Hälfte seines Vermögens anvertraut, machte Bankrott, und der einstige Hausknecht, der nur handschriftliche Schuldscheine, aber keine Hypotheken hatte, verlor alles auf Heller und Pfennig.

Bald darauf, anno 1869, wurde auch dem August alles verkauft, und der Sepple verlor die andere Hälfte ebenso gründlich. Jetzt wäre dem einst ob seines Reichtums beneideten Hausknecht nichts anderes übrig geblieben, als das Spital, in welchem sein einstiger Dienstherr, ebenso arm, wie er, Auf-

[1] Er hieß so, weil er Rosenkränze machte.

nahme gefunden — aber er fand, was so selten im Leben, einen Freund in der Not, und dieser Freund war ein ehemaliger — Hausknecht. Drum laß ich mir, wie schon oben gesagt, die Hausknechte nicht schelten.

Der Sepple und der Jörgle waren konkurrenzlos die ersten Hausknechte in Hasle gewesen und im Verdienst und Respekt obenan unter ihren Standesgenossen. Ihnen zunächst stand der Hausknecht in der Sonne, der wenig fremde Fuhrleute, aber an Markttagen viele Bauern hatte.

Bürger und Bauern geben lieber Trinkgelder als Herrenleute. Diese Erfahrung habe ich längst gemacht. Bei den Herrenleuten gehört es zum guten Ton, gilt es als vornehm, wenn sie irgendwo gespeist haben, den Dienstboten in der Küche nichts zu geben; weniger gebildete Leute und Bauern pflegen aber in solchen Fällen, auch wenn's kein feines Diner war, nicht ohne Trinkgeld fortzugehen.

Drum sind die Hausknechte, bei denen Bauern einstellen, nirgends schlecht daran. Diese verlangen keine Komplimente und geben gutes Trinkgeld. So kam auch der Hausknecht in der Sonne, der „Vollmersepp", aus dem unfernen Entersbach gebürtig, zu Vermögen in der gleichen Zeit, da der Sepple und der Jörgle florierten.

Er kaufte sich in den fünfziger Jahren das Haus, in welchem in meiner Jugendzeit der alte „Lichter-Läufer" wohnte, ein Lichterzieher und Musikant dazu, von uns Knaben geehrt, wie einst ein Druide und Barde beim Volk der Kelten.

Der Lichter-Läufer stammte noch aus der Glanzperiode des Haslacher Bürgertums im 19. Jahrhundert, aus der Zeit, da die Bürger noch ein Infanterie-Korps und ein Dragoner-Korps formierten. Damals war der Lichter-Läufer Kapellmeister bei der Infanterie und der Seiler Hämmerle sein Vize-Kapellmeister, während Lambert, der Schmied, Stabstrompeter beim Musikkorps der Dragoner war.

Zu meiner Knabenzeit war dieser Flor dahin, und der Lichter-Läufer hatte bei dem einzig noch bestehenden In

fanterie-Korps seine Stelle an Lambert, den Schmied, verloren. Aber er musizierte jetzt privatim.

Jeden Abend saß er nach vollbrachtem Tagewerk in seiner Stube, rings um ihn 6—8 Zöglinge für Pikkolo, Flöte und Klarinette. Unter seinen Schülern war's ihm wohl, wie einem König. Die Noten sang er den Anfängern so laut vor, daß man ihn die ganze „hintere Gasse" hinauf hören konnte.

Fast jeden Abend, wenn ich noch aus „Schwarzbecken Brunnen" Wasser holen mußte, lauschte ich des Lichter-Läufers Musikschule.

Es sind heute mehr denn sechzig Jahre, seitdem der Tod dem alten Musikus den Taktstock aus der Hand genommen, ich meine aber, es seien erst zehn Jahre vergangen, seitdem ich vor seiner Hütte „zugehorcht" habe.

Eigentümlich starben später seine zwei ledigen Töchter. Als die eine begraben werden sollte, schaute die andere, etwas unpäßlich, vom Fenster aus der Einsegnung der Leiche zu, die vor dem Haus vorgenommen wurde — und da die Leute vom Gottesacker heimkamen, war die lebend zurückgebliebene Schwester auch eine Leiche. —

Der Vollmersepp, der Nachfolger im Hause des Lichter-Läufers, trieb einen Schnaps- und Weinhandel und war ein allgemein beliebter Mann in Hasle. Er paßte vortrefflich zu den Haslachern, war lustig und durstig und dazu allen Menschen gefällig.

Er hatte kaum erfahren, daß sein alter Kollege, der Sepple, ein blutarmer Mann geworden sei, als er ihm sein Haus nebst Verpflegung unentgeltlich zur Verfügung stellte. Er nahm den dreiundsiebzigjährigen Greisen auf wie einen Vater.

Still und zufrieden saß dieser an Sommer- und Herbsttagen vor dem Hause seines edlen Freundes und sonnte sich, nicht ohne seine Blicke öfters das benachbarte Gäßchen hinunterschweifen zu lassen, in dem der Adler lag, und wo sein Lenele so jung hatte sterben müssen.

So verlebte der Sepple bis zu seinem 1875 erfolgten Tod

noch sechs sorgenlose Jahre beim Vollmersepp, der ihm, obwohl dreißig Jahre jünger, im Tod bald nachfolgte und sicher den verdienten Lohn gefunden hat für seine Barmherzigkeit.

Sepples Geschlecht aber pflanzt ein armer Schneider fort, droben im Wiesental, das einzige Kind des schönen Lenele.

Wenn die alte Kaminfegerin, welche das Lenele aufzog wie eine Prinzessin und ihm immer predigte vom Reichtum seines Vaters, wüßte, daß Leneles Sohn ein Schneider habe werden müssen armutshalber, sie würde nicht wenig staunen.

Vetter August, der glückliche Gatte des vielbegehrten Hausknechts-Töchterleins, lebt schon längst als zweifacher Witwer. Er fand aber, nachdem er sein Eigentum verloren, gute Tage als Haus-, Hof- und Stallmeister und des weitern Leibkutscher des Arztes Heptig in Hasle, eines reichen und wohlwollenden Mannes. Bei dem galt der August als Faktotum und aß ungesorgteres Brot, denn je. Außerdem gehörte er zu jenen glücklichen, nicht empfindsamen Naturen, welche kein Unglück daniederwirft und die da singen und sagen: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will," und diesem Singen und Sagen gemäß auch leben.

Der Dr. Heptig starb schon vor vielen Jahren; aber sein Leibkutscher August hatte sich bei ihm etwas erspart, und davon privatisierte er in seinen alten Tagen, und als ums Jahr 1907 die Ersparnisse aufgezehrt waren, bezog er das städtische Armenspital.

Hier wurde er, wie man im Kinzigtal sagt, wißlos, d. i. geistesschwach. Und in diesem Zustand wandelt er heute 1911 noch, ohne ein Haus zu betreten, in den Gassen von Hasle hin und her und hebt jeden Papierfetzen auf, der am Weg liegt.

Wenn man ihn fragt, warum er das tue, gibt er, blöde lächelnd, zur Antwort: „Er suche das große Los!"

Merkwürdig! Vor fünfzig Jahren hat er das große Los gezogen in der Haslacher Heirats-Lotterie, d. i. er bekam das schönste und reichste Mädchen zum Weib. Er verlor es bald im Tode und mit ihm schied alles Glück von ihm.

Es träumt dem armen Manne heute immer noch vom großen Los, und er sucht es auf der Straße. — Er wird es nie finden. Die alten Zeiten sind vergangen. Es gibt in Hasle keine reichen Hausknechte mehr und keine schönen Töchter derselben.

Es fahren keine Postwagen mehr an und keine stolzen Frachtfuhrleute. Es blasen keine Postillione mehr durchs Städtle; es gibt kein Wirtshaus zum Engel mehr, und die fröhlichen Knaben, die einst vor ihm sich tummelten zur Zeit des Sepple, sind alle tot — bis auf den witzlosen August und auf mich, zwei alte, morsche Säulen aus jenen Tagen der vierziger Jahre. Beide können stürzen über Nacht.

So oft ich aber in meinen alten Tagen durch die Straßen der Heimat wandle, suche auch ich vergeblich das verlorene große Los — den Kinderhimmel.

4.

Noch weit trauriger als der Sepple endigte sein Amtsbruder und Rivale, der Jörgle, als ob beide beweisen sollten, daß das Glück nirgends zu wohnen pflegt, nicht einmal bei anscheinend glücklichen Hausknechten, und daß die Worte Solons, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen, nicht bloß Königen und Krösussen, sondern selbst den Hausknechten gelten.

Wer den düstersten Tannenwald um Hasle, den Bächlewald, hinaufschreitet, der kommt nach zweistündigem steilem Waldesgang auf eine Oase inmitten der Tannenbäume — es ist der Flachenberg. Einsam wohnen hier zwei Großbauern und einige Taglöhner ein weltfernstes, idyllisches Leben, um das ich sie schon oft beneidete, wenn ich von der über ihnen liegenden Heidburg hinabschaute auf das stille, waldumsäumte Fleckchen Erde.

Und doch wohnt auch hier das Glück nicht. Als ich im wunderschönen Monat September 1895 einmal auf der Heid-

burg war, mich freute an dem Sonnenschein über den lichten Föhren und hinabsah auf den Flachenberg, trat zu mir einer der Steinhauer, die in der Heidburg Steine brechen und verarbeiten. Er klagte, daß ein harter Gläubiger ihn um sein Häuschen auf dem Flachenberg, um seine paar Felder und um seine Kühe gebracht habe und er dort drunten jetzt als der ärmsten einer leben müsse. Wenn der Steinbruch nicht wäre, wüßte er nicht, wovon er sich ernähren könnte mit seiner Familie.

Also selbst in dieser Weltferne der heute so brennende Kampf ums Dasein, der Kapitalist und der arme Mann miteinander ringend, dachte ich. Und die Natur ringsum so still und so friedlich und so Glück verheißend! —

Ich wollte — im Hinabschreiten von der Heidburg — eben ganz weltschmerzlich werden, weil es nirgends glückliche Menschen gebe, nicht einmal auf dem Flachenberg, da tönte mir ein wunderbarer Gesang von Kinderstimmen entgegen. Es waren kleine Hirten, die hier auf der Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigtal Rinder und Schafe weideten.

Die Buben vom Elztal, von der Herne und vom Rittacker, waren unten und hüteten zwischen im Abendsonnenschein glänzenden Föhren-Hainen ihr Vieh, und auf der Höhe stand, ebenfalls hütend, ein Mädchen vom Kinzigtal, des Schloßburen Theres, kaum 15 Jahre alt. Die Therese sang Sopran, die Buben drunten Alt, alle so schön und so geübt, daß die Engel im Himmel sicher nicht schöner singen können.

Die sind glücklich, dachte ich jetzt. Aber warum sind sie's? Weil man ihnen keine Häuser und keine Äcker nehmen und keine Kühe versteigern kann, wie dem armen Steinhauer auf der Heidburg droben. Sie nennen nichts ihr eigen als ihre Kinderfröhlichkeit, und das macht ihr Glück aus.

Drum ist die Jugend die Zeit der Glückskinder, und dreimal bejammernswert der Mensch, der eine unglückliche Kinderzeit verleben mußte; ein seltenes Unglück, aber um so furchtbarer.

Es gibt zwar auch alte Glückskinder, bezeichnender Glückspilze genannt. Es sind das in der Regel Leute, die ohne ihr Zutun eben von glücklichen Umständen am Schopf genommen und all ihr Lebtag getragen werden. Ihnen gelingt alles, wenn sie es noch so ungeschickt angreifen, es „kalbelt" ihnen, wie ein Kinzigtäler Sprichwort sagt, der Holzschlegel auf der Bühne.

Dazu sind sie noch mit einer billigen Denkungsart ausgestattet und fühlen die eigentliche geistige Not des Menschen so wenig, wie ihre Namensvettern, die Pilze im Walde.

Der Satz des Dichters, daß in unserer Brust unseres Schicksals Sterne ruhen, ist nur in homöopathischer Dosis genommen wahr. Es wohnen in manches Menschen Brust die schönsten Ideale, das ehrlichste Streben, die reinste Liebe, und sein Schicksal ist Not und Elend und Schmerz und Kampf, während charakterlose Realisten, Materialisten und — Esel Glückskinder sind.

Und doch meine ich, es sei besser, Ideale in sich zu tragen und in Schmerzen zu leben, als ein realistisch und materialistisch gesinnter, vor der Welt glücklicher Dummkopf und Geldprotz zu sein. —

Es war im Vorsommer des Jahres 1849 und ich noch ein Knabe. Im Städtle Hasle war alles auf den Beinen gewesen, um für die Fronleichnams-Prozession des andern Tages die Häuser zu zieren. Ich hatte mit unserm Knecht Birken- und Lärchenbäumchen im Walde geholt und mich müde zu Bette gelegt, voll Freude über den kommenden Tag.

Ich schlief allein hinter einer Bretterwand in der großen Wohnstube des Elternhauses. Da brach in der Nacht ein gewaltiges Gewitter los. Der Vater kam aus dem obern Stockwerk herab in meine Stube und hieß mich aufstehen und beten. Er öffnete das Fenster und schaute in das Unwetter hinein. Plötzlich erfolgte ein Schlag. Ich bekreuzte mich. Der Vater schloß das Fenster und meinte: „Es hat in den Bächlewald geschlagen."

Am Morgen in aller Frühe, da wir unsere Waldbäume vor dem Hause eingruben und aufstellten, kamen Bauersleute von den Bergen herab und meldeten, es habe heute Nacht in des Göhringer-Tonis Hof auf dem Flachenberg eingeschlagen. Der Hof sei gänzlich abgebrannt samt dem Vieh. Auch der alte Bauer, der Göhringer-Toni, welcher in der Verwirrung in den Keller geflohen, sei verbrannt. Man habe ihn noch lange schreien hören, ihm aber nicht mehr helfen können.

Das wurde an jenem Morgen erzählt, und es steht so frisch vor meiner Erinnerung, als ob es erst vor zwei Jahren geschehen wäre.

Am Grabe des Vaters und des Elternhauses stand der zweiundzwanzigjährige Sohn, der Jörgle, ein kleines, feines, rotbackiges, hübsches Männlein mit goldenen Ohrringen, damals schon Hausknecht in Hasle.

Es war ein Doppelhof gewesen, in den der Blitz geschlagen, und der „Heidensepp" hatte ihn mit dem Göhringer-Toni geteilt. Der Jörgle war noch nicht geldkräftig genug, um die Schulden seines Vaters zahlen und den Hofanteil seiner Familie erhalten zu können.

So kam des Heidenseppen Bruder zum Göhringerschen Hofanteil, der „Heidenjok". Die beiden Brüder bauten neu, jeder ein Haus, und bis zur Stunde blüht ihr Geschlecht auf dem Flachenberg. —

Mit zweiundzwanzig Jahren schon Hausknecht in Hasle im Kreuz hieß anno 1848 so viel, als ein gemachter Mann sein und eine gute Stellung inne haben. Denn das Kreuz war eine der renommiertesten Herbergen im Kinzigtal, wo man allzeit was hielt auf gute Wirtshäuser, und es war das vornehmste in Hasle. Im Engel kehrten mehr die Frachtfuhrleute ein, im Kreuz die Geschäftsreisenden, die fremden Herrschaften und die reichen Bauern. Da gab's manchmal noch bessere Trinkgelder als im Engel, und bei uns Buben war der Jörgle anfangs deshalb schon noch mehr verehrt als der Sepple,

weil er viel schönere Pferde zu vergeben hatte zum Tränken und zum in die Kinzig reiten.

Diese in unsern Augen glänzende Stelle verdankte der kleine Jörgle einem Zufall und seiner Tüchtigkeit.

Zwanzig Jahre alt war der Jörgle ins Kreuz gekommen als Feldknecht und erster Adjutant des Hausknechts, dessen Verpflichtung es war, seinem Kollegen den Jahreslohn zu bezahlen. Die Stelle eines Hausknechts in einem verkehrsreichen Wirtshaus war in jener Zeit so gut, daß der Wirt dem Oberknecht und seinen Gehilfen nur Kost und Wohnung gab, aber keinen Pfennig Lohn. Sein Reichskanzler, der Ober- und Hausknecht, mußte sich und den Unterknechten den Lohn durch die Trinkgelder verdienen.

Hausknecht im Kreuz war aber vor dem Jörgle der „Frieder". Ich war kaum zehn Jahre alt, da ich dem Frieder noch Dienste leistete, und trotzdem heute mehr denn sechzig Jahre darüber hin sind, steht er doch noch vor mir, als wären wir erst vor fünf Jahren miteinander im Verkehr gestanden.

Der Frieder war ein „Überländer", d. h. aus dem Elztal, von Oberbiederbach, ein steifer, großer Kamerad mit einer Kartoffelnase zwischen zwei kleinen, dunkeln Augen und einem Ohrenbart.

Die Uniform aller damaligen Hausknechte, also auch die Frieders, war eine blaue Bluse über dunkeln Hosen und auf dem Haupt eine gestickte „Zerevismütze" mit Quaste.

Aber ein guter Kerl war der Frieder und ich unter den kleinen Buben sein Liebling. Wenn ich zu ihm unter die Stalltüre trat, gab er mir stets eines der schönern Pferde zum Reiten, und er schritt mit den andern nebenher dem Brunnen zu. Seine Vorliebe zu mir hatte aber einen Grund, den ich erst viele Jahre später erfuhr, und dieser Grund war der allbekannte, der so oft von Königen und Kaisern abwärts bis zum Hausknecht sich findet und der in der bekannten Frage gipfelt: „Wo ist das Weib?"

Wir hatten damals eine Magd, die hieß Regina und war

auch von den Bergen unweit von Frieders Heimat. Sie war eine große, starke, schwarzäugige und schwarzhaarige Person und frech dabei. Aber das Wort frech hat unter dem Landvolk im Kinzigtal eine gute Bedeutung, es will heißen couragiert, mundfertig. Wenn sie nun an Tagen, an denen mein Bäcker-Vater den in meiner „Jugendzeit" geschilderten „Abertag" hatte, meines Vaters Brot feil hielt unter dem Rathaus, dem Kreuz gegenüber, da kam der Frieder, wenn er Zeit hatte, und schäkerte in harmlosester Art mit der „Regi", seiner einstigen Nachbarin in den Bergen.

Ich mußte ihr manchmal noch Brot nachbringen und sah dann den Frieder bei ihr stehen, sah auch, wie die abfahrenden, fremden Fuhrleute mit den andern Mägden, die am nahen „Rohrbrunnen" Wasser — oder bei der Regi Brot holten, scherzten. Die Morgensonne sandte dazu ihre ersten Strahlen vom Urwald her ins Städtle, aber sie sah auf lauter heitere, glückliche Menschen.

Die Fuhrleute kauften und schenkten den Mädchen bisweilen eine Brezel oder nahmen von der Regi einige Wecken für sich mit auf den Weg. Wenn sie dann ihre großen, ledernen Beutel öffneten und darin ihre Kronentaler blicken ließen, da tönte es in meinem Knabenherzen: „O selig ein Fuhrmann zu sein, so viel Geld zu haben, dazu schöne Rosse, und in den frischen Morgen hineinfahren und hineinknallen zu können bis zum nächsten Wirtshaus!"

Ich hätte das Geld nicht gehabt, um auch nur eine Brezel für zwei Kreuzer kaufen zu können und zum Essen einer solchen kam ich zehnjähriger auch sehr spärlich, trotzdem ich ihres Erzeugers Sohn war. Man hat in der guten alten Zeit, zu ihrem Glück, die Kinder nicht verwöhnt. —

Der Frieder war schon lange auf seinem einträglichen Posten und hatte Geld. Drum trug ihm eine verwitwete Bürin von Hofstetten Hand und Hof an. Der Frieder heiratete und wurde „Mathislis-Bur", ist heute aber längst ein toter Mann. Die Regi starb ledig und hochbetagt in den Bergen

ihrer Heimat, nicht ohne auf dem Bauernhof, in dem sie ihre alten Tage verlebte und starb, von mir ein väterliches Zeugnis hinterlassen zu haben.

Im Frühjahr 1895 traf ich unten im Tal, über dem der Geburtshof der Regi steht, ihren Neffen, einen betagten Mann. Wir sprachen von der Regi, und er meinte, sie habe oft erzählt, was ich für ein wilder Bub gewesen sei und daß mein Vater oft gesagt habe: „Ich will nur sehen, was aus dem Kerl noch wird." —

Unerwartet war der Frieder 1847 von seinem Hausknechts-Paschalik im Kreuz zu Hasle geschieden, und unerwartet avancierte der zwanzigjährige Jörgle. So gut hatte er sich gemacht und gestellt, daß der Kreuzwirt Merkle ihn trotz seiner Jugend zum Wesir[1] seines Hauses ernannte.

Ich sehe ihn noch, wie wenn's erst gestern gewesen, in seiner flotten, samtenen Zerevismütze unter dem großen Haustore stehen, fein, vornehm, ein Gesicht wie Milch und Blut und sich alles dessen selbst bewußt.

„Der König ist tot, es lebe der König!" riefen die alten Franzosen und huldigten dem neuen Regenten. Ähnlich riefen die alten Haslacher Handwerker, die von den fremden Fuhrleuten lebten, — der alte Hausknecht ist fort, es lebe der neue, — und huldigten dem Jörgle, der von Stund' an ein respektierter Mann war, weil er seinen Nebenmenschen nützen oder schaden konnte.

Aber der Jörgle war auch beliebt in den ersten Jahren seines Wesirats; denn er war freundlich und von gefälliger Art, wie sie vornehmen Leuten geziemt.

Das Kreuz in Hasle war, wie schon angedeutet, ein vornehmes Wirtshaus. Hier gab es in der Küche Gerichte und Genüsse, über die wir Buben staunten. Am meisten wunderten wir uns über die Austern, welche da verzehrt wurden und um

[1] Wesir ist bekanntlich der erste Minister des türkischen Sultans. Das Wort bedeutet aber in der türkischen Sprache so viel als Lastknecht.

deren Schalen wir junge Proletarier uns am „Schüttstein" bei der Küche schlugen. Oft standen wir auch dort und fingen die Dämpfe, die aus dem Küchenfenster zogen, in unsere hungrigen Nasen auf, und einer sprach zum andern: „Schmeck a mol, wie des guot schmeckt."

Manchmal begleiteten wir auch den Jörgle, wenn er, was seines Amtes war, Forellen holte in des Kreuzwirts Fischkasten „auf dem Graben". Ich erinnere mich noch, es war in der Revolutionszeit, wie eines Tages an diesem Fischkasten einige Haslacher Freischärler meinten, „wenn der Kreuzwirt nicht auch ein Mann der Freiheit wäre, hätte man den Kasten längst aufgebrochen und die Forellen geholt, wie die vom Amtmann, denn alles, was in der Luft, im Wasser und im Walde lebe, sei fortan Eigentum alles Volkes."

Diese Lehre gefiel uns Buben über alle Maßen, und zu den Annehmlichkeiten, welche uns die Revolution brachte in Schulfreiheit und täglichem Spektakel, gehörte auch das Forellenfangen. Bis dahin durften wir nur Grundeln stechen in den Talbächen, und wenn einer eine Forelle fing, ging's auf Kosten seines Gewissens und lief nie ohne die Angst ab, erwischt zu werden. Die Revolution machte uns hierin die Bahn frei. —

Gäste, die gut zu essen und zu trinken bekommen, sind in der Regel auch gut gelaunt beim Fortgehen und geben gerne Trinkgelder. Auf diese Art sorgte der Kreuzwirt von Hasle auch indirekt für das Einkommen seines Wesirs, und Jörgles Taschen füllten sich.

Wir Buben kamen auf die Dauer nicht so gut mit ihm aus, wie mit dem Frieder; denn der Jörgle war hitzig, und wir respektierten ihn bald nicht mehr so, wie seinen Vorgänger, weil er dazu noch blutjung aussah. Endlich trennten wir uns ganz von ihm, und das kam also:

Der Kreuzwirt pflanzte, was damals in Hasle nicht häufig war, Welschkorn, und wir Buben waren große Liebhaber der reifen „Zapfen" (Kolben), die wir am Feuer brieten

und deren also geröstete Körner wir aßen, als wären es Datteln oder Kastanien.

Die Felder des Kreuzwirts lagen an der Straße oberhalb des Städtchens, und Jörgle, der Hausknecht, holte eines Tages mit Roß und Wagen Welschkorn. Wir gingen, als er ins Städtle einfuhr, hintendrein und zogen so viele Kolben, als wir bekommen konnten, aus dem Wagen. Der Jörgle, der vornen saß, sprang ab, verjagte uns und setzte sich dann wieder auf den Wagen. Kaum saß er aber wieder, so fing unser Manöver von neuem an. So ging's die „vordere Gasse" hinunter. Er wurde schließlich teufelswild, denn er war stolz und schämte sich, daß wir ihn „vor allen Leuten blamierten", und er schwur feierlich, laut und auf offener Straße, jedem, der noch einmal in seinen Stall komme, „ein Bein abzuschlagen".

Fortan ging ich nur noch zum Sepple in Engel oder zum Franzsepp in Adler, zu welch beiden ich ohnedies der Nähe halber bisher schon mehr gewandelt war. Meine Freundschaft mit dem Jörgle war zu Ende.

Besser standen wir Buben auch nach der Feindschaft mit dem Hausknecht noch mit dem Unterknecht im Kreuz, mit dem „Wälder-Sepple". Der war unfern von Hasle im Oberprechttal daheim, hatte, ehe er nach Hasle kam, „auf dem Wald" gedient, d. h. in der Gegend von Triberg, drum gaben ihm die Haslacher den Beinamen „der Wälder", und seinen Vornamen Joseph tauften sie wegen seines Trägers Kleinheit in Sepple um, und so ging das Knechtlein als „Wälder-Sepple" durch Hasle, und niemand kümmerte sich um seinen Geschlechtsnamen.

Der Wälder-Sepple war der eigentliche Feldknecht des Kreuzwirts und ein guter Mensch, der uns nicht wehrte, wenn wir seines Herrn Welschkorn oder die Äpfel, welche an der Mühlenstraße wuchsen, versuchen wollten.

Er blieb aber nicht allzulang in Hasle. Nachdem er sich „ein Geldle" erspart hatte, zog's ihn wieder auf den Wald,

wo sein Herz geblieben war. Er kaufte sich ein kleines Gütle in Schonach, heiratete seinen alten Schatz, dem er Treue gehalten in der Fremde, und wurde ein „Bürle". Das wollt' aber nicht „lingen"; der Sepple verkaufte sein Gütle wieder und arrangierte ein Botenfuhrwerk von Triberg nach Hasle und nach Freiburg, nach letzterm aber durch das Simonswäldertal.

Es war ein hartes Brot, das die Boten, welche, ehe die Eisenbahn ging, vom Kinzigtal her nach Freiburg fuhren, verdienen mußten, aber es ernährte seinen Mann vollauf. Drei Tage in der Woche, vom Freitag bis Sonntag abend, gab's keine Ruhe. Tag und Nacht wurde durchgefahren, vorab vom Wälder-Sepple, der die längste Route hatte; dabei war eine nächtliche, mühsame Gebirgstour mit Vorspann über die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz.

Am Samstag früh, wo der große Wochenmarkt in Freiburg ist, dort sein und am Sonntag wieder daheim, so verlangte es ihr Botendienst.

Zu meiner Knabenzeit fuhren der Vorrho und der Fehrenbacher, beide von Wolfach, von der obern Kinzig her über Hasle nach Freiburg; später noch vom Gutachertal her der Wälder-Sepple.

Diese Boten waren eine Art Paketpost und für die Leute sehr bequem. An jedem Hause nahmen sie Bestellungen und Kommissionen an, die sie in ihr „Gedenkbuch", aus Pergamentblättern bestehend, eintrugen. Briefe, die zugeklebt oder gesiegelt waren, sollten sie keine befördern von wegen des Staatsmonopols. Die Kinzigtäler waren aber schlau genug und nähten die Briefe, welche sie den Boten mitgaben, mit Faden zu.

Die Eisenbahnen haben die Botenfuhrwerke im Kinzigtal weggeschwemmt, wie so vieles Alte und Praktische, am letzten den Wälder-Sepple. Jetzt kehrte er in seinen alten Tagen, nachdem er acht Kinder großgezogen, zurück zu seinem ersten Beruf; er wurde wieder Knecht und lebte 1896 noch

als greiser Hausknecht im Adler in Schönwald, wo zur Sommerszeit viele Fremde weilen.

Ich staunte nicht wenig, da ich hörte, der Wälder-Sepple, welcher uns Knaben so ruhig gewähren ließ an des Kreuzwirts Apfelbäumen, sei noch am Leben zu einer Zeit, da ich selbst dem Greisenalter mich näherte. —

Mit dem zunehmenden Verdienst wuchs auch Jörgles Stolz und Wohlleben. Er sah, wie die Herrenleute im Kreuz gut aßen und selbst Champagner tranken, und so kam ihn nicht selten die Laune an, auch Champagner zu trinken „für sein Geld". Und er tat es in Gesellschaft anderer Knechte, die den Herren zeigen wollten, daß ihnen der Champagner gerade so gut schmecke, wie diesen.

Es klirrten die Gläser, es jauchzten die Knecht'.

In Hasle wurde in jenen Tagen mehr Champagner getrunken, als heute, weil die Fuhrwerke, die den Weltverkehr vermittelten, viel Geld brachten.

Es müssen gute Zeiten sein, in denen Knechte Geld genug haben, um Sekt trinken zu können. —

Anfangs der fünfziger Jahre begann mein „Studium", und ich fand bald keine Zeit und keine Lust mehr, bei den Hausknechten und in den Roßställen Studien zu machen.

Manch freundliche Leserin wird meinen, daß ich bisweilen ein so ungalanter und unhöflicher Mensch sei, komme gewiß noch aus den Tagen meines Verkehrs mit Hausknechten und Roßställen.

Ich lasse mir aber, wie wiederholt gesagt, die Hausknechte nicht schelten. Man tut diesen Leuten ohnehin Unrecht genug an, indem man ihren ehrlichen Titel, der einen braven Mann bezeichnet, zu einem Schimpfwort mißbraucht. Grob wie ein Hausknecht sind Redensarten, die bei unsern Gebildeten gang und gäbe sind.

Ich habe nie einen groben und rohen, wohl aber stets höfliche und anständige Hausknechte kennen gelernt.

Wenn einer von ihnen bisweilen im Namen seines Herrn einen unartigen Gast vor die Türe setzen muß, so ist das nicht Grobheit, sondern Pflichterfüllung, und beklagen kann sich darüber nicht einmal der, über den des Hausknechts kräftige Hände gekommen sind.

Die Hausknechte sind überhaupt in Mißkredit wegen ihrer untergeordneten Stellung. Es kann einer als Mensch weit unter einem Hausknecht stehen, er hat aber viel Geld, bekleidet eine hohe Stelle oder ist von Adel — und er wird geehrt und ästimiert wie ein hoher Ehrenmann.

Wenn der geringste Hausknecht im Deutschen Reich heute die Millionen eines Vanderbilt erbte, morgen würden ihm Gräfinnen und Baroninnen nachlaufen, und alle Welt würde um seine Freundschaft buhlen.

Und in der Hausknechte Revier, im Roßstall, geht es viel anständiger her, als in vielen modernen Musen-Tempeln, Theater genannt. Ich habe in den Roßställen von Hasle bisweilen einen Fluch gehört, sonst nie was Böses weder gesehen noch gehört. In unsern Theatern aber wird vielfach die Tugend verhöhnt, die Liederlichkeit verherrlicht und zahllose Seelen werden verdorben.

Aber freilich, da geht alles feiner her, man macht Musik dazu, und die ganze Gesellschaft duftet von Parfüm — und drum lobt und liebt man die Theater und schimpft über die Hausknechte und ihre sittliche Roheit. —

Doch will ich aufhören, die Hausknechte zu verteidigen, sonst komme ich in den Verdacht, auch solche Menschen zu idealisieren, wie mir gewisse Leute schon vorgeworfen haben, ich hätte in meinen „Schneeballen" Lumpen idealisiert.

Ich will nun doch, da wir an einem ähnlichen Gegenstand sind, eine neue Kritik herausfordern und hier meine Lumpen verteidigen.

Ich schreibe zunächst Volksbücher und keine Heiligen-Legenden. Wenn ich aber einmal von den letzteren schreiben wollte, könnte ich alle jene Leute, welche sich über die Lumpen

unter ihren Mitmenschen aufhalten, nicht in dies heilige Buch brauchen. Die echten Heiligen und die wahren Frommen pflegen nämlich von ihren Mitmenschen, selbst wenn diese noch so tief gesunken wären, nie per Lumpen zu reden.

Und der göttliche Heiland hat seine schärfsten Verurteilungen nie gegen Lumpen der untern Stände, denen auch meine Leute angehören, sondern gegen die bessern und gebildetern, die Schriftgelehrten und Pharisäer gerichtet; um die Zöllner und Sünder aber, um verachtete Menschen, hat er sich liebevoll angenommen.

Diejenigen Sterblichen, welche sich nicht zu den Lumpen rechnen, mögen unserm Herrgott danken, daß sie keine Lumpen geworden sind und ihre Ahnen, ihre Erziehung und die eigene Kraft es ihnen möglich machten, zu den Nicht-Lumpen auf Erden zu zählen. Ich lasse mir aber „meine Lumpen" nicht schelten. Sie sind bei all ihren Schwächen, die sie großenteils nicht gekauft und nicht erlernt, sondern geerbt haben, Originale, keine Alltags- und Schablonenmenschen, keine Fabrik- und keine Dutzendware. Sie zählen unter ihren Kollegen in der Welt geniale Leute, große Künstler und große Dichter. Wie oft hört man sagen, er ist ein äußerst geschickter und talentvoller Mensch — aber ein Lump.

Wem die Götter zu viel geben, pflegten die alten Griechen zu sagen, dem legen sie einen Fluch dazu. Und so kommt es, daß wir an den begabten Menschen oft die größten Fehler entdecken.

Endlich haben meine Lumpen noch das Gute, daß sie sich idealisieren lassen. Es gibt Leute, die keine Lumpen sind, wenigstens sich nicht dafür halten, die man aber mit dem besten Willen so wenig idealisieren könnte als einen Holzschuh. —

Es ist überhaupt interessant, psychologisch interessant, in den verschiedenen Kritiken, die ein Buch erfährt, Menschenstudien zu machen.

Da schickt mir mein Verleger von Zeit zu Zeit eine An-

zahl von gedruckten Urteilen über das oder jenes Buch von mir, oder ich höre von Freunden, was der oder jener darüber gesagt hat, und muß oft laut auflachen, wenn ich lese oder höre, was Kritiker und Krittler einem für Dinge unterlegen, an die man gar nicht gedacht hat.

Ich bin auch gewohnt, zu kritisieren, und habe sicher kein Recht, empfindlich zu sein, wenn andere Leute meine Urteile und Ansichten besprechen, und ich muß dankbar sein, daß die Kritik im allgemeinen so gut mit mir umgeht. Aber ich kann gar oft aus den verschiedenen Besprechungen herauslesen, wes Geistes, wes Denkens und Fühlens der Kritiker ist.

Meine Schriftstellerei gleicht einem Drogengeschäft, in welchem allerlei Gewürze, Salze und Spezereien serviert werden. Trifft nun einer beim Lesen eines meiner Bücher auf ein Gewürz, das ihm nicht paßt, sei es in Koriander oder Pfeffer, — Zibeben und Rosinen führe ich nicht — so spuckt er dagegen aus. Versalz' ich einem andern die Suppe, die er sich über Welt, Zeit und Menschen zusammengekocht oder die, richtiger gesagt, ihm andere zum Essen vorgesetzt haben, so wird er bös über mich, weil er glaubt, seine Suppe sei vorzüglich und brauche kein Salz, obwohl sie keinen Tropfen Fleischbrühe, sondern nur Spülwasser enthält.

Drum schimpft er mich einen schlechten Koch, weil ich ihm was vorsetze, das sein geistiger Magen nicht vertragen kann, der gewohnt ist, nur das zu verdauen, was andere ihm vorher zurechtgekaut haben.

Und doch bin ich der ehrlichste Drogist von der Welt, ich gebe meinen Kümmel, Koriander und Pfeffer durchaus ungemischt und in Original-Verpackung ab.

Aber wer mag's allen Leuten recht machen? Von meinem „Leutnant von Hasle" hieß es, er habe eine „frömmelnde Tendenz", während andere meinten, „wie ein Pfarrer so was Unfrommes schreiben könne?!"

Ich bin in der Richtung überhaupt ein Pechvogel. Ich errate vielen Leuten ihren Geschmack gar nicht und habe drum

mehr Feinde, als ich nur weiß. Und doch meine ich's mit allen meinen Mitmenschen gut — selbst mit den Lumpen. Aber ich habe außer vielen Fehlern besonders einen Fehler und zu diesem einen Fehler den großen Fehler, diesen Fehler nie zu bereuen. Und dieser Fehler macht mir viele Krittler und Feinde, und dieser Fehler ist: Ich bin von — Hasle, wo die Leute reden, wie sie denken. Dumm, sehr dumm das in einer Zeit, wo alles falsch ist und alles gefälscht wird, selbst der Pfeffer, und in der man schon die kleinen Kinder lehrt, sich besser zu geben als sie sind, während die Erwachsenen hinter verlogenen Komplimenten und Redensarten einander ihre wahre Gesinnung verbergen! — Und nun zurück zum Jörgle.

5.

Es ist das Jahr 1854 und Fastenmarkt in Hasle. Sein Charakter sind die Stockfische, welche an diesem Markt in großen Massen verzehrt werden. Die Krämer und Wirte klopfen und weichen die ganze Woche vor dem genannten Markt Stockfische für die Landleute, von denen nur viele deshalb kommen, um von diesen Fischen zu essen.

Zwar schwimmen viele Forellen durch alle die zahlreichen Bächlein, die der Kinzig zueilen, hinauf bis in die höchsten Berge, aber es fällt keiner ländlichen Seele ein, solche zu fangen und zu essen, selbst wenn die Fischlein vogelfrei wären. Nur ein Fisch findet Gnade beim Landvolk, der Stockfisch, der schon tot ins Land kommt und große Stücke gibt.

Das lob' ich mir an meinen Kinzigtäler Bauern; die Fischlein im Wasser und die Vöglein in der Luft haben Freiheit bei ihnen. Keinem Bauern fällt es ein, in seiner Stube einen Vogel zu halten. Er hört sie singen „ums Haus rum" und in Feld und Wald bei der Arbeit. Das genügt ihm vollauf.

Wenn aber die Kultur so fortmacht, wird längstens bis zum Jahre 2000 jede Bürin ihren Kanarienvogel und jedes „Buremaidle" sein Pianino haben. Die Bauern und die

Knechte aber führen dann von Zeit zu Zeit einen Wagen voll Erde in die nächste chemische Fabrik und lassen sich durch die fortgeschrittene Wissenschaft das nötige Eiweiß zum Essen daraus ziehen, die übrige Zeit sitzen sie in ihrem Dorf ins „Café national" und lesen „Times" und „Figaro" oder spielen Billard.

Auch Jahrmärkte wird's bis dahin keine mehr geben. Ein Jahrmarkt ist ein Volksfest, und so blasierte Menschen, wie die Kultur bis zu jenen Tagen aus dem Landvolk gemacht haben wird, sind kein Volk mehr. Jahrmärkte werden ihnen zu ordinär sein, und was man auf einem Jahrmarkt haben könnte, gibt's im nächsten Dorf-Krämerladen. Die Jahrmärkte werden also tot und begraben sein, wie das ganze echte Volkstum.

Sie sind heute schon nicht mehr in Hasle, was sie zu meiner Knabenzeit waren und zu der Zeit, da am Fastenmarkt des Jahres 1854 des „Hofbure" Helene „aus der alte Wolfe" das erstemal vors Kreuz in Hasle fuhr.

Im Tale der Wolf, einem kräftigen Seitenflüßchen der Kinzig, das vom Kniebis und vom Bad Rippoldsau her ihr zueilt und sich zwei Stunden oberhalb Hasle „z' Wolfe im Städtle" mit ihr vereinigt — wohnt ein schöner Menschenschlag. Die Maidle aus dem „Schappe" und aus der „alte Wolfe"[1] gelten als die schönsten im Kinziggebiete, und das will viel heißen, denn die Bure-Maidle an der ganzen Kinzig hin sind alle „Jungfere wie Milch und Blut".

Ehe die Eisenbahn ging, waren aber die „Völker" aus dem Wolftale seltener zu sehen auf den Jahrmärkten von Hasle. Zum Gehen war es zu weit, denn sie wohnen bis zu sechs Stunden entfernt in dem langgestreckten Waldtale der Wolf, und zum Fahren gab's keine Gelegenheit. Nur einzelne

[1] Die Bauerngemeinde im untersten Wolftal oberhalb des Städtchens Wolfach heißt amtlich Oberwolfach, im Volksmund aber „die alte Wolfe", offenbar weil der Ort zeitlich älter ist als das Städtchen.

reichere Buren und Bürinnen fanden auf eigenem, kleinem Gefährt den Weg nach Hasle, fast an jedem der sieben Jahrmärkte.

Das Markt-Zentrum für die Obertäler war damals Wolfach, das nur einen einzigen bedeutenden Jahrmarkt hat, den „Kuche-Märkt" um Weihnachten, weil die Obertäler Buren nicht so marktsüchtig sind, wie die im mittleren Kinzigtal.

Wolfach ist die Amtsstadt für Hasle, seitdem dessen Amt aufgehoben, und hat viel mehr Herren als dieses, aber Hasle hat mehr Buren auf seinen zahlreichen, großen Jahrmärkten. So ist beiden geholfen. Die demokratischen Haslacher und die loyalen Wolfacher haben, was zu ihnen am besten paßt. —

Also an dem genannten Fastenmarkt fuhr der Hofbur Markus Waidele von Oberwolfach zweispännig in Hasle vor. Er, ein stattlicher Bauer, schon ein Sechziger, stammte aus einer der besten Bauernfamilien im Schappe, zwei Stunden oberhalb der alten Wolfe.

Seine Heimat war der Schlangenhof unweit vom „Seebach" und so genannt von den vielen Schlangen, die er einst beherbergte. Sagenduft umwob ihn, und Schlangen umringelten alles in ihm. Einst sei ein Kind vor dem Hof gesessen und habe Milch gegessen, in die Brot eingebrockt war. Da sei eine Schlange gekommen und habe aus des Kindes Schüssel Milch getrunken, aber kein Brot genommen. Die Kleine schlug der Schlange auf den Kopf und sprach: „Nimm auch Brocken und nicht lauter Schlapp."

Das Kind sei bald darauf gestorben, die Schlangen aber waren nicht zu vertreiben. Wie die Frösche des Moses in Ägypten, zeigten sie sich überall massenhaft in Haus und Stall. Selbst die Russen, die anno 1813 im Hof lagen und als Schlangentöter amtierten, konnten sie nicht vertreiben.

Erst als man den Hof niederriß und weiter oben neu aufbaute, verschwand das Ungeziefer, dem Hof aber blieb der Name bis heute.

Als nachgeborener Sohn war der Markus vom Schlangen-

hof ausgewandert und wurde Hofbur in der alte Wolfe; denn auf dem „Hofbure-Hof" waren lauter Maidle, drei an der Zahl, von denen der junge Schlangenhofer eine, die Franziska, heiratete.

Jahre kamen und Jahre gingen, die Kinder des Hofburen, drei Buben und zwei Maidle, wurden groß. Nur einer der Buben, nach Burenrecht der jüngere, konnte Bur werden auf der Heimat. Da wurde über dem Bach drüben, in nächster Nähe der Kirche, der „Kirchenburen-Hof" feil, der alt' Marks kauft ihn und setzt seinen gleichnamigen ältern Sohn darauf. Der stirbt bald weg, kinderlos. Der Vater übernimmt den Hof wieder und macht seine Tochter Helene zur Bürin, obwohl sie noch ledig ist.

Eine ledige Hofbesitzerin ist eine Seltenheit, der Marks hatte aber seine besondere Absicht dabei. Er dachte, seine Helene, ein großes, stattliches, schönes Maidle werde eher auf den mit Schulden gesegneten Hof einen reichen Mann bekommen, als seine Buben reiche Bräute.

Auf einen geldreichen Mann ward also gefahndet für die Helene. Der Marks denkt hin und her, und seine Nachbarn auf dem Hackerjokeleshof und auf dem Benedikts-Hansehof denken mit ihm und kommen schließlich auf den — Jörgle.

Die Hausknechte in den zwei berühmtesten Herbergen von Hasle waren allzeit, talauf und talab, als Krösusse bekannt; vom Sepple wußte man es und vom Jörgle glaubte man's.

Drum als der Hofbur aus der alten Wolfe an jenem Fastenmarkt-Montag in Hasle anfuhr, hatten er und seine Helene es auf den Jörgle abgesehen. Ihn wollten sie vorab „kromen" auf dem Jahrmarkt.

„Isch des ebbe Euer Tochter?" fragte der Jörgle, als er dem Alten die Zügel der zwei Braunen abnahm und dann der Helene vom Bauernwägele herabhalf.

„Jo, des isch mi Helene," schmunzelte der Marks.

„Die hättet Ihr scho früher bringe solle,“ meinte der Jörgle. „So schöne Jungfere git's nit viel dohunte.“

Und schön war die Helene in ihrem kurzen, buntfarbigen Mieder, Schuller und Brust mit roten Schleifen verziert; die langen Flechten hingen bis tief auf den blauen, kurzen Rock herab, der noch die schönen weißen, rotgezwickelten Woll-Strümpfe sehen ließ. Aber, so wohl ihr das Lob des kleinen, hübschen, rotbackigen Jörgle auch tat, glaubte sie doch, ihm antworten zu müssen: „I dank für de Spott.“

„Kei' Spott,“ gab der Jörgle zurück. „Ernst ist mir's, Jungfer. So wie Ihr sinn noch nit viel vor dem Kriz ab-g'stiege, sit ich Husknecht bin.“

Indes hatte er die Pferde ausgespannt, und der Marks erfaßte noch den Moment, ehe der Jörgle im Stall verschwand, und sprach: „Wir welle nit von der Schönheit rede, Husknecht, aber mi Helene isch Kirchebüre und no ledig. Wenn Du mir a rechte Mann für sie waisch, zahl i was!“ Sprach's und verschwand mit der ledigen Bürin in der Wirtsstube, vergnügt, daß der Jörgle schon angebissen hatte.

Als der Hofbur eine „Botell Achter“ vor sich hatte und mit der Helene Gesundheit trank, fragte er: „Wie gefällt er Dir?“ „Nit schlecht,“ meinte die Tochter, „er ist klein, aber fein von Ansehen.“

Dem Jörgle war's nie so ins Herz gefahren, als wie da der Hofbur ihm gesagt, er suche für sein „Meidle“, das schon einen Hof habe, einen Mann.

Kirchebur werden und die nette Oberwolfacherin bekommen, das schlug dem kleinen Hausknecht gewaltig in sein Flachenberger Gemüt. War ja sein Vorgänger, der Frieder, auch auf einen Hof gekommen, warum sollte nicht auch er nach dem höchsten Ideal eines armen Bauernsohnes trachten?

Sobald er einen Augenblick Zeit bekam, streckte er den Kopf zur Wirtsstube herein und schaute, wo der alte Marks mit seiner Helene sitze. Der hatte ihn aber bereits erblickt

und rief, ihm sein Glas entgegenstreckend: „Komm, Husknecht, trink a mol!"

Der Jörgli kam, tat Bescheid, trank der Helene Gesundheit zu, und sie kredenzte ihm dann auch ihr Glas. Er entschuldigte sich, daß er sich nicht ein wenig zu ihnen setzen könne, er habe zu viel Rosse im Stall, und es führen immer noch Buren an. Über Mittag gäbe es eher Zeit, und dann komme er wieder.

„Mir (wir) zwei," antwortete der Marks, „wölle jetz ou z'erst uf de Märkt. I will schaue, was das Vieh gilt, und 's Meidle will a sidis (seidenes) Fürtuch krome. Uf de Mittag sinn mir wieder do, derno esse mir und trinke a Extra-Botell mit Dir, Jörgle."

„Recht so," erwiderte der. „Wenn i den Nummitag (Nachmittag) Zit bikomm, gang i au an Sprung uf de Märkt, derno muaß Euer Tochter au a Krom[1] von mir ha."

„Sell het's nit nötig!" sprach vergnügt lächelnd die Helene.

„Nötig oder nit, aber kaufe tue i ebbis (etwas), will Ihr d' schönst Jungfer sinn, die vor dem Kriz abg'stiege isch, sit i Husknecht bin," erwiderte der Jörgle und eilte davon.

Der Hofbur aber meinte, als er mit seiner Tochter in das Marktgewühl hineinschritt: „Den Krom, um dessentwille mir z' Märkt gange sinn, hemm'r (haben wir) scho — den Jörgle."

Während so der alte Marks, seines Sieges froh, in sich hineinschmunzelte, weil er glaubte, den reichen Hausknecht auf den schuldenbeladenen Kirchebauernhof zu bekommen, schmunzelte im Stall auch der Jörgle in sich hinein, weil er hoffte, mit seinem wenigen Geld Hofbauer mit einer stattlichen Bürin werden zu können.

Viel Geld hatte der Jörgle verdient und verdiente es noch, aber der Champagner und andere Luxusdinge für einen Hausknecht kosteten auch Geld. Der Jörgle war nicht sparsam gewesen, wie der Sepple und der Frieder, und drum zählte

---

[1] Krom (von kramen, Krämer) heißt Kauf und Geschenk.

sein Vermögen kaum so viel Hunderte von Gulden, als der Hofbur und andere aus der alte Wolfe Tausende vermuteten.

So freute sich heute im stillen ein jeder der beiden Haupt-Akteure, daß einer den andern fangen werde. Die Helene kam nicht groß in Betracht; sie hätte den Jörgle auch genommen, wenn er weniger nett und fein gewesen, da bei den Bauern-Heiraten im Kinzigtal, wie ich anderswo schon erzählt, nicht das Herz und nicht die Schönheit oder ihr Gegenteil entscheiden.

Da kommt's auf den Hof und aufs Vermögen an, und die ehrlichen Bauersleute machen kein Hehl daraus. In der Stadt und bei den sogenannten „gebildeten" Leuten ist es zwar kein Haar anders, aber man heuchelt dort die Liebe als Hauptgrund.

Lassen wir heute die vielumworbene, schöne Tochter eines Millionärs bettelarm, ihren Vater bankrott werden und gar noch in Untersuchung kommen, so wird die Tochter, der tags zuvor alle jungen Männer Liebe und Treue geschworen hätten, morgen keinen einzigen mehr finden, der sie kennen will.

Es gibt Ausnahmen unter den Mannsleuten, und man findet weiße Raben unter ihnen, die auch ein blutarmes Mädchen heiraten und mit ihm ein kummervolles Leben führen — um der Liebe willen. Es ist das heldenmäßig und edelsinnig, ob's aber vernünftig ist, aus Liebe Hunger zu leiden, will ich nicht entscheiden. —

Am späten Nachmittag, da die meisten Bauern abgefahren waren und von entfernter wohnenden Landleuten der Hofbur allein noch in Erwartung des Jörgle in der Stube saß, ging dieser auf den Markt und kromte ein prächtiges, seidenes Halstuch. Es kostete zwei Kronentaler.

Dann schritt er in die Stube, wo der Marks und die Helene abseits allein an einem Tische saßen, und übergab seinen Krom mit den Worten: „Was man versprochen hat, muß man halten. Do, Jungfer, isch mi Krom, a side Halstuach, wie in der alte Wolfe kei schöneres isch."

„Aber des isch z'viel," meinte die Helene, zögernd den Krom annehmend. „I weiß nit, wo i des verdient ha. Aber i will so frech si un de Krom annehme. I sag ou vielmol vergelt's Gott."

„Aber jetz herg'sesse zu is (uns), Husknecht! Jetz kommt a Botell Zwölfer," rief der alte Hofbur.

Der Jörgle setzte sich und trank mit ihnen. Ein Wort gab das andere, und die Botelle war noch nicht leer, als die Verlobung schon fertig war. Der Jörgle hatte daran angeknüpft, daß der Hofbur einen rechten Mann suche auf den Hof seiner Tochter, und sich frisch und frei als den Rechten bezeichnet. Freudig hatte der Alte ihm die Hand entgegengestreckt mit den Worten: „Husknecht, i wüßt kein, der mir lieber wär als Du, und mi Helene hot de Morge scho gseit: Der Jörgle tät mir ou g'falle."

So saßen bald drei Seelen und ein Gedanke beisammen am hintern Tisch im Kriz z' Hasle, und der Jörgle rief der Aufwärterin zu: „A Flasch' Champagner!" — und bald knallte der Pfropfen als Freudenschuß zur Verlobung.

Der Hofbur und die Helene hatten noch nie Champagner getrunken, und mit Andacht schlürften sie den welschen Wein, von dem der Jörgle behauptete, er sei ihm nichts Neues, er habe schon viel getrunken, trotzdem die Flasche einen Kronentaler koste. —

Spät am Abend fuhren Vater und Tochter zum Städtle hinaus, der Heimat zu, seelenvergnügt, denn es war alles in Ordnung. Die Helene hatte ihren Hauptkrom, den Jörgle, dazu ein selbstgekauftes sidenes Fürtuch und ein vom Jörgle geschenktes „kostliches" Halstuch, und der Alte hatte einen Schwiegersohn, der ein — reicher Mann war und Champagner aufwichsen konnte.

„Am nächste Sunntig kumm ich," hatte der Jörgle ihnen beim Abschied nachgerufen und so seinen Besuch in der alte Wolfe angekündigt.

„Der Faste-Märkt," sprach der Marks zur Helene, als sie

das Tal hinauffuhren, „soll mir denke, a bessers G'schäft hab i nie g'macht." —

In der Krone in Hufe ward noch einmal Halt gemacht, um eine Botelle zu trinken; denn heute, meinte der Marks, rentiere sich ein kleines Rüschle schon. Sie trafen noch einige Buren, die auch z' Märkt in Hasle gewesen und beim Kronenwirt den letzten Trunk taten. Es waren lauter Untertäler, an der Grenze zum Obertal, Buren aus dem Einbach, Breitenbach und von der Frohnau.

Unter den Einbachern saß auch ihr oberstgelegener, der Kapellenbur aus dem Osterbach. Der kannte den eintretenden Obertäler, weil dieser alljährlich am Wendelinstag in den Osterbach wallfahrtete, und die St. Wendelinskapelle zu seinem Hof gehörte.

„Grüß Gott, Hofbur, sinn (seid) Ihr au z' Märkt gsi?" so begrüßte er ihn.

„Ha, bigott, des isch jo der Kapellbur," rief der Angeredete, „jetzt zahl i a Botell vom beste. Der Kapellbur geit[1] mir jedesmol ou a Chriesewasser, wenn i zum heilige Wendel komm."

„Aber hit sinn Ihr guat ufg'legt, Hofbur," meinte der Osterbacher. „Sonst sinn Ihr Obertäler kei Freund vom Schoppezahle."

„Guat ufg'legt bin i, Kapellebur, drum zahl i ou gern. I ha mim Meidle do ou a Hochzitter kromet, und der freit mi" — entgegnete der schon angeheiterte Hofbur.

Er hatte mit seiner Helene indes Platz genommen bei den andern Bauern, die nun alle staunten, daß man auf dem Fasten-Märkt in Hasle auch Hochzeiter kromen könne. Und der alte Marks machte aus seinem Herzen keine Mördergrube

[1] Die obern Kinzigtäler sind an der schwäbischen Grenze, drum ist ihr alemannischer Dialekt schon „schwäbelnd". Sie sagen geit statt dem alemannischen git (gibt) und ou statt au (auch). Sie sagen auch Meidle statt Maidle.

und nannte seinen Kollegen den Jörgle als den zukünftigen Kirchenbur von Oberwolfe.

„Des isch meh als a Botell wert," meinte der Jorchenbur aus dem Einbach, „der Jörgle isch a netter, adliger[2] Mensch, und Geld muß er, seim G'schäft no, ha, wie Heu."

„Jo, dem gäb jeder Bur in unserm Tal si Maidle," ergänzte der Gorisbur aus dem Gechbach.

„Wenn's deweg isch," rief freudig der Hofbur, „und Ihr Untertäler den Jörgle so lobt, so freit's mi doppelt. Kronewirt, jetzt Wi her, so vil der Tisch treit (trägt)!"

Der Nachtwächter in Hufe hatte schon längst an der Krone gerufen:

Höret, was i Eu will sage,
D' Glock' het zehni g'schlage,
Wohl über die zehni.
Lobet Gott und Maria —

als die Buren sich trennten, nachdem sie mehr als eine Maß aufs Glück der Helene getrunken hatten. Und es ging Mitternacht zu, als der Marks mit seinem Meidle über die „Hofbruck" von Oberwolfe fuhr und heimkam. —

Am Sonntag drauf erschien der Jörgle mit des Kreuzwirts „Scheßle" zu Besuch in der alte Wolfe, um seine zukünftige Residenz als Kirchebur zu inspizieren und die Sache völlig zum Abschluß zu bringen.

Er ließ dabei einen großen, ledernen Geldbeutel sehen, gefüllt mit Kronentalern und Napoleons, verschwieg aber wohlweislich, daß er sein ganzes Vermögen enthalte, und tat, als ob das nur so eine Art Taschengeld wäre.

Das Hofgut kam ihm etwas „häldig" (bergig) vor, aber die Liebe zur schönen Helene und die Aussicht, ein Bur zu werden, ebnete dem kleinen Leichtfuß vom Flachenberg die steilen Halden des zukünftigen Hofes, den ihm der alte Marks so glänzend und so schuldenlos als möglich schilderte.

[2] freundlicher.

Dem Jörgle aber waren die Schulden, die man ihm gebeichtet, stark genug, und da er nicht so viele Hunderte hatte, als er Tausende gebraucht hätte, um den Hof frei zu machen, so schlug er vor, das Heiraten zu verschieben, bis er auf seiner Hausknechts-Pfründe noch mehr Geld gemacht hätte. Indes sollte der zukünftige Schwiegervater mit der Helene „fortburen", auch auf dem zweiten Hof.

Was tut man nicht, um schließlich den reichen Jörgle zu bekommen? Und so gingen die guten Leute darauf ein, und auch die zwei Söhne des Marks, der Roman und der David, blieben als Knechte daheim, bis der Krösus von Hasle seinen Einzug gehalten hätte.

Von jetzt ab fuhr die Helene, vom Roman kutschiert, recht oft auf die Märkte nach Hasle, um ihren Jörgle zu besuchen, der nicht wenig stolz war auf seine Braut, die jeweils zweispännig vorfuhr, was nur die größeren Buren im Kinzigtal sich leisten können.

Er gastierte den Besuch immer aufs nobelste, ließ aber auch sich unter der Zeit nichts abgehen, so daß der Reichtum sich nicht mehren wollte.

Immer mehr aber kam ihm der Gedanke, er hätte es als Hausknecht besser, denn als Bur an den Berghalden von Oberwolfe, und so pressierte es ihm gar nicht mit dem Heiraten.

Jahre und Tage vergingen, die Helene hatte getreu ausgeharrt und dem Jörgle indes alles geopfert, selbst ihre Ehre — und der Jörgle wollte trotzdem immer noch nicht Kirchebur werden.

Da, eines Tages, an dem er über den Durst getrunken, verweigerte er dem Befehl seines Herrn, des jungen Kreuzwirts — der alte war indes gestorben —, eines energischen Mannes, in offener Wirtsstube den Gehorsam und hängte dem Chef „das Maul an". Augenblicklich erhielt er seine Entlassung, und jetzt ward Hochzeit gemacht — am Tage vor St. Johann zur Sonnenwende des Jahres 1857.

Hell klangen die Glocken und die lustigen Weisen der

Spielleute ins Tal, da der stattliche Hochzeitszug in der alte Wolfe zur Kirche schritt, und in der „Linde" waren die Buren und die Bürinnen und die Völker des ganzen Wolftals versammelt zum „Hosig", denn des Hofburen Helene hielt ja Hochzeit mit dem „riche Jörgle, dem Husknecht vom Kriz in Hasle".

Doch der Wahn des Reichtums war kurz. Bald stellte sich heraus, daß der vermeintliche Krösus nur 500 Gulden und ein Rößlein in die alte Wolfe gebracht habe, und auf der andern Seite erfuhr der Jörgle zum Trost für seine Armut, daß mehr Schulden da seien, als man ihm gesagt.

Wenn zwei einander hinters Licht geführt haben, so gibt's, wenn's an den Tag kommt, in der Regel keine Händel, weil jeder sich schuldig fühlt. Und so hätte auch die gegenseitige Enttäuschung zwischen dem alten Hofbur und dem neuen Kirchebur keine Feindschaft bringen sollen. Aber der Jörgle verzieh dem alten Marks nicht, daß er ihm Schulden verheimlicht hatte, und ward dem Manne mehr und mehr gram.

Einstweilen spielte er den Hofbur nach außen mit Macht. Er fuhr zweispännig mit seinem schönen Weib nach Hasle und zeigte den Haslachern, daß er ein rechter Bur sei. Diese Fahrten waren ihm das liebste Geschäft. Die Arbeiten auf dem Felde, an den steilen Halden, das Ackern und Fahren mit schwerwandelnden Stieren waren dem alten Hausknecht ungewohnt und reizten bald seinen Mißmut.

Gewohnt, Pferde ein- und auszuspannen und zwischenhinein sich von den Bauern und den Fuhrknechten und Kutschern einen Schoppen zahlen zu lassen, konnte er sich nicht finden in die harte Arbeit eines Bergburen.

Zornig über solch ein Dasein, ging der junge Kirchebur öfters hinüber in die Linde und vertrauk seinen Unmut. Noch zorniger kam er dann heim und überhäufte das arme Weib, welches der unschuldigste Teil an Jörgles Unglück war — mit Schmähungen, Drohungen und Schlägen.

Oft mußte die Helene, wenn er nachts betrunken heimkam, sich flüchten. Ging sie aber hinüber zum Vater, so war der Teufel erst recht los beim Jörgle, denn in dem alten Marks sah er den Urheber seiner schuldenbeladenen Burschaft, ohne zu bedenken, daß er selber diesen auch getäuscht hatte.

Manchmal übernachtete die schöne Helene, von dem feinen Jörgle aus dem Haus getrieben, im Freien und saß weinend auf dem Kirchhof drüben auf dem Grabe ihrer 1854 verstorbenen Mutter.

Es gibt kein unglücklicheres Wesen als ein derart unglückliches Weib, das in die Hände eines rohen Mannes gefallen ist. Die wenigsten Menschen haben einen Begriff, was solch ein Weib duldet und zu dulden vermag. Es muß im weiblichen Gemüt noch etwas stecken von der Gewohnheit der Frauen des Heidentums, rechtlos mißhandelt zu werden, sonst wäre es nicht erklärlich, wie viel Frauen zu dulden und zu tragen vermögen.

Das weibliche Geschlecht ist — und das muß man ihm zur Ehre anrechnen — im Unglück weit starkmütiger und deshalb größer als das männliche.

Aber auch in der ganzen menschlichen Gesellschaft steckt noch was von jener altheidnischen Härte gegen das Weib. Niemand will sich recht um eine unglückliche, mißhandelte Frau annehmen; überall, wohin sie sich flüchtet von ihrem brutalen Tyrannen weg, sei es zu den Eltern, zu Verwandten oder Bekannten, ist sie unwillkommen. Alle raten ihr, zu dem Unmenschen zurückzukehren, oder kleiden ihren Trost noch in die Worte ein: „Warum hast du ihn genommen!"

Daß die Männerwelt aber überhaupt so schlimm urteilt über das weibliche Geschlecht und man alles Böse den Frauen in die Schuhe schiebt, alle menschlichen Fehler ihnen auflastet und sie so hart behandelt, hängt zweifellos mit der in den religiösen Sagen aller Völker des Altertums wiederkehrenden

Anschauung zusammen, daß alles Übel vom Weibe komme. Es ist dies die Urtradition vom Sündenfall, den Eva verschuldete und durch den sie alles Elend über die Menschenkinder brachte. Wir finden unsere Eva, nur mit andern Namen, fast bei allen Völkern der alten Welt als Mutter aller Sünden und alles Übels.

Höchst merkwürdig und sicher mit der Hauptverschuldung des Weibes am Sündenfall der ersten Menschen zusammenhängend ist es, daß man in tausend Unglücksfällen, mögen sie sich in der Geschichte der Völker oder im Leben des Einzelnen ereignen, die Lösung des Rätsels und den Grund des Elends finden kann, wenn man der Frage nachgeht: „Wo ist die Frau?"

Nach dem ersten Sündenfall rief Gott, der Herr: „Adam, wo bist du?" Zur Rechenschaft gezogen, gab Adam seine Verführerin an, und seitdem können wir in gar vielen Fällen direkt fragen: „Eva, wo bist du?" —

Bei unserm Jörgle trifft diese Tatsache ausnahmsweise nicht zu. Ihm ward, jung Oberknecht im Kreuz geworden, seine gute Stellung im Leben sein Verderben. Er wurde wohllebig und hochmütig. In der alten Wolfe war er ein verschuldeter Bur und sollte hart arbeiten, was er nicht gewohnt war.

Es ging kein Jahr ins Land seit der Hochzeit, und schon herrschte „ins Kirchebure" in Oberwolfe die Hölle. Der Jörgle war ein Trinker geworden, und da die Helene nirgends Trost fand unter den Menschen, nahm auch sie in den Stunden der Verzweiflung ihre Zuflucht zum Glase. Streit und Händel und Flucht des Weibes waren bald an der Tagesordnung. Ein Stück Vieh um das andere wurde verkauft und verschwand aus dem Stall, und das Erträgnis des schlecht bebauten Hofes wurde immer geringer. So stand der Jörgle schon am Abgrund, als ein Ereignis eintrat, das ihn rasch vollends hineinstürzte.

6.

Ins Haase-Becke z' Wolfe wohnte in jenen Tagen die „latinisch Büre". Sie hieß mit dem Vornamen Monika, war auf dem Hofburenhof in der alte Wolfe daheim und eine leibliche Schwester der Frau des alten Marks, der Mutter der Helene.

Ein Wolfacher Patrizier hatte einen Sohn, der einige Zeit studiert hatte, aber aus Mangel an Talent wieder davon absehen mußte: Da er zur Erlernung eines Handwerks zu alt war, kaufte ihm sein Vater einen Bauernhof, „den Lindenhof" oberhalb Wolfe, und weil er auch vom Burenwesen nichts verstand, suchte man ihm eine tüchtige Burentochter zur Frau. Er fand sie in des Hofburen Monika.

Der ehemalige Student erhielt vom Volke den Namen der „latinisch Bur", und seine Monika wurde die „latinisch Büre" genannt bis zu ihrem Tode.

Als Witwe hatte sie sich in ihren alten Tagen nach Wolfe verzogen, während ihre Kinder in aller Welt zerstreut lebten.

Ein Sohn amtete als Bäcker in Elzach, dem Nachbarstädtchen von Hasle. Den wollte die Monika am Michelsmarkt 1859 besuchen. Sie wählte den Markttag in Hasle, um im Durchgehen auch diesen besucht zu haben, ehe sie über den Berg stieg, Elze zu.

Sie ging in der Frühe gen Hasle. Je weiter sie ins Tal hinabkam, um so größer wurde die Gesellschaft, weil von allen Seiten her Landleute dem Jahrmarkt zueilten. Oberhalb Husen traf sie noch den Jörgle. Er führte ein Rind, das nicht laufen wollte, mit sich, und so hatte sie ihn eingeholt. Er war vor Tag schon von daheim abgerückt, um das Stück Vieh zeitig zum Verkauf auf den Markt zu bringen und wieder ein Stück Geld zu bekommen.

Die latinisch Büre kannte die traurigen Verhältnisse auf dem Kirchebürenhof längst. Sie nahm als Base der Helene Anteil an deren Unglück und war dem Jörgle abhold wegen

seiner Härte gegen ihre Nichte. Doch grüßte sie ihn heute, wo rechts und links andere Leute auf der Straße dahingingen, freundlich.

„Guate Morge, Kirchebur," sprach sie, „wennt (wollt) Ihr ou z' Märkt fahre?"

„Jo, aber der Kaib von Stier will nit laufe, i komm nit vom Platz un ha scho meh g'flucht den Morge, als recht ist," gab der Bur zurück.

„I will Eu helfe tribe," erwiderte die latinisch Büre, „geunt (gebt) mir Euer Stock, Bur."

Jetzt ging's. Der Jörgle zog den jungen Stier vorn am Strick, und die Monika sprach ihm von hinten mit des Buren Stock zu. Unterwegs erzählte sie ihm, daß sie nach Elze wolle, ihren Sohn zu besuchen, dort übernachte und andern Tag wieder heimkehre. Vielleicht treffe sie aber den Sohn auch auf dem Markt, dann gehe sie heute wieder Wolfe zu.

So kam es. Der Bäcker von Elze war auf dem Fruchtmarkt in Hasle, wo damals noch alle Bäcker des obern Elztals einkauften — und widmete sich seiner Mutter, sobald sein Einkauf beendigt war. Auf dem Markt mit ihr umhergehend, trafen sie vor Mittag schon den Jörgle wieder. Er hatte seinen Stier glücklich verkauft, war guter Dinge und fühlte den Unterschied von einst und jetzt nicht. Vor einem Jahr noch war er zweispännig zu Markt gefahren, und ein Knecht hatte das Vieh getrieben; jetzt war er selber Viehtreiber geworden und konnte nicht einmal mehr einspännig fahren.

Die latinisch Büre und Bas teilte ihm mit, daß sie heute wieder heimkehre und bot sich dem Jörgle als Begleiterin an.

„Jo gern," meinte der, „i zahl au noch a Schoppe fürs Tribe vom Stier. Aber vor Obe (Abend) reise mir nit ab."

„'s isch rächt so," antwortete die Bas, „i begleit mei Su (Sohn) no a Stück Wegs Elze zuo, derno komm i gege Obe ins Kriz. I kauf ou no a paar Läbkueche für d' Helene und fürs Büable, für de Toni."

Auf dem Markt wogte nun der Jörgle mit der Menge hin und her, bald da, bald dort, wie andere auch, in eine Wirtschaft eintretend zum Essen und Trinken.

Gegen Abend erschien, wie verabredet, die latinisch Büre im Kreuz und suchte den Kirchebur. Sie hatte ihn unter den Gästen in der großen Wirtsstube bald gefunden, denn es war nimmer so voll wie am Mittag und Nachmittag.

Er saß bei einigen Buren aus dem Mühlenbach, seiner Heimatgemeinde, und rief, als er die Base seiner Frau erblickte, ihr zu: „Jetzt isch grad rächt, daß Ihr kommt, i hätt' sonst anfange spiele mit dene (diesen) Bure, aber 's isch besser, i gang mit — Euch, unser Weg isch witer, als der für die Mühlebacher."

Die Monika sah, daß der Jörgle schon etwas „hoch" hatte und es Zeit sei, ihn fortzubringen. Sie setzte sich deshalb nicht, wie er wünschte, zu den Buren, sie trank bloß „Bescheid" mit ihnen und sprach freundlich zum Jörgle: „Kommet jetz, Kirchebur, wir welle uns uf de Weg mache, 's isch Zit und der Weg wit und zum Fahre geit's kei G'legenheit meh, die Oberländer Bure sinn scho fort. Wir könnet in Huse no a Schoppe trinke."

Und der Jörgle erhob sich und ging mit — ihr zum Verderben. —

Die Sonne war schon hinter der Ruine Geroldseck hinabgesunken, ihre letzten Strahlen vergüldeten noch den heiligen Michael auf dem uralten Kirchlein des Bergdörfchens Weiler, als, diesem gegenüber, der Kirchebur und die latinisch Büre am Haslacher Wald hinauf wanderten. Die Monika hatte was auf dem Herzen, aber sie war bisher nie allein gewesen auf der breiten Heerstraße, die heute noch allerlei verspätete Jahrmarktsgäste über sich ergehen ließ.

Hier marschierten noch Knechte und Mägde und Taglöhner aus dem Adlersbach, dem Sulzbach, dem Einbach, die zu Fuß heimgingen, dort trafen sie einen Krämer, seine Kiste auf dem Rücken, oder einen Sohn Israels, eine Kuh

oder eine Geiß am Strick — alle von Hasle kommend und von Kauf und Verkauf redend.

Je mehr sie gen Husen und oberhalb des Städtchens kamen, um so einsamer wurde die Straße; die latinisch Büre hatte jetzt nur noch einige Mühe, den Jörgle, der nach wohl einstündigem Marsche wieder Durst hatte, an den Wirtshäusern vorbeizulotsen, in denen Buren saßen, die von Hasle her Schlußstation machten — im Hirschen und in der Krone.

Es gelang ihr, indem sie das am Ende des Städtchens gelegene, kleine Wirtshäuschen „zur Eiche", in dem auch ich in jenen Tagen manchen Trunk Hornberger Bieres getan, als Einkehr vorschlug.

Hier bezahlte der Jörgle auch der latinischen Büre den am Morgen verdienten Schoppen, und friedlich zogen sie nach einer guten halben Stunde des Weges weiter, dem Städtchen Wolfach zu.

Es war indes dunkel geworden. Gleichwohl schlug die Monika den Fußweg ein, der von der Landstraße ab, aber früher als diese zur Hagenbucher Kinzigbrücke führt. Neben dem Fußweg her zieht ein Kanal, der das Rad des Hammerwerks von Husen speiste.

Jetzt war die Stunde gekommen, in der die Base ihrem Herzen Luft machen konnte. In ruhiger, wohlmeinender Art fing sie an, dem Jörgle zu predigen, hielt ihm seinen Lebenswandel und seine Roheit gegen die Helene vor, und wie er dem Bettelstab entgegengehe, wenn er kein ander Leben beginne.

Mit steigendem Zorn hörte der Kirchebur die Strafpredigt der latinischen Büre an. Heftig widersprach er, „es gehe sie nichts an, von einem alten Weib lasse er sich nichts sagen, und wenn Haus und Hof zugrunde gingen, sei das seine Sache. Er sei ihr nichts schuldig."

„Aber ich bin die Base Deiner Frau," erwiderte nachdrücklich die Monika, die auch nicht zu den „Verschrockenen" gehörte, „und ich hab' ein Recht, etwas zu sagen, wenn ich sehe, daß meiner Schwester Kind an Leib und Seel' zugrund geht."

„Nichts hast Du zu sagen, altes Luder!" rief jetzt der Bur — und griff nach der Frau. Es entstand ein Kampf mit ungleichen Kräften. Das noch rüstige Weib wehrte sich, so gut es ging, erlag aber bald dem Angreifer, der kaum einige Jahre über dreißig zählte.

Ringsum kein menschlich Wesen, das der um Hilfe Rufenden hätte beistehen können. Mitleidslos eilten die Wasser des Kanals gurgelnd an den Ringenden vorbei, dem Hammerwerk zu. In der Ferne leuchteten vom andern Kinzigufer von der Berghalde herab die Lichter im Basilishof und im Simeshof, aber ihre Strahlen reichten nicht bis zu der Stelle, auf der ein armes Weib ums Leben kämpfte. — — —

Gegen zehn Uhr passierte der Jörgle allein das Städtchen Wolfe und eilte, ohne Aufenthalt, weiter seinem Hofe zu. Die Helene war noch auf, sie wollte warten, bis er heimkäme vom Markt; vielleicht müßte sie sich dann wieder flüchten, und angekleidet ist die Flucht leichter, als wenn man schon zur Ruhe gegangen.

Der Jörgle ist aber heute zahm. Ängstlich und verschüchtert und tropfnaß kommt er heim und spricht: „Wib, Du bist unglücklich samt Deinem Kind. Es ist mir was passiert."

Erschrocken fragte die Helene, was ihm passiert sei. Nach langem Plagen und Fragen sprach er: „D' Bas Monika isch mir ins Wasser g'falle, und ich hab' sie nimme rusziehe könne."

Mehr, wie und wo — konnte sein Weib, in dem eine schreckliche Ahnung aufstieg, nicht aus ihm herausbringen; er legte sich in sein Bett und schwieg beharrlich.

Die Helene getraute sich nicht am Abend noch das Haus zu verlassen und verlebte, wie schon so oft, eine lange, bange Nacht.

Am andern Morgen sah sie in aller Früh ihren Bruder Roman in der Nähe auf dem Felde arbeiten. Sie schleicht, vom Jörgle ungesehen, zu ihm hinüber und erzählt ihm, was vorgegangen. Er solle, bat sie, gleich nach Wolfe laufen und nach der Bas schauen.

Dem Roman pressiert's nicht. Er bleibt an der Arbeit bis Mittag, und über dem Mittagessen berichtet er daheim, was die Helene ihm erzählt. Der Vater Marks nimmt's ernster. Er schickt seinen Jüngsten, den David, nach Wolfe. Sei die Bas nit heimgekommen, so beauftragt er ihn weiter, solle er dem Gendarmen Anzeige machen.

Schon vor Mittag hatte man drunten am Kanal bei Husen, an einem Weidenstock hängend, die Leiche einer alten Frau gefunden; unweit davon im Wiesfeld lagen ihre Kappe und ihre Strohtasche mit dem Jahrmarktskram, daneben Stücke einer Tabakspfeife. Die Stelle, wo die Sachen lagen, zeigte überall Spuren, daß da zwei „geburschtet"[1] hatten.

Ehe es Abend geworden, saß der Jörgle unter dem Verdacht, die latinisch Büre in den Kanal geworfen zu haben, im Gefängnis zu Wolfe, und die Helene und ihr Kind waren unglücklich, unglücklicher als zuvor.

Im Verhör verwickelte er sich in Widersprüche. Er habe, so gab er an, die Bas verlassen, als sie den Fußweg eingeschlagen, und sei auf der Landstraße allein weitergegangen. Dagegen sprachen aber der „verburschtete" Platz und die Stücke der Tabakspfeife, welche ganz genau zu den Stücken paßten, die der Amtsrichter Feyerlin von Wolfe auf dem Misthaufen des Kirchebiuren fand. Daß dieser, trotzdem die Monika nicht mit ihm nach Wolfe kam, keine Anzeige gemacht hatte, bestärkte weiter den Verdacht gegen ihn.

Aber desungeachtet leugnete der Jörgle standhaft. 160 Tage lang saß er in den Gefängnissen zu Wolfe und Hornberg in Untersuchungshaft, aber auch diese brachte ihn zu keinem Geständnis.

Oft wanderte sein braves, unglückliches Weib den weiten Weg nach Hornberg, um nach ihm zu sehen, ihm etwas zum Essen oder Trinken zu bringen, und oft saßen beide in der düstern Zelle bald weinend, bald versteinert im Unglück.

---

[1] ringen, wie Burschen es tun.

Endlich wurde die Untersuchung wegen Mangels überführender Beweise eingestellt und der Jörgle auf freien Fuß gesetzt.

Der in Freiheit gesetzte war aber jetzt ein armer, gebrochener Mann. Er mußte seinen Hof verkaufen, und es blieb ihm nur das dazu gehörige Taglöhnergütle im Fronbach. Dorthin zog er mit Weib und Kind. Aber alles wich ihm aus, scheu betrachteten ihn die Leute, wo immer er sich blicken ließ. Das ertrug er nicht in die Länge.

Er nahm nach Jahr und Tag Weib und Kind mit sich fort und gewann es über sich, hinab zu ziehen nach Hasle, der Stätte seines Stolzes und seines Ansehens, um bei den Bürgern, die ihn nicht nur um seines Einkommens willen beneidet, sondern auch wegen seines Einflusses einst respektiert hatten, als Taglöhner zu arbeiten. Ein hartes Brot für einen ehemaligen Großwesir im Kreuz.

Abermals ging ein Jahr vorüber. Das Elend nahm nicht ab. Die Helene wurde krank. Krank und arm sein ist dreifaches Unglück. Es zog sie heim ins Vaterhaus. Sie nahm ihr Kind und ging zum Vater und zu den Brüdern, die sie gerne aufnahmen. Aus der großen, starken, schönen Helene war eine lebendige Leiche geworden, die Schwindsucht nagte an ihrem jungen Leben.

Wieder ist ein Jahr vergangen, seitdem sie zum Vater heimgekehrt, und es war Herbst geworden in diesem Jahre — es ist das von 1862 und der 20. Oktober —, die Leute in Oberwolfe waren wallfahrten gegangen in den Osterbach zum hl. Wendelin, dessen Namenstag die Kirche an diesem Tage feiert. Die Helene saß allein auf der Ofenbank, bei ihr der Bruder David.

Draußen am Fronbach hinauf und drüben im Frauenwald waren die Buchen gelb geworden, die Erlen an der Wolf hin hatten ihr Laub in die eilenden Wasser fallen lassen, die Meisen sangen in der „Bünd"[1] ihr herbstliches „Zit isch

[1] Die nächsten Felder um einen Hof, gewöhnlich eingehegt, heißen die Bünd.

do, Zit isch do". Die Kranke hörte diesen Ruf, sie sah hinaus durch die kleinen Schiebfenster in die sterbende Natur und meinte, auch für sie sei die Zeit gekommen.

„Wenn i nur den Pfarr hätt'," sprach sie zum David. „Den kann ich dir holen," entgegnete der Bruder. „Es ist ja heut Wendelstag, ein halber Festtag, da hab' ich Zit dazu."

Der David zog ein anderes Häs an und holte den Pfarrer von Oberwolfe, der ganz in der Nähe wohnte. Der kam und versah die Helene mit den Sterbsakramenten der katholischen Kirche.

Am andern Tag war die Helene eine ganze Leiche. Ihr letzter Gedanke und ihr letztes Wort galten ihrem Kinde: „David," sprach sie, „verstoß mir den Toni nit!" —

7.

Von Hasle herauf kam zwei Tage später zur Beerdigung der Helene ein blasser, verstörter Mann und ging weinend, den Toni an der Hand, hinter dem Sarge her. Es war der Jörgle.

Und als er vom Grabe weg der Kirche zuschritt, hörte er vor sich zwei Frauen sagen: „Die könnt no lebe und glücklich si uf dem Hof dort drübe, wenn si nit den leichtsinnige, versoffene Hustknecht — den Mörder der Monika, g'nomme hätt'."

Der Boden brannte dem Jörgle unter den Füßen in der alte Wolfe, und sobald er konnte, ging er wieder talab, Hasle zu.

Es wurde immer trüber und düsterer um den Unglücklichen. Der Winter kam, die Arbeit ließ nach, und der Jörgle sah, daß er sich und andern eine Last war. Sein Leben war verfehlt und blieb verfehlt.

In den ersten Tagen des kommenden Jahres 1863 ging er durch eigene Hand aus dem Leben, erst dreißig und sechs Jahre alt.

Arme Selbstmörder kamen damals von weither nach

Freiburg in die Anatomie. Auch der stolze Jörgle sollte, da niemand für ihn die Leichenkosten bezahlen wollte, dorthin transportiert werden. Schon war die Transportkiste fertig. Da gelang es den Bemühungen und Opfern eines Bruders des Toten, es zu verhindern und ihm ein „ehrlich Begräbnis" zu sichern.

Hinter seinem Sarge her schritten, im Tode alles vergessend, in edler Art der Vater und die Brüder der Helene. —

Solchen Geschickes wurde der Jörgle teilhaftig, der in meiner Knabenzeit stolz und heiter und zuversichtlich in die Zukunft schaute, und dem damals in Hasle alles ein ander Los vorhergesagt hätte, als das, so sein Teil geworden.

Selbstmord ist unter dem Bauernblut selten. Dieses Unglück kommt nach meiner Ansicht stets von zerrütteten, kranken Nerven. Ein normaler Mensch verübt keinen Selbstmord; er schreckt davor zurück. Drum kann ich es nicht leiden, wenn man einen unglücklichen Menschen, der Hand an sich gelegt, verurteilt. Ich kann es um so weniger leiden, als ich aus eigener Erfahrung weiß, welche Gedanken kranke Nerven hervorbringen können.

Kranke Nerven sind entweder angeerbt oder selbstverschuldet. Doch ist bei dieser Selbstverschuldung allzeit auch ein Stück erblicher Anlage im Spiel. Es können zwei Menschen die gleichen nervenzerrüttenden Passionen haben, der eine hält's aus, der andere wird nervenkrank und zum Selbstmörder.

Unsere Kultur ist aber in den allermeisten Fällen die Mutter alles Nervenelends. Sie verzärtelt, verweichlicht die Leiber, jagt und hetzt die Seelen und Geister, bekämpft Religion und Sitte, schafft immer neue Nervenreize und Genüsse und erschwert auf der andern Seite mehr und mehr das Dasein, d. h. sie verschärft den Kampf ums Dasein und treibt so die Menschen in immer größere Hast und Arbeit und in vermehrte Not und Sorge hinein.

Je weiter der Mensch von der Kultur und ihren soge-

nannten Segnungen, die aber mehr Schädigungen sind, entfernt ist, um so weniger wird er an kranken Nerven leiden und um so seltener werden Selbstmorde sein. Drum ist bis heute unter dem Bauernvolk die Selbstmordmanie bei weitem nicht so häufig, wie bei dem Kulturvolk der Städte.

Die letzten Zeiten einer Kulturperiode, d. h. da, wo die Kultur bei einem Volk ihren Höhepunkt erreicht und alle Lebensgenüsse in ihm wachgerufen hat — zeichnen sich stets aus durch Selbstmorde in großem Styl. So die letzten Zeiten des römischen Reiches. Wie sehr unsere Zeit am Ende ihres Lateins ist, kann man, außer an vielen andern Dingen, auch an der ungeheuren Häufung der Selbstmorde erkennen. —

Wie weit die eigene Schuld bei dem unglücklichen Jörgle ging, wer weiß das. Er war von der Kultur beleckt, er kannte den Champagner, war ein Trinker und von Natur aus ein hitziger, d. i. nervös aufgeregter Mensch, litt also auch unter erblicher Belastung. Sein Vater, der bei einem Blitzschlag in der Angst statt ins Freie in den Keller floh, war sicher schon kein nervenstarker Mann.

Jedenfalls wollen wir über den Kirchebur von Oberwolfe und seine Taten und sein Ende kein Urteil fällen. Es steht das einem andern zu. —

Merkwürdigerweise wurde zwei Jahre nach der latinischen Büre eine Schwester derselben ebenfalls tot im Wasser gefunden.

Sie hatte einen Bäcker namens Bivell geheiratet, der ein einsames „Bierhus" besaß an der Landstraße ob der alten Wolfe. Er war ein armer Mann und starb „im großen Sterbet" anno 1854, wo von der „Ruhr" einzelne Familien bis auf die letzte Seele vertilgt worden waren.

Oft hatte der Mann im Leben gesagt, er sterbe einmal zusammen mit der Hofbüre, seiner Schwägerin, der Frau des alten Marks. Und richtig im eben genannten Sterbjahre schieden beide am gleichen Tag an der gleichen Krankheit aus dem Leben.

Des Bäckers Weib zog nach Wolfe und ihre Kinder nach Amerika. Die Mutter fristete ihr Leben mit Beten, indem sie für andere wallfahrtete, und mit dem, was ihr aus Amerika von den Kindern zukam.

Alte Leute erzählen heute noch von ihr, sie habe einmal eine Unwahrheit mit dem Schwure bekräftigt: „Wenn's nit wahr ist, sollen mir alle Haare ausgehen." Richtig wurde die alte „Bivelle" nach Jahr und Tag ganz kahlköpfig. Fortan verband sie ihren Kopf unter der Spitzenkappe mit einem Tuch und stellte sich in den hintersten Stuhl in der Kirche, damit niemand, hinter ihr stehend, ihre völlige Kahlheit bemerken sollte.

Es ist dem Volke eigen, gerne an Gottesgerichte zu glauben. Und drum haben die Kinzigtäler auch dem armen Bäckersweib seine Kahlköpfigkeit als ein solches ausgelegt. Es ist dies ein schöner Zug im Volksglauben, der zwar manchmal an Aberglauben grenzen mag, immerhin aber ein Zeugnis gibt vom unwandelbaren Festhalten im Glauben an eine strafende Gerechtigkeit — und unendlich mehr wert ist für die menschliche Gesellschaft, als die bei solchen Anlässen üblichen Redensarten vom Zufall und vom Naturgesetz.

Wenn übrigens allen weiblichen Wesen, die schon gelogen und ihre Lüge als wahr bekräftigt haben, alle Haare ausgehen müßten, gäbe es im ganzen deutschen Reiche nur weibliche Kahlköpfe, und unsere Friseure, die ohnehin nicht genug falsche Haare für „Damen" aufbringen können, kämen in Verzweiflung.

Doch muß man billig sein gegen die Damenwelt in Sachen der falschen Haare. Die Männer haben hierin ein Privilegium den Weibern voraus, ihnen nimmt man einen Kahlkopf nicht übel, ja er ziert noch manchen Mann und macht ihn geistreich, während Frauen mit sichtbarer Kopfhaut der Welt ein wahrer Greuel sind.

Nur das begreife ich nicht, daß, wie mir einmal ein Haarkünstler erzählte, Damen, die noch Haarschmuck haben, extra

sich mit falschen „Simpelfransen“ schmücken. Die meisten Weiber schauen ja ohnedies geistlos genug in die Welt. Wozu also noch Simpelfransen? —

Mit Schrecken bemerke ich, daß mir das Wort Weiber wieder entschlüpft ist, welches meine freundlichen Leserinnen mir schon so oft untersagt haben, weil es so ordinär sei.

Ich hab' mich schon einmal wegen dieses Wortes verteidigt, diesmal will ich es aber mit Glanz tun. Hören wir zunächst einen der berühmtesten Minnesänger.

Diese Minnesänger haben bekanntlich nichts gesungen als das Lob der Frauen, die im 12. und 13. Jahrhundert Ausbünde von Tugend und Schönheit gewesen sein müssen. Der berühmtesten dieser Frauenlober einer, Walter von der Vogelweide, meint nun:

Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen,
Mehr ehrt's als Frau.
Weib zu heißen alle krönet.

Die Leserinnen werden mich auf diesen Ausspruch hin für einen Minnesänger und es für eine Ehre halten, wenn ich von Weibern rede.

Ich habe aber noch eine Autorität für mich, welche über allen Minnesängern steht, die katholische Kirche. Sie grüßt die vornehmste und reinste Frauengestalt als die „Gebenedeite unter den Weibern“. Zum Glück für diese Redeweise beten das Ave Maria bald nur noch die Bauernweiber und hält unsere akademisch gebildete Weiberwelt das Beten für unnötig, sonst würde die seligste Jungfrau in „bessern Kreisen“ sicher gegrüßt werden als die Gebenedeite „unter den Damen“.

Endlich hat die höchste Würde auf Erden, der Sohn Gottes, seiner Mutter selbst wiederholt den Namen „Weib“ gegeben, es muß also dieses Wort auch in den Augen Gottes ein hoher Ehrenname sein.

Haben unsere Damen auch schon ernstlich darüber nachgedacht, was Dame (dama) heißt? Es heißt Geiße und ist

sicher viel ordinärer als das Wort „Weib", das offenbar von „weben" kommt, und der Minnesänger Walter hat deshalb die Weiber seiner Zeit so gelobt, weil sie, selbst die Edelfrauen auf den Burgen, nicht nur für sich, sondern auch für alle Mannsvölker die Kleider eigenhändig gewoben haben.

Das hat mehr Sinn, als die Schillersche Redensart von „den Rosen, welche die Frauen ins irdische Leben weben". Ja, wenn die Dornen nicht wären, welche diese Rosenweberei so oft unterbrechen! —

Ich sehe die Zeit kommen, wo das Wort Weib ganz untergehen wird und auch die Wibervölker auf dem Lande als Damen, Frauen und Fräulein traktiert sein wollen. Hab' ich doch dieser Tage schon den Brief eines Bauern — leider aus meinem Kinzigtal — gelesen, den er sich offenbar von einem in der modernen Volksschule gebildeten, jungen Bauern hat schreiben lassen, und worin er von seinem Weib spricht als von „seiner Frau Gemahlin".

Mich hat fast der Schlag getroffen bei dieser Entdeckung, und ruhiger hätt' ich die Kunde angehört, ein Wolf habe dem Bauer und seiner Gemahlin die Schafe und die Hühner gefressen, als so was gelesen.

Aber das hat mit ihrem Singen die moderne Schulweisheit getan, auf die ich noch in einem andern Kapitel zu reden komme. —

Und nun wieder zur alten Vivelle, die mit ihrem Haarschwur diesen langen „Schlenkerer" wachgerufen hat.

Eines Tages war sie nach St. Roman, einem benachbarten Gebirgsdorf, gegangen, um dort für jemand, der diesen Gang ihr bezahlte, eine „Wallfahrt zu verrichten".

Auf dem ganzen Schwarzwald und wohl auch in andern katholischen Gegenden gibt es Leute, die gewerbsmäßig für andere wallfahrten.

Da hat ein Bur oder eine Bürin im Kinzigtal in einem Anliegen, sei es daß ein Kind krank oder an einem Stück Vieh im Stall „etwas Ungrads" ist, versprochen, wenn „alles

wieder recht werde", eine Wallfahrt zu verrichten zum heiligen Wendel im Osterbach oder nach St. Roman oder zur Muttergottes in Zell oder Einsiedeln.

Das Unglück geht vorüber und das Versprechen soll erfüllt werden. Nun kommt aber die Ernte oder sonst eine Abhaltung, der Bur kann nicht fort, die Bürin nicht von den Kindern weg, da schicken sie irgend eine besonders fromme, ledige oder kinderlose Person an ihrer Statt. Die muß in der Meinung des Buren oder der Bürin wallfahrten und für sie beten und danken. Sie bekommt dafür Reise-Entschädigung, Proviant auf den Weg und als Lohn fünfzig Pfennig bis zu zehn Mark, je nach der Entfernung des Heiligtums.

Die Idee ist nicht schlecht, der Brauch von der Kirche auch geduldet und die Gewissenhaftigkeit der Gelübde machenden Landleute zu loben — aber die Ausführung hat sehr viele Mängel, weil die gewerbsmäßigen Wallfahrer zweifellos die allermindesten sind. Ich habe in meinem langen Leben viele solcher Leute gekannt — es sind meist Weibsleute, die männlichen sind noch weniger wert — aber alle waren Betschwestern im schlimmsten Sinne des Wortes, geschwätzig, vorlaut, krakeelend und die rechten Wallfahrer belästigend. In Hasle nannte man sie zu meiner Knabenzeit bezeichnend „Wallfahrts-Rätschen".

Von welcher Sorte die alte Vivelle war, vermag ich nicht zu sagen, ich kannte die Wallfahrts-Prokuratorinnen im Obertal nicht.

Von dem oben berührten Wallfahrtsgange kam sie nicht mehr zurück. Im „Ippicher Bergwässerle" lag sie am andern Morgen, eine Tote. —

Lange nach dem Jörgle und der Helene schied der alte Marks, der Hofbur, aus dem Leben. Er hatte den Hof seinem Sohn, dem Roman, übergeben und wohnte mit dem ledig gebliebenen Sohne David im Leibgedingstüble. Einmal klopfte der Tod stark bei ihm an. Es überkam den sonst robusten Mann eine allgemeine Wassersucht. In der Atemnot suchte er nach

Luft. Da kniete er auf die Stubenbank beim Fenster, stemmte die Ellbogen auf die Fensterbrüstung, öffnete das Schiebfensterchen und legte sein Haupt, auf das Kinn gestützt, unter die Öffnung, um so Luft zu bekommen.

Wochenlang lag er tagsüber so da, bis Knie, Ellenbogen und Kinn wund waren. Jetzt mußte der Marks, ein starker Siebziger, in seine Himmelbettstatt. Hier saß er fortan Tag und Nacht.

Nachts schlief der David als Krankenwärter in des Vaters Stube. Sein Dienst bestand darin, daß er dem Kranken, ehe er selbst zu Bette ging, ein großes Glas Schnaps auf das Brettchen stellte, das zu Häupten des Vaters, wie üblich, an der Himmelbettlade angebracht war.

Nach Mitternacht rief regelmäßig der Alte: „David, David!" — bis der David aufwachte und fragte: „Was isch, Vater?" „'s Glas isch leer," antwortete der Kranke. Jetzt steht der David auf und füllt das Glas wieder, von dem der schlaflose Mann dann in langsamen Zügen trank bis zum Morgen.

Am Morgen entfernte sich der David, um in Wolfe bei einem Bierbrauer als Taglöhner zu arbeiten. Jetzt übernahm das Weib des Roman, die Regine, die Tagwache beim Großvater. Sie bestand darin, daß sie zweimal des Tags jenes Glas füllte, das der David des Nachts kredenzt hatte.

So trank der alte Marks, trank, trank, bis alle Poren seines Leibes sich öffneten und die Wasser in Strömen sich von ihm ergossen. Jetzt wurde dem Kranken leicht, er stand auf und war — gesund.

Fünf Jahre noch ging er fortan täglich hinab nach Wolfe zu seinem David und trank einige Glas Bier, und erst im Januar 1870 haben sie den Hofbur, 82 Jahre alt, begraben. Er starb aber nicht an Wassersucht, sondern an — Altersschwäche.

Da predigt man ganze Kreuzzüge gegen den Alkohol und verschreit ihn als Gift. Gift aber ist nach meiner Ansicht

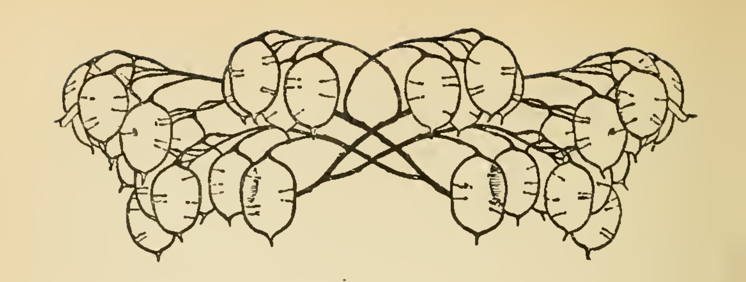
alles derartige nur relativ und individuell genommen. Bei dem einen kann Honig Gift sein, bei dem andern der Schnaps ein Heilmittel.

Und wer die Krankheitsgeschichte vom alten Marks nicht glauben wollte, dem sage ich: Der Arzt, den der Hofbur an sein Krankenlager gerufen, hat's mir selbst erzählt, der Doktor Willmann, der schon in Wolfe praktizierte, da ich noch Student war, der zur Jörgle-Geschichte, soweit sie in der alte Wolfe spielt, mir die besten Diagnosen geliefert hat und in Freiburg seine alten Tage beschloß. —

Nicht bloß der Jörgle und die Helene und der alte Marks sind längst nicht mehr, auch ihre Höfe, der Hofburehof und der Kircheburehof sind untergegangen. Sie wurden zerrissen und zerstückelt.

Auf dem Kircheburehof wohnen jetzt arme Leute zur Miete, und in des Hofbure Haus lebt die Witwe des Roman, kaum noch im Stand, ein Kühlein zu ernähren. Bei ihr wohnen der David, heute ein lediger Greis, und ein Dritter, ein Fünfziger. Den sieht man zur Sommerszeit an den stillen Wassern der Wolf hinauf Forellen fangen und im Winter bei den Buren des Tales Schweine schlachten. Es ist der Toni, der Sohn der Helene und des Jörgle, den nach der Mutter Wunsch der David nicht verstoßen und der in seines Großvaters Haus ein Heim gefunden hat bis zur Stunde.





Der Lorenz in den Buchen.

1.

Schon seit mehr denn zwanzig Jahren komme ich alljährlich ein und das andere Mal „in die Buchen" zu meinem Bauernfreund Michel Erdrich, den wir aus verschiedenen Erzählungen bereits kennen.

Unten am westlichen Fuße des waldigen Nillkopfes, der neben dem Farnkopf das ganze mittlere Kinzigtal beherrscht, liegen, noch ziemlich hoch oben, einsam in einer Bergmulde zwei große Bauernhöfe. Zweifellos standen beide einst im Schatten gewaltiger Buchenbäume, deren Urenkel heute noch unsern davon als Wald sich zeigen, und drum nannte das Volk diese Höfe „in den Buchen" oder auch „in der Buchen" oder kurz „Buchhöfe" bis auf unsern Tag.

So oft ich nun in den einen der genannten Höfe kam, über den der intelligenteste Bur jener Gegend, mein Freund Erdrich, das Zepter führt, fiel mir jeweils ein stiller, schüchterner, bärtiger Knecht auf. Es war der Lorenz, oder wie die Buren sagen, Lenz, der Oberknecht. Er gehörte seit 25 Jahren zum eisernen Bestand des Hofes, und weil er mir auffiel durch sein stilles Wesen, interessierte mich mehr und mehr sein Lebensgang.

Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas

Anziehendes, und wenn ich mit einem Taglöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimat, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermeßlichen Gebiete der Menschheit.

Und wie oft beneide ich nicht diese schlichten Lebensläufe, alle fast gleich, alle, äußerlich angesehen, unbedeutend, und doch, wie viel Friede und Ruhe, wie viel Glück und Zufriedenheit liegt in ihnen gegenüber dem Leben moderner Kulturmenschen und Kulturgrößen!

„Bene vixit, qui bene latuit," sagten schon die Römer. Je stiller, verborgener und geräuschloser ein Leben verläuft, um so glücklicher ist es gewesen. So leben die Menschen „in den Buchen" und überall auf den einsamen Berghöfen des Kinzigtales.

Wahrlich, der Bauersmann und seine Familie und seine Völker entbehren viel gegenüber den Stadt- und Weltmenschen, gegenüber den Gelehrten und Gebildeten, Beamten und bessern Bürgern. Sie haben kein Theater, kein Museum, keine Konzerte, keine Vorlesungen, kein Pilsner und kein Münchner, keinen Kaviar und keine Austern; sie hören keine Symphonien und keine Oratorien, wissen nichts von den neuesten Forschungen und Entdeckungen, spielen nicht Billard und Schach, haben keine Ahnung von dem, was in früheren Jahrhunderten geschehen ist, und keine Kenntnis von den großen Völkern, die über das Welttheater hingeschritten und dann untergegangen sind.

Kurzum, ihr Leben ist arm an Genuß und arm an Wissen — aber gerade deshalb reich an Ruhe und Frieden.

Ruhig und zufrieden leben sie, und ruhig und gottergeben legen sie sich nieder zum Sterben. Es plagt sie kein Zweifel über das Woher und Wohin. Sie grämen sich nicht über die Vorgänge an der Börse, kümmern sich nicht um das Wohl

und Weh fremder Völker und Reiche, und plagen sich nicht ab mit wissenschaftlichen Forschungen, Beweisen und Vernunftschlüssen.

Sie stehen mit der Sonne auf, verrichten ihre Arbeit in Feld und Flur, in Haus und Hof und gehen mit der Sonne zur Ruhe — zu gesundem, sorgenlosem Schlaf.

So kommt und geht ein Tag wie der andere und endlich der letzte, und sie empfehlen ihre Seele und ihr Lebenswerk der Barmherzigkeit Gottes, an den sie stets geglaubt, zu dem sie dreimal des Tages im Gebet aufgeblickt und dem sie jede Woche einen Tag geheiligt haben.

Welcher Mensch, der denkt und noch Ideale kennt, möchte solch einen Lebenslauf nicht beneiden?

Ich weiß, es gibt Menschen genug in unsern Tagen, die solch ein Leben ein dummes und verlorenes nennen. Aber ich weiß auch, daß keine Zeit reicher war als die unsrige an Leuten, die den Zweck des Lebens im Genießen suchen, und deren Gott, wie der Apostel sagt, der Bauch ist, und die zu gedankenlos und zu blasiert sind, um einzusehen, daß und warum der Bauer, der lebt und denkt und arbeitet und betet und stirbt, wie seine Eltern und Voreltern auch getan, fast allein noch der glückliche und zufriedene Mensch ist.

Man gibt sich in unsern Tagen, selbst von Staats wegen, alle Mühe, den Bauer aus diesem seinem glücklichen Dasein herauszunehmen und ihn in den Kreis der Kultur zu ziehen. Je mehr dies geschieht, um so unzufriedener und unglücklicher wird er werden.

Da hat anno 1905 ein evangelischer Pfarrer in Norddeutschland ein famoses Buch geschrieben[1], und der Mann, den ich selbst kennen lernte, hat in bezug auf Volksbildung die gleiche Ansicht wie ich. Er weist schlagend nach, daß dem Bauern in der Volksschule Religion, Lesen, Rechnen und

---

[1] Zur Psychologie des Bauernstandes, von L'Houet (Pseudonym), Freiburg bei Mohr.

Schreiben vollauf genüge und er alles übrige gar nicht brauchen könne.

Und unserer modernen Volksschule stellt er das folgende Zeugnis aus: „Es wird unserer Volksschule, die das natürlich durchaus nicht beabsichtigt, nach und nach gelingen, das Bauerntum nicht bloß körperlich ganz erheblich zu schwächen, sondern vor allem, was das Schlimmste ist, es zur Verachtung und zur Vernachlässigung seiner Eigenart zu bringen! Es wird aber auch die Stunde kommen, wo jedermann wissen wird, was man mit solchem Wurzeluntergraben anrichtet. Wenn das wahr ist, daß die deutsche Volksschule Sadowa gewonnen hat, so wird man merken, reicht das nicht aus, um den ausgedehnten Schaden gutzumachen, den sie am Bauerntum anrichtet. Den Bauernlehrplan als vereinfachten Stadtlehrplan zusammenstellen ist ein Unding. Der Bauer ist kein vereinfachter Städtler, so wenig Jugend vereinfachtes Alter ist!" —

Die Kultur, so viel Licht und Genuß, Glanz und Schein sie auch gebracht, hat noch alle Völker ruiniert und alle Menschen unzufrieden gemacht. Bekanntlich sind die kultiviertesten und gebildetsten Menschen auch die unglücklichsten, eben weil sie ihr Glück in der Kultur und Bildung suchen.

Aus all diesen Gründen lob' ich mir des einfachen Menschen Leben und Lebenslauf und interessiere mich selbst für Menschen in Knechtsgestalt — und so auch für den Lorenz in den Buchen, an dem ich ein Beispiel geben möchte eines einfachen Menschen, fern der Kultur.

Der Lenz ist der Sohn eines Kleinbauern oder, wie diese im Kinzigtal heißen, eines Taglöhners, der im Nordracher Tal ein „Taglöhner-Gütle" mit vier Kühen besaß. Der Vater war vorgeborner Bauernsohn aus dem „Haiger" (Haigerach, Heidenach) bei Gengenbach, jenem reizenden Waldtal unter der noch waldigeren „Moos", in welchem die letzten Heiden dieser Gegend gewohnt haben sollen — und mußte, da der Jüngste Bur wurde, anderswo sein Heim gründen.

Er heiratete die Tochter eines Taglöhners „in der Nordere", in der Nähe seines Geburtshofes, nur durch einen Höhenzug davon getrennt. Aber bald nach seiner Verheiratung verbrennt ihm das Haus; er baut ein neues und gerät in Schulden. Es kommen dazu die fünfziger Jahre, für den badischen Bauer die schlechtesten seit dem Dreißigjährigen Krieg, und unserm Taglöhner wird in jener kreditlosen Zeit sein Gütle versteigert. Er geht allein hinüber in den Haiger, wird Knecht bei seinem Bruder, und sein Weib wird Magd in den Schottenhöfen beim Hermesbur. Die Kinder werden von der Gemeinde Nordrach versteigert, d. i. an den wenigstnehmenden Taglöhner oder Buren gegen 20—25 Gulden Entgelt vergeben.

Vom zwölften Lebensjahr an, wo die Kinder arbeiten konnten, wurde wenig mehr oder gar nichts bezahlt. So war's ehedem im ganzen Schwarzwald.

Jeweils im Mai fand die Versteigerung statt, wobei alle Kinder und Eltern, bzw. Pflegeeltern zu erscheinen hatten. Von den letzteren mußten die Kinder, wenn sie dieselben länger behalten wollten, neu ersteigert werden.

Am übelsten waren die Kinder daran, die meist gerne bei ihren seitherigen Pflegern waren und nun wegen einem Gulden weniger an andere kamen oder von den bisherigen Herren abgegeben wurden, weil diese jetzt eigene Kinder hatten, die helfen konnten. Da gab es bittere Tränen beim Scheiden.

Der Lorenz kam siebenjährig zum Bur am Grafenberg, der ihn drei Jahre nacheinander steigerte, aber hart hielt. Schon im dritten Jahre mußte er den Hirten machen.

Hirtenbuben, welche noch in die Schule müssen, bekommen keinen Lohn. Sie dienen ihren harten Dienst ums Essen und ums Häs (Kleider). In aller Frühe, ehe die Sonne über die Berge geht, mit dem Vieh ausfahren, wenn's Zeit ist in die Schule, abgelöst werden, dann eine Stunde und noch mehr in die Schule laufen, von da auf mühsamem Berg-

weg zurück und nach einfachstem Mahl wieder hinaus zur Herde, bis die Sonne längst untergegangen — das ist eines Hirten-Schulbuben Lebenslauf vom Frühjahr, wenn das erste Gras zur Welt kommt, bis Allerheiligen, wo das letzte Gräslein stirbt.

Und doch hab' ich noch keinen unglücklichen Hirtenbuben gefunden, und nur von einem klagen gehört über die Hirtenzeit, und das war der Lorenz in den Buchen.

Wie oft bin ich schon auf einsamen Bergwegen mit den „Schuler-Buben" ihrer Heimat zugegangen und hab' sie ausgefragt und auf ihre Zufriedenheit geprüft: Alles war ihnen recht, selbst den weiten Weg in die Schule machten sie gern, nur daß sie außerhalb der Schule noch lernen müßten, war ihre stete Klage.

Ich habe einen Gymnasiumsdirektor in Freiburg gekannt, den alten Nokk, einen Schwarzwälder, bei dem durften die Schüler der obersten Klasse, welche bei ihm lateinische und griechische Klassiker lasen, zu Haus nie etwas arbeiten, nur mußten sie in der Schule aufpassen. Und siehe da, sie konnten jene Klassiker weit besser lesen, als die Schüler, welche von andern Gymnasien kamen und zu Hause präpariert und studiert hatten.

Könnte, was ein Gymnasialdirektor zuweg bringt bei den alten Klassikern, nicht auch ein Dorflehrer mit seinen Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen erreichen, ohne daß diese, vorab zur Sommerszeit, genötigt wären, daheim zu studieren?

Es wäre möglich, wird manch ein Lehrer sagen, wenn die Kinder in unsern Tagen nicht viel mehr lernen sollten, als was sie im Leben brauchen. Es muß ihnen aber bei der Kulturwut unserer Zeit noch gar viel beigebracht werden, was sie bald nach der Schulentlassung wieder völlig vergessen haben oder was ihnen, wie wir eben gehört, mehr schadet als nützt. —

Also die Hirtenbuben auf dem Schwarzwald gehören zu

den glücklichsten und zufriedensten Menschenkindern. Eine Ausnahme davon machte nur unser Lorenz, so lange er als Hirte am Grafenberg funktionierte. Er war unglücklich.

Es muß immer was Besonderes sein, wenn ein Knabenherz sich unglücklich fühlt. Ein Knabe kann einmal weinen, wenn er in der Schule Tatzen, vom Vater Schläg', von einem größern Kameraden Prügel bekommen hat, aber das alles ist im Nu wieder vergessen, und die Jugendsonne scheint gar bald wieder hell und klar in des Knaben Gesicht und Herz hinein.

Was ein Kind allein unglücklich machen kann, das ist — der Hunger. Der ist das einzige Unglück eines Kindes. Es verschmerzt leichter den Tod von Vater und Mutter als die Entbehrung genügender Nahrung.

Auf dem Grafenberg ging es „schmal" her, und das entleidete dem Lorenz sein Dasein als Hirtenbub. Er sann auf Besserung seiner Lage durch Flucht, aber wohin? Zum Vater, der ein armer Knecht war und froh sein mußte, selber Herberg beim Bruder Bur zu haben? Zur Mutter, die selber keine eigene Herberge hatte und drüben in den Schottenhöfen als Dienstmagd lebte?

Die christliche Kirche gibt jedem neugeborenen Menschenkind bei der Taufe zwei Paten und mahnt sie, gegebenen Falles die Stelle der Eltern bei dem Täufling zu vertreten.

Bei vielen unserer Gebildeten ist die heilige Taufe oder, wie der Bur im Kinzigtal sagt, „der heilig' Tauf" überhaupt nur noch eine Zeremonie, die man der Gewohnheit oder der Frau zulieb noch geschehen läßt, und unsere gebildeten Paten denken an alles eher als an Elternpflichten dem Patenkind gegenüber. Sie geben den Knaben oder Mädchen etwas als Patengeschenk in die Wiege, einen silbernen Becher, wenn's hoch geht, einen silbernen Löffel oder gar einen Serviettenring, wenn's arm aussieht, und dann scheren sie sich den Teufel um Leib oder Seele des Kindes für alle Zukunft.

Derlei Leuten gegenüber ist das ungebildete Bauernvolk

wieder hoch- und edelsinnig. Der „Götte" und die „Göttle" bleiben, im Kinzigtal wenigstens, lebenslänglich in enger Verbindung mit ihren Patenkindern, und deren Zahl ist bei vermöglichen Bauersleuten nicht klein. Es gilt als eine Sünde, jemanden es abzuschlagen, sein Kind „zum heiligen Tauf zu tragen". Arme Leute suchen deshalb gerne „riche Buren und Bürinnen" zu Taufpaten, und diese walten in alleweg gewissenhaft ihres im Hause Gottes feierlich übernommenen Amtes.

Stirbt das Kind, ehe es zur Schule geht, so trägt die Göttle den Sarg bis zum Kirchhof und der Götte von da bis zum Grab.

Jedes Jahr, so lang das „Göttlekind" in die Schule geht, darf's am „Klausentag" den „Klause" holen und am Ostertag die Ostereier beim Götte und bei der Göttle.

Zur ersten heiligen Kommunion stellen Götte und Göttle das Häs. Aber auch jetzt, mit dem Eintritt des Taufkindes ins größere Leben, hört die Verbindung, welche am Taufstein geschlossen wurde, nicht auf.

Kommt der Bub oder das Maidle von daheim weg auf einen Hof außerhalb des Kirchspiels, so sagen sie den Taufpaten ihr „Behüet Gott".

Wird der Bub später Soldat, so vergißt er nicht, bei ihnen Abschied und ein Stück Geld in Empfang zu nehmen.

Und gibt's nach Jahren eine Hochzeit beim Maidle, die erste Kunde nach Vater und Mutter bekommen der Götte und die Göttle, und Brautführer wird stets der Götte.

Und wenn Vater oder Mutter tot sind und keinen Rat und keine irdische Hilfe mehr geben können, so holt das Göttlekind beides bei den Taufpaten; und so lange diese leben und raten und helfen können, ist es nie allein in den Sorgen dieses Lebens.

Über ihren Gräbern noch beten die Göttlekinder um die ewige Ruhe und um das ewige Licht für diejenigen, welche im Leben oft mehr für sie haben tun können und getan haben, als die eigenen Eltern.

So geht's bei den unkultivierten Bauern her in Sachen der Taufgelübde, und ich frage: Wo ist, abgesehen von der Religion, die Poesie und wo das Gemüt, hier oder bei den gebildeten Taufpaten?

Auch unser Lorenz hatte einen Götte, der hilfskräftiger war, als der eigene, verarmte Vater. Es war kein Geringerer als der dritte Nachfolger des uns wohlbekannten Vogts auf Mühlstein, der Buß vom Bäumlisberg, welcher des Vogts Urenkelin geheiratet hatte und Großbauer auf Mühlstein geworden war. Zu dem floh der hungrige Hirtenknabe und klagte ihm sein Leid und seinen Hunger.

Der Götte schenkte dem Kleinen, den er als braven Buben kannte, Glauben und nahm sich seiner an. Er läßt des Flüchtlings Häs durch einen Knecht auf dem Grafenberg holen und bringt den Lorenz hinab in die Schottenhöfe auf des Muser-Christe Hof als Hirtenbub.

War dies tiefe Tälchen auch weit einsamer, als das Nordracher Tal mit dem Grafenberg, es gefiel dem Lorenz baß an des Muser-Buren Eßtisch, und sein Hauptschmerz war geheilt. Nur eines erbat er sich in treuem Gedenken an das Heimattal. Er wollte nicht hinunter in den „Hambe", wo die Schule der Schottenhöfer Kinder liegt, sondern hinüber in die alte Schule der Heimat, nach der „Nordere", obwohl diese von Musers Hof eine und eine halbe Stunde, steil bergauf und bergab, entfernt lag, die Schule im Hombe aber in einer guten halben Stunde zu erreichen war.

Des Lenzen Wunsch ward erfüllt, und freudig eilte er bei Wind und Wetter jeden Morgen bergauf bis zum Götte auf Mühlstein und von dort bergab in die Nordere und am Mittag wieder zurück. Beim Götte ward bisweilen Rast gemacht und ein Stück Brot und ein gutes Wort der Aufmunterung, ein braver Schüler und treuer Hirtenbub zu sein, entgegengenommen.

Am Weißen Sonntag 1863 erschien der Lorenz, vom Götte und von der Göttle ausstaffiert, auf Mühlstein.

Die Göttle war auch eine Bürin und zwar auf dem „Peter=Michel=Hof" im Haiger und die Schwester von des Lenzen Vater.

Der Götte gab dem Erstkommunikanten das Geleit an jenem Tage hinab in die Kirche z' Nordere, wo mein ehemaliger Freund, der stille, freundliche Pfarrherr Kern, jetzt längst unter den Toten, den zukünftigen Buren und Bürinnen, Knechten und Mägden seines Kirchspiels gute Mahnungen und Lehren mitgab auf den kommenden Lebensweg, die in der Regel unter dem Landvolk des Kinzigtals noch auf guten Boden fallen.

Einmal aus der Schule entlassen und den ganzen Tag arbeitsfähig, wollte und sollte der Lenz nicht mehr nur ums „Häs und 's G'fräß" dienen. Auch dafür sorgte der Götte. Zwar den Sommer über mußte der angehende Unterknecht noch aufs Musers Hof hüten, weil „unterm Jahr" nicht leicht ein Platz zu bekommen ist. Aber noch vor dem Martis=Märkt gelang es dem Götte, für seinen am Taufstein überkommenen Pflegsohn eine lohnbringende Stelle zu finden.

Er redete mit seinem Schwager, dem Bur in den Buchen, und empfahl diesem, unserm altbekannten Michael Erdrich, den Lenz. Der nahm ihn im Herbst 1863 schon deswegen zu sich, weil der Lenz, durch seine Mutter, eine geborene Muser, ebenfalls vom Vogt von Mühlstein stammend, sein Vetter war. Zunächst ward er als „Futterer", eine Vorstufe des Unterknechts auf größeren Bauernhöfen, in den Buchen angestellt.

Die Bauern, hab' ich schon oft gesagt, sind eine Art Fürsten und haben drum ihre „Völker". Aber sie übertreffen in ihrer Fürsten=Eigenschaft gar viele Fürsten, welche die wichtigsten und beschwerlichsten Geschäfte in der Regel andern überlassen, während die Bauernfürsten sie selber besorgen.

Den Hauptwohlstand auf seinem Hof macht das Vieh aus. Drum hat ein rechter Bur am meisten Sorg zu seinem Vieh und füttert es selbst. Die Fürstin auf dem Hof, die

Bürin, pflegt und füttert die Schweine, die Hühner, Enten und Gänse, der Fürst aber das Großvieh. Auf größern Höfen hat er dazu einen Helfer, und das ist der Futterer, und als solcher kam unser Lenz auf einen der Buchhöfe. Seines Amtes war, die Ställe zu putzen, Stroh zu schneiden, Heu zu „liechen" und dem Bur die Ochsen zu treiben, wenn er am Pflug stand. Und Lohn bekam er dafür 36 Gulden jährlich, eine Riesensumme für den armen Buben, der seither ums Häs und ums Essen gedient und jahraus jahrein keinen Kreuzer sein eigen genannt hatte.

Zu diesem Lohn versprach ihm beim „Dingen" sein Bur noch zwei Hemden und zwei Hosen, eine für Werktag und eine für Sonntag. Der junge Futterer waltete aber seines Amtes auf dem Buchhof so brav und so fleißig, daß der Bur ihn am Ende des Jahres jeweils „ganz sonntäglich" kleidete, d. h. alle Kleider machen ließ, die er am Sonntag zum Kirchgang anhatte. Alljährlich stieg der „Schlappenschnider" oder einer seiner Kollegen im Tal für Wochen hinauf in die Buchen und schneiderte für den Bur und seine Knechte und Hirten.

Drei Jahre diente der Lenz ehrlich als Futterer, und jedes Jahr, wenn der Bur den Lohn ihm auf den Tisch zählte — an Sankt Johann „zu Winächten"— wanderte der wackere Bub hinab ins Tal und über den Berg nach Nordrach ins Dorf. Hier lebte jetzt die arme Mutter. Sie hatte das Gliederweh bekommen in ihrem Dienst in den Schottenhöfen und war völlig arbeitsunfähig geworden.

Nun wurde auch sie, als Ortsarme, an den Wenigstnehmenden zur Verpflegung versteigert, und ein armer Taglöhner im Dorf übernahm sie. Hierher trug nun der brave Lenz seinen ganzen Jahreslohn und legte ihn der kranken Mutter auf den Tisch, damit sie zu ihrer spärlichen Nahrung bei einem armen Mann auch etwas zusetzen und Heilmittel für ihre Gliederschmerzen kaufen konnte.

Dann ging er wieder bergauf und bergab nach den Buchen, um ein neues Jahr des Dienstes zu beginnen und

um am Ende desselben wieder zu „Muttern" wandern zu können mit dem Lohn. Für sich gab er nichts aus.

Dreimal war der Brave schon mit seinem Liedlohn über den Berg gegangen, und dreimal hatte er die Mutter erfreut, die indes wieder versteigert worden und auf den Hasenberg zu einem Taglöhner gekommen war. Im vierten Jahre rückte er zum Unterknecht auf, und sein Lohn stieg auf 44 Gulden. Aber der Mutter konnte er damit nimmer helfen. Er mußte vorher schon, ehe der höhere Lohn verdient und verfallen war — auf den Hasenberg hinüber, um die Mutter begraben zu helfen, die der Tod im Mai 1866 von des Lebens Kummer und Sorgen für immer befreit hatte. Sie war erst vierzig Jahre alt. Den Vater hatte man schon drei Jahre zuvor begraben. Er starb als armer Knecht in Sundersbach auf dem Hof einer seiner Schwestern, zu der er aus dem Haigerach weg gekommen war. —

Drei Jahre war der Lenz Unterknecht und wurde auch als solcher jeweils mit sonntäglichem Häs vom Bur begabt ob seines braven Verhaltens in dieser Stellung, deren Schwerpunkt mehr außerhalb des Hauses sich abspielte, im Feldgeschäft, im Mähen und im „Rüttibrennen".

Im Spätsommer und bisweilen auch im Frühjahr zieht oft ein starker, eigenartiger Brandgeruch durch die Täler an der Kinzig, und die Leute unten in den Tälern sagen: „D' Bure in de Berge sin am Rüttibrenne, ma schmeckt's."

Der echte Bauer hält nicht viel auf die Wissenschaft in seinem Stand. Was die landwirtschaftlichen Bücher heute Vernünftiges hierüber proklamieren, haben die alten Buren längst praktisch geübt.

Der Bauer hat die üblichen menschlichen Mittel, mit denen auf Erden etwas erreicht wird, und die da heißen Politik, Gewalt, Wissenschaft, Philosophie und Kunst — nicht vonnöten. Er braucht nichts als seine Hand, den Himmel und die Erde. Er nimmt den Samen in die Hand und streut das Leben aus.

„Während,“ sagt gar schön der berühmte Pater Lacordaire, „die menschliche Politik ihre krummen Wege verfolgt, die Gewalt die Gewalt niederschlägt, eine Wissenschaft die andere abnützt, die Philosophie von heute die Philosophie von gestern zu Grabe geleitet, und der Kluge sich in seinen eigenen Netzen verstrickt, treibt der Same, der aus der Hand Gottes in die Hand des Landmanns und von dessen Hand in den Schoß der Erde gefallen ist — dieser Same treibt, wächst, grünt, reift; man sammelt ihn, ißt ihn, und die Menschheit lebt.“

Ein kurzer Prozeß, eine klare Kunst, die der Bauer da treibt, und doch lebt die Menschheit davon.

Will er aber Wissenschaft anwenden, so hat er sie längst selbst erfunden. Die Chemie, welche ihm hilft, kannte der Bauer, ehe es eine solche Wissenschaft gab, und er wendet sie an, wo es ihm praktisch erscheint. So beim Rüttibrennen.

Die Bauern im Kinzigtal und auf dem nördlichen Schwarzwald überhaupt treiben auf einzelnen steilen Berghalden Wald- und Feld-Wirtschaft zugleich. Auf sommerigen Halden, wo noch Birke und Eiche gedeihen, lassen sie beide wild aufwachsen, zwanzig und dreißig Jahre lang. Dann wird der „Bosch“ gefällt, die Eichen geschält, das „grob' Holz“ von den Birken und Eichen verkauft, das geringe aber wird wohl geordnet zuerst im Viereck um den ganzen Platz gelegt, dann in einzelnen Linien von der obern Querlinie zur untern. Jetzt muß die Sonne das so gelegte Holz rösten und dörren.

Hat die Frühjahrs- oder Herbstsonne dies besorgt, so geht's an einem windstillen, sonnigen Tag ans „Bremen“. Mit langen Stangen, an denen Feuerhaken angebracht sind, rückt der Bur mit seinen Knechten aus, den Berg hinauf.

Ehe das Holz an den vier Ecken angezündet wird, beten sie still ein Vaterunser, damit das Feuer keinen Schaden mache. Denn meist ist unten und oben, rechts und links vom Rüttifeld — Wald. Und wenn einmal alles brennt auf der morgengroßen Fläche, gilt's mit den Haken zu wehren, damit

das Feuer nicht „fortlauft" und den umliegenden Wald anzündet.

Was für einen Glockengießer der Tag des Gusses, das ist für den Schwarzwälder Bur der Tag des Rüttibrennens.

Es ist eine heiße Arbeit; triefend von Schweiß stehen die Leute zwischen den Feuerlinien bald schürend, bald wehrend — bis alles Asche ist. Diese Asche gibt nun dem Bur den Dung. In sie streut er seinen Samen, die Völker hacken ihn unter, und im Sommer steht auf den höchsten Bergen ein stattlich Erntefeld, weithin leuchtend wie Gold ins Tal hinab.

Der Erdrich in den Buchen brennt fast alljährlich eine „Rütti", und es gibt heiße Tage für den Bur und seine Knechte, aber des Buren Mostfaß löscht den Durst und der Bürin ihre Küchle, die in „großer Zeine" den Männern „am Für" zugetragen werden, versüßen die heiße Arbeit. —

Doch nicht bloß beim Rüttibrennen kann ein Knechtlein schwitzen; es gibt auch noch andere Schwitztouren, und die sind im kühlen Gras.

Mähen oder, wie die Kinzigtäler sagen, „maje" ist auch kein Spaß, am wenigsten in den steilen Matten der Berghöfe.

Hemdärmelig ziehen die Mähder am frühen Morgen, während der Mond noch über Berg und Tal steht, aus, um ihres Amtes zu walten. Der Bur ist der oberste in der Matte, dann kommt der Oberknecht und unter diesem das Unterknechtlein und die besonders angestellten Taglöhner.

Die zwei ältern Mähder rücken nun von oben herab dem jungen Unterknecht auf die Fersen, er muß sich alle Mühe geben, ihren Sensen aus dem Weg zu kommen, und meist schwitzt der Arme bald so, daß ihm das Wasser am Leib herunterläuft. Der Bur und der Oberknecht aber lachen. Aller Anfang ist schwer, denken sie und gönnen seinen Schweiß dem Knechtlein, das froh ist, wenn eine „Mahd" liegt und es wieder den Berg hinaufgeht, eine neue zu beginnen.

Doch unser Lenz hielt tapfer aus beim Rüttibrennen

und beim Majen, und nach abermals drei Jahren avancierte er zum Reichskanzler in den Buchen; er wurde, kaum zwanzig Jahre alt, Oberknecht mit 55 Gulden Gehalt und dem üblichen Häs, das aber der Bur ihm, wie seither, in Sonntagsform lieferte als besondere Anerkennung seiner Leistungen.

Doch der Oberknecht war diesmal fast nur ein Titel, denn kaum hat er sich zu diesem Posten emporgearbeitet, wird der Lenz zum Artilleristen gezogen und muß Soldat werden.

Ein schweres Brot zu allen Zeiten, seitdem die Werber nimmer die Trommel rühren und gutes Handgeld den Freiwilligen geben, doppelt schwer für ein Naturkind aus den Bergen des Schwarzwaldes, wie der Lenz eines war.

Er war bisher noch nie in die Welt gekommen, außer auf die Jahrmärkte nach Hasle und Gengenbach, wo es Bratwürste und freundliche Gesichter gab, und nicht einmal an Sonntagen drunten in Zell in ein Wirtshaus gegangen unter die beim Glas lärmenden Bürger und Buren.

Am Sonntagmorgen war er jeweils den Berg hinabgestiegen in die Kirche und dann wieder hinauf, hatte am Nachmittag zur Sommerszeit Kegel gespielt auf der Kegelbahn beim Hof mit den andern Knechten und im Winter Karten auf des Buren Ofenbank — um Nüsse und Äpfel.

Und jetzt sollte er hinab, tief hinab ins badische Ländle, wo grobe Unteroffiziere und herrische Offiziere seiner warteten, und das brach dem armen Lenz das Herz. Er weinte und wollte nicht fort.

Sein Bur hatte alle Mühe, dem traurigen Oberknecht Mut zuzusprechen und die Folgen klar zu machen, die ein Dableiben nach sich zöge.

So füllte denn der Lenz betrübten Herzens und mit nassen Augen die weißen Zwilchhosen, welche die Bürin ihm geschenkt, mit seiner Habe.

Es war noch jene gute alte Zeit, in der man die Soldaten alle kannte an den weißen Unterhosen, die, unten zugebunden

und dann vollgestopft, über ihren Schultern hingen, wenn sie gingen und kamen. Jetzt haben alle, wenn sie gehen und kommen, elegante Handköfferchen und Fitzerstöckle und würden sich schämen, jene Hosen zu tragen. —

Es war ein trüber Februartag des Jahres 1870, als der Lenz weinend seine Unterhosen über den Rücken legte und unter dem steten Zuspruch seines Bauern, der ihn eine Strecke weit begleitete, den Hof in den Buchen verließ.

Draußen auf der Eck nahmen sie Abschied, der Lenz von Berg und Tal und von seinem guten Meister und dieser vom braven Knecht.

Bis dieser tief unten im Tal verschwand, sah der Bauer ihm nach, voll Mitleid mit dem Lenz, der unter Tränen in eine neue fremde, kalte Welt zog.

2.

An einem heißen Julitag des Jahres 1870 wanderte ein behäbiger Bauersmann in der stattlichen Tracht der Kinzigtäler Bauern durchs Ettlinger Tor in die Stadt Karlsruhe. Nachdenklich schreitet er vor sich hin, denn auf dem Herweg schon, in der Eisenbahn, hat er gehört, es gäbe Krieg mit den Franzosen.

Auf dem Marktplatz angekommen, fragt er nach dem Militär-Spital, denn er will seinen Lenz besuchen, der dort krank liegt. Der Bauersmann aber ist der Michael Erdrich, Hofbauer in den Buchen und Bürgermeister von Ober-Entersbach. Der Knecht hat ihm geschrieben, er sei im Spital, und da hat's seinen Meister nicht mehr länger geduldet, er will den Kranken besuchen.

Er findet ihn als Rekonvaleszenten, tröstet ihn mit Geld und guten Worten und erzählt auch, was er auf der Reise vom Krieg gehört. Eine schöne Bescherung für den armen Lenz. Kaum hat er seine Tränen getrocknet vom Heimweh

her, so spricht man vom Krieg, gegen den der Garnisonsdienst in Gottesaue bei Karlsruhe ein Kinderspiel ist.

Es kam, wie die Leute geredet, da der Bur aus den Buchen nach Karlsruhe fuhr. Schon als dieser aus dem Spital auf die Straße trat, war die Kriegserklärung in der badischen Residenz eingetroffen, und schweren Herzens ging unser Kinzigtäler heim.

Das Landvolk erschrickt am meisten, wenn es von Krieg hört, denn in der Volksseele sitzt seit Jahrhunderten als ein Erbstück das Bewußtsein, daß die Bauern in Kriegszeiten am meisten Opfer zu bringen haben an Gut und Blut.

Am 2. August zog unser Lorenz als Gemeiner mit der vierten schweren Batterie über den Rhein und hörte zum erstenmal gültigen Kanonendonner bei Wörth, wo die Badischen zu spät eintrafen, d. h. die Preußen und die Bayern waren mit den Franzosen schon fertig, als unser Lorenz anrückte.

Den legte man jetzt vor Straßburg in die Schanzen, wo er rüstig und mächtig bombardieren half, bis die Festung kapitulierte.

Er hatte heimgeschrieben, daß er vor Straßburg liege, und droben im Kinzigtal auf der Höhe, wo die Buchhöfe liegen, hörte man das erschreckliche, nächtliche Schießen vom Rhein her, sah die feurigen Kugeln, und wenn die Bewohner aus den Buchen draußen auf der Eck standen, um das Bombardement zu hören, gedachten sie des Lorenz und wie der jetzt mitfeuere und Löcher mache in die Festungsmauern und Häuser anzünde in der schönen Stadt.

Und er hat scharf mitgemacht, der Kanonier aus den Buchen. Bald nach dem Ende des Krieges wurde er schwerhörig, und wenn man ihn fragte, woher das gekommen, so sagte er ernst und ruhig: „Vom Bombardement von Straßburg.“ Seit jenen Tagen hat sein Gehör mehr und mehr abgenommen.

Dem Bauer aber schrieb er nach der Einnahme der Stadt den folgenden schlichten Brief:

Eckbolzheim den 30. Oktober 1870.

Lieber Vetter!

Ich will Euch nur mitteilen, daß wir Straßburg jetzt eingenommen haben. Ihr werdet uns als haben schießen hören. Das war eine harte Arbeit, Tag und Nacht keine Ruhe. Ich trank einmal nur einen Schoppen Bier in der Zwischenzeit und war nicht da beim Antreten und wurde dafür fünf Stunden an ein Kanonenrad gebunden. Das war kein Spaß. Aber in Straßburg bin ich auch gewesen und hab' mich gefreut, daß wir die Stadt doch noch bekommen haben und daß das viele Schießen nicht umsonst war.

Jetzt heißt es, wir müssen den andern nach ins Welschland hinein. Behüet Euch Gott, und betet auch für mich. Ich laß auch alle schön grüßen auf dem Hof, und sie sollen auch beten, damit wir die Franzosen zwingen und ich gesund wieder heimkomm.

Lorenz.

Wenige Tage darauf zog unser Kanonier mit der badischen Division über die Vogesen ins echte und rechte Franzosenland hinein. Seine Batterie beteiligte sich mehr oder weniger bei all den Gefechten, welche die Badener unter Werder zu bestehen hatten bis zu der großen Tapferkeitsprobe in den Schlachttagen an der Lisaine und bei Belfort.

Hier trat der stille Lorenz aus seiner Bescheidenheit heraus und wurde über Nacht buchstäblich ein Held.

Am 15. Januar 1871, da die Franzosen die Lisaine-Linie der Deutschen durchbrechen wollten, rückte die vierte schwere Batterie am Nachmittag bei Bussurel in die Gefechtslinie ein. Die Franzosen waren in der Übermacht, und ihr Infanterie- und Geschützfeuer nahm unsere Batterie scharf zum

Ziele. Rechts und links von unserm Lorenz fielen Kameraden und Offiziere, aber unerschrocken lud er immer wieder das zweite Geschütz, bis der Abend hereinbrach.

Eine der letzten Kugeln der Franzosen verwundete auch ihn, und er sank an seinem Geschütze nieder.

In einer großen, dumpfen Stube erwacht am folgenden Morgen unser Kinzigtäler. Ringsum sieht er Leidensgefährten, sich selbst findet er wohl verbunden; er hatte einen Schuß in die Lenden bekommen. Es schmerzt, ist aber zum Aushalten, während andere in Schmerzen seufzen und stöhnen.

Draußen bläst's und fährt's und rollt's, und das hat ihn geweckt. Es ist erst vier Uhr des Morgens. Der Lorenz denkt an seine Batterie und an seine Kameraden beim zweiten Geschütz, und wie sie ihn heute mangeln möchten, wenn's wieder losginge. Und daß es losgehe, verkündet ihm das Trompeten und das Rasseln der abfahrenden Geschütze und Munitionswagen.

Und je mehr er so denkt, um so weniger behagt es ihm auf seinem Strohlager. Er erhebt sich, schaut nach seiner Uniform, gürtet in Peinen sein Schwert um die kranken, wunden Lenden und schwankt hinaus in die kalte Winternacht. Er glaubt, die Batterie könnte zu wenig Leute haben, und will sich drum stellen.

Die Posten und die Kommandostellen an den Geschützen wurden eben neu verteilt, um die durch die Verluste des vorigen Abends gestörte Ordnung wieder herzustellen, als unser Lorenz daherhinkte, vor den Hauptmann trat und sprach: „Kanonier Armbruster meldet sich zur Batterie zurück."

„Sie sind ja gestern gefallen und forttransportiert worden. Wo kommen Sie her?" fragt der Hauptmann.

„Verwundet bin ich worden, Herr Hauptmann," entgegnet der Lorenz, „aber jetzt bin ich verbunden und hab', als ich das Signal zum Abmarsch hörte, gedacht, man würde

mich brauchen, und bin aufgestanden und hierhergekommen. Ich mein', es könnt's wieder tun."

„Sie sind ein braver Kerl, Armbruster," sprach nun der Hauptmann und Batteriechef von Froben, „aber Sie können nicht mehr mitmachen. Ihr Gang, Ihr Aussehen und das Urteil des Feldarztes sprechen dagegen. Ich befehle Sie deshalb zurück in die Krankenstube, werde aber Ihr tapferes Wollen nicht vergessen."

Wie gekommen, hinkte der Oberknecht aus den Buchen zurück und legte sich wieder auf sein Stroh neben die Leidensgefährten des gestrigen Tages.

Er wurde in Bälde transportfähig und kam mit der nächsten Überführung von Verwundeten in die Heimat, wo er im alten, herrlichen Schlosse der Kurfürsten von der Pfalz zu Schwetzingen im Lazarett lag, bis seine Wunden heil waren und er in die Garnison nach Gottesaue zurückkommandiert wurde.

Indes war es aber Frühling geworden und Frieden über den blutgetränkten Schlachtfeldern. Unser Held machte den Einzug der Sieger nicht mit. Er stand, als seine Kameraden am 2. April 1871 wieder in Gottesaue einrückten, hier als friedlicher Bedienungskanonier bei der Ersatzbatterie.

Hatte er so auch nicht am Siegeseinzug teilnehmen können, so ward ihm doch bald darauf ein bleibenderer Lohn zuteil. Er erhielt für seine Tapferkeit an der Lisaine die Karl-Friedrichs-Militär-Verdienst-Medaille als der einzige dekorierte Gemeine der Batterie. Sein Hauptmann sagte ihm bei der Überreichung, er hätte das eiserne Kreuz wohl verdient und auch bekommen, es sei ihm aber als armem Bauernknecht sicher die Medaille lieber. Diese gelte auch für hervorragende Leistung im Felde und sei mit einem jährlichen, lebenslänglichen Ehrensold von fünfzig Gulden verbunden, während das eiserne Kreuz seinem Inhaber nichts bringe, als die Ehre.

Daß der Lorenz all dessen baß zufrieden war, versteht sich von selbst. Er hätte an alles eher gedacht, als an eine Auszeichnung, da er gar nicht ahnte, daß er etwas Besonderes getan habe. So sind die echten Helden.

Drum zog er auch, als bald nach dem Frieden seine Dienstzeit um war, still und bescheiden wieder in den Buchen ein als Oberknecht und erzählte in der kommenden Winterszeit auf der Ofenbank vom Krieg. Aber als es Frühling ward, schied er aus den Buchen. Das Kriegsleben hatte ihm Mut gemacht, auch wo anders leben zu können. Drum wollte er auch einmal die Welt auf andern Bauernhöfen kennen lernen. Ich meine — gewiß konnt' ich's aber nicht erfahren —, daß man auch bei diesem Quartierwechsel des Lenz fragen konnte: Wo ist das Weib? Wahrscheinlich hatte es ihm eine angetan, die von den Buchen abseits wohnte.

Der Bur gab ihm zum Abschied den folgenden Segensspruch: „Lorenz, behüet Dich Gott, Du kannst jederzeit wieder zu mir kommen, sei es in gesunden, sei es in kranken Tagen."

Er diente bis 1880 in den unfernen Berghalden, erst beim „Löchlebur auf Roth" und dann beim „Lehengrundbur". Und als er so genug in der Fremde gewesen war und die Liebe ihn nimmer plagte, kehrte er wieder heim auf den Buchhof, um hier zu bleiben.

Da war aber indes in Gestalt des Hirtenbuben ein neuer Stern aufgegangen, der heute den bescheidenen Helden von der Lisaine weit überstrahlt.

Hören wir dessen Geschichte, ehe wir die des Lorenz weiter verfolgen.

Vor dreißig Jahren lebte im gleichen Tale, dem der Lorenz entstammt, ein wackerer Hofbauer. Sein Hof lag hinten im „Bärhag". Er hatte drei Buben; dem ältesten kaufte er die Mühle am „Hasenberg", und einem der zwei jüngern war der Hof zugedacht. Da stellte sich mehr und mehr heraus, daß diese zwei jungen Bärhager eine unbändige Leidenschaft für Musik hatten. Flöte und Klarinette blasen und

Geigen streichen, das war ihnen ihr Liebstes und andern zum Tanz aufspielen ihr Pläsier.

Der alte Bärhager schüttelte dazu seinen praktischen Bauernkopf, räsonierte und fluchte auch dagegen, aber die zwei Buben folgten nicht. Es blieb dem Vater nichts anderes übrig, als den Hof im Bärhag zu verkaufen, weil er sich sagte, ein Bauer, der den Tanzböden nachzieht als lustiger Musikant und daheim flötet und geigt, statt pflügt und säet, geht zugrund.

Einem Idealisten stürzt sein Himmel nie ganz ein, und so waren auch die zwei Musikanten nicht unglücklich, daß keiner von ihnen Bauer werden sollte. Sie traten vor den Vater, verlangten ihr Erbteil und gingen damit nach Amerika, wo sie samt Flöten und Geigen verschollen sind.

Der alte Bärhager hatte kein Glück mit seinen Buben, denn auch der älteste, dem er die Mühle am Hasenberg gekauft, kam nach Jahr und Tag um seine Mühle, weil er kein richtiger Müller war und auch allerlei Musikanten-Eigenschaften an sich hatte.

Der Vater ließ ihn aber nicht ganz im Stich. Er kaufte ihm wieder ein „Hüsle" im Tal, auf daß er mit Weib und Kindern eine Herberg habe und sein Brot als Taglöhner verdiene. Das letztere tat er und wurde nebenbei ein Reifschneider. Er ging in die Halden der Buren, schnitt die langen Haselgerten, spaltete und verkaufte sie im Kinzigtal draußen an Kübler und Küfer.

Taglöhnern, Reifschneiden und seine Schoppen trinken reichte aber nicht ganz hin, die Familie zu ernähren. Drum suchte sein Weib ihre hungrigen kleineren und größeren Buben von der mageren Tischlade wegzubringen.

Sie ging also bei den Bauern in nah und fern umher und hausierte mit ihren Buben. Den jüngsten, erst neun Jahre alt, trug sie dem Bur in den Buchen an.

Es ist eine Art Werk der Barmherzigkeit, solchen „Siech", wie die Kinzigtäler Buren kleine Buben nennen, ins Haus

zu nehmen, ihn zu kleiden und zu „ätzen" und alle Wochentage, die Gott vom Himmel gibt, eine Stunde weit hinab ins Tal in die Schule zu schicken.

Aber dieses Werk übernahm der Buchhofbauer gern, und so verließ anno 1876 des Reifschneiders Bernhärdle sein Vaterhaus und zog an der Mutter Hand in die Fremde, hinüber und hinauf in die Buchen.

Das Volk spricht bekanntlich nicht gern mehrsilbige Vornamen aus und kürzt diese, so gut es geht. Jakob wird im Volksmund Jok, Johannes Hans, Nikolaus Klaus und Matthäus Thes usw. Aber mit dem Namen Bernhard machen die Bauern unterm Nillwald eine merkwürdige Ausnahme. Sie nennen ihn nicht etwa Bernd, sondern ganz gegen die sonstige Regel unter Veränderung des Wortlauts „Heider".

Und da unser Siech aus dem Nordracher Tal nur ein Bernhärdle war, hieß er mit seinem Eintritt in die Buchen Heiderle.

Zu vielem war der Heiderle im Hause und auf dem Hof nicht zu gebrauchen wegen seiner Schulpflicht und seiner Jugend. Doch wurde er außerhalb seiner Schulzeit teils als Küchenjunge, welcher der Bäuerin das Kleinholz zum Herdfeuer trug, teils als Schafhirte verwendet.

Bald zeigte sich, daß der Heiderle auch „heiter", d. h. hell im Kopf sei, und der Lehrer in Ober-Entersbach und sein Hofherr merkten unschwer, daß das Büble einen „guten Kopf" habe. Aber das haben beide nicht geahnt, daß der Heiderle in seinem Leben noch zum Professor avancieren würde, auch ohne höhere Studien als in der Volksschule.

Auf dem Buchhof hatte alles den Heiderle gern, Bur, Bürin, deren Kinder, Knechte und Mägde; denn er war nicht bloß ein heiteres, sondern auch ein folgsames Büble, das jedem im Haus gern einen Gefallen tat und sich überaus willig und folgsam zeigte.

Als die Schulzeit zu Ende und der Schafhirte, vom Bur mit neuen Kleidern ausgestattet, zur ersten heiligen Kom-

munion gegangen war, rückte der Heiderle alsbald zum großen Hirten vor mit einem Jahreslohn von 45 Mark, und aus dem Heiderle ward der Heider.

Droben im Berg, unter dem gewaltigen, waldigen Nillkopf war fortan den größten Teil des Jahres des Heiders Aufenthalt. Und er zeigte sich als ein Hirte allererster Güte: er war achtsam auf seine Tiere, trieb sie rechtzeitig zum Brunnentrog, den das Bergwasser füllte, das unter den Steinen hervorsickerte, und blieb draußen auch beim schlimmsten Regenwetter, wo es bekanntlich den Tieren am besten schmeckt.

Es war ihm eine Lust, Hirte zu sein, auch wenn er von den Wassern des Himmels triefte. Dies bewies denen drunten im Hof sein Jodeln und sein Singen, das er namentlich vor und bei Regenwetter den ganzen Tag über hinabschallen ließ in die Buchen.

Merkwürdigerweise ist das Jodeln und Singen der Hirten für die Leute drunten in den Gehöften ein Zeichen, daß es Regenwetter gibt. „Die Hirtenbuben hören heute wieder nicht auf mit Singen, es gibt ander Wetter," heißt es.

Also haben wir auch hier wieder eine meteorologische Sensibilität, das Aufgeregtsein vor Witterungswechsel, von dem ich in meinen „kranken Tagen" rede, und das von der medizinischen Wissenschaft teils geleugnet, teils noch nicht genügend erklärt wird.

Auch den Vögeln hat das Volk es abgelauscht, so z. B. daß Regenwetter in Sicht ist, wenn die Amseln so lange in den Abend hineinpfeifen. Selbst den Fischen. Wenn die Forellen in den Bergwassern aufspringen und nach Mücken schnappen, kommt „ander Wetter".

Heute noch reden sie auf dem Buchenhof davon, daß der Heider der beste Hirte und Sänger gewesen sei, der je von den Buchen ausfuhr und unter dem Nillkopf hütete.

Er sang noch das schöne alte Hirtenlied, das jetzt ausstirbt mit den Hirten, welche, wie ich schon oft erzählt, die Kultur vertreibt von ihren Bergen, auch im Kinzigtal, wo

die büchergelehrten Ökonomen den Bauern, leider mit Erfolg, predigen, das Vieh nicht mehr aus dem Stall zu lassen.

Jenes Lied aber lautete:

Ein schön'res Leben
Gibt's nicht auf der Welt,
Als hüten und weiden
Die Schäflein im Feld.

In Schäfers Gestalt
Sich trefflich wohl g'fallt,
In den Feldern und Wäldern
Sich b'ständig aufhalt.

Und da zu verbleiben,
So lang als Gott will,
Die Zeit zu vertreiben
Mit allerhand Spiel.

Bald sing ich eins draus,
Bald pfeif ich eins drauf,
Bald geh' ich, bald steh' ich,
Bald reis' ich nach Haus.

Mein Herz tut frohlocken,
Ist munter, wohlauf,
Tut Röslein abbrechen,
Steckt sie oben drauf.

Sie riechen so wohl,
Aller Lust und Freud' voll,
Meinen Augen tut's taugen,
Meinem Herzen g'fällt's wohl.

Aber auch jenes fromme Hirtenlied sang der Heider:

Inmitten der Nacht,
Als Hirten erwacht,
Von oben es klinget,
Und Gloria singet
Die englische Schar,
Ja, ja, geboren Gott war.

Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt.
Sie gingen mit Eilen,
Ja ohne Verweilen
Dem Krippclein zu,
Der Hirt und der Bu.

Sie finden geschwind
Das göttliche Kind
Und bringen ihm Gaben,
Was sie g'rad haben,
Knien nieder dazu,
Der Hirt und der Bu.

Aber der Hirte in den Buchen war nicht allein das sinnige Naturkind, das singend und jodelnd im Sonnenschein wie im Wettersturm an der Berghalde saß. Ein anderer tat's ihm, wenn auch in anderer Art, zuvor.

Manchmal, zur Sommers- und Herbstzeit, wenn in aller Frühe der Heider seine Tiere „in den Berg" trieb und der Lorenz hinaus auf die Eck schritt, um für die Pferde Klee zu mähen, begegnete ihnen schon der Bur. Er war auf dem Heimweg, da die beiden eben aufgestanden. Woher kam der Meister so früh oder so spät? Ist er drunten in Zell oder in Hasle bei Spiel und Trank gesessen und hat sich erst lange nach Mitternacht aufgemacht den Berg herauf, und sind ihm so die Frühaufstehenden in den Weg gelaufen?

Nimmermehr! Mein alter Freund Michael Erdrich ist kein Spieler, kein Trinker und kein Sitzenbleiber, wohl aber ein Bauersmann mit Poesie und Elegie im Leib.

Draußen auf dem Grat, nahe der Wasserscheide zwischen der Kinzig und dem Harmersbach, von wo man weit hinabsieht in beide Täler, hat unser Bur eine Bank unter einem Kirschbaum. Hier sitzt er an Sommer-Sonntagen und schaut in die herrliche Welt hinab zu seinen Füßen. Hier sitzt er aber seit Jahren auch zur Sommerszeit manche Stunde der

Nacht und schaut heimwehvoll nach einer bessern Welt, hinauf zum Sternenhimmel.

Älter geworden, so erzählte er mir, liegt er manche Nacht schlaflos auf seinem Lager, und da denkt er an des Lebens Kürze, an die vielen Buren ringsum in Berg und Tal, die gelebt, da er noch ein Knabe war, und nun alle nicht mehr sind, und er denkt an so manchen Altersgenossen, den sie auch längst zu Tal und hinabgetragen haben auf den Kirchhof unter den Eichen, wo seine Ahnen modern, unter ihnen der Vogt von Mühlstein und die Magdalene.

Bei diesen Gedanken erfaßt den starken Mann die stille Mahnerin, die so gern in einsamen Stunden der Nacht an denkende Menschenkinder herantritt — die Wehmut. Er erhebt sich von seinem Lager, schreitet hinaus auf den Grat, setzt sich auf die Bank unter dem großen Kirschbaum und schaut den Sternen zu, wie sie ihren Lauf machen am Himmelszelt, und denkt an das uferlose, zeitlose Land der Ewigkeit, das hinter jenen Sternen wohnt.

Dazu hört er vom Nillwald her die Tannen flüstern im Nachtwind, hört die Turmuhren schlagen von Hasle und von Zell herauf oder vom Reichstal Harmersbach herunter, je nachdem der Wind weht, und hört die Kinzig rauschen in dunkler Ferne.

Und wenn das Sternbild des „Herrenwagens" drüben über der Ruine Geroldseck steht, weiß er, daß es dem Morgen zugeht und daß die Sonne bald ihre ersten, blassen Lichter über den Nillkopf wirft.

Er erhebt sich, dem Hof zu. Es ist ihm wieder leicht geworden in der kühlen Nachtluft, und wenn die andern daheim aufstehen, sucht er noch einmal den Schlaf auf.

Das, was ich hier schreibe, ist nicht etwa Dichtung. An der Bank auf dem Grat hat mir der Buchhofbauer es selbst erzählt, fast mit den gleichen Worten am gleichen Maientag des Jahres 1895, da ich meinen Jugendfreund, Martin, den Knecht, besuchte.

Wir sprachen dann noch über die Volks-Astronomie, und da erfuhr ich wieder, daß das Volk, dieses Genie von Gottes Gnaden, welches unsere Kultur jetzt verdummen will, alle Künste und alle Wissenschaften treibt und versteht. Nicht bloß alle Poesie kommt aus dem Volke, sondern auch alle andern idealen und praktischen Studien und Beschäftigungen der Menschheit.

Interessant sind zunächst die verschiedenen Namen, welche das Volk dem gewaltigsten Sternbild gibt, der Milchstraße. Sie heißt im Kinzigtal „die Jokumstraße", d. h. Jakobsstraße. Jok gilt im dortigen Dialekt für Jakob. Wie und warum dieser Name? Im Mittelalter war die Hauptwallfahrt der Kinzigtäler Sankt Jakob de Compostela in Spanien, und deshalb nannten die alten Buren die Milchstraße Jokumstraße nach der Haupt-Pilgerstraße. Am Rhein heißt sie Kölner Straße. Die Slovenen und auch die Schweizer nennen sie Romstraße, die Türken „Weg der Waller" nach Mekka und Medina. Wir sehen, wie das Volk überall vom gleichen, sinnigen, poesievollen Geiste geleitet ist bei Benennung jenes Sternbildes.

Das großartigste poetische Denkmal der ältesten deutschen Literatur, der Heliand, ist von einem Bauern gedichtet im 9. Jahrhundert, und mein Freund Erdrich, der Bur in den Buchen, kann ohne Uhr jede Stunde der Nacht bestimmen, wenn er den Sternenhimmel sieht. Seine Lehrmeister waren alte Buren und zwei arme Schacher-Juden, die in seiner Knabenzeit auf seines Vaters Hof, auf den Mühlstein kamen, und um Gotteswillen auf der Ofenbank Nachtquartier erhielten.

Diese Hebräer sagten auch, nachdem sie zu den Sternen geschaut, seiner Mutter, der Bäuerin, jeweils, welche Hülsenfrüchte am besten in dem betreffenden Jahre gedeihen und welche sie deshalb setzen sollte.

Aber große Astronomen lebten auch unter den Bauern der Täler am Harmersbach selbst.

Da hauste, hoch oben unter dem „Regiliskopf", an den Quellen des Harmersbachs, der öfters im Jahr mehr ein Fluß ist als ein Bach, droben „auf der Hark", im obersten Winkel des Reichstales, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Bäuerin. Sie war die Veleda der Buren der ganzen Gegend, die nach dem Dreikönigs-Tag eines jeden Jahres hinaufwallten auf die Hark und bei der Seherin das Programm holten über ihr Wohl und Weh im neuen Jahr.

Die alte „Harkbüre", wie sie im Volke hieß, betrachtete von ihrer Bergeshöhe aus alljährlich zwischen Weihnachten und Dreikönig den Lauf der Sterne in mitternächtlicher Stunde, und dann verkündete sie den Buren, ob das neue Jahr gut oder schlecht ausfalle, Krieg oder Frieden bringe. Sie hatte die napoleonischen Kriege vorausgesagt, und ihre letzte Prophezeiung waren die Stürme der Jahre 1848 und 1849.

Sie meinte, wenn die Trabanten am Himmelszelt, die sie Knechte nannte, vor ihrem Herrn hergingen, gebe es Krieg, wenn der „Herren-Stern" aber dem Knecht vorausziehe, bleibe Frieden auf Erden.

Und als die Veleda auf der Hark selbst zu den Sternen gegangen war, da stand ein anderer Astrolog auf, tief unten im Harmersbacher Tal, ein Bauer namens Andreas Rothmann, der Roth-Andres genannt.

Wie Wallenstein zum Sterndeuter Seni, so kamen die Bauern zum Roth-Andres. Nur stellten sie keine so kritischen Fragen an seine Sternkunde, wie einst der Friedländer sie an seinen Leib-Astrologen gestellt hat. Sie wollten nur wissen, wann und ob das Wetter gut würde zum Heuen und Ernten, und ob ein harter oder ein gelinder Winter ins Land zöge.

Wie Seni sprach der Roth-Andres: „Die Sterne lügen nicht." Drum glaubten auch die Buren alle an ihn, und an Sonntagen ging auf dem Kirchplatz und in der Wirts-

stube die Frage um: „Was sagt der Roth-Andres vom Wetter?" Ließ er gar sich selber blicken, so umstellte ihn alles und fragte: „Andres, wie kommt's?"

Der Andres sagte den Schnee des kommenden Winters auf den Tag schon im Sommer voraus. „Der Schnee blüht im Sommer am Himmel," pflegte er zu sagen, und an gewissen Wolkenzügen am sommerlichen Firmamente wollte er dies ersehen.

Halbe Nächte verbrachte der vermögliche Bauer, der für seine Sterndeuterei keinen Pfennig nahm, unter den Bäumen im Feld liegend und betrachtete den Sternenhimmel. Wenn er morgens heimkehrte, waren seine Kleider mit Tau-Schnecken übersäet, die an dem in Betrachtung des Firmaments versunkenen Andres hinaufgekrochen waren.

Es sind schon bald sechzig Jahre, seitdem der Roth-Andres auch das Zeitliche gesegnet hat. Die Bauern-Astronomen sterben aus. Unsere Zeit hat ihren Falb und ihre Zeitungen, die jetzt „das Wetter machen", es aber mit aller Wissenschaft nicht weiter bringen und es nicht besser erraten, als der Bauer, der in den Tauschnecken gelegen.

Nur mein Freund Erdrich treibt noch in elegischen, schlaflosen Nächten im Kinzigtal Astronomie nach alter Buren-art und ist, wenn er auf dem Grat unter dem Kirschbaum sitzt, ein lebendiges Sinnbild der Volkspoesie, die in ihm eine der letzten Säulen besitzt.

Die Salon-Dame Kultur sorgt dafür, daß die Volkspoeten mehr und mehr aussterben, daß die Bauern kultiviert und innen und außen ebenso prosaisch, ledern und steif werden, wie die Kulturmenschen in den Städten.

Im „finstern, bornierten Mittelalter", wo die Volkspoesie noch frisch quellte, wie alle Ideale der Menschheit, war man von der engen Beziehung des Menschen zur Natur noch so durchdrungen, daß die Menschen poesievoll in den Sternen ihre Geschicke geschrieben sahen.

Kaum war ein Mensch geboren, so wurde ihm, vorab,

wenn er besserer Herkunft war, das Horoskop oder die Nativität gestellt nach den Sternen. Der Stern-Jahresregent und das Sternbild des Geburtstages gaben hiebei den Ausschlag.

Heutzutag suchen die Menschen das Horoskop nicht am Himmel, sondern auf Erden, und der Geldsack der Eltern, des Vaters Ämter und Titel geben den Ausschlag. Alle so gestellten Horoskope schlagen aber meist weit mehr fehl, als die von den Sternbildern genommenen.

Ich verkehrte im Frühjahr 1895 einige Zeit mit einem seltenen Manne, den ich voll mir neuer, tiefer Ideen fand über die Menschheit und ihre Zukunft. Es überraschte mich, aber nicht unangenehm, daß der Herr noch das alte Horoskop nach den Sternen glaubte. Als Anhänger aller alten, poesievollen Anschauungen und Gebräuche bat ich ihn, auch mir die Nativität einmal zu stellen.

Mein Stern-Jahres-Regent ist der Merkur, und der deutet auf einen „guten Geschäftsmann". In der Tat haben mir schon viele Geschäftsleute, mit denen ich zu verkehren hatte, gesagt, ich hätte einen guten Handelsmann abgegeben, und andere meinten, ich hätte noch alles durchgesetzt, was ich unternommen.

Ich selbst aber bin, wie wir aus meiner Jugendzeit wissen, mit List meiner Großmutter entronnen, da sie mich zu einem Jünger des Merkurius machen wollte, und ich wäre nach meiner Ansicht längst bankrott und wegen schlechter Buchführung wahrscheinlich noch eingesperrt worden, wenn ich Kaufmann geworden wäre. Denn der Greuel aller Greuel von Schreiberei wäre mir die kaufmännische Buchführung, der ich das Steinklopfen am Rande einer sonnigen Landstraße weit vorzöge.

Und doch glaube ich mit dem Merkur, dem Gott des Handels, aber auch der Gauner und Spitzbuben, wie die alten Griechen und Römer annahmen, verwandt zu sein und zwar von meinem mütterlichen Großvater her. Der war Hausierer

und später Krämer, und von dem hab' ich vieles geerbt, selbst die Gesichtszüge.

Das Sternbild meines Geburtstages ist kein geringeres als der — Löwe, und mein Astrolog wollte mir demgemäß alle rühmlichen Eigenschaften des Wüstenkönigs zuschreiben, obwohl nur eine zutrifft, und diese ist nicht des Löwen schönste und nicht die gescheiteste.

Wenn diese Riesenkatze mit der goldenen Mähne zu brüllen anfängt, so läßt sie ihre Stimme in die Wüste hinein los ohne Rücksicht auf die übrige Tierwelt, auf Elefanten, Affen, Gazellen, Urochsen, Papageien, Kolibris und wie sie alle heißen, ihre Mitbewohner im Urwald, und sie überlegt nicht, ob jene etwa im Schlafe gestört würden. Ähnlich schreibe und sage ich, wie mir's ums Herz ist, ohne Rücksicht auf das, was meine lieben Nebenmenschen dazu sagen oder über mich denken, und ohne zu überlegen, ob sie davon angenehm oder unangenehm berührt werden.

Und wie es vom Löwen eine Dummheit ist, wenn er Hunger hat, zu brüllen und so seine Kollegen aufmerksam zu machen, daß er es auf einen von ihnen abgesehen, so ist es von mir schon oft unklug gewesen, alles niederzuschreiben, was mir in die Feder und in den alten Haslacher Kindskopf gekommen ist.

Drum hör' ich selten das Wort: „Gut gebrüllt, Löwe!"

Doch es muß auf Erden auch solche Käuze und Kindsköpfe geben; Duckmäuser, Blindschleichen, Maulhalter und berechnende Streber gibt's in unsern Tagen ohnedies übergenug. —

Wir sehen also, daß es mit dem Horoskop nach den Sternbildern nicht so ohne ist. Namentlich glaub' ich, daß es in unsern Tagen viele Leute gibt, denen man nach dem Sternbild des Wassermanns die Nativität stellen könnte. —

3.

Siebzehn Jahre alt war der Heider geworden als Hirtenknabe und Hirtenbub unter dem Nillkopf. Eben hatte er um Allerheiligen des Jahres 1883 seinen Hirtenstab niedergelegt, weil der Winter vor der Türe stand, als seine Mutter den Berg heraufstieg und ihn seinem idyllischen Dasein entriß.

Sein älterer Bruder, der in Offenburg im „Zähringer Hof" Laufbursche und Kegelbub gewesen, war Soldat geworden, und die Mutter wollte den Heider an dessen bisherige Stelle bringen, weil diese weit mehr eintrug als das Hirtenamt in den Buchen und die gute Frau auf die Unterstützung ihrer erwachsenen Kinder angewiesen war.

Der sangreiche Hirte unterm Nillkopf brachte das Opfer, verließ seine Berge, zog hinab in das damals noch sehr langweilige Offenburg und wurde — Kegelbub.

Kegelbub und Hirtenknabe! Gibt es größere Gegensätze auf Erden, denn diese? Von den lichten Höhen, eine Welt zu ihren Füßen, aus dem Tannenwald, der von seinen Liedern erschallt', hinab in eine dunkle, staubige Kegelbahn, die zwischen den Hinterhäusern einer öden Stadt gelegen ist!

Und statt das liebe Vieh zu hüten, es an die Quelle zu treiben, von gefährlichen Felsen wegzujagen, in den stillen Gassen einer Kleinstadt den Laufburschen machen, heißt ein König gewesen sein und zum Bettler werden.

Und statt in Gottes freier Natur und in seiner lieben Sonne seine eigenen Jodler und Lieder zu hören, in dumpfer Bahn das Gerassel fallender Kegel und das Krakeelen lärmender Kegler zu vernehmen und zu schweigen, heißt aus dem Himmel der reinsten Poesie in die Hölle der trübsten Prosa fallen.

Das fühlte der Heider und er bekam nicht wenig Heimweh nach den Weideplätzen unter dem Nillkopf. Aber was will ein armer Teufel machen im Kampf ums Dasein? Er muß sich viel gefallen lassen um ein paar Batzen des Lohnes mehr.

Ist das „gemeine Volk" nicht überhaupt der Kegelbub der menschlichen Gesellschaft? Was muß es sich alles bieten lassen von seinen politischen Kegelschiebern, besonders wenn, um mit Goethe zu reden, „Knaben Herren der Bahn sind!" Wie oft wird nicht von solchen Kegelschiebern umgeworfen, was das Volk mit Mühe und Liebe aufgebaut hat, und wie oft, wenn die Könige gefallen sind, wie im Kegelspiel, sind's die Bauern gewesen, welche sie und ihren Thron wieder aufrichteten! —

Zwei Jahre lang setzte unser Heider den Herren von Offenburg, welche, um der Langeweile ihrer Residenz zu entgehen, Kegel spielten, auf, was sie niederwarfen. Dann ward's ihm zu wenig und zu dumm, länger Kegelbub zu sein, und er suchte wieder hinauf ins Tal zu kommen.

Bauernknecht konnte der schmächtige, kleine Heider, der zudem etwas hinkte, nicht werden; denn dieses Amt erfordert in den Bergen einen starken Mann. Dagegen spekulierte er auf den Posten eines Hausknechts in einem der vielen Wirtshäuser im obern Tal, wo Buren einkehren und aus- und einspannen lassen.

Es gelang ihm, und der Heider wurde Hausknecht und zwar an lauter renommierten Stationen; einmal in der „Stube" in Nordrach, wo einst der „Hans und die Magdalene" ihre Lieder sangen und die Reichs- und Klosterbauern des vorigen Jahrhunderts verkehrten; dann beim Pflugwirt in Unter-Entersbach, der ein kurioser Heiliger und ein nervöser Kamerad war, aber die besten Weine hatte, von denen die Buren gerne tranken, wenn sie aus Zell heimkehrten von den Wallfahrten; endlich in der Restauration am Bahnhof in Biberach, wo viel Verkehr sich abspielt. Hier fing Heiders Stern zu leuchten an.

Er ging abends manchmal hinein ins Dorf Biberach und besuchte im „Bären" seinen Amtsbruder, den Hausknecht. Im Bären kampierten nun eines Abends Zigeuner. Einer derselben offenbart dem kleinen Heider — ohne daß

dieser eine Offenbarung wünscht — er sei zum Arzt geboren und besitze von der Natur die Gnadengabe der Heilung. Er gibt ihm auch ein Buch zur Einführung in die Heilkunst, und der junge Hausknecht mit dem guten Kopf macht sich ans Studium. Zu diesem Zweck verläßt er seinen dienstlich strengen Posten am Bahnhof und wird Hausknecht auf dem unweit davon entfernten, an einsamer Straße liegenden Gröbernhof, der von alters her eine Wirtschaft hat, in der aber nicht jeden Tag Leute einkehren.

In dem Zigeuner-Buch findet er auch, daß er einen „Bergspiegel“ haben müsse. Der Bergspiegel ist der Talisman des Sympathie-Doktors; in ihm sieht er alle Krankheiten, und das Volk glaubt an die Macht dieses Spiegels. Der Heider geht frisch ans Werk, einen zu bekommen.

Wie? — das lernt er auch aus jenem Buch.

In einer mondhellen Nacht steht er mit den notwendigen zwei Zeugen, die aber, mag kommen, was da will, und mögen sie was immer sehen, schweigen müssen — an der Kreuzstraße unweit des Gröbernhofs. Seine, des zukünftigen Sympathie-Doktors Aufgabe ist es, einen Spiegel an den vier Ecken mit Kreuzen zu bezeichnen, um Mitternacht, und ihn auf der Kreuzung der Straßen zu begraben, bis drei Leichen darüber geführt oder getragen worden sind.

Eben schlägt es die zwölfte Stunde von der Pfarrkirche in Zell her, da beginnt der Heider sein Werk. Kaum hat er aber das erste Kreuz gemacht, so tost's in den Lüften wie das wilde Heer; Reiter und Kutschen nahen der Straße. Die erschreckten Zeugen rufen bestürzt: „Was ist das? Siehst du dort den Reiter?“ — und fliehen. Der Spuk ist aus und die Spiegelfabrikation zunichte, weil die Kollegen die Geister „beschrien“ haben. Mißmutig geht der Heider heim.

Aber er gibt sein Vorhaben nicht auf und weiß sich zu helfen, klug wie er war und ist. Er sucht sich zwei Taubstumme aus, die leider in der Gegend nicht allzu selten sind. Die nimmt er mit auf die mitternächtliche Kreuzstraße. Bei

ihnen ist er sicher, daß sie die Geister nicht beschreien und das wilde Heer nicht durch die Lüfte sausen hören und so erschrecken und laut werden. Es gelingt. Die Stummen werden erst dann unruhig und fliehen, als sie über dem Haupt Heiders etwas hängen sehen wie einen Mühlstein und glauben, der Stein erschlage auch sie. Der Spiegelfabrikant aber arbeitet unentwegt weiter; die Zeichen sind gemacht, und er vergräbt nur noch seinen Spiegel. Kaum ist er damit zu Ende, so fällt er um und liegt bewußtlos auf der Straße, bis der Morgentau ihn weckt. —

So erzählten mir glaubhafte Buren und selbst ein Pfarrherr im Tale.

Jahr und Tag vergehen, bis die drei Leichen die Kreuzstraße passiert haben, denn die Unter- und Ober-Entersbacher, welche ihre Toten hier durchführen, sterben nicht gerne. Sobald aber sein Spiegel die letzte Weihe erhalten hat, fängt der Heider an zu „doktern".

Die Geschichte von seinem Bergspiegel, und wie es dabei herging, ist längst durchs Tal gegangen; das Volk glaubt deshalb, daß der Knecht auf dem Gröbernhof einen solchen Spiegel habe, und kommt, sich von ihm Heilung zu holen.

Sobald unser Heider merkt, daß es Praxis gibt, verlegt er seinen Wohnsitz und wird Hausknecht im benachbarten Zell im „badischen Hof", damit die Leute ihn leichter finden.

Die Kundschaft mehrt sich hier mit der Kunde, daß er dem und jenem, dieser und jener geholfen habe. Im Herbst 1893 hat er begonnen und im November des gleichen Jahres verschreibt er schon 230 Rezepte; mehr als mancher approbierte Arzt.

Der Sympathie-Doktor ist aber auch ein populärer Mann, er spannt den Buren erst die Pferde aus, füttert und tränkt dieselben und dann gibt er ihren Herren in einem „aparten Zimmerle" Bergspiegel-Audienz in allen leiblichen Nöten.

Es geht nicht lange, und sein Ruf dringt nach außen

über die Berge des Kinzigtales hinaus. Schon im Frühjahr 1894 kommen Fremde, Herrenleute, an am Bahnhof in „Biwere", der Station für das im Seitentale des Harmersbachs gelegene Städtchen Zell, und fragen nach dem „Professor Benz". Sie staunen, daß niemand einen solchen kennen will, hören aber nach einigem Hin- und Herfragen: „Ja, des isch der Husknecht im badischen Hof in Zell, der heißt Benz zuom G'schlecht und isch Sympathie-Dokter."

Einer, den man Professor nennt, kann nicht länger ein ständiger Hausknecht sein. Drum kündete der Heider dies Amt, machte die Hausmagd zur Doktorin und Professorin und gründete ein eigenes Heim. Aber sein „Sprechzimmer" blieb im badischen Hof, denn der Badisch-Hof-Wirt verkaufte manchen Schoppen und manche Bratwurst an die Klienten des Professors.

Der aber amtete, eingedenk seines bisherigen Standes und seiner Popularität, gelegentlich noch als Hausknecht. Er spannte, wenn sein Nachfolger gerade nicht da war, die Pferde aus und führte sie in den Stall, und dann nahm er seine Sprechstunden auf.

An Samstagen, wo die Buren und Bürinnen und ihre Völker wallfahrten nach Maria-Zell, da ist der Professor stets den ganzen Tag präsent im badischen Hof; an den übrigen Tagen fischt er draußen an der Kinzig im „schwarzen Pfuhl" am Reiherwald nach Hechten oder in den Talbächlein nach Forellen, mit denen er auch bei Bedarf seine „Kollegen" versorgt, die Ärzte im Städtle, die sonst allerdings nicht neidlos herabschauen auf den einstigen Hirtenbub und Zigeunerschüler. —

Es war ein heißer Julitag des Sommers 1895, als ich, „vom Mühlstein" herabkommend, am badischen Hof in Zell vorfuhr, um den Professor, den ich bisher nicht gekannt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Bei mir war der Bur, bei dem er Hirtenknabe gewesen.

Als wir anfuhren, stand ein kleiner, gesund aussehender,

junger Mann im Hof und begann, nachdem er uns begrüßt, alsbald die Pferde auszuspannen. Es war der Heider, der zweifellos heute noch mehr einem propern Hausknecht gleicht als einem Professor der Heilkunst.

Wir nahmen ihn alsbald allein in ein Nebenzimmer, und ich befragte ihn über seine Kuren und deren Erfolge. Über den Bergspiegel gab er keine Auskunft; er antwortete geheimtuend und ausweichend, und ich wollte nicht weiter in ihn dringen, denn vielleicht muß der Heider schweigen, um des Spiegels Zauberkraft nicht zu verscheuchen.

Aber Briefe wollte er mir vorlegen von Patienten, „vom Bauer bis hinauf zu den höchsten Ständen", die sich bedanken für erfolgte Heilung. Ich verzichtete auch darauf, da ich kein Recht hatte, anderer Leute Briefe zu lesen.

Ich fragte ihn über sein Verhältnis zum Hättichsbur, dem berühmten, alten Sympathie-Doktor im Harmersbacher Tal droben, der jeden Sonntag nach Zell in die Kirche kommt. „Wir sind die besten Freunde, der Hättichsbur und ich," erwiderte mir der Heider. „Wir sitzen oft bei einem Schoppen zusammen und reden von der Sympathie."

Da haben wir einen Beweis gegen die Worte Goethes:

Lebst im Volke, sei gewohnt,
Keiner je des andern schont,

und es freute mich, daß die zwei Volksärzte sich auch gegenseitig selbst Sympathie entgegenbringen und so ihrem Namen als Sympathie-Doktoren Ehre machen. Die approbierten Ärzte, so denselben Bezirk zur Ausübung ihres Berufes haben, stehen sich meist auf dem Fuße der Antipathie gegenüber.

Übrigens bemerkte ich an dem jüngsten Sympathie-Doktor im Kinzigtal ein Paar „schelmizige" Augen, und er scheint mir nicht allzu sehr Biedermann zu sein. Ich kann ihm dies aber nicht ganz verübeln in unsern Tagen, in denen im geselligen Leben und in der Welt das treffliche Wort unseres alten Dichters Logau gilt:

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich' Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kommt selten höher an.

Wer's vom Hausknecht zum Professor bringen will, der muß dies Sprüchlein sich wohl merken, und das tut der Heider.

Völlig Biedermann ist der Hättichsbur, den ich wenige Monate darauf in Zell sprach, als des Erdrichs in den Buchen Tochter, die Zezil, Hochzeit hielt. Er geht noch in alter Tracht, ein geistreich ausschauender, bartloser, alter Bauersmann mit einem Blick voll Gutherzigkeit und Wohlwollen.

Er ist weit berühmter als der Heider; zu ihm kommen sie noch viel weiter her, er praktiziert aber auch schon viel länger. Der Hättichsbur gibt sich durchaus schlicht, einfach und bescheiden — aber was er spricht, zeigt den Mann, der seiner Sache sicher ist. —

Und nun, ehe wir zum Lorenz zurückkehren, noch ein Wort über Sympathie und Volksaberglauben[1].

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gaben die Gelehrten der Pariser Akademie den Wahrspruch, es sei abgeschmackt und daher zu verbieten, an das Leuchten des Meeres zu glauben, weil Wasser und Feuer sich nicht vertrügen, also jenes Leuchten nicht existieren könne.

Diejenigen nun, welche damals an die Wissenschaft der berühmten Akademie glaubten, glaubten auch fortan nicht mehr, daß das Meer leuchte. Das Meer selbst aber war so frei, weiterzuleuchten, wie vorher, und leuchtet bis zur Stunde.

Ähnlich verkünden die Aufklärer unserer Tage, Sym-

[1] In der neuesten Zeit hat ein evangelischer Geistlicher, Professor Dr. Frebbe in Parchim, Mecklenburg, eine Reihe vorzüglicher Aufsätze veröffentlicht, unter dem Titel: „Der deutsche Volksaberglaube und seine pastorale Behandlung". Sie sind gedruckt in der zu Gütersloh erscheinenden Monatsschrift „zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit" und verdienen die weiteste Verbreitung als Separatschrift.

pathie sei Dummheit und Aberglauben, und die an diese Aufklärung glauben, folgen diesem Urteilsspruch. Die Volksseele aber, die zurückgeht und zurückahnt bis zu den ersten Menschen, also so alt ist, als die Menschheit, lacht über diese Aufklärung und läßt in sich leuchten bis zur Stunde den „Wust des Aberglaubens".

Die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden, der das Leuchten des Meeres schuf, wie jene tiefe Sympathie zwischen allen seinen Geschöpfen, vom Stein und vom Wurm bis hinauf zum Menschen und zu den Cherubim und Seraphim in einer unsichtbaren Welt.

Alles, was Gott geschaffen hat, ist sein Kind, und deshalb jedes seiner Kinder dem andern verwandt, weil vom gleichen Vater kommend. Drum lassen die Sänger des alten Bundes Berge und Flüsse und Bäume ihren Schöpfer loben und frohlocken über die Großtaten Gottes an den Menschen. So läßt Isaias „die Bäume in die Hände klatschen" über die Segnungen, die der Herr den Menschen verheißt. Was ist das anderes als Sympathie, Teilnahme, Mitfreude?

Wenn nun umgekehrt der Mensch, der Naturmensch, das Volk, den Tieren und Pflanzen in seinem „Aberglauben" Mitteilung macht von Vorgängen im Menschenleben, wenn es an die Bienenstöcke klopft, die Stalltüren öffnet und den Tieren zuruft: „Euer Meister ist tot," und wenn es hinausgeht und an die Bäume schlägt auf dem Gute des Toten und auch ihnen diese Kunde zuruft, weil sie sonst auch sterben möchten aus Mitleid mit ihrem toten Herrn — ist das verwerflicher Aberglaube? Nein — sage ich — es ist die tiefste Religion und die herrlichste Poesie. Es ist dies die Sympathie aller Wesen, die Gott geschaffen hat, und entspringt durchaus echtem, wahrem, innerem Glauben und entspricht der Tatsache der Schöpfung durch ein allmächtiges Wesen. —

Der Mensch, ursprünglich bestimmt zum Herrn der irdischen Natur, sank, wie das Christentum uns lehrt, durch den Sündenfall in die Knechtschaft der Natur- und Sinnen-

welt. Dem entsprechend finden wir im Heidentum überall Anklänge der Gebundenheit des Menschen an die Natur, an Pflanzen und Tiere. Wir wissen, daß deshalb Griechen und Römer ihr Schicksal weissagten aus dem Rauschen der Eichen und der Lorbeerbäume, aus dem Fluge der Vögel und aus den Eingeweiden der Tiere.

Die Volksseele vergißt Dinge, die Jahrtausende lang in ihr vorgingen, nicht; drum finden wir auch bei unserm deutschen Volke heute noch ähnliche Erscheinungen, die sich an das Begegnen mit Tieren knüpfen. Je nachdem einem ein Hase, eine Katze, ein Schaf, ein Schwein über den Weg läuft, bedeutet das Glück oder Unglück. Auf dem Hause krächzende Raben bedeuten einen Todesfall.

Überall erkennen wir hier die Sympathie, das heißt die Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Natur.

Ebenso finden wir auf der andern Seite bei allen Völkern und zu allen Zeiten den Glauben an das Gebundensein, an die Sympathie des Menschen mit einer überirdischen Welt, mit guten oder bösen Geistern. Ja, es gibt heute noch Völkerstämme, deren Religion einzig im Glauben an solche Geister beruht.

Es kam die Zeit der Erlösung. Christus, der Herr, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, wollte der Menschheit wieder zur Herrschaft verhelfen über die Natur und über die bösen Geister, indem er sie zu Gott, von dem sie abgefallen war, zurückführte und mit ihm vereinigte.

Er gab denen, die an ihn glaubten, Gewalt über die Natur, wie er sie selbst in göttlicher Kraft ausgeübt hatte. Sie heilten so in seinem Namen Krankheiten, befahlen den Fiebern, zu weichen, dem Blute, still zu stehen, den gelähmten Nerven, sich zu bewegen.

Der Mensch hatte so die Herrschaft wieder über die Natur. Die Sympathie, die Wechselbeziehung zwischen beiden, war wieder die von Gott ursprünglich gewollte, nach welcher der Mensch Herr der Schöpfung sein sollte.

Und diese Gnadengaben (Charismata nennt sie die Kirche), von denen der heilige Paulus wiederholt redet, finden sich heute noch. Da lebt ein frommer Priester, dort eine entsagende Klosterfrau, hier ein gläubiger alter Schäfer, dort ein schlichter Gottesmann und treibt Sympathie, d. h. sie heilen durch das Kreuzzeichen unter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit und durch Gebet, stillen das Blut und die Fieber und nehmen den Brand.

Und der Sympathie-Doktor soll alles tun um Gotteslohn, d. h. er darf nichts fordern dafür, weil Gebet und Fürbitte aus Liebe, aus Mitgefühl (Sympathie) erfolgen sollen.

Und ich frage jetzt nochmals: Ist das Glaube oder Aberglaube? Oder sind das nicht vielmehr Heilungen von Gottes und darum von Rechts wegen?

Heilt denn Christus, der Herr, die Gebrechen unserer Seele in den heiligen Sakramenten anders als durch sichtbare Zeichen und durch das Wort Gottes? Ähnlich heilt auch der Sympathie-Doktor die leiblichen Gebrechen.

Und wenn wir Menschen alle im Glauben und Wandel inniger mit Christus und dem Vater verbunden wären, könnten wir alle heilen und brauchten selten oder gar nie einen Arzt. Von keinem der Apostel hat man gelesen, daß er je krank gewesen, und von keinem Heiligen, daß er einen Doktor gerufen habe.

Und, abgesehen von des Glaubens Kraft, gibt es nicht manche Menschen, die besondere Gaben von Natur aus haben? Es gibt Leute, welche die wildesten Tiere zähmen, Männer, die eine magische Gewalt ausüben auf Frauenherzen. In jedem Dorfe lebt ein oder das andere „Wibervolk", das immer die schönsten Blumen hat und sie auch nicht anders pflegt, denn ihre Nachbarinnen. „Sie hat eine glückliche Hand", heißt's im Volk.

Ich hab' einen Mann gekannt, dem alle Vögel zuflogen. Ähnliche Erscheinungen begegnen uns im Leben der Heiligen.

So gibt es auch Menschen, die von Natur aus besondere Heilkraft und Heilkunst haben. So war z. B. Pfarrer Kneipp zweifellos ein Naturarzt von Gottes Gnaden.

Und darum hat es zu allen Zeiten unter dem Volke Naturärzte und „Sympathie-Dökter" gegeben und wird sie geben, so lange das Volk Volk bleibt, d. h. Naturkind. Und ich hoffe und glaube, daß die Kultur nie so weit um sich greift mit ihrem Aufkläricht, daß das Volk die glaubenstiefen, poetischen Züge der Volksseele als Dummheit und Aberglauben verlacht und verwirft. In dem gleichen Augenblick wird es dann auch den echten, rechten Glauben wegwerfen und zum Unglauben überhaupt sich wenden. Dann wäre es um das Volkstum und damit um die ganze Herrlichkeit der Aufklärung geschehen. Dies erkannte schon ein klassischer Dichter, der mitten in einer Zeit der sogenannten Aufklärung lebte. Es ist Jean Paul. Der schrieb damals die trefflichen Worte: „Ich möchte lieber in der dicksten Luft des Aberglaubens, als unter der Luftpumpe des Unglaubens leben; dort atmet man schwer, hier aber erstickt man." —

Im Aberglauben liegt, wie wir gesehen haben, noch viel gesunder und tiefer Glaube. Und solange unsere Bildung noch nicht so weit ist, Licht in all die zahllosen Geheimnisse zu werfen, die uns umgeben, und alle Rätsel zu lösen, vor denen wir stehen, soll sie nicht spotten über „das dumme Volk mit seinem Aberglauben".

Einer der schärfsten und in bezug auf positive Religion ungläubigsten Denker, Schopenhauer, schrieb: „Das Volk hat nie aufgehört, an Magie zu glauben. Ein Zweig der alten Magie hat sich unter dem Volke sogar offenkundig in täglicher Ausübung erhalten, nämlich die sympathetischen Kuren, an deren Realität wohl nicht zu zweifeln ist."

„Niemals," sagt der Protestant Rocholl in seiner Geschichte der Philosophie, „hat der Unglaube den Aberglauben getötet, und am Schlusse ihrer Fahrten durch die dürre Heide wird der Aufklärung klar werden, daß alle ihre Versuche, zu sein wie

Gott, zu Wasser werden. Und aus dem Wasser wird dieser Irrtum ins Feuer taumeln. Die Mächte, welche der Unglaube tausendmal tot gesagt hatte, werden ihn wie Fieberfrost schütteln. Kant, der größte Denker unseres Jahrhunderts, glaubte an eine ‚unheimliche, uns umwitternde Welt'. Die Bildungswelt unserer Tage glaubt an nichts, folglich wird sie an orakelnde Tische und an klopfende Geister glauben."

Ja, dem Tischrücken, den Klopfgeistern und ähnlichen Dingen verfiel unsere ungläubige, gebildete Welt, die über Volksaberglauben spottet.

Mit Recht sagt der Dichter Geibel:

Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Zauberei durchs Fenster.
Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.

So wollen wir denn unserm Volk seinen tief poetischen und tief christlichen Glauben an die Sympathie lassen und meinen Kinzigtälern ihren Hättichsbur und ihren Heider. Und die geistlichen Herren auf den Kanzeln mögen sorgfältig umgehen mit dem „Aberglauben", sie könnten sonst leicht, um ein Wort des Heilandes zu gebrauchen, mit dem Unkraut den Weizen, d. h. mit dem Aberglauben auch den Glauben ausjäten.

4.

Während der ehemalige Hirtenknabe in den Buchen drunten im Städtle im badischen Hof als Professor fungierte, lebte noch unentwegt droben auf dem Hof Lorenz, der Oberknecht, still, ruhig, bescheiden und zufrieden.

Und während an Sonntag-Nachmittagen der Heider Audienzen erteilte, saß der Lorenz in der Stube seines Bauern vor dem „Herrgottspfosten" und las.

Dieser Herrgottspfosten an den Bauernhäusern des Kinzigtales ist „die Firstsul" der alten Germanen, der Eckpfosten

des Hauses, aus der größten Eiche gezimmert, die der Bur bekommen kann.

Um ihn aufzurichten, sind dreißig bis vierzig Männerkräfte erforderlich. Ehe diese ihn heben, kommandiert der Zimmermeister: „Hut ab und drei Vaterunser gebetet!" Dann geht er auf die Höhe des Baues und erwartet die Aufrichtung des Pfostens, um diesen, wenn er beim übrigen Gebälk angelangt ist, mit hölzernen Nägeln zu befestigen.

Sobald er den ersten Nagel geschlagen hat, rufen die Untenstehenden: „Verbrennt's oder fault's?" Wenn's nämlich recht kracht beim Nagelschlagen, so verbrennt das Haus. Treibt aber der Nagel noch Wasser aus dem Holz des Pfostens, so fault das Haus, d. h. es stirbt am Alter.

Ist der Bau fertig und das Haus wird eingerichtet, so kommen in die Ecke der Stube, wo der Hauptpfosten steht, das Kruzifix und das Hausaltärchen der Bürin mit den Heiligenbildern. Deshalb der Name „Herrgottspfosten". Hier umgeben das Volk die Bilder einer höheren Welt, die es erinnern sollen, daß es nicht nur auf Erden ist, um im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten und dann für immer zu sterben.

Nach den Bildern am Herrgottspfosten richten der Bauer und seine Familie ihren Blick beim Gebet, dreimal des Tages. Und ich frage auch hier wieder: Wo ist der wahre Mensch — in der Bauernstube oder im Salon unserer glaubenslosen oder religiös gleichgültigen Gebildeten?

Bei diesen ist allermeist kein Zeichen von Religion und im ganzen Haus kein Bild, das an eine andere Welt erinnert. Ja, man würde sich schämen eines Kruzifixes; alles mahnt im Bild an Welt, an Genuß, an Menschentum und Menschenruhm — und Gott und die Ewigkeit sind hier verbannt.

Wer ist da, frage ich nochmals, gebildeter, vernünftiger, poesievoller und menschlicher — der Bauer oder der Herr?

Drum sag' ich immer wieder: Wollen wir Gemüt, Religion, Gottvertrauen, echte Menschlichkeit, Poesie sehen —

wir müssen zum Volke gehen und nicht zu den Kulturmenschen; drum hass' ich die Kultur und liebe den Bur. —

In dem Herrgottswinkel sitzt beim Essen das Haupt der Familie, der Bur. Hier saßen an Winter-Sonntagen in meiner Knabenzeit noch die alten Buren und lasen den Kalender, die Zipfelkappe auf dem Kopf; hier sitzen die neuern Bauern ohne Zipfelkappe und lesen dreimal die Woche — „'s Blättle", d. i. die Zeitung der Gegend.

Was ich an den heutigen Kinzigtäler Buren, die sonst in vielem noch dem Alten getreu sind, stark zu tadeln habe, ist das Aufgeben der Zipfelkappe.

Höchst selten sieht man noch einen alten Bauersmann mit dieser Kopfbedeckung, der herrlichsten, schönsten und praktischsten, die je getragen wurde in deutschen Landen. Die phrygische Mütze, die älteste und klassischste aller Mützen, war ihr Vorbild, sinnig angepaßt dem deutschen Gemüt.

Deutschlands einstige Zipfelkappe — was ist die Kaiserkrone eines Beherrschers aller Reußen gegen deinen Frieden, was der Fez des türkischen Sultans gegen deine Ruhe und deine Zuversicht!

Solange die Deutschen in ihrem Schatten ruhten, sangen sie Tag und Nacht ihre Nationalhymne: „Freund, ich bin zufrieden", und es gab keine Parteien, keine Sozialdemokraten und keine Reichsfeinde. Als sie sich aber vor hundert Jahren nach Frankreich verzog und in die Jakobiner-Mütze verwandelte, Europa vom Absolutismus befreite und die bürgerlichen Freiheiten schuf unter Blut und Schrecken, von da ab ging sie in Deutschland, wo man jene Freiheiten mit Redensarten erkämpfen wollte, ihrem Untergang entgegen. Sie roch nach Blut, dem besten Kitt der Freiheit, und darum ward sie bei den unblutigen, deutschen Philistern und Bauern verpönt.

Mein Großvater, der Eselsbeck von Hasle, der größte und einzige echte Demokrat des Städtchens in den ersten fünfundzwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts, er verteidigte

ihre Existenz noch gegen die auftretenden Zerevis-Mützen der Kleinbürger und trug sie nicht bloß daheim, sondern auch öffentlich in den Wirtshäusern, wo er seine freiheitlichen Ideen vortrug, stets auf dem Kopf als seinen inspirierenden Geist.

Mein Vater schon trug ein Zerevis-Käppchen, und in meiner Knabenzeit sah man nur noch die Bauern und die Fuhrleute mit dieser edlen Kopfbedeckung, für die ich, offenbar vom Eselsbeck ererbt, von jeher eine große Vorliebe hatte.

„Sie richtet sich nach jedem Kopf," pflegte der Eselsbeck zu sagen, „und was sie über alle ihresgleichen erhebt, man kann sie Tag und Nacht tragen."

Und ich sage, unter ihr steckten auch tüchtigere Köpfe, als unter den Tanzknöpfen von Hütchen und Käppchen, wie die Männer sie heute tragen.

Schiller schaute, die Zipfelkappe auf seinem Genie-Haupte, den Schlafrock am Leibe, in Jena und Weimar zum Fenster hinaus, und ich bin fest überzeugt, daß er sie aufhatte, da er seinen Tell schrieb, dieses Freiheitsstück inmitten despotischer Zeit.

Wenn heute ein gebildeter Mensch mit der Zipfelkappe zum Fenster hinausschauen würde in unsere modernen Straßen und auf unsere modernen Menschen, man würde den Zipfelkappen-Mann für närrisch halten, und doch ist seine Kopfbedeckung die Vernunft zu Pferde und die Mode-Kleidung die Narrheit auf einem Elefanten. Aber so ist die Welt. Sie liebt das Strahlende zu schwärzen und die Dummheit und Geschmacklosigkeit glänzen zu lassen.

Ich liebe die Zipfelkappe, und in meinem Nachttische findet sich ständig eine weiße ihrer Art nicht bloß zu platonischer Liebe, sondern ich trage sie auch oft außerhalb des Bettes abends und morgens. Und wenn ich sie manchmal „in Gedanken" aufbehalte und in den unteren Stock damit komme, mahnt mich die Schwester, sie abzulegen, „weil das Dienstmädchen mich jeweils auslache".

Ein Schiller konnte mit ihr noch zum Fenster hinausschauen, unsereiner wird verlacht, wenn er sie in der Morgenfrühe innerhalb seiner vier Wände trägt.

Die Rückkehr zur Zipfelkappe wäre meines Erachtens ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Und selbst wenn die Sozialdemokraten sie einmal wieder in eine Jakobiner-Mütze verwandelten, würde jene Frage erst recht gelöst werden. —

Ich hab's schon längst auf dem Herzen gehabt, einmal über meine Lieblingskappe was zu sagen; jetzt ist's geschehen auf Kosten des Lorenz, den wir indes vor dem Herrgottspfosten sitzen und lesen ließen.

Der Bur liest heutzutag sein Blättle unter der Woche schon, drum hat am Sonntag der Oberknecht den Ehrenplatz zu seiner Lektüre. Und was las unser Lorenz?

Er hielt, so lange er lebte, auf eigene Kosten das „Mainzer Volksblatt", einst viel verbreitet in Baden, jetzt aber fast eingegangen. Zu den wenigen ihm hier treugebliebenen Abonnenten gehörte der Lorenz in den Buchen.

Ein zweites „Leses", wie die Kinzigtäler sagen, das er sich zulegte, war das Blatt, welches der badische Militärverein für seine Mitglieder herausgibt.

Beide Blätter nahm er an Sonntagen, wenn der Gottesdienst aus war, von Zell aus mit in die Buchen, und sie zu lesen war sein einziges Sonntag-Nachmittags-Vergnügen.

Nur an den höchsten kirchlichen Festen stieg er am Nachmittag nochmals zu Tal, um in die Vesper zu gehen. Und nachher trank er, was sonst nie geschah, seinen Schoppen in Zell.

Die Liebe, die ihn einst angestoßen, wie fast jeden Menschen einmal im Leben, und von der ich oben eine leise Andeutung gemacht habe — ließ den Lorenz in seinen alten Tagen gänzlich in Ruhe.

Bauer konnte er nicht werden, weil ihm die Mittel fehlten, heiraten und hinab ins Städtle ziehen und in der Fabrik oder im Taglohn arbeiten und ein hungriges, armseliges Leben

führen, das war dem Lorenz zu dumm. Drum ging „er" und ging „es", jedes wieder seine eigenen, ledigen Wege.

Wenn die Knechte und Mägde auf dem Lande nicht klüger und weiser wären, als unsere Ehegesetzgebung, die schrankenlos jeden heiraten läßt, und ledig blieben, so hätten wir bald überall, auch in den Dörfern, ein Proletariat, das mit Not und Elend kämpfte.

Doch ist diese Weisheit heute stark im Abnehmen.

Unserm Lorenz war der wohlgedeckte Tisch bei seinem Buren ledigerweise lieber, als die Wassersuppe am eigenen Herd und die mageren Bissen, die er mit Weib und Kindern hätte teilen müssen.

Wie manches Dienstmädchen oder manche Köchin in der Stadt hat die besten Tage bei ihrer Herrschaft. Aber es wird ihnen zu wohl, sie müssen heiraten, und bald ist Schmalhans Küchenmeister und die stattlichen „Damen" werden vor Elend zu Gespenstern.

Aber so ist der Mensch, und wer will's eigentlich diesen Leuten verargen, wenn das Herz, die größte Macht in uns, auch bei ihnen siegt über den Verstand, und Amor ihnen keine Ruhe läßt, bis sie im Elend sitzen.

Dieser boshafteste Genius des menschlichen Geschlechtes ist der größte Hypnotiseur desselben. Die Bosheit seiner Hypnose besteht besonders darin, daß die Leute bald daraus erwachen und sehen, wie er sie hinters Licht geführt hat.

„Der Genius der Menschheit," sagt Schopenhauer, „hat keine Ruhe, bis jeder Hans seine Grete hat. Ist das geschehen, so lacht er sie aus."

Die vielen andern Hypnotisierungen, denen ein Menschenkind ausgesetzt ist von der Wiege bis zum Grabe, halten meist fürs Leben vor, und die meisten Sterblichen erwachen nie daraus.

Was sind unsere Erziehung und unsere politischen Meinungen anders als Hypnosen? Unsere Wissenschaft hypnotisiert ihre Jünger und Zuhörer, unsere Politiker ihre Partei-

gänger so, daß selten einer erwacht und die Hypnotisierten eben zeitlebens reden, denken, politisieren, wie die betreffenden Hypnotiseure es ihnen vorgemacht haben.

Die Mode hypnotisiert so, daß die Modekinder auf einmal das seither mit Liebe und Stolz Getragene häßlich finden, wegwerfen und dem Neuen nachjagen, wenn's noch so unschön ist, bis auch dieses einer andern Mode weicht.

Und die Kunst ist eine stets wechselnde Hypnose. Bald ist dieser, bald jener Styl Mode. Die Renaissance und selbst der Zopf hypnotisierten die Menschen so, daß sie die herrlichste Gotik überall verkleisterten und verzopften. Jetzt schlägt man, wo es immer geht, die Verkleisterung wieder los. Man ist aus dieser Hypnose vielfach erwacht und nun, in Deutschland wenigstens, gotisch hypnotisiert.

Wer aber nicht mit der eben in Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Politik, Mode usw. herrschenden Hypnotisierung geht, ist ein Sonderling, ein Narr, trotzdem die Vernunft meist auf seiner Seite steht. —

Und was treiben nicht erst Handel und Industrie für hypnotisierende Finessen, um ihre Waren an den Mann zu bringen!

Sind Fasson, Ausstattung, bemalte Schachteln, aufgeklebte Bilder etwas anderes als Hypnotisierungen?

Und erst die Reklamen in den Zeitungen! Da las man in den letzten Jahren in allen Blättern immer und immer wieder, „Odol" sei das beste Mittel zum Reinigen der Zähne. Diese Reklame wurde so lange wiederholt, bis Hypnose eintrat beim Leser, und jetzt findet man auf allen besseren Waschtischen jenes Zahnwasser.

Selbst was wir essen und trinken, beruht oft auf Hypnose. Man hört, das oder jenes neue Getränk oder diese oder jene neue Speise sei gut und gesund, flugs glaubt man's und findet's, weil hypnotisiert, ausgezeichnet.

So gibt's überall im Leben Hypnotiseure und Hypnotisierte. Die Frau übt dies Geschäft aus dem Mann gegen-

über, der Minister hypnotisiert die Volksvertreter, der Advokat die Richter und — sagt mir hier ein Leser ins Ohr, der Pfarrer von der Kanzel aus seine Zuhörer.

Fehlgeschossen! Das Wort Gottes ist ewige Wahrheit, und die Prediger von den christlichen Kanzeln suchen die Menschheit zu gewinnen für die Worte desjenigen, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“

Das kann keine Wissenschaft und keine Philosophie und keine Politik von sich sagen, sie sei ewig wahr, die Wahrheit selbst und unvergänglich. Beim Christentum sind nur die Irrlehrer Hypnotiseure, die ihre Meinung für die Wahrheit ausgeben.

Die katholische Kirche lehrt unverändert seit bald zwei Jahrtausenden die gleichen Wahrheiten. Wissenschaft, Politik und Kunstgeschmack wechseln ihre Lehren wie's Wetter.

Aber, so sagt man, die katholische Kirche nimmt die Sinne gefangen, hypnotisiert diese durch ihren Gottesdienst, ihren Kirchenschmuck, ihre Zeremonien. Zugestanden! Aber es gibt keine schönere Aufgabe im Menschenleben, als die Sinne, die immer abwärts streben und die sonst alles, was auf sie wirkt, zur Erde und zur Materie lockt, gefangenzunehmen für höhere, übernatürliche Dinge. Und das bezweckt die katholische Kirche durch die Äußerlichkeiten ihres Gottesdienstes.

Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen sich vom wahren Christentum „hypnotisieren“ ließen. Diese Hypnose überwindet die Welt und alle ihre Not und selbst den Tod, denn das Erwachen aus „dieser Hypnose“ heißt selige Unsterblichkeit. —

Wer am wenigsten hypnotisiert wird, das ist der Bauer, weil fern der Kultur. Ihn sucht bisweilen der Metzger, wenn er ein Stück aus dem Stall kaufen will, zu hypnotisieren. Aber der Bur fällt selten herein. Eher gelingt's noch dem Sohne Israels.

Hypnotisiert von der Kultur und vom Weltleben kommen die Bauernburschen vom Militär heim, aber sie erwachen bald wieder in der gesunden Luft und gewöhnen sich ans Alte. —

Auch unser Lorenz, der Held von der Lisaine, war im Lauf der Jahre in seiner Buchhof-Einsamkeit wieder schüchtern geworden wie ein Rekrut.

Ich war in den neunziger Jahren an einem Herbsttag auf dem Buchhof und erfuhr, daß am andern Tage die reitende Batterie des Gottesauer Artillerieregiments, vom Löcherberg her, unten im Harmersbacher Tale durchziehe.

Ihr Hauptmann Ferdinand von Beck, ein guter Bekannter von mir, war als Leutnant bei des Lorenzen Feldbatterie gestanden und am gleichen Tage, wie dieser, verwundet worden. Ich riet nun dem Lenz, den Offizier zu begrüßen, und gab ihm zu diesem Zweck einen Brief an den Hauptmann mit. Der Lorenz ging hinab ins Tal, um wieder einmal Kanoniere zu sehen, meinen Brief aber gab er zur Post, ins nächste Quartier der Batterie adressiert, weil er nicht den Mut hatte, den Offizier anzureden, als der mit seinen Leuten unten im Tal Halt machte.

Als mich der Hauptmann am zweiten Tage in Hofstetten besuchte, fragte ich gleich, ob er den Helden und Kriegskameraden Armbruster gesprochen, und erfuhr zu meinem Staunen, daß mein Brief per Post gekommen und kein Lorenz gesehen worden war.

„Ich könnt' nimmer mit einem solchen Herrn hochdeutsch reden,“ meinte er später entschuldigend mir gegenüber.

Daß der gute Lorenz wegen seiner Schüchternheit und wegen seines Mangels an hochdeutscher Beredsamkeit bei mir nichts eingebüßt, sondern gewonnen hat, versteht sich von selbst.

In unsern Dorfschulen — der Kulturteufel mag's ihnen danken — geben sich die Lehrer in neuerer Zeit alle Mühe, den Kindern die hochdeutsche Sprache beizubringen, weil es

im Lehrplan heißt, die Kinder seien anzuhalten, sich sprachrichtig auszudrücken. Man kann jetzt solch unglücklichen Geschöpfen von Schulkindern auf dem Schwarzwald massenhaft begegnen, mit ihnen reden, und sie antworten einem, nach des Lehrers Weisung, mit Fremden hochdeutsch zu reden, wie Automaten im reinsten aufgezwungenen, lächerlichsten Hochdeutsch.

Wahrlich, die Tannen und die Felsen unserer Berge und die Rinder und Schafe auf den Matten würden lachen, wenn sie könnten, der Freund unseres Volkstums aber möchte weinen, wenn er diese zum Hochdeutsch-Reden abgerichteten keltisch-alemannischen Bauernkinder ihre Papagei-Kunst herauswürgen hört; wie sie da Worte, wie: Haus, gewesen, gegangen — hersagen, wie aus einer Eismaschine herausgepreßt.

Namentlich werden die Kinder dressiert, eu ja recht deutlich zu sprechen und nicht ei daraus zu machen, also z. B. Föuer, aber ja nicht Feier zu lesen und zu reden, noch viel weniger „Für".

Kommt gar ein Kreisschulrat, so sieht der vor allem darauf, daß die Kinder schön hochdeutsch lesen und reden. Er schreit Lehrer und Kinder an, wenn diese nicht rein hochdeutsch sich ausdrücken, und manche Lehrer selbst fahren über die Kinder her, wenn sie ein Wort im Dialekt reden, als ob sie ein Majestätsverbrechen begangen hätten, während ihr Verfahren ein wirkliches Majestätsverbrechen gegen das Volkstum von Gottes Gnaden ist.

Der Dialekt der Kinder wird als „wüst" und „ungebildet" in der Schule hingestellt, und die armen Kleinen glauben schließlich, es wäre eine Schande, bäuerisch zu reden. Drum, wenn sie größer geworden sind, schämen sich viele ihrer Sprache, ihrer Tracht, ihres Standes, ziehen in die Städte und verlumpen auf „hochdeutsch". Und das hat mit ihrem Singen die Kultur getan.

Man hat auf diese Art bereits die schönsten, mittelhoch-

deutschen Wörter aus der Sprache des Volkes verdrängt. Ich will hierfür nur ein Beispiel von vielen bringen. In meiner Jugendzeit nannte das Landvolk ganz allgemein den Schmetterling Pfiffholter, vom mittelhochdeutschen Worte vivaltra (Zwiefalter). Heute kann man hundert jüngere Landleute fragen, sie kennen das Wort nimmer, noch seine Bedeutung.

Warum nicht? Weil der Lehrer schon längst den Pfiffholter als wüstes Bauernwort bezeichnet und den Schmetterling eingeführt hat.

Es ist mir jeweils interessant, aber weniger tröstlich, bei meinem Aufenthalt im Kinzigtale derartigen Dingen nachzugehen. Ich ärgere mich stets und sage mir oft: „Ist denn alles mit Blindheit geschlagen, daß man nicht sieht, wie Schritt für Schritt, im Großen wie im Kleinen, altes, echtes, deutsches Volkstum vernichtet wird?"

Seit die Preußen die Führerschaft auch in Süddeutschland übernommen haben, wird dem alemannischen Dialekt, in welchem die größten Minnesänger ihre Werke dichteten, ein wahrer Krieg erklärt von vielen „Jebildeten". Der Bauernbursche wird beim Militär ausgelacht, wenn er in seinem Dialekt spricht, der Bauer bei Amt und Gericht angeschnauzt, wenn der Beamte, der nicht selten noch ein Preuße ist oder als Reserveleutnant bei den Preußen „jedient" hat, den Mann in seiner Volkssprache nicht gleich versteht, und das Maidle, wenn es in die Stadt kommt als Magd, muß hochdeutsch oder preußisch reden, weil seine Herrin eine dumme Gans ist und meint, es gäbe nur ein Deutsch, das nämlich, welches sie auf der höhern Töchterschule genossen hat und in dem die dort verhimmelten Klassiker geschrieben haben. —

Aber auch anderwärts siegt der preußische Sprachgebrauch über altehrwürdige Namen in Süddeutschland. So hat man seit den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens am Oberrhein die Kathedralen der Bischofsitze Straßburg,

Basel, Konstanz und den Wunderbau in Freiburg „Münster“ genannt in Stadt und Land, in Schrift und Wort.

Weil nun in Preußen und am Mittel- und Unterrhein jene Kirchen Dome heißen, soll auf einmal auch aus dem Freiburger Münster ein Dom gemacht werden. Und man spricht dieses Wort so ehrfurchtsvoll und vornehm aus, als glaubte man, das Münster würde dadurch 100 Meter höher und noch berühmter.

Das gute Volk im Breisgau und auf dem Schwarzwald weiß gar nicht, was es sich denken soll unter dem Worte Dom, und wenn man's ihm erklärt, schaut es mitleidsvoll an dem Wunderbau hinauf, dem man seinen alten Namen nehmen will, schüttelt den Kopf und — das Münster tät' seine Pyramide auch schütteln, wenn es könnte — spricht: „So lang i leb, heißt's Münster; i will nix wisse von dem dumme Wort Dom, des bi uns kei Mensch verstoht.“

Vielleicht wird diese Änderung aber auch in den Schulen eingeführt und in fünfzig Jahren reden auch unsere Bauern von dem „jottvollen, jotischen Dom“ in Freiburg.

Vor einigen Jahren ist es gar einem preußischen Kultusminister, ich glaube, Puttkammer hieß der verdienstvolle Mann, eingefallen, auf dem Weg der Verordnung die deutsche Schreibweise zu ändern, und flugs wird dieses preußische Reglement in allen Schulen, auch Süddeutschlands, nachgemacht, und wer nicht schreiben kann à la Puttkammer, ist ein ungebildeter Mensch. Ich meine aber, die Schreibweise einer Sprache entwickle sich naturgemäß aus dem Gang der Literatur eines Volkes und sei kein Ding, das man ministeriell kommandieren könne und kommandieren sollte.

Allen Respekt vor den Haslacher Lehrern meiner Knabenzeit! Die lehrten uns hochdeutsch lesen, wie es im Buch stand, und verkehrten mit uns im Dialekt. Mein letzter Volksschul-Professor war der Oberlehrer Scherle. Der redete seinen Brisgäuer Dialekt; er war aus „Pfaffenwiler im Schneckenländle“ bei Freiburg, und wir Buben sprachen unser Has-

lacher „Ditsch", das ich heute noch ausschließlich rede im Verkehr mit meiner Schwester, die gottlob überhaupt nicht hochdeutsch sprechen kann.

Wenn heute ein Lehrer so dozierte wie damals, bekäme er eine schlechte Note und einen Rüffel vom Kreisschulrat.

Wahrlich, unser süddeutsches Volkstum ist ein großes Meer, und es geht lange, bis seine Wasser zersetzt oder ausgeschöpft sind; wenn aber unsere Kultur-Wüteriche noch lange in obiger und anderer Art hochdeutsch und preußisch hineinspucken und die seichten Bäche und Bächlein ihres Aufklärichts hineinfließen lassen, wird schließlich auch jenes Meer versumpfen und nicht mehr imstande sein, mit seinen frischen Wassern die blasierte Kulturwelt leiblich wieder aufzufrischen und zu regenerieren.

Vortrefflich schreibt der schon angeführte norddeutsche protestantische Pfarrer über die Volksdialekte: „Es ist ja richtig, sämtliche Volksdialekte, besonders in dem protestantischen Norddeutschland, sind heutzutage aufs Land und in die Ecke gedrückt, von Katheder und Kanzel, aus Literatur und Presse so ziemlich völlig ausgeschlossen und nach und nach, wenn auch vielleicht erst in Jahrhunderten, zum Tode verurteilt. Aber es bedarf zur Würdigung solcher Niederlage der Kenntnis des Gegners. Wem sind sie unterlegen? Sie sind bekanntlich sämtlich unterlegen der einen ungeheuren Tatsache der lutherischen Bibelübersetzung! Was war das Hochdeutsch? Ein Parvenu, ein Emporkömmling, ein Schreib- und Kanzleistubengewächs ohne Ahnen und ohne Geschichte. Aber daß der Gottesmann Luther seine Übersetzung in dieser Wittenberger Kanzleisprache schrieb, und daß das Kolossale seiner Persönlichkeit, die dahinter stand, gerade dieser Übersetzung zu einem so beispiellosen Erfolge und Siege verhalf, das brachte auch die Sprache, in der sie geschrieben war und die wahrlich nichts weiter war, wie ihr Träger, zum Siege, zum Siege über alle Mundarten."

„Wie um Christi willen jedes Kind den Pontius Pilatus

kennt, so wurde um Luthers willen die Sprache seiner Bibelübersetzung groß! Also zur Würdigung der Niederlage ist zu beachten, daß der Kampf ein ungleicher, daß sozusagen Gottes Hand mit dem Gegner war. Da war an ein Siegen nicht zu denken! Das ist aber nun zu beachten: Wie rein ist der Unterlegene stets geblieben, und wie wenig rein fast jederzeit der Sieger! Was wir heutzutage mit Sprachreinigung zu tun haben, das weiß ganz Deutschland! Jetzt ist die Sündenerkenntnis gekommen, wohin es geführt hat, daß nach rechts und links geschielt wurde, daß kein fremdes Heer, keine fremde Mode durchs Land ziehen, daß keine auswärtige Handelsbeziehung angeknüpft werden durfte, ohne daß die Sprache davon aufsog; wohin es führt, daß bis zur Stunde jeder Unberufene, jeder Gelehrte, jeder Beamte, jeder Kaufmann auf eigene Faust Neuerungen und Verbesserungen in die Muttersprache hineindrängt."

„Bäuerliche Empfindung ist es gewesen, die allen Verlockungen von auswärts stets widerstand und ihren Dialekt rein hielt von der Zeit her, da er der Sprache der Urkunden und dem Latein ebenbürtig war. Am Herde, auf der Diele, wo die Frau als der treuere Teil des Hauses waltete, da vergaß der Mann und der Sohn immer wieder, was er von den Kriegs- oder Wanderjahren aus der Fremde mitgebracht hatte, so daß die Sprache im Bauerntum bis jetzt stets jenen Erdgeruch und Schollenduft behalten hat, jenen Tau und Hauch der Rassenreinheit, den der Kulturmensch jederzeit so schnell und leichtfertig dranzugeben bereit gewesen ist." —

Im Frühjahr 1896, am gleichen Tage, da ich Martin den Knecht aufsuchte, sah ich den Lorenz wieder. In einem Buchwald an der Berghalde, die ich übersteigen mußte, um auf den Dierlisberg zu kommen, fällte er Holz. Er war älter geworden, als ich mir gedacht, und sah mit seinem grau werdenden, kurzen Vollbart und seiner adelig gebogenen Nase aus wie ein älterer Offizier a. D. Er stammt, wie

wir wissen, durch seine Mutter vom Vogt auf Mühlstein ab und hat Bauern-Adel in seinem Geblüt, daher sein interessanter Kopf.

Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. „Gut,“ war die Antwort. „Ich bin gottlob g'sund und hab' Erwet (Arbeit) g'nug.“ Gesundheit und Arbeit sind also des wackern Mannes Maßstab für irdisches Wohlsein, und zwar harte Arbeit, Knechtsdienste, die er nun seit dreißig Jahren tut.

Nur über eines klagte er: Sein Gehör nimmt ab, und es wird so noch einsamer um ihn, als es ohnedies in der Einsamkeit der Buchhöfe ist. „Bei dem Bombardement von Straßburg hat mir das ewige Schießen mein Gehör verschlagen,“ meinte er, „und ich fürcht', ich verlier's noch ganz.“

Sonst sprach aus dem Lorenz das Bild absolutester Zufriedenheit. Sein Bur aber, der mich bis in den Buchwald, in welchem ich den Lorenz traf, begleitet hatte, gab ihm unentwegt das Zeugnis des brävsten und tüchtigsten Knechtes in Berg und Tal weithin.

Und er sagte mir noch was — daß der Lorenz von seinem ersparten Liedlohn auch den Armen gebe und ein barmherziger Mann sei.

Diese Barmherzigkeit nimmt mich mehr für ihn ein als sein Bravour-Stück an der Lisaine. Wahrlich, wenn ein Knechtlein, das selbst sein Geld sauer verdient, noch von diesem spärlichen Verdienst Almosen gibt, gleicht er der Witwe im Evangelium, die mit dem letzten Groschen mehr gegeben hat, als die reichen Schriftgelehrten und Pharisäer alle!

Überhaupt kann man auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, wieder ein Beispiel nehmen an dem „ungebildeten Bauernvolk“.

Auf dem Lande, an den Bauernhöfen des Schwarzwalds, findet sich nirgends angeschrieben: „Betteln verboten“, wie an den Villen der reichen Stadtleute. Die Bauern und Bäuerinnen halten stets offenes Haus und offene Hand für die Ortsarmen, die Handwerksburschen, Stromer und Vaga-

bunden. Essen und selbst Nachtquartier wird keinem versagt und jedem auch noch was auf den Weg mitgegeben.

Wenn wir Stadtmenschen gar noch vagabundierende Mitmenschen über Nacht behalten sollten, wie würden wir da Zeter-Mordio schreien! Die Bauersleute aber üben noch die Werke der Barmherzigkeit geradeso, wie sie im Evangelium stehen. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, daß es im Himmel dereinst viel, unendlich viel mehr Bauersleute geben wird als Herren und Stadtleute, und dies von Gottes und Rechts wegen.

Und selbst unser Lorenz war in meinen Augen schon auf Erden in seiner Zufriedenheit und in seiner Knechtsgestalt weit höher zu schätzen, als manch einer, der in der Welt draußen glänzt in Ämtern und Würden und vierspännig fährt.

Was hält die Welt von einem armseligen, weltfernen Knechtlein? Nichts und abermals nichts. Bei ihr besteht der Wert des Menschen im Haben, im Wissen und im Scheinen, d. i. im Geldsack, in der Bildung und in der Stellung.

Wie das Geld verdient ist, ob ehrlich oder unehrlich, ist in der Welt gleichgültig, wenn's einer nur hat, dann gilt er, und je mehr er hat, um so mehr gilt er, und wenn er seinem Charakter nach der größte Lump und Gauner wäre.

Und gebildet muß der heutige Mensch sein, wenn er in der Gesellschaft etwas gelten will. Er muß von Darwin und Haeckel reden können, von der Urzelle und vom Urschleim, aus dem alles hervorging, der Frosch wie der Universitätsprofessor, und dadurch erhaben sein über die Finsternis des Mittelalters.

Und die Stellung, das Amt, der Titel entscheiden ferner bei der Welt, was einer in ihren Augen wert ist. Ist einer noch so dumm und borniert, wenn er nur eine hohe Stellung einnimmt, die Welt liegt zu seinen Füßen. „Stupiditas victrix", hat einer mit Recht gesagt, „ist ein Götzenbild, dem sehr viel und kostbarer Weihrauch gestreut wird."

Ehrlichkeit und Geradheit, Talent und Arbeitsamkeit

gelten in der Regel keinen Deut, wenn sie es zu nichts bringen.

Aber diese Welt ist es auch, der Christus den Krieg angekündigt hat, sein Gericht und seine Verachtung, ja seinen Fluch. 's muß auch so sein, sonst wüßte ein braver, ehrlicher Kerl, wie unser Lorenz, nicht, wozu er auf der Welt wäre.

„Bene vixit, qui bene latuit“, wer im Verborgenen, fern der Welt, gelebt hat, hat gut gelebt, hab' ich zu Anfang dieser Geschichte gesagt und wiederhole es am Ende, weil diese Wahrheit in vollem Maße vom Lorenz in den Buchen gilt. Er ging nur einmal und schüchtern als weinendes Knechtlein in die Welt, er hat sich ihr als Held gezeigt. Dann kehrte er wieder heim, ward wieder ein armseliger Knecht, lebt als solcher glücklich in seiner Einsamkeit und wird als solcher sterben.

Vergessen von der Welt braucht er nicht zu werden, wie ihre Lieblingskinder, die in ihr leben, genießen und gelten — er war schon im Leben vergessen. — —

Es war aber dem braven Lorenz nicht beschieden, in den Buchen zu sterben.

In den neunziger Jahren hatte der Bur seinen Hof einem jungen Schwiegersohn übergeben. Junge Buren und alte Oberknechte kommen in der Regel so wenig gut aus, als alte Reichskanzler und junge Fürsten.

Es ging zwar Jahr und Tag, und obwohl der junge Bur ein guter Mann war und der alte Bur dem Lenz auf seinem Leibgeding ungesorgtes Brot anbot — eines Tages wanderte der Lenz aus.

Er zog hinüber auf den Mühlstein-Hof zum Sepp, dem Sohne seines alten Buren. Dem machte er noch einige Jahre den Knecht, recht und redlich, wie's der Lenz gewohnt war.

Und als die Kräfte nachließen, um Winächten 1905, zog der Lenz in der Absicht, als Privatier und gelegentlicher Taglöhner dort zu leben, hinab ins Städtle — nach Zell zum Eckbeck, dem Schwiegersohn seines alten Buren.

Am Neujahrstag wanderte er nach der Nordere, seiner Heimat, und holte beim Akzisor sein Quartalgeld für die Feldzugsmedaille. Sich weiter noch um die Invaliden-Rente bewerben, das wollte der brave Mensch nicht.

Auf dem Gang nach Nordrach erkältete er sich, wird krank an Lungenentzündung, und am 26. Januar 1906 haben sie auf dem Zeller Kirchhof unter den Eichen, wo sein Ahnherr ruht, der Vogt auf Mühlstein, und die Magdalene, den brävsten Knecht des Tales begraben — den Lorenz in den Buchen.

Seinem Bruder und seiner Schwester verblieben von seinem Erbe je fünfzig Mark. Alles andere hatte der Lenz bei Lebzeiten den Armen gegeben.

Sein Bruder aber und ich wohnen heute im gleichen Hause, in der Karthause bei Freiburg.

Der August Armbruster hat ein bewegteres Armenleben als sein Bruder, der Lenz.

Auch er war mit diesem in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versteigert worden und am gleichen Tag, da die Mutter den ältern Lenz auf den Grafenberg brachte, brachte sie den August zum Harter-Severin auf dem Bäumlisberg.

Bei der nächsten Steigerung kommt er in die Schottenhöfe zum Meierbur und nach drei Jahren wieder zurück ins Nordracher Tal zum Gißlerbur. Dieser handelt an ihm wie ein Vater, und er bleibt bei ihm bis zum zwanzigsten Lebensjahr, wird anno 1870 Soldat und macht noch einen Teil des Feldzugs mit als Infanterist.

Nach dem Krieg dient er als Knecht auf dem Hermeshof in Lindach, dann in Zell bei Sonnenwirts August, hierauf in Offenburg bei drei Bierbrauern.

Die Wanderlust treibt ihn ins Elsaß, und er ist jahrelang Kutscher und Postle beim Sternenwirt in Erstein. Anno 1884 kommt er wieder ins Kinzigtal und kutschiert meinen alten Freund, den Dr. Willmann von Wolfe, auf seiner Praxis herum.

Als der 1885 seinen Beruf aufgibt und nach Freiburg zieht, macht's sein Kutscher auch so.

Hier dient er noch 20 Jahre als Fuhrknecht und, als sein Asthma ihn vom schweren Fuhrwerk wegzwingt, als Taglöhner bei der Stadt, wird als solcher krank und kommt 1905 zu den Armen in die Karthause, wo wir zuweilen vom Kinzigtal reden und vom toten Bruder Lenz.

Er erzählt oft, wie er als Knabe geweint habe, wenn er versteigert worden war und zu einem neuen Patron mußte und welch hartes Brot er gegessen sein ganzes Leben hindurch. Aber nie hab' ich von ihm ein Wort der Klage gehört über seinen schweren Lebensgang.

Das zeigt, daß er ein Bruder des großen Lenz ist. —

Der Heider aber, Professor und Sympathie-Doktor, lebt heute noch. Er hat mit seinem Bergspiegel so viel verdient, daß er eine eigene Wirtschaft kaufen konnte. Er ist heute Hechtwirt in Zell, Fischer und Besitzer eines großen Fischweihers; aber am meisten verdient er immer noch, wie er selber sagt, „mit der Doktorei". —





Der Vetter Kaspar.

1.

Hasle war zu meiner Knabenzeit ein „Bure-Städtle", d. h. seine Bürger waren halb Bauern, halb Handwerker und arbeiteten bald auf dem Felde, bald in ihren Werkstätten. Bei der ersteren Arbeit waren Weiber und Kinder, Knechte und Mägde ihre Gehilfen, wie auf einem Bauernhof. Selbst die Handwerks-Lehrbuben mußten mit aufs Feld.

In jedem Haus gab es Kühe und Schweine, meist auch Hühner und Gänse, kurzum, es war ein halbes „Bureleben".

Heute ist das anders. Viele Bürger haben den Feldbau aufgegeben, ihre Felder verkauft oder verpachtet; und immer mehr rücken die umliegenden Landleute in den Güterbesitz von Alt-Hasle. Aus den Weibern und Maidlen, die zu meiner Zeit alle Dienste bäuerlicher Bevölkerung verrichteten, Kühe molken, Schweine fütterten, Heu machten — sind jetzt Frauen und Fräulein geworden. Sie sitzen bleichsüchtig daheim in den Stuben und treiben „weibliche Handarbeiten". Und wo überhaupt noch Landwirtschaft getrieben wird, da hält man Mägde und Knechte.

Die einfachste Bürgerstochter wird jetzt auswärts in eine sogenannte Haushaltungsschule geschickt und kommt nach

Jahr und Tag als großstädtisch aufgeputztes und dressiertes Gänschen heim.

Bei der Gelegenheit möchte ich auch sagen, daß ich auf all diese neumodischen Haushaltungsschulen, mögen sie von geistlichen oder weltlichen Leuten gehalten werden, nicht nur nichts gebe, sondern sie geradezu für das Volkstum und den Wohlstand für schädlich erachte.

Die einfachste und beste Haushaltungsschule für die Mädchen ist das Elternhaus und die praktischste Haushaltungslehrerin die Mutter. So war es in der guten, alten Zeit, in der die Menschen deshalb zufriedener lebten, weil sie einfacher waren als jetzt.

Heutzutage muß jedes Mädchen, das nur tausend Mark Vermögen zu erwarten hat, auswärts in eine bessere Schule, kommt dann heim mit allerlei neuen Ansichten über die Haushaltung und ausgestattet mit der Kunst, neue und bessere Speisen bereiten zu können. Die Küche daheim ist ihm zu finster, was darin gekocht wird, zu schlecht. Es geht nur ausnahmsweise hinein, um dem Vater Braten oder ein Kotelett zu präparieren — Gerichte, die früher nie gemacht wurden und Geld kosten.

Die übrige Zeit sitzt das „Fräulein" in der Stube und macht „Arbeiten" und läßt die Mutter, die dumm und „schaffig" genug dazu ist, in der Küche das gewöhnliche Essen kochen und das Geschirr spülen.

Kommt's zum Heiraten, so will eine solche Gans, die in der Fremde war, keinen Bauer und keinen Schuhmacher und keinen ehrsamen Schneider mehr, sie heiratet lieber einen „Staatsdiener", und wenn er nur Gendarm ist, dann braucht sie nicht mehr im Feld zu arbeiten und kann in der Stube sitzen und Kaffee trinken dazu, wenn's nicht mehr zu Koteletten langt.

Wer aber an all den Dingen schuld ist, das sind beileibe nicht die Mädchen, das ist unsere Kulturwut und die Dummheit der Eltern, die von ihr hypnotisiert sind. „Man muß die

Kinder heutzutag ausbilden lassen", ist dabei die stehende Redensart. Die Ausbildung besteht aber darin, daß die Kinder verdorben und unzufrieden gemacht werden und in eine einfache, sparsame Haushaltung auf dem Lande nicht mehr zu gebrauchen sind.

Die Menschheit unserer Tage, die Staatsweisheit voran, sucht das Glück in der „Bildung"; diese macht aber das Unglück der Menschen aus und nicht das Glück. Der Hirtenbub auf dem Schwarzwald ist ohne Bildung weit glücklicher als der größte philosophische Denker im Deutschen Reich.

Das Glück der Menschen ruht in der Zufriedenheit, und diese ist eine Tochter der Einfachheit, der Sparsamkeit und der Selbstverleugnung.

Jetzt sollen und wollen alle Stände an den Früchten der Kultur wenigstens „schlecken". Sie bekommen damit aber nur das Verlangen, alle Genüsse und Annehmlichkeiten des Kulturlebens zu genießen, damit sie ebenso unzufrieden, blasiert, skrofulös und elend werden, wie die kultivierten Stadtmenschen. — Hierin liegt das ganze soziale Unglück unserer Zeit.

Solange die Bauernmädle und die Bürgerstöchter in kleinen Städten Kühe melken, Schweine füttern, Gras holen und Heu machen, sind sie glücklich und zufrieden; sobald sie aber häkeln und sticken, Kotelette und Braten, Torten und Saucen machen lernen und machen wollen, sind sie unzufrieden und damit unglücklich.

Drum sind, wie gesagt, in meinen Augen die so vielgerühmten Haushaltungsschulen ebensoviele Schulen für Zerstörung der alten Einfachheit und des gesunden Volkstums. —

Ähnlich, wie mit den Feldarbeiten, geht's jetzt z'Hasle im Städtle her mit dem Spinnen, dieser so wichtigen und nutzbringenden Arbeit für Wibervölker.

Zu meiner Zeit wurde in allen Häusern gesponnen, und von der Frau des Oberamtmanns Dilger angefangen bis hinab zur Taglöhnersfrau in der Vorstadt saßen Mutter und

Tochter zur Winterszeit tagsüber und abends am Spinnrad. Heute könnte man abends in Hasle von Haus zu Haus gehen, man fände nirgends mehr eine Spinnerin, höchstens daß in der Vorstadt noch ein oder das andere alte Weibchen, erst kurz vom Land hereingezogen, säße und spänne.

„Man kauft ja jetzt die Sachen billiger, es ist nicht mehr der Mühe wert, daß man spinnt.“ Ja, man kauft Lumpenzeug, das jedes Jahr erneuert werden muß, und wirft so das Geld zum Fenster hinaus, während die selbstgesponnene Ware zwei und drei Generationen aushielt!

Ich bin heute ein alter Mann, aber ich habe noch Hemden, wie neu, zu welchen meine Mutter, die schon mehr als vierzig Jahre tot ist, das Garn gesponnen hat.

Alle Maschinenarbeit leistet nie und nirgends das, was die menschliche Hand leistet, die allein ihren Erzeugnissen Geist und Kraft beibringt.

Wie weit es Kultur und Bildung in der Richtung gebracht haben, selbst auf dem Lande und selbst im Kinzigtal, das zeigt die folgende, geradezu haarsträubende Tatsache:

Unsere Dorfgemeinden in Baden wurden, wie schon früher erwähnt, seit Jahren veranlaßt, ihre Industrie-Lehrerinnen in Karlsruhe ausbilden zu lassen. Dies geschieht in der Regel, und nun, nachdem diese akademisch gebildeten Lehrerinnen seit Jahren auch unter dem Landvolk im Kinzigtal wirken, höre ich von Bauern und Bäuerinnen, daß die Hälfte der jungen Mädchen, welche als Mägde gedungen werden, nicht mehr spinnen und ein Drittel keinen Strumpf mehr stricken könne.

Diese von neumodischen und staatlich gebildeten Lehrerinnen im „Normalstrumpf“ unterrichteten Mägde schauen im Winter zu, wie die älteren Wibervölker spinnen, und lassen ihre eigenen Strümpfe von ärmern Weibspersonen stricken, da sie die Normalstrumpf-Mathematik vergessen haben und nun selbst keinen tragbaren Strumpf mehr stricken können.

Und das heißt man am Ende des zweiten Jahrtausends Volksbildung!! —

Also zu meiner Zeit war Hasle ein Bure-Städtle und seine Einwohner zählten zum Bauernblut. Drum kann ich auch meinen „Vetter Kaspar“ unter diesen Titel einreihen.

Mein eigenes Bauernblut ist leider nicht mehr echt, trotzdem ich in die Bure-Städtle-Zeit von Hasle falle. Bauernblut ist gesund und macht nervenstark; beides fehlt mir, aber ich weiß es zu erklären. Die alten Römer schon sagten: „Filii matrizant“, d. h. die Knaben schlagen der Mutter nach, die Mütter aber ihren Vätern, so daß in der Regel die männlichen Enkel Gesundheit oder Krankheit erben vom mütterlichen Großvater.

Mein diesbezüglicher Großvater, der „Wälder-Xaveri“ von Triberg, war aber ein geplagter Hausierer, der bergauf und bergab seine schwere Hausierkiste schleppte, keine Feldarbeit kannte und der zudem seine Nerven ruinierte durchs Studium. Wir wissen aus seiner Biographie in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“, daß er, so oft er auf einsamen Bauernhöfen sein hartes Tagewerk endigte, nachts, wenn alles zur Ruhe gegangen war, statt im Schlaf Erholung zu suchen, eine mitgebrachte Unschlittkerze anzündete, sich an des Bauern Tisch setzte und las bis lange nach Mitternacht.

Ich sage, sein Licht brachte er selbst mit, denn in jener Zeit und noch in meiner Knabenzeit hatten die Bauern keine Beleuchtung, bei der man lesen konnte.

Damals stand noch am Abend in der Mitte der Burenstube der Spanstock und vor ihm ein Kübel voll Wasser, in den die abgebrannten Teile des brennenden Spanes hineinfielen. Um den Stock herum saßen die Wibervölker und spannen, während die Mannsvölker auf der Ofenbank saßen und rauchten.

Der Qualm in der Stube verzehrte damals die verschiedenen Krankheits-Bazillen, und die Leute waren ge-

sünder als heute, wo man in jedem Burenhus teures Petroleum in schönen Lampen brennt. Dieses Öl kostet Geld, während der Span, der im Walde wuchs, nichts kostete. Der Bauer klagt jetzt über schlechte Zeiten, denkt jedoch nicht daran, wieviel er das Jahr über ausgibt für „Kultur", für Licht und viele andere Dinge, die früher nichts kosteten, weil man sie selbst pflanzte oder sie überhaupt nicht brauchte.

In Hasle gar, wo man ehedem Öllampen und Unschlittlichter brannte, die mit Zunder, Feuerstein und Schwefelhölzle angezündet wurden, ist man bereits beim elektrischen Licht angekommen.

Wie friedlich still brannten die alten Stadtlaternen zu meiner Zeit, ein heimisches Halbdunkel verbreitend, in dem die alten Haslacher unbeschrien durch die nächtlichen Straßen zogen, wenn sie aus dem Wirtshaus heimkehrten und ein oder das andere Mal zu viel hatten, und welches Halbdunkel das unschuldige Rendezvous und den Abendkorso der Jugend so schützend bedeckte!

Jetzt sollen diese menschlichen Vorgänge alle tageshell beleuchtet werden, und wer in Zukunft seinen Zopf nicht will auf Straßenlänge beleuchtet haben, der muß nüchtern aus dem Wirtshaus kommen oder, wer am Abend nicht will auf der Straße gesehen sein, daheim bleiben.

So stirbt Alt-Hasle immer mehr aus, drum wohne ich auch seit Jahren, wenn ich ins Kinzigtal komme, bei den Bauern, um nicht auf Schritt und Tritt an den Städlemenschen und in den Straßen und Gassen die verderblichen Spuren der Kultur zu sehen. —

Also mein mütterlicher Großvater ruinierte seine Nerven durch Studium, der Mann konnte also kein Bauernblut an mich vererben.

Aber von meinem väterlichen Großvater, dem Eselsbeck, dem die Bauern viel lieber waren als die Herren, und der seine Lust darin fand, in seiner Stube Bauern um sich

zu haben und ihnen zu erzählen, habe ich meine Liebe zum Bauernstand ererbt, meine Vorliebe für Volksgeschichten und mein ganzes, bäuerisches Wesen. Auch mein demokratisches Blut und der Mangel eines Organs für Servilismus und Liebedienerei nach oben stammt von ihm, und ich sage gottlob für diese Eigenschaften.

Der gleiche satyrische, demokratische Eselsbeck, ein Meister im Erzählen und Räsonieren, hatte aber außer mir noch einen Enkel, der viel mehr von diesem Großvater ererbt, als ich, weil er durch seine Mutter des Eselsbecken „Großkind" war. Dieser Enkel aber war der „Vetter Kaspar", der als vollblütiger Alt-Haslacher vollauf zum „Bauernblut" gerechnet werden kann. Und nachdem er in den „wilden Kirschen" keinen Platz gefunden hat, obwohl er zweifellos geistig die bedeutendste wilde Kirsche ist, die Hasle im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, soll er im „Bauernblut" auftreten.

Sein Geburtshaus steht ganz in der Nähe des meinigen. Einst Sitz eines alten Patriziergeschlechts, der Stähelin von Stockburg, deren Burgruine heute noch bei Villingen zu sehen ist — war es schon im 18. Jahrhundert in den Besitz der Bäckerfamilie Bosch gekommen.

In meiner Knabenzeit gab es unter den vierzehn Bäckern im Städle zwei von der Familie Bosch, drei vom Geschlechte Fackler und gar vier vom Stamme Hansjakob. Heute, so geht die Zeit auch mit den Bäckern um, existiert kein Bäcker mehr in allen drei Familien.

Und was für Leute waren unter den vierzehn Teigmachern jener Tage! Man könnte ein ganzes Buch nur über sie schreiben. Ich will aber nur einzelnes andeuten, damit der Leser nicht zu sehr überrascht wird vom Vetter Kaspar.

Die Fackler: Sepp, Gast (Arbogast) und Toni, waren geniale Leute, der Sepp Bürgermeister und ein Talent ersten Ranges, seine Brüder vorzüglich musikalisch.

Unter den Hansjakoben war mein Vater ein hervorragender Erzähler und Unterhalter, wenn er dazu aufgelegt

war, der Vetter Eduard, genannt der Kastenvogt, ein halber Advokat und in allen bürgerlichen Angelegenheiten ein geistreicher Ratgeber, und meines Vaters älterer Bruder Joseph, der Schnauzbeck, in seiner Art ein Original, wenngleich ein ziemlich billiger Denker. Sein Vater, der Eselsbeck, meinte, der Sepp habe aus der Art geschlagen und sei der dümmste von seinen Buben, und doch hatte er Züge an sich, die mich heute noch freuen.

Er sprach meist in einem vornehmen, hohen Ton, den er aus der Fremde, die ihn auch nach Göttingen geführt, mitgebracht hatte, wie seinen Schnauzer, der ihm als etwas Ungewöhliches an einem Bäcker den Spitznamen eintrug. Auch er erzählte gerne und nahm ebenso gerne das große Wort an den Wirtstischen.

Vornehme Redensarten und beschränkte Wortführer konnten die alten, besseren und demokratischen Haslacher nicht lange hören. Sie lachten deshalb den Schnauzbeck aus und ließen ihn nie recht zum Wort kommen.

Da kam er auf eine geistreiche Idee, seine vom Vater ererbte Leidenschaft, andern zu erzählen, ausüben zu können; er gründete außerhalb des Städtchens, beim „Christle-Karle", einem Bierwirt, ein Kasino von lauter Bürgern dritten und vierten Ranges, dessen Präsident er wurde.

Diese Leute, meist Taglöhner und verarmte Handwerker, hörten ihm bei Bier und Schnaps andächtig zu, und das freute ihn. Als er später, ein vermöglicher Mann, sein Geschäft aufgab und privatisierte, saß er die meiste Zeit bei seinen Kasinesen und belohnte sie mit Bier und Schnaps fürs Zuhören.

Mit Vorliebe erzählte er von Amerika und drückte sich dann sehr gewählt aus. Hier ein Beispiel: „Ja, ja, der Kolumbus hat Amerika empfunden, und diese Empfindung war ein großes Glück für die Freischärler des Jahres 1848 und 49, denn sie konnten so sich retten und die Freiheit über Wasser halten. Ich wäre schon als junger

Mensch gerne auch dahin gereist, aber die stürmische Feuchtigkeit des Ozeans hat mich abgeschreckt."

Solche und ähnliche Redensarten gingen vom Schnauzbeck im Städtle um, und mein Vater ärgerte sich oft über das dumme Geschwätz seines Bruders, den er selbst öfters bespöttelte ob seiner vornehmen Phrasen.

Sonst war der Mann äußerst gutmütig und voll tiefsten Gemütes. In den letzten Jahren seines Lebens, er starb 1856, litt er auch an unserem Erbübel, an der Gemütskrankheit. Ich sah ihn gar oft in meinen Studienjahren voll Schwermut zum Fenster seiner Wohnung herausschauen. —

Zu den geistig hervorragenden Bäckern meiner Knabenzeit gehörten noch zwei Brüder Neumaier, der Schlappenbeck und der Storchenbeck, beide sehr durftig, aber dabei Satyriker ersten Ranges.

Der eine hieß Vinzenz, der andere Wilhelm. Ihr Vater war der alte Stadtmüller gewesen.

Der Vinzenz hatte eine junge, schöne Frau, die ihn aber alsbald unter den Pantoffel, in Hasle Schlappe genannt, genommen. Daher sein Spitzname.

Welch feiner Satyriker er aber trotzdem war, zeigt e i n Beispiel für viele. Wenn, was früher allgemein üblich, am Abend Nachbarsleute z'Licht kamen in die Bäckerstube und zu lange sitzen blieben, vertrieb sie der Vinzenz dadurch, daß er zu seiner Frau sagte: „Frau, wir wollen ins Bett, die Leut' werden heim wollen." —

Der Vater des Vetters Kaspar, von der Lage seines Hauses am oberen Tore der obere Bosch genannt, und dessen Bruder am unteren Tore, der untere Bosch geheißen — waren die Barone und die Rotschilde unter den Bäckern, schöne, stattliche, wohlbeleibte und geldkräftige Männer. In ihren glatten, vollen Gesichtern mit stolzen Zügen sahen sie aus wie Fürstäbte deis Mittelalters.

Namentlich galt dies von des Kaspars Vater, der mit seinen blauen Augen so ernst und vornehm dreinschaute und

so gemessen redete, daß man hätte glauben mögen, er wäre noch der alten Patrizier einer, die sein Haus gebaut hatten. Ich sah ihn nie lachen oder recht freundlich sein, nicht einmal am Abend vor dem Drei-Königs-Tag, wo wir Knaben, als Dreikönige ausstaffiert, vor seinem Hause, wie altherkömmlich, sangen und dafür mit Brezeln und Wein regaliert wurden.

Der Kaspar war sein einziger Sohn neben zwei älteren Mädchen. Des Knaben Unglück war der frühe Tod der Mutter, der Schwester meines Vaters. Er erinnert sich nur noch, daß sie ihn auf ihrem Sterbebett in die Arme nahm und sprach: „Liebes Kind, jetzt hast Du bald keine Mutter mehr." Und so geschah es; am Klaustag 1835 schloß sie die Augen für immer; der Kaspar war noch nicht drei Jahre alt.

Sie war in der Blüte ihres Lebens und ihrer Schönheit gestorben. Ein Jahr zuvor war ihr ein Kind, ein Mädchen, in den Bach, der am Hause hinfließt, gefallen; sie sprang ihm nach, und als sie es herausgezogen — „in ihren Armen das Kind war tot". Der Schreck brachte ihr ein Siechtum, dem sie erlag.

Unser Kaspar bekam eine Stiefmutter, und er meinte später immer: „Wer sich einer Stiefmutter erfreut, dem braucht man sonst nichts Böses mehr zu wünschen."

In der Tat sind Stiefväter meist weit ordentlichere Leute als die Stiefmütter. Allein es ist diesen nicht alles zu verübeln. Der Grund der Stiefmütterlichkeit liegt beim Weib meist in der Eifersucht. Diese ist aber ein Geschenk der Natur, dem weiblichen Geschlechte zur Ehre, ihren Männern und Stiefkindern aber oft zur Qual.

Der kleine Kaspar wurde das Aschenbrödel des Hauses: von der Stiefmutter, einer sonst braven Frau, nicht geliebt, von den Schwestern, wie üblich, denunziert und vom Vater sehr oft unschuldig durchgeprügelt.

Er hat später lose Blätter aus seinem Leben geschrieben, die er mir nachher gegeben und die einem Bäcker, der nur die Haslacher Volksschule besucht hat, nach Inhalt und Sprache

alle Ehre machen. In ihnen schreibt er aus der ersten Zeit seines Knaben-Lebens das Folgende: „Mit meiner Mutter hatte ich alles verloren, was mich an die Menschen fesseln konnte. Wo ich nach ihrem Tode im Elternhause hinkam, wenn mein Kinderherz etwas drückte, fand ich statt Teilnahme und Liebe kalte Zurückweisung, oft und zwar sehr oft noch statt Trost unverdiente Schläge. Mir sind im Leben schon manche Kränkungen von andern zuteil geworden, welche ich alle wieder vergessen habe; aber wenn ich heute noch zurückdenke an jene Unbilden, die mir von meinen Angehörigen zuteil wurden in meiner Kindheit, so zieht es mir das Herz zusammen mit unnennbarem Wehe."

„Von jener Zeit," so fährt er fort, „datiert mein verschlossenes Wesen. Ich mußte zu oft mein Leid in mein Herz verschließen, weil ich niemandem klagen konnte. Ich lernte dabei ohne Murren Unrecht dulden, aber es wurde später mehr und mehr durch diese Behandlung ein Hang zur Satyre in mir wachgerufen. Ich wurde als Kind schon ein Menschenfeind."

„Wie oft gab ich mir Mühe, meinen Vater durch gesittetes Betragen, durch allerlei kleine Dienste, die ich ihm als Kind leistete, zu einem Worte des Lobes gegen mich zu veranlassen, aber nie kam ein solches über seine Lippen! Gab es aber etwas zu tadeln an mir, so durfte ich auf den allerstrengsten Tadel rechnen. Kam ich z. B. einmal zu spät zum Essen, wies man mich kaltblütig vom Tisch weg, und ich bekam nichts. Mit der Zeit wurde ich derart abgestumpft, daß es mir ganz gleichgültig war, ob man mich quälte oder in Ruhe ließ."

Nur eine Seele hatte der arme Knabe, die ihn bisweilen tröstete, eine alte Base, die auch ich noch wohl kannte. Sie war die Schwester von Kaspars väterlicher Großmutter und wohnte in dem kleinen Häuschen auf dem Graben, das meiner Großmutter gehörte und unweit von dem großen Haus des obern Boschen lag.

Sie war eine wunderschöne Matrone, trug die goldene Kappe der alten Haslacher Tracht und war eine Freundin des Engels meiner Jugendzeit, der Lenebas, und wie diese eine alte Köchin, die von ihrem in langen Dienstjahren ersparten Liedlohn bescheiden lebte. Lange hatte sie in der Post in Schramberg gedient, von wo sie alljährlich zu ihrem Namenstag noch eine „Punschtorte" bekam, die „der Schramberger Marti", ein Bote, brachte. Diese Torte und die Trostworte der Base das Jahr über, begleitet von allerlei sonstigen Eßwaren, gehörten zu den wenigen Glückssternen des kleinen Kaspars während seiner Knabenzeit. Die Base vermachte „ihrem Büable", wie sie ihn nannte, als sie 1850 starb, zum voraus fünfzig Gulden. —

Auch zu unserm gemeinschaftlichen Großvater, zum Eselsbeck, den ich nicht mehr kannte, da er starb, ehe ich geboren, kam der Vetter Kaspar noch als Kind. Er erinnert sich noch, daß der alte Mann am Ofen saß und dürre Bohnen „ausmachte", d. h. von ihren Hülsen befreite, und daß sein Dreispitz-Hut links neben der Türe hing. Von diesem Großvater, der ein kleiner, breitschulteriger Mann war, ererbte der Kaspar nicht bloß die Satyre, sondern auch die Statur.

Es hat mich eigen angemutet, da der Kaspar mir erzählte, er habe unsern Großvater beim Bohnenausmachen getroffen, eine Arbeit, die sonst nur Weiber und Kinder verrichten.

In seinen Mannesjahren hätte der energische Eselsbeck die Bohnen samt der Person, die ihm so was zugemutet, zum Fenster hinausgeworfen, aber im Greisenalter wird der Mensch ein Kind und läßt sich wie Kinder alles gefallen.

Wie manch einen hervorragenden Mann hab' ich schon gekannt auf dem Lande, der, ein Greis geworden, seine Enkel hütete und im Hause die Kindsmagd machte!

Drum ist nicht zu alt werden besser, um nicht kindisch zu werden. Und doch ist dieses Kindischwerden eine gute Gabe der Natur; man merkt weniger von den Folgen des Alters und noch weniger vom Tod. —

2.

Als ich in die Haslacher Knabenwelt trat, war der Kaspar schon in der „oberen Schule" und ging im Städtle um unter dem Namen „der Bosche-Kasper". Er war klein, mit kleinen, schwarzen Augen, dabei still und wortkarg, und wenn er sprach, tat er dies ruhig, wie ein älterer Mann. Und so wortkarg ist er sein ganzes Leben hindurch geblieben, nur daß später noch in seinem Gesichte, das ein dünner, kurzer Vollbart umrahmte, ein satyrischer Zug sein Spiel trieb.

Ich beneidete ihn in meiner ersten Knabenzeit um zwei Dinge, um seine Tauben und um die kleinen, marmornen Spiel-Kugeln, die er besaß.

Er hatte Tauben, lange ehe mir diese gestattet wurden, und wenn er mich bisweilen mitnahm durch die vielen Stockwerke seines Vaterhauses hinauf in seinen Taubenschlag, so war ich weit glücklicher, als wenn ich heute alle Fürstensäle der Welt durchwandern dürfte.

Und bei dem Lieblingsspiel unserer Haslacher Knabenwelt, dem „Kügeln", hatte er, der einzige, Marmorkugeln, die ihm eine Schwester seines Vaters, an einen fürstenbergischen Beamten verheiratet, geschenkt hatte. Eine einzige jener Kugeln, mir damals verehrt, wäre mir lieber gewesen, als heute ein Ordenskreuz mit Brillanten besetzt.

Auch an das erinnere ich mich noch, daß der Vetter Kaspar die Flöte spielte.

Ihm gegenüber, nur durch die Gasse getrennt, wohnte Lambert, der Schmied, der Richard Wagner von Alt-Hasle, von mir in diesem Buche schon genannt, welcher, nachdem er den Tag über auf dem Amboß gehämmert hatte, am Abend zahlreiche Schüler um sich sammelte und auf allen Blech- und Blasinstrumenten Unterricht gab.

Er entdeckte in dem kleinen Nachbar, der, wie auch ich, oft als Zuhörer zum Schmied kam, Talent zur Flöte und setzte es bei dem harten Vater durch, daß er dies Spiel lernen

durfte. Aber die erste Flöte mußte er leihen, da der Papa keinen Kreuzer dafür hergeben wollte; die zweite bekam er geschenkt. Diese begleitete ihn dann, wie wir sehen werden, auf seinen Lebensfahrten.

In der Schule, bei dem geistreichen Oberlehrer Blum, war der Bosche-Kaspar bei weitem der erste von allen Haslacher Buben. Und wenn er hätte studieren wollen, wäre es ihm nicht gegangen wie mir, von dem der Nachfolger Blums behauptete, ich wäre dazu zu dumm. Es dürfte demnach wohl richtiger gewesen sein, wenn der Vetter Kaspar studiert hätte und ich statt seiner Bäcker geworden wäre. Meine Antipathie gegen das Bäckerhandwerk war lange nicht so groß, wie bei meinem Vetter, und ich glaub', ich hätte einen bessern Bäcker abgegeben, denn er.

Es gibt kaum ein prosaischeres Geschäft auf Erden als die Bäckerei, der Kaspar aber war, wie wir sehen werden, Dichter, wohl neben dem berühmten französischen Bäcker Jean Reboul in Nîmes[1] der einzige hervorragende dieser Art in seinem Stand, der nebenbei zu den mühseligsten des Lebens gehört, besonders in seinen Anfängen.

Es gibt, vorab in den Städten, kein geplagteres und doch unbeachteteres Geschöpf als der Bäckerjunge. Wenn andere schlafen gehen, muß er aufstehen, und wenn er die ganze Nacht gearbeitet hat und die Gesellen die Ruhe aufsuchen, muß der arme Kerl von Lehrbub den Brotkorb oder Karren nehmen und bleich, frierend und schlafsüchtig durch die dunkeln Straßen ziehen und Brot austragen.

Dazu wird er von den Köchinnen in den Häusern noch

[1] Der bekannte französische Schriftsteller und Diplomat Chateaubriand besuchte 1836 diesen Dichter-Bäcker und fand ihn in der Backstube mitten unter seinen Gesellen, von denen er sich durch nichts unterschied. Er führte den Staatsmann in sein Studierzimmer, das oben unter dem Dach sich befand und auf einer Leiter erreicht werden mußte, wie ein Taubenschlag. Hier las er ihm seine neuesten Verse vor.

geschimpft; der einen kommt er zu früh, der andern zu spät, oder er läßt die Haustüre offen, und es zieht infolgedessen im Haus, oder er schlägt sie zu und weckt den Herrn und die Frau.

Eine Gabe hat der liebe Gott den armen Burschen noch gegeben, das Pfeifen. Pfeifend und so ihr Elend vergessend, ziehen sie durch die Straßen; aber kein Stadtmensch, der behaglich an seinem Frühstück sitzt, weiß es zu würdigen, daß die Nachtruhe und die Morgenplage eines Bäckerjungen an den frischen Brötchen hängen, und denkt daran, ihm bisweilen ein Trinkgeld zu geben.

Hat der arme Junge ausgelernt, so wird er ein geplagter Geselle und ist bei all seiner schlaflosen Arbeit noch schlecht bezahlt.

Und trotzdem sind sie allermeist friedliche Leute, die Bäckergehilfen; sie haben gar keine Zeit, über die Verbesserung ihrer Lage nachzudenken, und sind jedenfalls mit dem allergeringsten Prozentsatz bei der Sozialdemokratie vertreten.

So sehr ich aber Mitleid habe mit den Gehilfen der Bäckerei, ebensowenig hab' ich heutzutage, obwohl aus ihrer Zunft stammend, Sympathie für die Meister. Denen würde ich, weil sie bei spottbilligen Fruchtpreisen teures und kleines Brot verkaufen, von Herzen wieder die alte, staatliche Brottaxe gönnen.

In Sachen der notwendigen Lebensmittel waren die vergangenen Jahrhunderte weit praktischer als unsere Zeit. Sie haben Brot und Fleisch unter Taxe gestellt, weil sie wohl wußten, daß Metzger und Bäcker ein weites Gewissen haben.

In unserer Zeit wäre dies doppelt notwendig, weil in Geldsachen ein Krieg aller gegen alle geführt wird und „im Kampf ums Dasein" einer den andern übervorteilt, so gut er kann. Drum haben die heutigen Haslacher längst für unsere Zeit das Sprichwort erfunden:

Ehrlich währt am längsten,
Und 's Betrüge geht am strengsten. —

Vetter Kaspar hatte, wie gesagt, eine weit unüberwindlichere Abneigung gegen das Bäckerwerden, als ich. Er wäre gern Kaufmann oder Wirt geworden, aber sein Vater war stets dagegen und meinte, Bäckerei sei für seinen Sohn das beste, weil dieser eines Tages einfach ins Haus und Geschäft des Vaters sitzen könne.

So mußte der Kaspar wohl oder übel in die väterliche Backstube. Sein Leid hierüber blies er in seine Flöte, und ich erinnere mich noch wohl, wie er an stillen Frühjahrs- und Sommerabenden von seinem Kammerfenster herab in die Straße hineinflötete.

Nebenbei fand er bei seinem prosaischen Backstubenleben Trost im Lesen von Büchern, die er zwei Haslacher Genies verdankte.

Das eine derselben war der Sohn eines armen Maurers, der Straßenmeister Näher, welcher großes Talent fürs Ingenieurfach hatte. Er mußte aber Maurer werden und brachte es gleichwohl durch eigene Kraft zum Straßenmeister und technischen Berater aller mittleren Kinzigtäler. Mein Vater pflegte zu sagen, der Näher sei der Gescheiteste in Hasle.

Er starb in meinen ersten Knabenjahren, vor der Revolution, aber ich kann ihn mir noch wohl vorstellen: eine schlanke, rotbartige Gestalt mit großen, halbgeschlossenen Augen, aus denen Geist und Satyre blitzten.

Seine Frau überlebte ihn lange; sie war geisteskrank und streifte still und melancholisch durch Feld und Flur.

Aus dem Nachlasse Nähers erhielt der Bäckerjunge Kaspar eine Anzahl Bücher geliehen, namentlich Reisebeschreibungen, die ihn zu seinen späteren Reisen animierten.

Aber er verstieg sich in seiner Backstube noch zu Höherem, er studierte Schiller und — Shakespeare. Wer mir, ehe ich

diese Geschichte schrieb, gesagt hätte, in Alt-Hasle sei in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts schon der große englische Dichter in der Backstube gelesen worden, den hätte ich ausgelacht und mit ihm jede Wette eingegangen, daß Shakespeare damals in Hasle so wenig existierte, wie heute.

Erst als ich dem Leben des Kaspars im Detail nachforschte, erfuhr ich von ihm diese mir sehr erstaunliche Nachricht.

Und von wem hatte er die Dichtungen? Von des Dirholden Sepp. Dieser, 1825 geboren und acht Jahre älter als der Kaspar, wollte, der Schule entlassen, Lehrer werden, fiel aber bei der Prüfung durch, weil er absolut keine Anlage zum Singen, sonst aber zweifellos Talent zum Wegwerfen hatte.

Jetzt wurde der Sepp Aktuar beim Oberamtmann Dilger und als solcher zugleich der größte Spaßvogel und der Erfinder und Ausüber aller lustigen Streiche der „goldenen Jugend" von Hasle. Sein Kanzleichef, der Oberamtmann, übersah ihm das alles, weil er ihn sehr gut brauchen konnte und selbst eine Freude hatte an den tollen, aber keineswegs schlechten Streichen.

Der Sepp trieb aber auch ernstere Dinge, er kaufte sich den Schiller und führte den Shakespeare in Hasle ein. Von ihm nahm unser Kaspar den Dichterfürsten in seine Backstube.

Ich las in meiner Backstubenzeit Rittergeschichten, von den Haimonskindern, vom Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a., und hörte von Shakespeare erst in den oberen Klassen des Gymnasiums — und las ihn ganz erst als Pfarrer am Bodensee — während der Bosche-Kasper ihn schon als Bäckerlehrling in sich aufnahm.

Seitdem ich das weiß, hab' ich vor ihm und des Dirholden Sepp einen gewaltigen Respekt. Der Sepp muß aus Shakespeare viel gelernt haben, denn er spielte seine Rolle in alleweg trefflich, selbst in großen Gefahren.

Dichter reden viel von Freiheit, und Schillers Tell begeisterte den Sepp vorab für die Revolution der Jahre 1848—49. Drum war er, obwohl des konservativen Amtmanns Schreiber, mit Leib und Seele Freischärler. Er wurde Fähndrich beim „ersten Aufgebot" und war als solcher die Seele des ganzen Korps. Was die Haslacher an lustigen und revolutionären Taten in jenen Tagen leisteten, war von ihm arrangiert.

Und als die Preußen kamen und alle andern Haslacher Freiheitskämpfer flüchteten, blieb der Sepp, der Rädelsführer, ruhig daheim und spielte die Unschuld so meisterhaft, daß er frei ausging, während andere im Ausland leben oder im Kerker büßen mußten.

Selbst den Staatsdienst verließ er keine Stunde und starb 1894 als Amtsrevisor in Schwetzingen. Ehre seinem Humor, seinem Talent und seiner Kühnheit! —

Der Sepp hatte einen älteren, 1806 geborenen Bruder, Xaver Dirhold, der 1881 in Freiburg als Pfarrer von Ebringen starb. Dieser ist zweifellos neben den in den „wilden Kirschen" geschilderten Sandhasen der geistig bedeutendste Haslacher des 19. Jahrhunderts gewesen. Ich habe ihn einmal im Leben gesehen und gesprochen, anno 1875, aber erst 1909 durch Zufall seine Tagebücher gefunden und ihn daraus kennen gelernt. Wenn mich nicht Krankheit oder der Tod daran hindert, werde ich noch ein eigenes Büchlein über ihn schreiben, so sehr hat mir der Geist und vorab die Mannhaftigkeit, der Freiheitssinn und das Martyrium seines Lebens imponiert. —

Beim Vetter Kaspar sind seine überraschenden Leistungen in Poesie neben der Anlage sicher in seinen Studien bei Schiller und Shakespeare zu suchen.

Vier Jahre mußte er aushalten unter des Vaters Bäcker-Meisterschaft, bis dieser ihn im Frühjahr 1851 in die Fremde ließ. Ich war damals noch in der Volksschule und erinnere mich wohl, wie der Kaspar und sein Vetter, der Sohn des

untern Bosch, genannt „der Bosche-Sepp“, in den Omnibus stiegen und landabwärts fuhren, noch in guter alter Art ausstaffiert mit Felleisen und blauen Blusen.

Unser Kaspar hatte fest vor, die badische Welt nur zu sehen auf seiner ersten Reise und nirgends Arbeit zu nehmen, eben weil das Handwerk ihm zuwider war und weil er glaubte, das, was er als seines Vaters Nachfolger brauche, bereits gründlich zu können.

In Rastatt, achtzehn Stunden unterhalb Hasle, machten sie zuerst Halt und rückten unter dem Staunen aller derer, die sie sahen, in die Festung ein. Sie hatten nämlich außer ihren Blusen, der Uniform der eben niedergeworfenen Freischärler, auch noch jene Hüte auf, die man Robert Blum-Hüte hieß und die in der Revolutionszeit vor den Heckerhüten in Hasle und anderorts vielfach getragen wurden als Zeichen der Erinnerung an den tapfern, in Wien erschossenen Barrikadenhelden und Buchhändler Robert Blum, der, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, auch in Hasle begeisterte Verehrer hatte.

Diese Hüte von grauem Filz und mit hohem, zylinderartigem „Gupfen“ wurden in Hasle von jung und alt getragen. Ich selbst hatte mit Stolz als Schüler der obersten Volksschulklasse einen solchen auf meinem jungen Freischärler-Haupt und erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens, das mich erfaßte, als die Mutter mir die Erlaubnis gab, einen Robert Blum-Hut beim Hutmacher Nikolaus Kilgus zu bestellen.

Mit solchen Hüten zogen die zwei Bäckergesellen von Hasle in Rastatt ein, wo eben noch Hunderte von Freischärlern, unter ihnen auch Haslacher, in den Kasematten schmachteten. Alles staunte über die Kühnheit; die Träger der verfemten Hüte aber bekamen erst Aufklärung über dies Staunen, als der Polizeiaktuar Kuder sie beim Visieren ihrer Wanderbücher anfuhr: „Wo kommt ihr her, ihr Freischärler? Ich hätt' gut im Sinn, euch in die Kasematten zu schicken. Wenn

ihr euch noch länger blicken laßt auf den Straßen mit eurem Freischärlers-Anzug, so geschieht's."

Mit dieser Warnung entließ er die beiden, die eiligst ihre Hüte in ihre Blusen wickelten, sich staatsungefährliche Mützen kauften, den Staub Rastatts von ihren Füßen schüttelten und weiterzogen.

Nach überstandener Gefahr freuten sie sich aber, für Robert Blum, den unser Haslacher Volksredner, Wunibald, der Schmied, bei einer Leichenfeier auf dem Gottesacker zu Hasle vor Gesamt-Hasle als Märtyrer der Freiheit gepriesen hatte, etwas gelitten zu haben.

Und ich lasse mir diesen Robert Blum aus Köln heute noch nicht schelten. Er hatte sich vom Gürtlergesellen durch den Theaterdiener hindurch zum Schriftsteller und Reichstagsabgeordneten heraufgearbeitet, war ein ehrlicher Demokrat und starb für seine Überzeugung mutvoll und als ein guter Christ. So er heute noch lebte, wäre er sicher Sozialdemokrat, aber auf christlicher Basis.

Er ist der erste Politiker, von dem ich in meinen Knabenjahren gehört habe, drum vergesse ich ihn nie. Vielleicht sind aus seinem Hut und aus der Lobrede des Schmieds Wunibald auf den Märtyrer Robert — die ersten Wurzeln der Demokratie in mich eingezogen, Wurzeln, die heute noch treiben und mich schon in verschiedener Richtung zum Freischärler gemacht haben.

Ich wollt' aber gar nicht, daß ich in meiner Denkungsart anders wäre. Schablonenmenschen mit Kadavergehorsam, servile Knochenseelen und Byzantiner, Streber und Heuchler gibt's genug auf der Welt — es muß auch Freischärler und Demokraten geben. Es sind dies meist dumme, aber ehrliche Leute, die da in ihrem Idealismus und in ihrem Sanguinismus meinen, sie müßten für andere Leute die Kastanien der Freiheit und Unabhängigkeit aus dem Feuer holen, aber dabei vergessen, daß jene anderen Leute weder frei noch unabhängig sein wollen, sondern sich ganz glück-

lich fühlen, Knechte zu sein und zwar selige Knechte, und nur das zu sagen und zu denken, was andere ihnen vorsagen und vordenken und was nach oben beliebt macht.

Dumm sind jene demokratischen Leute auch deswegen, weil die Ideale, für welche sie eintreten, sich nie realisieren, eben weil die meisten Menschen nicht allein laufen und nicht allein denken können und wollen. —

Über Karlsruhe ging die Reise der zwei Bäcker nach Heidelberg. Hier an den Grenzen des badischen Reiches kehrten sie um und fuhren mit der Bahn direkt nach Freiburg. Da nahm der Bosche-Sepp Arbeit, und hier, in der Salzgasse, ich weiß das Haus heute noch, suchte ich den Sepp einmal auf. Ich war nach Freiburg gekommen mit meiner Mutter, die ihrer hier verheirateten Schwester einen Besuch machte.

Der Kaspar will noch weiter, an den Bodensee, erhält aber in Donaueschingen die Kunde, daß der Kronenwirt von Ohlsbach im Kinzigtal, der einen Sohn in Besançon hatte, ihm durch diesen eine Stelle verschafft habe in der gleichen Stadt. Freudig eilt er heim, packt seine sieben Sachen ein und zieht nach Besançon, wobei ihm „die weite Fremde", nicht sein Handwerk, die Hauptsache war.

Er staunt, als er jenseits der Vogesen alles welsch findet bis auf den Ohlsbacher und einen Charcutier[1], einen Kinzigtäler aus Wolfach, namens Neef, lernt aber bald auf französisch Brot backen und parlieren. Zwischenhinein stiehlt ihm ein Franzose seine Barschaft, die ihm der Charcutier aber wieder verschaffte.

Jetzt geht der Kaspar einen Schritt weiter und wird nochmals Lehrling bei einem Konditor, einem Graubündner, der zugleich Patissier[1] und Cafétier ist. Der Kaspar mochte bei seiner Vorliebe für eine Wirtschaft denken, einmal Café-

---

[1] Wurster.

[2] Pastetenbäcker.

tier in Hasle werden zu können. Er dachte wohl nicht daran, daß wir in Alt-Hasle — ich erinnere mich noch dunkel daran — schon einmal einen solchen hatten, der aber nicht fortkam. Er hieß Zachmann, war ein Vetter meines Vaters und Bäcker, hatte eine stolze, schöne Frau, eine Schwester des Christian aus den „wilden Kirschen," die, von Straßburg her großstädtisch angesteckt, ihren Mann zu einem Feinbäcker und Cafétier umgestaltete. Er hielt auch ein Billard. Für diese Dinge hatten aber die alten Haslacher keinen Sinn, keine Zeit und kein Geld, weder zum Kaffeetrinken außer dem Haus und noch weniger zum Billardspiel.

In meiner späteren Knabenzeit lebte dieser erste Cafétier als armer, brotloser Mann uns gegenüber beim Nachbar Strumpfwirker in Miete. Er war von Hasle weggezogen, Salmenwirt in Kehl geworden, nachher auch Wildmannwirt in Lahr und hatte durch Unglück sein ganzes Vermögen verloren. Als armer Mann und Witwer kam er heim. —

Die Neu-Haslacher hätten eher Sinn für ein „Café national" oder so was. In Ermanglung eines solchen halten sie jetzt ihre „Kaffeetage" bei den verschiedenen Wirten ab, einstweilen mit Kartenspiel und ohne Billard. —

In wenig Monaten war unser Kaspar ein flotter Patissier, sprach perfekt französisch und wurde jetzt mit Lohn engagiert von einem Landsmann seines Lehrmeisters, der in Vesoul Confiseur[1] war.

Hier bleibt er, bis ihn die Nachricht trifft, daß er heimkommen müsse „zum Spielen" als Rekrut.

Er will aber Frankreich nicht verlassen, ehe er Paris gesehen hat, und reist für vierzehn Tage dahin, mit klugen Augen all dessen Herrlichkeiten betrachtend.

Seine eigentümliche Rückkehr ins heimatliche Städtle schilderte er auf einem seiner „losen Blätter" poetisch also:

„Ein angenehmer Sommerabend neigte sich hernieder

---

[1] Zuckerbäcker.

auf Berg und Tal. Die Sonne zuckte in ihren letzten Strahlen, und alles schien sich zu erheben und neu aufzuleben von der drückenden Hitze des Tages. Eine freundliche Stille herrschte ringsum in der ganzen Natur, welche nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde durch einzelne Gruppen Lustwandelnder, die sich fröhlich scherzend in der kühlenden Abendluft ergötzten."

„Doch wenn wir unsere Aufmerksamkeit weiterhin richten, so bemerken wir einen jungen, wohlgekleideten Wanderer, ermüdet und bestaubt, jedoch mutig voranschreitend, die Landstraße herankommen."

„Auf einmal hemmt er seinen raschen Lauf, wendet sein freudestrahlendes Gesicht gegen die aus dem Abenddunkel hervorragenden Häuser einer kleinen Stadt, trocknet sich den Schweiß von der glühenden Stirne, und die Hand auf das klopfende Herz legend, rief er aus: ‚Sei gegrüßt, liebe Vaterstadt!' und mit verdoppeltem Schritte setzte er seinen Weg fort."

„Nicht weit war er gegangen, als ihm das vom Mondlichte beschienene Türmchen einer Kapelle hinter den Bäumen hervor in die Augen blinkte, und gleich darauf befand er sich in der Nähe des Friedhofs. Durch diese Ansicht ein wenig in eine traurige Stimmung versetzt, nahm er seinen Hut ab, gedachte seiner lieben Mutter, welche schon seit vielen Jahren hier ruhte, im stillen Garten des Todes, öffnete das kleine Gitterpförtchen und ging hinein, um ihr eine stille Träne des Wiedersehens zu weihen. Er durchwandelte die vom blassen Mondlichte erhellten Reihen der Abgeschiedenen, von Zeit zu Zeit einen düstern Blick auf dieses oder jenes Grab werfend, mit den Worten: ‚Hier ruht auch einer meiner Jugendfreunde, welcher schon längst eingegangen ist in die Ewigkeit; Gott gebe ihm selige Ruhe.'"

„In solche Betrachtungen versunken, durchlief er den ganzen Friedhof, und schon wollte er sich wieder umwenden, als er in geringer Entfernung durch das Halbdunkel ein,

wie ihm schien, frisch aufgeworfenes Grab bemerkte, welches mit Blumen und Kränzen üppig geschmückt war; er drehte sich noch einmal um und flüsternd: ‚Hier ruht gewiß auch noch ein mir bekanntes, eben erst dahingeschiedenes Wesen, laß sehen, wer es ist‘, näherte er sich demselben; doch, o Schrecken! auf dem schwarzen Kreuze war ein mit weißen Buchstaben eingegrabener Name zu sehen. Ach, ein verhängnisvoller Name, welcher ihn schaudern und beben machte.“

„An der Seite des Grabes hingesunken, keiner Träne mächtig, starrte er ununterbrochen auf das unheimliche Kreuz, welches den Namen seiner — teuern Schwester trug.“

Seine Schwester Elisabeth war in den letzten Tagen gestorben, und so traf er unversehens auf ihr Grab.

Hatte die tote Schwester ihm auch manchmal beim Vater ungerechte Strafe verschafft, ihr früher, schneller Tod versöhnte alles, und der Schmerz gewann die Oberhand.

In diese Zeit fallen des Kaspars erste Lieder. Sie sind der toten Schwester geweiht. Hören wir nur eines:

Leiden waren dir beschieden
Unten hier im Jammertal,
Droben geb' der Herr dir Frieden,
Wonne, Freude — ohne Zahl.
Irdisch Glück war niemals dein,
Größer wird es jenseits sein. —

Im Spätherbst 1852 wird er durch eine hohe Nummer frei vom Militär, aber ich glaube, auch ohne diese wäre der kleine Kaspar nicht Soldat geworden. Den Winter über machte er des Vaters Bäckerknecht, und im Frühjahr trat ein Ereignis in die Haslacher Welt, das des Kaspars Wanderlust eine neue Richtung gab.

3.

Es waren schon viele Haslacher in Amerika gewesen und wieder heimgekommen, aber nur einer aus den kalifornischen Goldminen. Die Revolution hatte manche von Hasle nach der neuen Welt getrieben, die einen aus Furcht, die andern, weil die Freiheit ihren Tod gefunden. Unter den letzteren waren auch zwei vom Färber-Geschlechte der Hansjakob, der Bernhard und der „Fidele", der erstere ein Färber, der letztere ein Bäcker.

Mit Geld heimgekommen war aber von allen nur des Kreuzwirts Adolf, ein Bierbrauer seines Zeichens, der sich bis in die Minen gewagt und echtes Gold aus Kalifornien mitgebracht hatte.

Er begeisterte durch dasselbe wieder verschiedene Haslacher Idealisten für Amerika, unter ihnen den Poeten Kaspar, der eben, in der Maienzeit, seine ersten Liebeslieder losgelassen hatte. Hier ist eins:

Ein kleines Lichtlein brennt an dunkler Stelle,
Bald leuchtet düster es, bald brennt es helle,
Bald flammt es lichterloh, bald glaubt man, es vergehe;
Oft schimmert's weit entfernt, oft ganz in unsrer Nähe.
Wer nicht dies Lichtlein kennt, kennt nicht die Wonne,
Die der nur fühlt, dem scheint der Liebe Sonne.

Und da gleich noch eins, das er in seines Vaters Garten gedichtet:

An einem schönen Frühlingsabend
Bei der Sonne Untergang
Ging, an seinem Blick mich labend,
Ich dem Blumenbeet entlang.

Wohlgerüche stiegen leise
Aus der Sträucher jungem Grün,
Und mit zauberischer Weise
Zogen Zephir' drüber hin.

Alles hauchte frohes Leben
Mir entgegen voller Lust.
Ein unbekanntes süßes Beben
Zitterte durch meine Brust.

Stummes, seliges Verlangen
Machte wallen mir mein Blut,
Färbte meine blassen Wangen
Mit der Rosen Purpurglut.

Ich gedacht' der süßen Wonne,
Die ein fühlend Herz erfreut,
Wenn ihm scheint die Frühlingssonne,
Reiner Liebe Seligkeit.

Welche Haslacher Schöne damals ihm diese Lieder entlockt, wollt' ich wissen. Sie galten aber, wie ich nachforschend von ihm selbst erfuhr, keiner solchen — denn sie sind rar in Hasle — sondern einer Emilie Rheinbold aus Sinzheim bei Baden, die im „Kreuz" kochen lernte und später einen Apotheker in dem ihrem Geburtsort nahen Steinbach heiratete.

Doch auch den Haslacherinnen machte er damals auf Wunsch Liebeslieder, die, wie er sagt, „oft sehr verliebt lauteten, weil es sich sonst nicht reimen wollte". —

Sein Vater war gegen eine Reise nach Amerika, da nur solche Leute dahin gingen, die eine Existenz suchten, die hätte aber der Kaspar schon als sein Nachfolger. Die Fahrt nach Frankreich hatte der Papa gebilligt, denn er selber war einst lange im Welschland, in der Stadt Nancy, gewesen als Bäckergeselle und sprach französisch. Mich redete er stets an als „Vetter Henri". Daß der Kaspar noch besser französisch sprach als er selber, freute den alten Bäckermeister. Aber auch romanisch hatte der Enkel des „Eselsbecks" gelernt von seinem zweiten Meister aus Graubünden, und das imponierte dem Vater noch mehr.

Jetzt wollte sein Sohn aber auch englisch lernen und

sprach in seinem „Amerika-Fieber" nur von dieser Reise. Die Stiefmutter, welche ihn nicht ungern scheiden sah, verschaffte ihm schließlich beim Vater die Erlaubnis. Im Mai 1854 fuhr er hoffnungsvoll mit dem Segelschiff „Tell" von Havre ab und kam achtunddreißig Tage später in Newyork an. Mit ihm hatten ein Haslacher und zwei Burschen aus benachbarten Dörfern die Heimat verlassen.

Die andern haben, drüben angekommen, ihren Bestimmungsort bei Verwandten und ziehen dahin; der Kaspar muß ihn erst suchen. Wenn aber für einen Menschen Amerika nicht das Land war, zu etwas zu kommen, so war dieser Mensch unser Kaspar. Er, ein Dichter, ein grundehrlicher Kerl, abhold jedem Vordrängen und jedem Schwindel, dazu viel mehr Phlegmatiker als Sanguiniker — war zu einem richtigen Amerikaner absolut nicht geschaffen.

Dichter sind Kinder, und Kinder bekommen gerne Heimweh, eine Krankheit, die den Haslacher leicht befällt. Drum suchen sie sich in der Fremde gerne auf. In Newyork lebten zwei halbe Haslacher, Söhne eines Apothekers in Waldkirch, deren Mutter von Hasle war, der Philipp und der Karl Maier[1], der eine Sänger, der andere Pianist, beide berühmt in Alt-Hasle, weil sie daselbst, auf Besuch bei ihrem Großvater, ihre Kunst öfters hören ließen.

Die suchte der junge Haslacher Bäcker und Poet in Amerika zuerst auf und holte ihren Rat für eine Reise nach Cincinnati, wo des Kaspars Vetter Bernhard, der Färber, lebte und bei dem er die erste Hilfe erhoffte.

Er fährt den Hudson hinauf und gelangt über Albany, Buffalo, den Eriesee und Cleveland nach Cincinnati, wo er den Vetter trifft. Der aber ist ein echtes Kind seiner Heimat und seines Geschlechtes, dem ja auch ich angehöre, und hat seine Sach' auch in Amerika auf nichts gestellt; er kann drum

---

[1] Beide zogen sich später als Rentiers nach Freiburg zurück, wo der Karl heute 1911 noch lebt.

nicht helfen und ist später froh, den Krieg von 1860—64 mitmachen zu können, um auf seiner Kriegsdotation von 160 Acres 1879 selig zu sterben.

Ein Wolfacher, Jean Armbruster, Konditor in der Hauptstadt von Ohio, gibt dem Kaspar kurze Zeit Arbeit, aber lange genug, um diesen von seinem Amerika-Fieber zu heilen. Überall trifft er Leidensgefährten, meist von der Revolution verschlagene Kinzigtäler, unter ihnen den einstigen Apotheker von Hornberg, unsern Hasle, der als Holzmacher sein amerikanisches Leben fristet.

Bald schüttelt der backende Dichter den Staub Cincinnatis wieder von seinen Füßen und schaut sich nach einem andern Haslacher um.

Im Staat Kentucky wohnt der Vetter „Fidele"[1], der Bäcker; er ist Hofbäcker in einem Frauenkloster Nazaret. Dorthin gehen des Kaspars Schritte und mit Erfolg. Der Fidele weiß ihm einen Platz in dem unfernen Jesuitenkolleg zum hl. Joseph in der Stadt Bardstown.

Hier läßt der Poet sich als Klosterbäcker nieder. Die Patres sind meist Belgier, aber der Kaspar spricht so gut französisch wie sie, und zum Deutschreden findet er im Kloster drei Landsleute und Ordensbrüder: einen achtzigjährigen Gärtner, einen Hessen, der noch im amerikanischen Befreiungskrieg von seinem Landesherrn an die Engländer nach Amerika verkauft worden war; dann einen Schwaben, aus Tettnang, den der Sonderbundskrieg 1847 samt seinem Orden aus der Schweiz vertrieben hat, und endlich den Bruder Schreiner, Blasius Winterhalder aus Kirchzarten bei Freiburg.

Der Schreiner studiert nebenher, um später Priester zu werden. Als der Bäcker von Hasle auf den Namenstag des Rektors einen großen Kuchen gebacken und einen fran-

[1] Der Fidele kam Mitte der fünfziger Jahre wieder heim, blieb zwei Jahre, zog dann wieder nach Amerika und wurde Bäcker in dem Priesterseminar St. Thomas in der Diözese Louisville, wo er nach wenigen Jahren starb.

zösischen Vers darauf gemacht hatte, wollen die Väter auch ihn einladen zum Studieren.

Der Kaspar will aber lieber Bäcker bleiben, als Jesuit werden, und er hatte — recht; denn die Bäcker sind in der Welt, vorab in Deutschland, beliebter, als die Jesuiten, weil der öffentlichen Ruhe und Ordnung und der Dummheit weniger gefährlich.

Er backt ruhig sein Brot, hält in der Klosterbackstube eine Anzahl großer, zahmer Schlangen, die ihm die Mäuse fangen, wofür er sie mit Milch füttert, bläst in freien Stunden seine Flöte oder sitzt beim alten Bruder Gärtner oder unterhält sich mit den Niggers, deren zwanzig als Sklaven in der Anstalt dienen.

Jetzt wieder in einem Nest, regt der Vogel seine Dichterschwingen und der Kaspar schreibt schon im Juni seinen Eltern einen Brief in „gebundener" Sprache:

Es wundert Euch wohl mein Befinden,
Ich will es kurz Euch verkünden,
Wie mir's wohl in der neuen Welt,
Im Heiligtume hier gefällt:
Es ist, was man auch hiervon spricht,
Im ganzen gar so übel nicht.
Am Essen leid' ich keine Not,
Ich backe mir ja selbst das Brot.

In diesem Style schildert er dann weiter sein Tagewerk. Von der Stadt Bardstown singt er:

Bardstown ist eine schöne Stadt;
Wenn es lange nicht geregnet hat,
Dann darf man sich wohl unterstehn,
Zu Fuße durch die Straß' zu gehn.
Doch möcht' ich es an Regentagen
Nicht gern auf einem Pferde wagen.

Doch auch ernstere Saiten stimmte er in dem Briefe an — sein Heimweh nach Hasle. Er meint, die Seinigen

sollten ja nicht glauben, als ob er sich nicht nach der Heimat zurücksehnte:

Doch still — urteilt nicht so vermessen,
Denn wie könnte Hasle ich vergessen,
Wo ich das Licht der Welt erblickte
Und manche Freud' mein Herz entzückte,
Wo man von seinen Bergeshöhen
Das ganze Tal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen,
Wo seine schönen Rebenhügel
Sich schauen in des Flusses Spiegel,
Wo auf dem frischen Wiesengrün
Vergißmeinnicht in Fülle blühn,
Kurz, wo es jedem Herzen scheint,
Als hätt' sich die Natur vereint,
Zu bilden und zu bauen dort
Dem wahren Glück ein' Zufluchtsort!

Die Schönheit der heimatlichen Natur ließ ihn die Härten des Vaterhauses vergessen.

In dieser Sehnsucht nach Hasle korrespondierte er mit allen Haslachern in Amerika und lud sie, wenn es nicht zu weit war, ein nach Bardstown. Auch ihnen schrieb er meist in Versen. Bei einem, dem er größere Intelligenz zuschrieb, glaubt er sich deshalb entschuldigen zu müssen und schreibt am Schluß seiner Reime:

Du lächelst wohl über mein Versmaß und Styl,
Denkst, solche Poeten, wie der, gibt's noch viel.
Ganz recht so, mein Freund, es muß solche geben,
Damit man geschicktere erkenne daneben.

Dieser Freund war unseres alten Oberlehrers Fritz aus dem reichbegabten Geschlechte der Blum von Hasle. Ihr Stammvater war in der Mitte des 18. Jahrhunderts als „Musterlehrer" nach Hasle gekommen und stammte aus Ober=

schwarzach bei Würzburg. Sein Sohn Ludwig Bernhard Blum, mein späterer Lehrer, war sein Nachfolger, und dessen Frau, die Mutter talentvoller Knaben, des Stadtmüllers Klausmann Tochter. Ihre Söhne waren — einen ausgenommen — echte, rechte Haslacher, Idealisten, unbekümmert um den folgenden Morgen, und leichten, heitern Sinnes in des Weltalls Kümmernissen und Sorgen. Sie waren alle viel älter als ich; ich hab' aber alle noch gar wohl gekannt und weiß, welch Leben sie in die Haslacher Fidelität der vierziger Jahre gebracht haben. Sie alle waren hochbegabt und sind es wert, daß ich sie unter den alten Haslachern nicht vergesse.

Der älteste war der August. An ihm entdeckte der schon genannte Straßenmeister Näher großes Talent zum Zeichnen. Dreizehn Jahre alt, kommt er ans Polytechnikum nach Karlsruhe und ist bald der beste Schüler im Architekturzeichnen. Er wirft sich auf die Gotik, zeichnet in den Ferien alle gotischen Kirchen des Landes und wird ein so vorzüglicher Architekt, daß er als Lehrer am Polytechnikum in Aussicht genommen war, wenn er — das Examen hätte machen wollen.

Dazu war er aber nicht zu bringen, Dinge aufs Examen zu studieren, die ihm nicht behagten. Er wird Privatarchitekt, baut Villen in Baden-Baden, hat hohes Ansehen als Künstler, aber selten Geld, weil er nur arbeitet, wenn ihn sein Genius treibt. So lebt er, solid, ledig und arm, trinkt meist nur Kaffee, raucht Zigarren und bummelt in Gottes schöner Natur. Hat er Geld, so kommt er von Zeit zu Zeit nach Hasle, besucht seine Schulkameraden und streift durch Berg und Tal.

So wird er ein Fünfziger und stirbt 1876.

Ihm folgte im Alter der Ludwig. Er sollte ob seines Talentes studieren und kam elfjährig ans Gymnasium nach Freiburg; aber schon in der dritten Klasse zeichnet er seine Lehrer und Mitschüler nach der Natur viel besser, als er La-

tein lernt. Der Vater muß ihn heimnehmen, bringt ihn dann auf die Kunstschule nach Karlsruhe, wo er unter den Professoren Heßlöhl und Koopmann Maler und Kupferstecher wird. Als letzterer zeichnet er sich sehr aus und sticht, kaum achtzehn Jahre alt, Bilder aus dem Leben Josephs II.

1842, zwanzig Jahre alt, kommt er nach Hasle zurück als Künstler. Hier macht er dem „närrischen Maler" Konkurrenz im Porträtmalen und malt im genannten Jahre auch mich als Knaben, ein Bild, das ich heute noch besitze.

Er war ein kleines, feines Männlein mit spitziger, großer Nase und schönen, großen Augen.

Die Revolution macht ihn brotlos, er sitzt in Hasle beim Vater und freut sich, ein kränklicher Mann, der Freiheitsbewegung im Städtle. Nach der Revolution malt und sticht er in Heidelberg und in Baden-Baden als Künstler von Namen. Er stirbt, kaum ein rechter Dreißiger, an der Schwindsucht.

Gesünder war der Fritz, den der Bosche-Kasper in Amerika angesungen. Er wurde Zimmermaler, lernte in Kehl, bildete sich aus in München und kam 1848 nach Alt-Hasle, nimmt Abschied und zieht nach Amerika, malte in Louisville Fresken und Glas für Kirchen und lebte dort als reicher Mann bis in unser Jahrhundert herauf.

Auch der Gustav, im Lebensalter ihm folgend, wurde ein Achtziger und starb erst 1908. Er war am wenigsten Haslacher. Ruhig, still und zufrieden — hatte er Haupteigenschaften, die sonst nicht im Lebensbuch eines richtigen Haslachers stehen.

Er sollte in Offenburg Gürtler werden, kam aber zu einem Meister — Tritschler war sein Name —, der, wenn er nachts betrunken heimkam, mit dem Lehrbuben beginnend, alle andern Personen im Haus: Gesell, Magd und Frau durchprügelte. In der ersten Nacht, da er seine Gewohnheit an dem Gustävle probierte, brannte der alsbald durch und rannte mitten im Winter sechs Stunden Wegs Hasle zu.

Jetzt tut ihn der Vater zu einem Uhrmacher, Fahrländer, nach Gengenbach, und er lernt bei dem dieses zeitmessende und zeittötende Gewerbe.

Als die Revolution 1848 losbricht, arbeitet der Gustav in Karlsruhe; er eilt der Vaterstadt zu, kommt aber nur bis Rastatt, wo er im Vorbeireisen umschaut, Arbeit erhält beim Uhrmacher Schwan und hier bleibt, bleibt, bleibt, — als Arbeiter bis anno 1878 und von da an als Meister bis zu seinem Tode.

Erst als niemand mehr von der Familie seines längst toten Meisters das Geschäft wollte — wurde der Gustav Meister und reparierte bis vor kurzem Uhren in der gleichen Stube, in welcher ich ihn einst als Rastatter Gymnasist besucht habe.

Wenn je einmal einer von Hasle unter die Heiligen versetzt werden sollte, keiner würde es mehr verdienen als der demütige, stille, sanfte, ledige Gustav, der in seinem langen Leben keinem Kinde weh getan und keinen andern Menschen je beleidigt hat; was bei einem geborenen Haslacher viel heißen will.

Rudolf hieß der fünfte von den Sechsen, hatte viel Talent und kam ans Gymnasium nach Freiburg, studierte gut, zeichnete aber noch besser. Er wollte Maler werden, doch der Vater, erbost, daß keiner studieren und alle seine Buben malen wollen, schickt ihn zu einem Gärtner nach Baden-Baden. Hier muß er Kohl setzen, Salat begießen und mit den Gemüsen seines Meisters hausieren gehen in die Hotels der Stadt. Das hält ein Talent nicht lange aus. Der Rudolf, ein bildschöner Mensch mit Schillerkopf, brennt bald der Gärtnerei durch und geht zu seinem Bruder Ludwig nach Karlsruhe. Der nimmt sich seiner an, unterrichtet ihn und läßt ihn die Fachschule besuchen, und Rudolf malt bald gute Porträts. Nebenbei treibt er eifrig Musik.

Da kommt die Revolution, er freischärlert in Hasle, wird Tambour beim Aufgebot, muß nach dem Sturm als

Rekrut zum Militär, wird hier Trompeter und stirbt, kaum entlassen, in seiner Vaterstadt am Auszehren.

Das jüngste Blümchen, der Emil, ein kleines, niedliches Männlein, wird Kaufmann, ist aber nebenher Virtuos im Klavierspiel. Er lebt einige Jahre in Köln, das Heimweh nach Hasle treibt ihn dahin zurück, und er stirbt, wie zwei seiner Brüder, in jungen Jahren an der Krankheit, die sie von der früh verstorbenen Mutter ererbt.

Der greise Vater muß dreien seiner Söhne ins Grab schauen. Er wird, weil er für die Freiheit geschwärmt und uns Buben in diese hatte einweihen lassen, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, auf ein elendes Dörflein versetzt, Baiertal bei Weinheim. Hier schulmeistert er noch bis in sein 76. Lebensjahr. Pensioniert, zieht er 1862 nach Hasle zurück, aber er konnte, wie er sagte, „das Krakeelen der Haslacher" nimmer vertragen, schüttelte den Staub von den Füßen und zog hinab in die Stadt Bühl, wo er 1871, ein Achtziger, sein Leben beschloß.

Er war ein ernster, helldenkender Mann, zu Höherem und Besserem geboren, dem aber die Sorgen des Lebens wahrlich nicht erspart blieben. —

Nicht ohne Grund suchte der Kaspar von Bardstown aus den Fritz Blum in Louisville auf und der ihn im Jesuitenkolleg. Beide wollten vom unvergeßlichen Hasle reden und, fern davon, der lieben Heimat gedenken.

Unser Klosterbäcker konnte bald so gut englisch, daß er auch in dieser Sprache Verse machte; unter seinen Papieren findet sich noch ein oder der andere derselben.

Ein Jahr war er bei den Jesuiten gewesen, als ein Ordensbruder im Kloster eintrifft, der die Bäckerei versteht, und nun bekommt der poetische Bäckergeselle seinen Abschied nebst einem brillanten Zeugnis.

Er hat aber während des Jahres so viel gelernt, daß er einsieht, Amerika sei kein Land für Poeten von Hasle; drum beschließt er, wieder heimzukehren, dorthin, wo

Man von Hasles Bergeshöhen
Das ganze Tal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen.

Aber seine Poesie läßt es ihm nicht zu, Amerika zu verlassen, ohne den Lorenzostrom und die Niagarafälle gesehen zu haben. —

Über Bremen kehrt er dann heim, ärmer an Geld, als da er fortging. Der alte Realist, sein Vater, schimpft, daß sein Kaspar schon wieder komme und ohne Geld. Er hatte gerechnet, wie so viele, daß man übers große Wasser nur gehe, um Geld zu machen. Der Dichter ertrug diesen Groll des Alten um so lieber, als der Vater Bosch, während der Sohn in Amerika gewesen war, die Bäckerei aufgegeben hatte und dieser, heimgekehrt, nicht mehr backen mußte, was er so ungern tat.

Er arbeitet auf den väterlichen Äckern und Wiesen, bricht Kirschen, Äpfel und Birnen, bläst seine Flöte und zieht an Sonntagen durch die Wälder der Heimat.

Als er sich Jahr und Tag wieder satt gesehen an ihrer Schönheit, zieht er im September 1856 abermals in die Fremde, zunächst nach Besançon, wo er seinen alten, ersten Meister besucht und bei ihm Arbeit nimmt, aber nicht allzulang. Es treibt ihn weiter; erst in Marseille macht er Halt, trifft aber schlechte Arbeit und geht bald zu Schiff nach Genua.

Es ist Winter, kurz vor Weihnachten, da der Bosche-Kasper in Genua ankommt, und er fühlt sich doppelt fremd, weil er mit seinem Romanisch die Genuesen gar nicht versteht. In der Herberge überkommt ihn am Morgen nach seiner Ankunft tiefe Schwermut in seinem Kämmerlein. Da greift er zu seiner Flöte, um sie fortzublasen.

Die Elegie seines Pfeifens ergreift einen Zimmernachbarn, der ihn dann in der Wirtsstube freundlich genuesisch anredet. Da unser Poet von Hasle nichts davon versteht,

probiert er eine französische Antwort. Jetzt fällt der Genuese in der gleichen Sprache ein, und dem Kaspar ist geholfen. Der Mann ist ein genuesischer Schiffer, der auch nach Marseille fährt, daher der französischen Sprache mächtig ist.

Er nimmt sich nun des Fremdlings an, geht mit ihm von Bäcker zu Bäcker und von Konditor zu Konditor, bis sie eine Stelle finden bei einem Süßbäcker aus Graubünden, der einst in der Küche des Königs Louis Philipp funktioniert und mit diesem Frankreich verlassen hatte.

Der Kaspar ist gerne bei ihm, denn der Meister weiß viel zu erzählen von Paris und macht so das Backgeschäft unterhaltend. Trotz seines ehemaligen Hofdienstes ist der Graubündner Konditor Demokrat und schwärmt namentlich für den großen Botaniker und Demokraten Raspail in Paris, von welchem er dem jungen Haslacher immer wieder erzählt und dem zu Ehren er einen Likör fabriziert mit dem Titel: „Lebenselixier Raspail“.

In freien Stunden geht unser Dichter auch hinab an den Hafen, sucht seinen Freund, den Schiffer, auf und lernt von diesem den genuesischen Dialekt, während er mit seinem Meister französisch spricht.

Weder der Likör zu Ehren des Raspail, noch sein und seines Gehilfen Fleiß retteten aber den ehemaligen Hofkonditor vor den Schulden seines Sohnes, der vertat, was der Vater verdiente.

Nach einem halben Jahre mußte dieser seinen Gesellen entlassen, weil sein Geschäft niederging. Unser Kaspar konnte jetzt italienisch, hatte einiges Geld verdient und beschloß nun, zu Fuß zu wandern, bis er kein Geld mehr hätte.

So zog er nach Pavia, nach der Certosa, nach Mailand, nach Turin, über Susa und den Mont Cenis nach Genf und von Genf nach Bern. Hier ging ihm die Münze aus, er nimmt Arbeit, und nachdem er auch hier Stadt und Land gesehen, zieht er weiter — wieder Hasle zu.

Lang hat's der Kaspar in der Fremde nie ausgehalten,

Hasle hatte es ihm zu sehr angetan, und des Dichters Heimweh trieb ihn immer wieder ins Kinzigtal zurück.

Er hatte jetzt auf seinen Wanderfahrten das Alter erreicht, um selbständiger Bäcker zu werden. Drum gibt ihm der Vater bei der Heimkehr Haus und Hof; er macht das Staatsexamen bei der Zunft in Hasle und wird ein echter, rechter Bäcker und Halbbur in der Vaterstadt.

In dieser und der nächstfolgenden Zeit verstummte, wie es scheint, seine Leier fast ganz, wenigstens find' ich nichts in seinen losen Blättern. Die Gründe sind mir aber leicht ersichtlich. Einmal lag der tägliche Mehlstaub seiner Backstube, die ihm ein Gefängnis war, auf seiner Seele, und dann heiratete er auf Drängen seines Vaters eine junge und schöne Haslacherin aus angesehener Familie.

Bäckermeister sind an sich nicht gerade zur Poesie besonders aufgelegt, und — so erzählten mir schon oft Freunde — mit dem Heiraten gehe jene Himmelstochter vielfach auch von dannen.

Mit Sehnsucht blickte der Kaspar auf die Zeit seiner Wanderfahrten zurück. Nach Jahr und Tag sollte sich ihm willkommene Gelegenheit bieten, wieder die große Welt zu sehen. Er wird 1867 Besitzer eines Hammerwerks in Roveredo im Kanton Tessin.

Welcher Dichter hätte nicht Sinn für die Poesie einer Hammerschmiede, besonders wenn sie in einem so herrlichen, italienischen Tale liegt, wie in dem der Moësa, des klassischen Bergstroms!

Zwei Haslacher Schwärmer für Poesie kamen zu gleicher Zeit auf die Hammerschmiede im Tessin. Der eine war der praktizierende Dichter, unser Kaspar, der andere der große Rezitator von Schillers Gedichten unter uns Knaben, Mede (Nikomedes), der spätere Hammerschmied.

Droben, oberhalb Hasle, in Husen hatte der Fürst von Fürstenberg sein Hammerwerk aufgegeben, und die Hammerschmieds-Gesellen waren ins Tessin verschlagen worden. In

Hasle auf der Hammerschmiede aber saß der Mede als Geselle und wartete auf eine eigene Hammerschmiede, um Meister zu werden und eine Enkelin des Eselsbecken heimführen zu können.

Das wußten die Gesellen im Tessin und schrieben eines Tages dem Mede, in Roveredo sei eine rentable Schmiede zu verpachten. Der Mede geht zum Kaspar, der kapitalkräftig und sprachmächtig ist. Dem Dichter leuchtet es ein, es müßte gar schön sein, wenn er bisweilen von Hasle weg käme, fort aus der Backstube und aus dem Ehehimmel und hinüber über den Bernhardin ins Tal der Moësa, wo schon die Pfirsiche blühen, während im Kinzigtal noch Eiszapfen an den Tannen hängen.

Drum wird er Kompagnon des Mede, reist mit ihm nach „Rovreit", nimmt noch einen Romanen namens Zoppi in die Gesellschaft auf, stellt das nötige Kapital und macht den Mede zum Meister in der Schmiede.

Der holt jetzt seine Nanne und läßt sich häuslich nieder in Roveredo.

Alljährlich geht der Bäckermeister von Hasle ein oder das andere Mal hinein, rechnet ab und erholt sich in der schönen Gottesnatur. Das Geschäft rentiert sich, Mede ist fleißig, Zoppi ehrlich, und jedes Jahr wird Geld verteilt. Aber — der Nanne gefällt es nicht, sie hat durch ihre Mutter, eine Enkelin des Eselsbecken, an Geist gar nichts von diesem ererbt, drum lernt sie die Sprache nicht, und wo Weiber nicht mit andern Weibern schwatzen und streiten können, halten sie es nicht aus. Drum will die Nanne fort um jeden Preis, fort aus dem welschen Land. Und der Schiller-Schwärmer Mede ist ein friedliebender Mann; er weiß aus Schillers Glocke, daß Weiber zu Hyänen werden können, und sagt seinen Kompagnons die Meisterschaft auf. Damit ist die Seele, der Hammerschmied, fort; die Gesellschaft löst sich im Frieden auf, und der Tessiner Mitteilhaber übernimmt das Geschäft allein.

Heute sitzt der Mede im malerischen Gutachtale unweit Hasle, und der Hammer, der Tag und Nacht unterm Farnkopf hintönt, ist sein Eigentum. Der Mede aber macht in Gutach den Haslacher Eigenschaften alle Ehre; er ist Sprecher in allen Gesellschaften und sagt namentlich derbe Worte den vielen Malern, die ins Gutachtal und in seine Schmiede kommen, um Studien zu machen.

Der lange, hagere, alte Hammerschmied mit dem Knebelbart und der Brille auf der Nase stellt sich in seinem Schurzfell in der Regel hinter die Künstler, schaut ihnen zu, schüttelt den Kopf und bricht endlich los: „Des isch bigott au a elends Handwerk, so a' Moler. Die sinn wia Studente, die nichts g'lernt henn (haben)." Dann spricht er von Schmiererei, Zeittotschlagen, Tagdieberei. Keiner der Künstler nimmt ihm aber was übel, sie wissen, der Mede hat die Eigenschaft aller Haslacher, er meint's gut.

Während der Hammerschmiederei in Roveredo hatte der Kaspar seinen Pegasus wieder bestiegen. Die Reisen ins Land der Sonne und das große, deutsche Jahr 1870 hatten seine Leier wieder besaitet und erklingen machen.

4.

Ganz war des Kaspars Dichtergenius nie verstummt, auch nicht in der ausschließlichen Backstubenzeit als Bäckermeister zu Hasle. Die Fastnacht machte stets auch ihn mobil und seine Leier, und zu den „Moritaten", welche die Haslacher alljährlich aufführten, dichtete er jeweils den Text.

Aber als der Krieg losbrach, und Sieg auf Sieg auch nach Hasle vermeldet wurde, da fing der Kaspar wieder recht zu singen an, und er war unter den vielen Sängern jener Zeit sicher der schlechtesten keiner, jedenfalls aber der einzige Bäckermeister seines Volkes, der zur Leier griff. Ich will nur drei Lieder aus jenen Tagen hier anführen.

Gleich nach Sedan sang er voll bitteren Humors:

Daß die Franzosen Gourmands sind,
Braucht man nicht erst zu sagen,
Man kann ja ihren alten Koch,
Dezember-Louis, fragen —

Der schon so manches Leibgericht
Für sie zu stand gebracht,
Mit Cayenne-Pfeffer stark gewürzt,
Mit Lorbeer angemacht.

Pasteten à la Malakoffe,
Die machten einst Furor,
Dann kamen Solferino-Würst
Für ein'ge Zeit in Flor.

Hernach die Sauce von Mexiko,
Mit spanisch Petersil,
Hielt auch für eine kleine Weil
Die Leckermäuler still.

Doch da sie allg'mach sauer wird,
So muß was andres her,
Das wieder ihren Gaumen reizt,
Der lechzt nach Ruhm und Ehr'.

Um was Pikantes zu servieren,
Da denkt er her und hin —
Auf einmal jauchzt er: „Ja, ich hab's!
Mir kommt etwas in Sinn."

„Einbrocken will ich eine Supp'
Für meine grande Nation,
Wie sie noch nie gekostet hat,
Der ganzen Welt zum Hohn."

„Eine echte deutsche Prügelsupp'
Hab' ich für sie gespart,
Und mache mich dann aus dem Staub,
Denn ich bin Bon-à parte."

Und an der kommenden Fastnacht spielten die Haslacher die Franzosen. Sie gingen mit einem großen Guckkasten um, in dem alle wichtigen Persönlichkeiten und Städte Frankreichs zu sehen waren. Dazu wurde ein Lied gesungen, das der Bosche-Kasper gemacht hatte. Im Eingang hieß es:

Herbei, herbei, ihr lieben Leut',
Zu sehn manch große Neuigkeit.
Ich zeig' euch hier für wenig Geld
Die neuste Rarität der Welt.

Ich führ' zuerst euch an den Rhein,
Wo ruhig schlief der Michel fein.
Er wär' bis heute nicht erwacht,
Hätt' Galliens Hahn kein' Lärm gemacht.

Der kräht ihm in das Ohr hinein:
Der Rhein ist mein, darf dein nicht sein!
Darauf der Michel schnell ergrimmt
Und seither sich als Held benimmt.

Vom Schlafen ist die Red' nicht mehr,
Er zeigt sich jetzt mit starker Wehr,
Er reißt dem Hahn die Federn aus
Und jagt ihn aus dem eignen Haus.

Dann folgt die Schilderung der Einzelheiten. Von Paris heißt es in dem langen Guckkastenlied:

Paris, Paris, du stolze Stadt,
Ein Kaiser dich verlassen hat.
Ein Kaiser ziehet wieder ein,
Doch muß es jetzt der deutsche sein.

Und in der gleichen Fastnachtszeit sprangen „Hansele" durch alle Straßen des Städtles und sangen das folgende Lied ihres poetischen Bäckermeisters:

Die Franzosen, sagt er,
Das sind Leut', sagt er,

Wenn man dran denkt, sagt er,
Ist's a Freud, sagt er.
Machen gern, sagt er,
Viel Geschrei, sagt er,
Wenig Woll, sagt er,
Ist dabei.

Und bei Sedan, sagt er,
Haben s' kriegt, sagt er,
Für den Kaiser, sagt er,
Republik, sagt er.
Jeder wollt, sagt er,
An die Spitz, sagt er,
's ist nit Platz g'nug, sagt er
Auf ei'm Sitz.

In Paris, sagt er,
Sein s' verruckt, sagt er,
Lügen tun s', sagt er,
Grad wie druckt, sagt er,
Bringen sich, sagt er,
Selber um, sagt er,
Das Vergnügen, sagt er,
Wär' mir z'dumm.

Herr Gambetta, sagt er,
Der war g'scheit, sagt er,
Möchte fortgehn, sagt er,
Vor's ihn reut, sagt er.
Doch zu Fuß, sagt er,
Kann's nicht sein, sagt er,
Sitzt in Ballon, sagt er,
Das war fein.

Und der Michel, sagt er,
Hat 'nen zeigt, sagt er,
Daß sie tanzen, sagt er,
Wie er geigt, sagt er.

Hat 'nen g'hörig, sagt er,
Aufgespielt, sagt er,
Daß sie's bitter, sagt er,
Haben g'fühlt.

Doch den Spiellohn, sagt er,
Sind s' noch schuldig, sagt er,
Drum wird Michel, sagt er,
Ungeduldig, sagt er.
Die Milliarden, sagt er,
Müssen raus, sagt er,
Sonst geht er, sagt er,
Nicht nach Haus.

Wie sehr die Bürger von Hasle nach diesen Leistungen wachsenden Respekt bekamen vor ihrem Poeten, geht sonnenklar daraus hervor, daß sie ihn im Februar 1872 zum Bürgermeister erwählten. Er hatte kurz vorher auch in seine Saiten gegriffen, um Mißstände auf dem Rathaus zu geißeln. Der Stadtrat hielt nämlich einen „Stadtboten" in der Person eines Küfers, der nichts zu schaffen hatte, weil er lieber im Wirtshaus als in der Werkstatt war. Er trug wegen seines komischen Auftretens den Spottnamen „der Staberle" und zeichnete sich trotz seiner blauen, roteingefaßten Uniform durch größte Unreinlichkeit in dieser seiner Staatskleidung aus. Schmutzig und zerlumpt zog der Staberle durchs Städtle und reizte des Bosche-Kaspers Satyre, und der sang:

Ich kenn' ein' Vogel selt'ner Art,
Doch ist er nicht weit her;
Und dennoch gibt's im ganzen Land
Kein' zweiten so wie der.

Gefiedert ist er dunkelblau,
Mit roten Streifen dran;
Doch meist so sehr mit Schmutz bedeckt,
Daß man's nicht kennen kann.

Den Schnabel hat er überall,
Wo's ihn nichts angeht, drin;
Doch auf den Füßen ist er nichts,
Er wackelt her und hin.

Die Flügel läßt er hängen stets,
Wie ein gerupfter Hahn;
Drum ist es zum Verwundern nicht,
Daß er nicht fliegen kann.

Was mag das für ein Vogel sein?
Es ist gewiß kein Schwan,
Und jedenfalls kein Papagei
Und auch kein Auerhahn.

Ein Storch, das kann es auch nicht sein,
Auch keine wilde Ent';
Ein paspolierter Dreck-Spatz ist's,
Nun hat das Lied ein End. —

Also Bürgermeister in Hasle wurde der Bosche-Kasper. Wir wissen aus den Tagen des Eselsbecks, daß Bürgermeister in Hasle sein keine Kleinigkeit ist. Die von Hasle sind an und für sich keine großen Verehrer der Herren; nach dem Herrn aber, der Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein ist, dem Bürgermeister, fragen sie erst recht nichts. Ein solcher ist der rücksichtslosesten Kritik ausgesetzt, und nicht bloß im Wirtshaus, auch in seiner Amtsstube muß er sich oft die bittersten Vorwürfe gefallen lassen.

Muß er gar einen Bürger strafen wegen nächtlichen Übersitzens, so ist der Teufel ganz los.

An allem, was Krummes vorgeht im Städtle, hat er die Schuld. Ist zu viel oder zu wenig Wasser im Stadtbach und die Wiber können nicht waschen; brennen die Stadtlaternen bei Vollmond und streiken sie in finstern Nächten; wird das Bürgerholz zu spät ausgeteilt und gefällt nicht

jedem — an allem ist schließlich „der Burgemaischter schuld, der Fulenzer und Esel".

Hat ein solches Oberhaupt Nerven, so kann er's nicht prästieren. Wir wissen aus den „Schneeballen", daß den genialsten Bürgermeister von Hasle im 19. Jahrhundert, Seppen-Toni II., der Zorn umgebracht hat.

In der Hinsicht paßte der Kaspar gut. Er war eine seltene Paarung, Dichter und Phlegmatiker zugleich. Er verlor seine Ruhe nie. Niemals, so lange ich ihn kannte, hab' ich ihn aufgeregt oder in der Hitze gesehen. An ihm liefen deshalb die bissigen Redensarten seiner Bürger himmter wie salziges Meerwasser an einem Felsenriff.

Ruhig, sachlich, still und einförmig waltete er seines Amtes auf dem Rathaus. In seinem ganzen Äußern blieb er der Alte. Einen großen Filzhut oder eine Kappe auf dem Haupt, beide Hände in den Hosentaschen, präsentierte er sich ohne jedes Kompliment, selbst wenn die größten Herren im Städtle waren.

Die ersten Jahre seines Konsulates fielen in die Zeit des Kulturkampfes. Die „bessern" Bürger von Hasle glaubten, wie so viele im deutschen Reich, der Nationalliberalismus habe allein alle Siege des Jahres 1870 erfochten; sie wurden nationalliberal und Kulturkämpfer. Unter denen, die nicht mittaten in der wüsten Agitation und Hetze, war der Bosche-Kasper. Weit entfernt, ein „Schwarzer" zu sein, verließ ihn seine Ruhe auch in jener Zeit nicht. Dagegen wehrte er sich mit Ernst und Spott gegen die Angriffe, welche während seiner Amtszeit ein Stück Volkstum in Hasle erfuhr, der in meiner „Jugendzeit" geschilderte Storchentag.

Man sieht jetzt mählich in höheren Regionen ein, daß man das Volkstum erhalten müsse, so gut es geht, in Tracht, Sitten und Gebräuchen. Leider fast zu spät. Jahrelang hat man in mancher Gegend alte, volkstümliche Sitten bureaukratisch verfolgt, ihre Abhaltung von polizeilicher Genehmi-

gung abhängig gemacht und damit dem Volke jede Freude daran verdorben.

Vieles haben auch die staatlich einstudierten Industrie-Lehrerinnen gesündigt und sündigen noch gegen alte Mode und damit gegen Volkstum. Erst in letzter Zeit hörte ich, daß im heimatlichen Kinzigtale eine Art Kreis-Schulrätin für Industrieschulen auf den Dörfern herumreist und nachsieht, ob die Mädchen auch die Hemden nach der neuen Mode schneiden und nähen, und sie warnt, beim Nähen „keine Bauernstiche" zu machen. Ein solches Weibsbild gehört meines Erachtens von den Bauernweibern mit Besen aus dem Dorf gefegt. Aber statt dessen höre ich, daß Bäuerinnen, die sich weigerten, ihre Leinwand dem neumodischen Schnitt und Stich auszuliefern, amtlich vorgeladen und unter Strafandrohung vermahnt wurden, es doch zu tun!

O, dieser „Bauernstich" — der hält nicht bloß die Leinwand, er hält schließlich die ganze staatliche Ordnung zusammen und sollte deshalb respektiert werden wie ein Heiligtum! —

Unter Kaspars Regierung wollte ein Gendarm einschreiten gegen den „Storchentag" und gegen das „Klappern" der Buben an Fastnacht. Der bürgermeisterliche Poet ging nicht bloß zum Amtmann Beck nach Wolfe, dem späteren tüchtigen Oberbürgermeister in Mannheim, um Verwahrung einzulegen, es sangen auch bald die empörten Haslacher dem Gendarmen ein Lied, dessen Verfasser wir unschwer erraten. Es lautete:

Hier ist's nimmer auszuhalten,
Denn die Jungen wie die Alten
Ärgern mich auch gar zu sehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Klapperbuben, Storchenpeter,
Deckelbläser, Schnapstrompeter
Machen mir den Kopf so schwer!
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Meine Uhr ist abgelaufen,
Niemand zahlt mir mehr zu saufen,
Und sie klappern immer mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Das Geschäft als Storchenfänger
Kann ich nicht mehr treiben länger,
's gibt nicht viel Diäten mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Drum will lieber fort ich gehen,
Als noch länger Spott ausstehen,
Meld' mich sofort ab, auf Ehr!
Gelt, du meinst, ich sag dir wer?

So sangen sie, die Jungen und die Alten, und der Storchentag blieb erhalten bis zur Stunde. Schade, daß nicht überall so schneidige Dichter und Sänger sind, die losschlagen, so oft's an ein Stück alten Volkstums geht! —

Ein andermal zeigte sich der satyrische Konsul von Hasle als Philosoph. Als das Freizügigkeitsgesetz ins Leben trat, zogen manche ärmere, im Taglohn arbeitende Leute vom Land ins Städtle. Der Gemeinderat beeilte sich nun in allzu kluger Vorsicht, den zuziehenden fremden Leuten, in denen die Stadtväter lauter Lumpenpack sahen, das Kommen zu erschweren, indem er den Hauseigentümern verbieten wollte, solche Leute in ihre leeren Wohnungen aufzunehmen.

Wer allein gegen diese Maßregel stimmte, das war der Bürgermeister, der die folgenden philosophischen Gedanken, die seinem Bäckerherzen alle Ehre machen, als Protest niederlegte:

„Laß einen Armen nie fühlen, daß er arm ist. Behandle ihn nie lieblos und hartherzig, wenn er dich um etwas anspricht, und selbst dann nicht, wenn du weißt, daß er durch eigene Schuld ins Unglück gekommen ist. Um so mehr ist

ein solcher zu bedauern, indem sein eigenes Gewissen ihn schon daran mahnt und ihn sein Unglück doppelt schmerzlich fühlen läßt. Gebe lieber zehn Unwürdigen Almosen, als daß du es einem Bedürftigen versagst. Stelle dich in seine Lage und denke, wie schmerzlich es dich berühren würde, wenn du, um ein Almosen bittend, kalt und herzlos abgewiesen würdest."

„Verzeihe dem Armen, wenn er etwas tut, das du als einen Fehler ansiehst, und bedenke, daß jedes Menschenherz, es schlage unterm Kittel oder unter Ordenssternen, seine Wünsche hegt, und je dürftiger die Verhältnisse desselben sind, desto bescheidener sind auch die Ansprüche an das Leben."

„Wie wenig bedarf es, das Herz eines Armen zu erfreuen, und warum soll ein solcher nur sein trauriges Dasein fristen, um der ganzen übrigen Welt zum Anstoß zu dienen, und von allen Ansprüchen an die Welt ausgeschlossen sein? Dies ist jedenfalls der Wille desjenigen nicht, der die Geschicke aller Menschen leitet und einem jeden das Gefühl für Recht und Unrecht, wie auch für Freude und Schmerz ins Herz gelegt hat."

„Läßt sich daher einmal ein Armer im Drange seiner Gefühle hinreißen, etwas zu tun oder zu lassen, das vor den Augen der Welt Tadel verdiente, o so verzeihe ihm und bedenke, daß die größten Fehler nur von denjenigen gemacht werden können, welche die Mittel dazu besitzen! Schaue unparteiisch in dein Inneres und du wirst vielleicht finden, daß dein Tun weit tadelnswerter wäre, als dasjenige, über welches du zu richten dir erlaubst."

Neben diesen philosophischen Exkursen buk der Bosche-Kasper alltäglich vor Mitternacht sein Brot und seine Lebkuchen; denn er hatte sich auch als Konditor aufgetan.

In der Frühe besorgte er seine Amtspflichten, der Nachmittag aber gehörte dem Wirtshaus, wo er seine Kundenschoppen trank, wie die anderen Bäcker auch. Während aber andere Haslacher lebhaft diskurrierten beim Wein und Bier,

saß der Bosche-Kasper still bei seinem Viertele und machte höchstens eine oder die andere trockene, satyrische Bemerkung.

So zog er von einem Wirte zum andern, unterwegs friedlich vor sich hinschauend und die Hände im Hosensack; am Abend war er aber trotzdem so nüchtern, wie am Morgen, und sicher hat ihn nie jemand mit einem Zopf gesehen, was man sonst keinem Haslacher nachsagen kann. Seine Ruhe und sein Phlegma trugen dazu zweifellos viel bei. Kein Fremder aber hätte in dem kleinen, trockenen, unscheinbar gekleideten Mann den Bürgermeister von Hasle, noch viel weniger einen Dichter und Philosophen geahnt.

Und doch hat er selbst als Bürgermeister von Hasle die Lust nicht verloren, bisweilen ein lyrisches Gedicht mit Bleistift auf ein Blatt Papier zu werfen.

Ich führe nur eines davon an, das er gemacht, als er eines Tages im Schnee Veilchen gefunden, während er, wie Dichter es lieben, trüben Sinnes war.

Oft in des Winters Mitte
Beschenkt uns die Natur
Mit ihren schönsten Gaben,
Mit Blümlein auf der Flur;

Mit Blümlein, ach, so lieblich,
So schön und wunderhold!
Dem, der sie weiß zu schätzen,
Sind mehr sie wert als Gold.

So geht es auch im Leben
Uns Menschenkindern oft,
Wenn's Herz vor lauter Trübsal
Verzweifelnd nichts mehr hofft.

Wenn Unglück uns bedrohet,
Von allem Trost entblößt,
Sich nirgends Hilfe zeiget,
Selbst Freundschaft uns verstößt —

Wie wohl tut dann dem Herzen
Ein heitrer Sonnenblick
Aus tiefbewölktem Himmel,
Wie nie geahntes Glück!

Die Hoffnung kehret wieder
In unsre kranke Brust,
Wir kämpfen dann aufs neue
Mit frischer Lebenslust.

Wir danken dann dem Himmel,
Der immer unser Hort;
Denn wo die Not am größten,
Stets Hilfe kommt von dort.

An trüben Gedanken hatte unser Poet keinen Mangel. Er hatte seinem Schwiegervater, einem unternehmenden und geistreichen, aber unglücklich spekulierenden Kaufmann, unter die Arme gegriffen und mußte bald ein großes Anwesen desselben ganz übernehmen. Es war die einstige Mühle, in welcher ich den Vater des „Wendels auf der Schanz" besucht, aber umgebaut und fabrikmäßig vergrößert.

In dieses Geschäft steckte der Kaspar den größten Teil seines nach Haslacher Begriffen nicht kleinen Vermögens und, wie es sich bald herausstellte, auf Nimmerwiedersehen.

Poeten sind keine Geschäftsleute, taugen also in der Regel nicht zu Bäckermeistern und nicht zu Müllern und nicht zu Fabrikanten, auch die Bürgermeisterei in Hasle ist nichts Poetisches — drum kam unser Kaspar nirgends auf einen grünen Zweig.

Alle namhaften dummen Streiche im großen und im kleinen werden in der Regel nur gemacht von gescheiten Leuten mit poetischem Talent, weil bei Dichtergemütern die Phantasie die Hauptrolle spielt, und sie ist bekanntlich die größte Verführerin zu dummen Streichen, weil sie das ruhige Denken vollständig über den Haufen wirft und in die Tiefe ihrer Gebilde begräbt, wie das Meer die Goldkörner.

Wäre der Bosche-Kasper nicht Poet gewesen, so wäre ihm die Goldgrube in seiner Backstube gelegen, aus der auch sein Vater Gold gewonnen; und ein tüchtiger Bäcker, der zugleich Bürgermeister ist, hat doppelt leicht sein Brot zu verkaufen. Aber weil unser Kaspar Dichter war, suchte er das Gold abermals — man sollte es nicht glauben — in Amerika.

Nahezu zwölf Jahre war er Bürgermeister gewesen, als ihm in den Dichtersinn kam, nochmals aufs Eis zu gehen und sein Glück in Amerika zu versuchen.

Am 14. November des Jahres 1883 amtet er noch als Bürgermeister, backt noch in der Nacht sein Brot — und am 15. November morgens heißt's im Städtle, der Bürgermeister ist fort — nach Amerika — ohne jeden andern Grund als den, sein Los zu verbessern und, wenn er dies in der Neuen Welt erreicht hat, seine Familie nachkommen zu lassen.

Alles staunt, alles räsoniert über den unklugen Mann — keiner aber denkt daran, daß ihr Fastnachtsdichter und Liedermacher ein Poet, ein Wolkensegler ist und daß derlei Leute nichts dafür können, wenn sie dumme Streiche machen, weil ihr Genius sie dazu treibt, jener Genius, der für ihre Besitzer ein Unglück ist in dieser Welt, die keine Träumer und keine Wolkensegler, keine Idealisten und keine Gemütsmenschen brauchen kann.

Zudem stammt, wie schon der Grieche Antipater sagte, ein Dichter von mehreren Müttern ab, hat also allerlei Eigenschaften. —

5.

Wenige Wochen später, und unser Dichter arbeitet enttäuscht — als Geselle in einer Backstube zu Brooklyn, und in seinem Kalender steht von seiner Hand geschrieben:

Morgenrot, Morgenrot,
Abends voller Sorg und Not,
Gestern noch auf stolzen Rossen,

Heute aller Glanz verflossen
Mir und manchem Kamerad.

Das Wörtlein mir hat er dick unterstrichen, er mochte wohl denken, gestern noch Bürgermeister und Bäckermeister in Hasle — und heute in Amerika — Bäckergeselle.

Daß er dieser Stellung so bald als möglich wieder entfloh, versteht sich von selbst, und im Frühjahr 1884 treffen wir ihn in Philadelphia, wo er eine Konditorei gepachtet hat. Ihre Spezialität war Eis. Unser Kaspar, allzeit ein Pechvogel in irdischen Dingen, trifft es aber gerade, daß Frühjahr und Sommer des genannten Jahres sehr naß und kalt sind in Amerika — und niemand will Eis essen. Da saß nun der Poet einsam in seinem „Store", 4426 Lancaster Avenue, und wartete auf Eisgäste, die nicht kamen.

Wie sehr er mit Humor begabt blieb in dieser brotlosen Eiszeit, ersehen wir daraus, daß er den kalten Sommer besang beim Wasserkrug. Es ist dies die einzige Probe seiner Poesie aus diesen zweiten Tagen in Amerika und lautet:

Im Januar, da gehen wir
Vergnüglich auf das Eis,
Zum Schlittenfahren ist es Zeit,
Der Schnee macht uns das weiß.

Im Februar, da geht es fort
Gerade wie vorher;
Das Wetter ist nicht aufgetaut,
Drum friert's uns um so mehr.

Im März, da hofft man warme Tag',
So geht es bis April,
Und als sie noch nicht kommen woll'n,
Friert man und schweiget still.

Im Mai, da hat man gerne kühl,
Und dies bewährt sich jetzt:

Von Wärme ist die Rede nicht,
Die Kält' ist 's erst und 's letzt.

Im Juni fängt der Sommer an
Mit ihm die warme Zeit;
Doch hat bis jetzt vergebens man
Sich daraufhin gefreut.

Im Juli gab's Gewitter oft,
Die Hundstag' müssen sein;
Ein Hundewetter hatten wir,
Und öfter schlug's auch ein.

August ist erst der rechte Held,
Der zeigt, was er vermag;
Erdbeben bringt er anfangs schon,
Was weiter? — ist die Frag'. —

Wenn's jetzt kein schönes Wetter gibt,
Wo bleibt der Sommer dann?
Dann bleibt er im Kalender stehn,
Und außen denkt man dran.

Doch halt! Urteile nicht so schnell!
Die Hitze fängt jetzt an;
Und zwar, daß man für's ganze Jahr
Genug noch schwitzen kann.

Da wird so mancher schöne Durst
Am Wasserkrug gestillt,
Weil niemand uns nach unserm Wunsch
Das Bierglas immer füllt.

O weh! Der Jubel war zu früh,
Die Hitz ist schon verraucht,
Und rauhes Wetter wieder da,
Als hätte man's gebraucht.

Jetzt glaub' ich, daß der Winter wird
Dies Jahr neun Monat' währ'n,
Und drei Monate kalte Zeit:
Mehr kann man nicht begehr'n.

Dies ist, wie gesagt, das einzige Lied, welches unser Dichter bei dieser zweiten Fahrt ins Land seiner Träume gesungen hat. Aber eine andere Seite seines Talents entwickelte sich bei ihm — die Philosophie, die alte Trösterin der Betrübten. Einsam in seiner Bude sitzend, philosophierte er, und in einem Taschenkalender vom Jahre 1884 stehen die folgenden Worte:

„Zeit ist Geld, heißt das Sprichwort in Amerika, welches allgemein als richtig anerkannt wird. Bei mir hat es sich bis jetzt nicht bewährt, denn ich hätte Zeit genug, um etwas Nützliches zu schaffen, aber keine Gelegenheit dazu; dabei ist das Geld das Wenigste, was ich besitze. Könnte ich meine übrige Zeit in Geld umwandeln, so hätte ich es in den paar Monaten, in denen ich hier bin, schon viel weiter bringen können."

Wir werden bald noch mehr von ihm hören als Ausfluß philosophischer Betrachtung. —

Als der Winter kam und erst recht niemand mehr Eis von dem armen Konditor in der Lancaster Avenue haben wollte, schloß er seinen Store und verließ die undankbare Stadt.

Arm wie eine Kirchenmaus kam er zurück nach Brooklyn. Ohne einen Pfennig Geld pachtete er auf Zureden badischer Landsleute eine Wirtschaft von einem Rheinbayern namens Buchheid, der sie dem Haslacher Dichter auf sein ehrlich Gesicht hin gab ohne jede sonstige Garantie.

Zu einem Wirt paßte aber dieser noch weniger als zu einem Konditor und Bäcker. Ein Wirt muß, wie schon der alte Horatius sagt, ein „geriebener Kunde" sein, ein mundfertiger Mann, der unter Umständen auch seinen Gästen Mut

macht zum Trinken und sie zu unterhalten und dadurch hinzuhalten weiß.

Unser Kaspar aber war, wie wir wissen, ein wortkarger, stiller Mann, blutehrlich und phlegmatisch. Er würde eher Hunger gelitten haben, als daß er versucht hätte, durch übliche Wirtskniffe sein Bier und seinen Schnaps zu verkaufen. Doch die Not lehrte den Poeten von Hasle, auch einmal als Wirt sein Glück zu probieren. Seine besten Gäste waren die Haslacher in und um Brooklyn; die kamen, 12—15 Mann hoch, allsonntäglich zum Kaspar, um hinter verschlossenen Türen nach deutscher Art zu kneipen.

Die erste philosophische Betrachtung, welche der neue Wirt in dem „Pirmasenz" genannten Stadtteile von Brooklyn niederschrieb, galt dem Sonntagsgesetz, das ihn verurteilte, am Sonntag seinen Store geschlossen zu halten und nur heimlich Bier auszuschenken.

„Ein sonderbares Land, dieses Amerika," so schreibt er in seinen Kalender, „in welchem auf alle mögliche Art und Weise die Extreme sich so auffallend und schroff gegenüberstehen, daß selbst der schlichteste Mensch bei einigem Nachdenken veranlaßt wird, Betrachtungen und Vergleichungen hierüber anzustellen."

„Anerkanntermaßen werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika am freiesten und unabhängigsten regiert, und dennoch wird in keinem Despotenstaate der Welt der intelligentere Teil des Volkes an seinen Erholungen und Vergnügungen nach tagelanger, harter Arbeit mehr verkürzt und beeinträchtigt als in der freien Republik Amerika durch die leidigen Sonntagsgesetze, durch welche das Muckertum und die Temperenzler Hand in Hand, von oben herab durch widersinnige Gesetze unterstützt, die Berechtigung haben, den aufgeklärteren Teil der Bevölkerung zu tyrannisieren."

„Erfahrungsgemäß hat kein Land im Verhältnis zur Einwohnerzahl mehr Säufer und Trunkenbolde aufzuweisen als die Vereinigten Staaten, und die Mehrzahl der Unglücks-

fälle, Verbrechen und Selbstmorde entstammen diesem Laster. Dies sind lauter Früchte von der Aussaat der Mäßigkeitsapostel."

„Gestern war wieder einmal ein Sonntag, wie ihn das Temperenzgesetz mit sich bringt. Die Wirtslokale von außen hermetisch verschlossen, und innen der Wirt, mit seinen Augen ängstlich die von der Seitentüre eintretenden Gäste musternd, ob nicht ein Temperenzspitzel sich einschmuggle."

„Herrliche Zustände für ein freies Land, deren sich weder der König von Dahome noch der Schah von Persien zu schämen brauchte, um sie in ihren Ländern einzuführen!"

„Ein Mann, welcher in meine Wirtschaft kam, um Bier zu holen, fragte beim Eintreten: ‚Darf man es wagen?' worauf ich erwiderte: ‚Wir wollen es riskieren, es wird nicht so schlimm ausfallen.' Dann sagte er weiter: ‚Ja, es gibt kuriose Zustände in diesem Lande; Millionen stehlen ist erlaubt, aber Sonntags Bier trinken wird bestraft.' Traurig, aber wahr!" —

Es muß eine gemütliche Gesellschaft gewesen sein, wenn die Haslacher in dunkler Stube beim Kaspar saßen in seinem „Saloon", 282 Power Street, und haslacherten, d. h. von Hasle erzählten und sich so das Heimweh stillten, denn also singt ein neuerer Dichter in seinem Lied „Zu Hasle"[1]:

Und wem die Wiege dort gewest,
Will dort sich auch sein Grab,
Haslacher Wurzeln halten fest
Gar noch den Wanderstab.
Wer fort gemüßt, besinnt sich
Auf Hasle an der Kinzig. —

Die Woche über nimmt sich der Amerikaner nicht viel Zeit zum Trinken, und Stammgäste hatte unser Bierwirt außer seinen Haslachern keine. Die Bewohner des Stadt-

[1] G. v. Oertzen, „Auf Schwarzwaldwegen".

teiles scheinen ihn ziemlich ignoriert zu haben. Er schreibt über sie in seinem Kalender: „In dem Stadtteile, in welchem ich wohne und der, außer anderen Merkwürdigkeiten, auch den Namen Pirmasenz trägt, muß dereinst das Paradies gestanden sein, weil jeder dritte Mensch Adam oder Eva heißt und sich neben diesen ziemlich viel Schlangengezücht eingenistet hat."

„Dabei sind die Leute noch so wenig von der Kultur beleckt, daß es ihnen gar nicht einfällt, nach einer andern Bildung zu trachten, als nach der Einbildung, welche sich bei der Mehrzahl derselben in einem sehr hohen Grade ausgebildet hat."

Der Wirt in der Power Street blieb in seiner Bude jedem Treiben außerhalb derselben fern und machte nur den trockenen, satyrischen Beobachter über die Leute, die an ihm vorüberzogen. So lesen wir bei ihm weiter:

„In diesem Lande ist man gewohnt, sich über europäische Gebräuche und Sitten lustig zu machen, besonders über den Adel und die Ordensverleihungen u. dgl., wie sie drüben bestehen und üblich sind, an welchen zwar, nebenbei gesagt, mancher gute Deutsche auch keinen Gefallen findet."

„Kein deutscher Fürst ist aber eingebildeter auf seine Abstammung, als der geborene Amerikaner, und kein deutscher Ordensträger ist stolzer auf sein Kreuz oder den Stern, den er auf der Brust trägt, als der Amerikaner, wenn er eine Auszeichnung an der Weste oder im Knopfloch stecken hat, gleichviel, welchen Zweck oder Wert dieselbe hat."

„Diese Eitelkeit ist keineswegs die geringste von den vielen schwachen Seiten, die denselben zieren, und daß die Deutschen kein geringes Kontingent stellen in bezug auf diese Liebhaberei, ist Tatsache. Der Nachahmungstrieb, den viele in staunenswerter Weise entwickeln, ließe manchmal auf die Richtigkeit von Darwins Lehre schließen."

„Ebenso haben die Amerikaner eine kindische Freude am Soldätlesspielen, was am besten in die Augen fällt, wenn die

politischen Vereine (Klubs) zu einer Parade ausrücken. Da will jeder der Bunteste sein, und an Flitter, Borten und Tressen wird nicht gespart, so zwar, daß man eine solche Parade eher mit einem Fastnachtszuge von lauter Harlekins, als mit einer politischen Demonstration im ernsten Sinne vergleichen möchte."

Nichts entging dem satyrischen Philosophen in dem Store zu Pirmasenz; selbst über das Tabakkauen der Amerikaner weiß er treffende Bemerkungen seinem Kalender einzuverleiben:

„Das Tabakkauen ist der Mehrzahl der Amerikaner sozusagen zur zweiten Natur geworden, und eine große Zahl Deutscher bildet sich nicht wenig ein, diese reizende Gewohnheit anzunehmen und nachzuäffen, manche selbst auf Kosten ihrer Gesundheit."

„Stellt man hierüber im stillen Betrachtungen an, sei es, wo es wolle, in der Kirche, im Wirtshaus, auf der Straße, auf der Eisenbahn, auf dem Dampfer oder zu Hause, wie die Leute so stillvergnügt ihre Kinnladen anstrengen, um dem edlen Geschäfte des Tabakkauens mit einer Aufmerksamkeit, die eines schönern Zweckes würdig wäre, obzuliegen, so findet man sich unwillkürlich versucht, sie in die Klasse der Wiederkäuer einteilen zu sollen."

„Wenn man betrachtet, mit welchem Wohlbehagen sie das edle Kraut im Munde herumwälzen und den braunen Saft mit nicht geahnter Fertigkeit auf gewisse Punkte hinzuspucken verstehen, fühlt man sich veranlaßt zu glauben, das Glück und Wohl ganzer Völker hänge von der richtigen Besorgung dieses Geschäftes ab."

„Man meint überhaupt, diese Menschen wären unfähig, vernünftig zu denken ohne den obligaten Chique[1] im Munde."

Interessant ist auch, was er über Zeitungen, über Bil-

---

[1] chiquer (französisch) heißt Tabak kauen.

dung und namentlich über die Rechtszustände in Amerika philosophiert, der ehemalige Bäckermeister von Hasle:

„Die Zeitung spielt eine große Rolle in diesem Lande, aber leider entspricht sie ihrem Zwecke in vielen Fällen nicht."

„Unter allen Ständen, vom Millionär bis zum Lumpensammler, trägt jeder seine Zeitung mit sich herum. An allen Orten, selbst in der Kirche (wie Schreiber dieses aus eigener Beobachtung weiß) wird die Zeitung gelesen, und wie viele ungelesen den Weg alles Vergänglichen wandern, ist schwer zu bestimmen. Es gehört allgemein zum guten Ton, überall eine Zeitung nachzutragen; man sieht den Straßenkehricht-Fuhrmann auf seinem Karren sitzend die Zeitung lesen, wie den nobelsten Kapitalisten in seinem Buggy."

„Hier muß das Volk gebildet sein, denkt der Neuling, wenn er seine Betrachtungen hierüber anstellt. Doch wird er leider nur zu früh enttäuscht, wenn er mit den Leuten in Verkehr und Berührung kommt. Gebildet sind sie und zwar nur zu sehr eingebildet. Sie bilden sich zu viel ein auf ihr reiches, gesegnetes Land und auf ihre Freiheit, welche sie aber nur für sich und ihre Interessen beanspruchen."

„Es ist eine allgemeine, auf Erfahrung begründete Tatsache, daß, je freier ein Land regiert wird, um so herrischer, anmaßender und rücksichtsloser ist sein Volk seinen Nebenmenschen gegenüber. Das Geld ist in Amerika der Inbegriff von Gesetz, Recht und Freiheit."

„Wer Geld hat, besitzt die Macht zu tun, was ihm gefällt. Er darf ungestraft morden und stehlen. Das Gesetz resp. seine Vollstrecker sind käuflich von oben herab."

„In keinem Despotenstaate wird willkürlicher und gewalttätiger gehandelt als hier. Kein Unbemittelter darf sich einbilden, einem Reichen gegenüber Recht zu finden, auch wenn dasselbe sonnenklar auf der Hand liegt. Das Gold besitzt alle Gewalt, und Gewalt geht vor Recht." —

Je mehr unser Kaspar Zeit hatte zu derlei geistreichen Betrachtungen, um so weniger verwandelte sich ihm diese

Zeit in Geld, und wenn er auch sein leidlich Auskommen fand mit seiner Schenke, vom Geldverdienen in dem Sinne, um auch nur seine Familie nachkommen lassen zu können, war nicht die Rede, und so sah er denn bald zum zweiten Male ein, daß Amerika nicht für Dichter eingerichtet sei.

Rings um ihn befanden sich Haslacher in behaglichen Lebensstellungen als Schuhmacher, Schneider, Schlosser; Leute, die an Talent dem Kaspar nicht bis an die Knie reichten, die aber keine Dichter waren, sondern realistische Geschäftsleute.

Dreiviertel Jahre treibt er die Wirtschaft in Pirmasenz-Brooklyn, verkauft sein Bier und seinen Whisky und philosophiert nebenher auch über das Glück des Menschen, über Hoffnung und Genügsamkeit. Diese Betrachtung ist die größte und letzte, die er seinem Kalender in Amerika anvertraute. Sie macht seiner Lebensweisheit hohe Ehre und lautet:

„Überall findet man Stoff zu Betrachtungen. Sieht man sich das rastlose Treiben und Mühen der verschiedenen Menschenklassen an, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf: ‚Wie viele von allen diesen, dem vermeintlichen Glücke nachjagenden Menschen erreichen wohl ihr Ziel?‘ Antwort: ‚Keiner von allen, so lange er lebt.‘“

„Das Wörtchen Glück ist der Inbegriff alles menschlichen Strebens und dabei so dehnbar, daß es alle Schichten der menschlichen Gesellschaft durchzieht und überall, wo es vermeintlich einkehrt, Enttäuschung und unbefriedigte Sehnsucht zurückläßt.“

„Der menschliche Geist strebt stets nach Höherem, und wenn er wirklich glaubt, das sich vorgesteckte Ziel erreicht zu haben, so tritt ihm wieder etwas anderes in den Weg, das seine Zufriedenheit stört und ihn anfacht, noch weiter zu streben.“

„Das Menschenherz ist nie zufrieden, so lange es schlägt.“

„Wohl dem, der seine Hoffnungen auf ein besseres Jen-

seits setzt und hier stets so handelt, daß er vor keinem Nebenmenschen zu erröten braucht."

„Was ist das Leben? Antwort: Ein stetes Ringen und Kämpfen nach dem Unerreichbaren."

„Unser Herz ist nie zufrieden mit dem, was ihm gewährt wird. Geht ihm ein Wunsch in Erfüllung, so folgt schon wieder ein anderer, und ruhelos strebt es weiter, ohne je befriedigt zu werden, bis es aufhört zu schlagen. Glück und Zufriedenheit sind zwei schöne Worte, welche aber in Wirklichkeit niemals existieren ohne das kleine Wörtchen ‚Wenn'!"

„Das menschliche Leben ist ein steter Wechsel zwischen getäuschten Hoffnungen und ungestillter Sehnsucht."

„Blickt dann und wann ein Sonnenstrahl des Glückes durch die finsteren Wolken des Verhängnisses auf uns nieder, so macht er uns alles gehabte Leid vergessen und belebt uns wieder zu neuen Hoffnungen und Wünschen; doch sobald wir uns am Ziele wähnen, greift das Schicksal wieder mit rauher Hand ein und vernichtet alle unsere Pläne. Ob es uns zum Glücke oder Unglücke ist, vermögen wir nicht zu beurteilen, wir sehen nur mit tiefstem Schmerze auf unsere gestörten Erwartungen."

„Wir ermannen uns wieder, fangen von neuem an, uns mit frischen Plänen und Hoffnungen die Zukunft auszumalen, um abermals getäuscht zu werden. So geht es fort, bis wir am Grabesrande auf unser verfehltes Leben zurückblicken und die Hoffnungen aufs Jenseits richten. Werden wir dort auch getäuscht werden?"

„Hoffnung ist der Anker, die Kette, das Tau, der Faden, der Strohhalm — an den sich der Mensch anklammert, und der ihn festhält, um alle Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen und überdauern zu können."

„Wehe dem, der in der Hoffnung keinen Halt mehr findet! Er fällt der Verzweiflung anheim, wird entweder zum Selbstmörder oder Geistesnacht überwältigt seine Sinne, und fühl- und reizlos schleppt er sein unglückliches Leben

dahin, bis der Tod sich seiner erbarmt und seinem elenden Dasein ein Ziel steckt."

„Hoffnung ist der Stern, der uns auf dem Lebenswege stets voranleuchtet, uns in verlockendem Glanze das Ziel unserer innigsten Wünsche in unabsehbarer Ferne beleuchtet, aber selten erreichen läßt."

„Gelingt es uns wirklich, dasselbe zu erreichen, so sind wir gewöhnlich nur um eine Enttäuschung reicher, und unsere Wünsche konzentrieren sich wieder auf einen andern Punkt, der von den Strahlen der Hoffnung so lebhaft beschienen wird, daß wir uns selbst glauben machen, in Erreichung desselben liege allein unser wahres, ungetrübtes Glück."

„Was anders ist es, als abermals Täuschung?"

„So lassen wir uns gängeln und führen durch dieses Traumgebilde, bis wir an den Pforten der Ewigkeit angelangt sind und der Wahn des Menschenherzens sein Ziel erreicht hat." —

„Willst du lernen genügsam sein, so schaue nur stets auf die, welche vom Schicksale weniger begünstigt sind als du, und du wirst darin Trost finden, daß es noch viele gibt, die schwerere Kämpfe zu bestehen haben, als diejenigen sind, welche dich belasten."

„Siehst du auf jene, welche nach deiner Meinung in glücklicheren, sorgenfreieren Verhältnissen leben, dann wird nie Zufriedenheit in deinem Herzen einkehren; denn der blasse Neid und die häßliche Mißgunst werden dasselbe beherrschen und es nie zur Ruhe kommen lassen, wenn du nicht so viel Selbstbeherrschung erlangst, dich vor diesen Lastern zu bewahren."

„Der Schein trügt. Wie viele Menschen, denen ihre Verhältnisse gestatten, sich mit allem Luxus und Komfort zu umgeben, und die deshalb von ihren Mitmenschen als glücklich angesehen und beneidet werden, sind, wenn der Schleier ihres innern, häuslichen Lebens gelüftet wird, viel unglücklicher, als der Arme, welcher morgens nicht weiß,

womit er sich den Tag über sättigen will, und dabei ein ruhiges Gewissen hat!"

„Der niedrigste Arbeiter, selbst der ärmste Bettler, hat seine Neider. Wie oft kommt es vor, daß ein Armer um eine Gabe anspricht bei einem Reichen, welcher durch eigene Schuld ans Krankenbett gefesselt ist infolge Mißbrauchs seiner Glücksgüter und den Bettler um seine Gesundheit und um seinen Hunger beneidet!"

„Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Menschen, welche die niedrigste Arbeit um geringen Lohn tun, von andern beneidet werden, weil sie doch ihren Lebensunterhalt verdienen, was jenen zur Zeit unmöglich ist, da sie weder Arbeit noch Verdienst haben und am Hungertuche nagen müssen."

Diese Betrachtungen finden sich in den Kalendernotizen vom Juli 1885. Die Wehmut, welche an einzelnen Stellen daraus hervorklingt, zeigt uns, daß der Kaspar seine Hoffnung, in Amerika das Glück zu finden, aufgegeben hatte. Ende Juli kommt einer zu ihm in die Bude zu amerikanisch Pirmasenz und erbietet sich, in die Pacht des Poeten einzutreten. Der schlägt in den Handel ein, und am 22. August betritt er wieder Europas Boden in Rotterdam.

Wenige Tage später ist er in Hasle und fortan ein armer Mann. Selbst das Haus seiner Eltern und Vorfahren muß er veräußern und in eine kleine Mietwohnung ziehen in der „vordern Gasse".

Sein Vater war 1879, neunzig Jahre alt, gestorben, aber der harte Realist hinterließ seinem poetischen Kaspar, der ihm allzeit zu wenig auf Geld sah, von seinen Kapitalien so wenig als möglich.

Es war die erste Zeit nach der zweiten Heimkehr aus Amerika die härteste für den idealen Bäcker, aber seine Ruhe verließ ihn auch jetzt nicht. Nie klagte er, er darbte und duldete wie ein echter Philosoph.

Immer härter drang die Not des Lebens an ihn heran. Wie sie vertreiben? Da wurde er, eingedenk seiner Feder-

gewandtheit und seiner langjährigen Praxis als Bürgermeister — Geschäfts-Agent oder, wie die Leute in meiner Knabenzeit von diesem Metier sagten — Winkeladvokat.

Diese Winkeladvokaten sind auch ein Stück alten Volkstums wie die Volksärzte und die sogenannten Kurpfuscher. Wie die Bauern in leiblichen Nöten gerne zu einem Sympathie-Doktor gehen, so suchen sie in amtlichen und gerichtlichen Bedrängnissen den Winkeladvokaten auf; beides aus dem gleichen Grunde, weil sie billiger wegkommen. Ärzte und Advokaten gelten beim Volke, wie der Kinzigtäler sagt, als „dürlöhnig"[1], drum sucht es, wenn möglich, zunächst billigere Intelligenzen auf, besonders in Rechtssachen.

Mißtrauen gegen die juristisch gebildeten Advokaten ist beim Volk Erbstück. Es kommt dies vielfach daher, weil eben der Gegner auch einen Advokaten hat, und der klagende Landmann so stets einen Advokaten sich feindlich gegenüberstehen sieht. Daß die Patrone der streitigen Parteien unter sich gut stehen und nach der Verhandlung miteinander reden und speisen, macht die Bauern mißtrauisch gegen beide. Ein Bauer wird nach einem gerichtlichen Termin nie in dem Wirtshaus einkehren, in welchem er seinen Widerpart weiß, drum begreift er nicht die Sympathie der beiderseitigen Rechtsvertreter.

Daß die Rechtsanwälte von den Prozessen leben müssen, ist ein weiterer Grund des Mißtrauens. So kommt es, daß beim Volk das Sprichwort geht: „Einem Advokaten ist nie zu trauen."

Und doch sind die Advokaten unter den Gebildeten sicher nicht die schlechtesten Freunde des Volkes. Ihre Unabhängigkeit vom Staat hat ihnen zu allen Zeiten Gelegenheit gegeben, zugunsten der Volksfreiheit ein Wort zu reden. Advokaten haben politisch schon viel Unheil angerichtet, aber auch schon der Freiheit viele Wege bahnen helfen. Unter

[1] Teuerlöhnig.

den Führern der französischen Revolution, der Großmutter unserer heutigen bürgerlichen Freiheiten, waren viele Advokaten. Advokaten waren es auch vorzugsweise, die in Deutschland die Fahne des echten Liberalismus in den zwanziger und dreißiger Jahren hoch hielten.

Selbst unser badischer Advokat Hecker, der Achtundvierziger, war ein durchaus offener, ehrlicher Volksmann, aber ein Idealist und Wolkensegler. —

Der berüchtigste Winkeladvokat in meiner Knabenzeit war der „Pappenheimer" von Husen. Sein Geschlecht stammte offenbar von einem richtigen Pappenheimer des Dreißigjährigen Krieges ab. Er war allgemein gefürchtet, weil zu allem fähig; dabei ein Mann von elegantem Auftreten und feinem Benehmen, der sich überall einzuschmeicheln wußte. Er trieb das Geschäft eines Rasierers und nebenbei das eines Winkeladvokaten und Maklers.

Im Jahre 1868 wurde der Pfarrer Keller, ein braver, rühriger Mann, den politischen Gegnern in Husen verhaßt, tot in der Kinzig gefunden. Man wollte noch gehört haben, wie er nachts rief: „Laßt mich doch gehen! Was hab' ich denn Euch getan?"

Der Rasierer war einer der Hauptgegner des Pfarrers gewesen und flüchtete bald darauf nach Amerika. Er kehrte nach Jahr und Tag zurück, ging wieder, kam wieder, irrte im Tal umher und erhängte sich eines Tages in Donaueschingen.

Merkwürdig war, daß in diesen Mord nie Licht kam; aber er geschah zu jener Zeit, da man allgemein gegen die Pfaffen hetzte.

Ein anderer Gegner des Pfarrers und der Nachbar des Pappenheimers, der damalige Bürgermeister und Gerber von Husen, kam in den siebziger Jahren oft zu mir an den See, die Geige unterm Arm, und bat um Kleidungsstücke. Er hatte, einst ein angesehener Mann und Sprecher seiner Partei, alles verloren und zog jetzt mit der Geige im Land umher, machte Musik in Wirtschaften und verdiente sich so sein Brot.

Ich hatte jeweils Mitleid mit dem Mann und eine gewisse Achtung vor der Zufriedenheit, mit der er seine armselige Existenz ertrug.

In einem Bauernwirtshaus, in welchem er am Abend zuvor aufgespielt hatte, fand man ihn eines Morgens tot im Bette.

Ich erinnere mich noch wohl, wie er, im eleganten Pelzrock, in meines Vaters Wirtsstube erschien und den Bauern liberale Vorträge hielt über Religion und Aufklärung.

Ich hab' aber auch schon öfter im Leben die Beobachtung gemacht, daß Leute, welche in ganz gläubigen Gegenden und Dörfern mit ihrer Religionslosigkeit prahlen, viel eher sichtbar heimgesucht werden, als solche, die das Gleiche tun in Städten.

Einen andern Grund für diese Tatsache weiß ich nicht anzugeben als den, daß die ersteren weit mehr Ärgernis geben als die letztern. —

Zu einem Volksadvokaten paßte unser Kaspar auch nicht, wenigstens nicht zu seinem Nutzen. Er war zu solch einem Geschäft zu hochgradig ehrlich, zu bescheiden in seinen Ansprüchen für geleistete Arbeit und verschmähte es, aus dem Unverstand der Leute Geld zu schlagen oder sie durch allerlei verlogene Redensarten hinzuhalten und zu beschwindeln.

Ein ganz ehrlicher Mann kommt aber heutzutag in der Welt, die noch nie mehr angelogen sein wollte, als in unserer Zeit, auf keinen grünen Zweig, auch nicht als Winkeladvokat.

Im Jahre 1888 ernannte die Stadt ihren einstigen Bürgermeister zum Waldmeister mit einem kleinen Gehalt von einigen hundert Mark. Dies Dienstlein tat aber dem genügsamen Poeten finanziell und leiblich und seelisch gut. Es verbesserte seine Bezüge als Ratgeber der Bauern und gab ihm Gelegenheit,

von Hasles Bergeshöhen
das ganze Tal zu übersehen —

und der Zeit zu gedenken, da er die Wälder der Heimat besang von Amerika aus — und in den „grünen Hallen",

die von „Liedern erschallen", zu vergessen, wie das Leben ihm mitgespielt hatte.

Der Kaspar ist auch in seiner damaligen, ziemlich armseligen Lage ein stiller Mann geblieben, der niemandem klagte und äußerlich nie verriet, was in seinem Innern vorging. Ruhig vor sich hinschauend, saß er wie ehedem bei seinem Schöpple im Wirtshaus und machte seine seltenen, aber meist sarkastischen Bemerkungen.

Einmal eines jeden Tages sah man ihn beim „Kanonenwirt", seinem jetzt auch heimgegangenen Schwager, der Wirt und Maler zugleich war und einst die „Moritaten" für die Haslacher Fastnacht malte, die der Kaspar besang. Beide waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch die einzigen Säulen aus der lustigen Zeit von Alt-Hasle, nur hatte es der malende Künstler im Leben viel weiter gebracht, als der dichtende — er war ein wohlhabender Mann, weil Realist, während der Kaspar Idealist war und blieb.

In einem aber hatte sich der letztere geändert — er machte längst keine Gedichte mehr und philosophierte auch nimmer über das menschliche Dasein auf Kalenderblättern. Es ist ihm das alles vergangen. Des Lebens Not hatte ihm das Singen und das Sinnen vertrieben, und wenn er sann, mußte er sinnen, woher Brot nehmen zum Leben. Philosophieren, sagt schon Schopenhauer, sei nur dann gut, wenn man an nichts Not leide. Und Versemachen und tägliche Sorge hausen auch nicht zusammen. Dem Vogel, auf dessen Käfig eine Katze sitzt, ist's gewiß nicht ums Singen, und dem Poeten, welchem des Lebens Kummer und Sorgen täglich ins Herz scheinen, ist's sicher nicht ums Dichten.

Die schwersten Sorgen wurden dem Kaspar übrigens in seinen alten Tagen abgenommen. Seine drei Buben waren imstande, ihr Brot selbst zu suchen. Der älteste, den er auf seiner zweiten Fahrt nach Amerika mitnahm, ist Goldgräber in „Wild-West", im Staate Idaho, und schickte dem alten Vater bisweilen etwas von dem gefundenen Gold;

der zweite ist Mechaniker und hat ein eigen Geschäft in Hasle, und der dritte funktioniert als Koch in Genf. Mögen sie mehr Glück haben im Leben als ihr Dichter-Vater!

Ich fragte diesen kurz vor seinem Tode, ob er denn keine Lieder mehr loslasse, und er meinte trocken: „Ich singe nur noch eine Strophe, die des Valentin im ‚Verschwender‘: ‚Da leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade.‘“

Am 25. Juli 1905 starb der Vetter Kaspar, 72 Jahre alt. Ihm gelten die Worte des sozialdemokratischen Dichters Leopold Jacoby:

Dem Dichter hat Brahma für sein Leben
Das bittere Geschick gegeben,
Daß ihn, der alle Welt entzücke,
Kein Schmuck, kein Reichtum selber schmücke
Und Lebensfreude nicht beglücke,
So wie Zuckerrohr ist der Früchte bloß,
Wie der Sandelbaum ist blütenlos.

Am 19. August 1909, an meinem 72. Geburtstag, bin ich auf dem Friedhof in Hasle am Grabe Kaspars gestanden. Seine Kinder und seine brave Witwe, der nie im Leben Rosen geblüht, haben ihm einen schlichten Grabstein gesetzt mit der Inschrift: „Hier ruht Kaspar Bosch, Altbürgermeister, geboren anno 1833, gestorben 1905. Er ruhe in Frieden.“

Daß er aber mehr war als ein Bürgermeister, nämlich ein Dichter und Philosoph, das steht nicht auf dem Stein. Drum soll ihm als solchem in diesem Buch ein Denkmal gesetzt sein.



Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Zehnter Band

Der Leutnant von Hasle



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1929

Der Leutnant von Hasle

Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege

von

Heinrich Hansjakob

10.—11. Tausend



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1929

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Abt Georg Gaißer von Villingen, den wir in den folgenden Blättern des näheren kennen lernen, erzählt in seinen lateinisch geschriebenen Tagebüchern vom Jahre 1621—1655 (abgedruckt in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band II) auch von einem „Leutnant von Hasle". Es sei dies ein früherer Student und Soldat und späterer Wirt gewesen, der im Schwedenkrieg sein altes Waffenhandwerk wieder aufnahm und unter dem Namen eines Leutnants von Hasle einen Guerillakrieg gegen die Schweden führte.

Es sind dreißig Jahre her, seitdem ich die genannten Tagebücher gelesen, und seitdem hat oft in stillen Stunden, in denen ich der Heimat und meiner und ihrer Vergangenheit gedachte, der Leutnant von Hasle mich beschäftigt. Den könntest du, sagte ich mir, einmal zum Gegenstand einer Erzählung machen und an ihn die geschichtlichen Ereignisse in der Heimat während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges anknüpfen.

Zufällig fand ich im städtischen Archiv von Haslach vor Jahr und Tag den Namen des Leutnants und den seiner Wirtsherberge. Jetzt machte ich mich daran. So entstand nach und nach, wie Lust und Zeit es gaben, die vorliegende Erzählung. Sie ist mehr Dichtung als Wahrheit, hält sich aber allermeist und soviel als möglich an wirkliche Ereignisse und an Menschen, die damals gelebt und gewirkt haben.

Ich nenne sie absichtlich eine Erzählung und nicht etwa einen geschichtlichen Roman. Ein solcher ist eine Kunstleistung und die steht mir ferne.

Wie ein alter, einsamer Bergfink, auf einem stillen Tannenast sitzend, sein Lied singt, wie es ihm aus der Kehle dringt, ohne sich zu kümmern, ob es der Harmonielehre oder dem Kontrapunkt entspricht, so erzähle ich meine „Geschichten". Und so habe ich auch die Geschichte des Leutnants erzählt, schlecht und recht, wie es mir in den Sinn kam und wie einst mein Großvater, der Eselsbeck, den Bauern erzählte. Mein Zweck dabei war lediglich die Ehre des Leutnants und die Unterhaltung der Leser. —

Dank zu sagen hab' ich dem fürstlich fürstenbergischen Archivrat Dr. Baumann für Überlassung einschlägiger amtlicher Akten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Freiburg,
am Tage der Sommer-Sonnenwende 1895.

Der Verfasser.



1.

Ein schöner Spätherbst-Nachmittag des Jahres 1627 ging über die deutsche Erde hin. Die Sonne verklärte die lichtgrünen Tannenwälder des mittleren Kinzigtals, und der Fluß erglänzte von ihren Strahlen, von denen auch die absterbenden Matten an seinen Ufern einen güldenen Schein bekamen.

Eben waren vier Reiter beim „Turm ob Husen" aus dem Gutachertal ins Kinzigtal eingeritten, drei Mönche des Benediktinerordens, hinter ihnen als vierter ein Klosterknecht mit dem Gepäck.

Einer der Mönche, zwischen den zwei andern reitend, ein junger, kräftiger Mann mit frischem, rotem Gesicht und hellem Blick, trug das Abtskreuz über seinem schwarzen Habit. Er trug es erst wenige Tage, und heute tat er seinen ersten Ritt in die Welt als Abt des St. Georgenklosters zu Villingen.

Und der war der Reiter in der Mitte, Abt Georg II. Gaißer, kaum 32 Jahre alt[1] und schon Vorsteher eines reichen, angesehenen Klosters.

---

[1] Er war geboren am 16. Sept. 1595 zu Ingoldingen in Oberschwaben, im heutigen Oberamt Waldsee, Württemberg. Das

Abt Wilhelm von Hirsau hatte 1084 ein Kloster zu Ehren des heiligen Georg auf einem Hügel unweit Villingen gegründet, Herzog Ulrich von Württemberg aber 1536 die Mönche von dort vertrieben. Sie suchten und fanden Schutz in der benachbarten Stadt Villingen, wo sie mit kurzer Unterbrechung blieben bis 1806.

Dem Abte von St. Georgen-Villingen unterstanden noch zwei Klöster im Elsaß, St. Johann bei Zabern und die Probstei St. Marx bei Ruffach, ferner die Männerpriorate und die Frauenklöster des Benediktinerordens in der Baar und auf dem nördlichen Schwarzwald.

Viele Pfarreien in Schwaben und auf dem Wald gehörten zu des Abts Patronat, und manch Dorf und manch ein dunkler Tannenwald in den genannten Regionen zählte unter seine Botmäßigkeit und zum Eigentum seines Krummstabes.

Auch das „Klösterle" beim Bad Rippoldsau im Wolftale war eine Tochter von St. Georgen, und dort war in letzter Zeit P. Georg Gaißer Prior gewesen und zugleich Klosterförster für die umfangreichen Waldungen seines Stifts am Kniebis hinauf. Er hatte manches Floß „die Wolf" hinab in die Kinzig und in den Rhein spediert und manche Stande voll Harz verkauft zugunsten der Klosterkasse.

Sein Vorgänger, der bei den Mönchen mißliebige Melchior Haug, ein geborener Villinger, hatte in allen wichtigen Geschäften seit Jahren den P. Georg trotz seiner Jugend bei-

---

Dorf gehörte dem Kloster Villingen, und sein Vater war dessen Amtmann im Dorfe. Gaißers Familie hatte dem Benediktinerkloster zu Villingen schon einen Abt geliefert, Michael, 1595—1602, und der dritte Nachfolger Georgs II., Abt Georg III. von 1685 bis 1690, ein Freund des berühmten französischen Benediktiners Mabillon. der ihn 1683 in Villingen besuchte, war aus der gleichen Familie. Abt Georg II. war zweifellos einer der bedeutendsten Äbte des viele Jahrhunderte zählenden Stiftes.

gezogen und ihn oft als seinen Stellvertreter nach außen geschickt.

Abt Melchior starb noch nicht vierzig Jahre alt im Herbst 1627, und alsbald wählten die Mönche einstimmig den jugendlichen Prior im Klösterle zu Rippoldsau zu ihrem Prälaten. Prophetisch schreibt er in seinen Tagebüchern: „Ich Unglücklicher werde zum Abt gewählt in einer Zeit, in einer Lage und unter Umständen, die nichts als die größten Schwierigkeiten andeuten.“ —

Heute in aller Frühe hat der neue Abt Villingen verlassen und ist den „Wald“ herabgeritten, um in Rippoldsau Abschied zu nehmen und seine Siebensachen zu holen.

Er hat seinen Nachfolger im Priorat bei sich und seinen Sekretär.

Als die Reiter zum „Turm“ gekommen waren, wo die Wege sich scheiden, der eine hinab ins Kinzigtal, der andre hinauf gen Wolfach und Rippoldsau, sprach der Abt: „Ich mein', wir reiten noch hinab nach Hasle. Da ich so in der Nähe bin, will ich meinen dortigen Freunden doch auch den neuen Abt von Villingen vorstellen. Es sind allzeit lustige Leute gewesen die Haslacher, so oft ich in ihr Städtle kam, lustig in der Red' und durstig beim Trunk. Wir reiten hinab, bleiben drunten über Nacht, ziehen dann beim ersten Morgengrauen wieder talauf und sind um Mittag im Klösterle.“

„Wie Ew. Gnaden befehlen,“ erwiderte der P. Matthäus, der zukünftige Prior von Rippoldsau, „ich bin gern dabei. Einen guten Trunk nähm' ich jetzt schon, das magere Mittagessen und der Sauremus beim ‚Bach-Peter‘ unter Triberg sind verraucht.“

„Ihr sollt Euren Durst löschen, P. Matthä,“ erwiderte der Abt, „im Rappen z' Hasle. Man trinkt auf zwanzig Stund' Wegs keinen wie beim Rappenwirt Rupp, und die Wirtin macht ein Fischessen, wie's unserm Klosterkoch noch keins geträumt hat. Also Hasle zu!“

Bei diesen Worten zog er seinem Braunen die Zügel

an, und in kurzem Trab ging's talabwärts. Ohne Aufenthalt ritten die Mönche durch das Städtlein Husen, und eine kleine Stunde nach der eben gehörten Zwierede näherten sie sich dem „obern Tor" von Hasle.

Auf dem Torturm saß damals ein findiger Haslacher, Basche Holl, ein Schuster. Er hatte gehört, daß es in den größeren Städten, namentlich im Welschland, wo mehrere Turmwächter funktionierten, Sitte sei, vornehmen Reisenden, wenn sie gegen die Stadttore anreiten, einen Willkomm zu blasen, um dadurch ein Trinkgeld zu verdienen.

Basche Holl hatte nur ein großes Horn auf seinem Turm, mit dem er die Stunden der Nacht oder ein Schadenfeuer ausrief; aber dieses sein Wächterhorn hatte er in müßigen Wächterstunden so dressiert, daß er auch einen Tusch damit blasen konnte. Und den blies er, so oft Fremde sich seinem Tore näherten, bei denen er guten Willen zu einem Trinkgeld vermutete.

Von seiner Flickschusterarbeit sah er nun jeden Augenblick auf und zu der Fensterluke seiner Turmkemenate hinaus, talaufwärts. Bis an das „geschwiegen Loch", wo der Wald so hart an den Fluß tritt, daß er nur der Landstraße noch Platz läßt, konnte der Wächter sehen.

Bemerkte er in der Ferne Reiter, so legte er alsbald seine Arbeit weg und spekulierte zum Fensterchen hinaus. Wenn die Fremdlinge dann oben bei der Stadtmühle einbogen und die gerade Straße auf das Tor zukamen, so konnte er wohl unterscheiden, ob sie adeligen, geistlichen, bürgerlichen oder bäuerischen Wesens seien. Die beiden ersten blies er an, die Bürger, Bauern, Krämer und Juden nicht.

Und doch hatte er eine helle Freude, wenn ein Jude des Weges daherkam; denn nach der „altüblichen Zolltafel von Hasle" bezahlte, während sonst jedermann, der ohne Ware kam, frei passieren durfte, ein Jude, sei er zu Pferd oder zu Fuß, drei Batzen an den Zolleinnehmer für den Einlaß. Aber für den Sohn Israels hatte das Einlassen gar

wenig Nutzen. Denn alsbald nahm ihn der Turmwächter in Empfang, geleitete ihn durch Hasle bis ans „untere Tor", damit er unterwegs bei den Bürgern sich nicht „einlogieren und schmusen" konnte. Und für dies lästige Geleit zahlte er dem Wächter abermals drei Batzen.

Drum war's dem Basche Holl eine Freude, wenn ein Hebräer an sein Tor sich verirrte.

Die alten Haslacher, Basche Holl voran, würden sich im Grab umdrehen vor Staunen, wenn sie heute wieder kämen und sähen, wie innerhalb der Tore von Hasle jetzt Kinder Israels sich nicht bloß „einlogieret", sondern die schönsten Häuser im Besitz haben. —

Schon oben am Walde hatte der „Turm-Basche", wie die Haslacher ihn nannten, unsere vier Reiter erblickt und mit seinen listigen Schustersaugen verfolgt. Als sie an der Stadtmühle vorbei waren, blinkte die silberne Kette über dem schwarzen Habit des Abts, und sie und die dunkeln Gestalten meldeten geistlichen Besuch.

Unser Basche war gleich im reinen, als er Benediktiner auf den Rossen rekognosziert und die hohe Gestalt des mittleren Reiters eine Weile fixiert hatte.

Vor acht Tagen hatte ein Klosterknecht von Villingen das Tor passiert. Der Basche hatte ihn ausgeholt und erfahren, der Knecht gehe als Bote in die Klöster im Elsaß, um Briefe über die Neuwahl des Abtes zu überbringen. Und als der Tor- und Turmwart gehört, P. Georg sei gewählt, da freute sich der Schuster baß. „Des freut mi!" sprach er, „'s ist ein gar netter Herr, der P. Jörg. Er hat mir schon manch Trinkgeld gegeben und manchen Schoppen bezahlt, wenn er in den letzten Jahren in Geschäften durch Hasle geritten ist. Dem will i eins blasen, wenn er wieder a mol durchrittet."

Und heute geschah dies, und der Basche tutete so fanatisch den Reitern entgegen, daß die Jugend vom ganzen Städtle zusammenlief und die Alten in den Gassen an die Fenster

eilten, um zu schauen, was vom Tore her käme, da der Wächter so außergewöhnlichen Spektakel machte.

Der war nach seinem gewaltigen Tusch die Wendeltreppe hinabgestürzt, hatte das Tor aufgerissen, seine Kappe in die Hand genommen und dem zuerst einreitenden Abte zugerufen: „Gnädiger Herr! Basche Holl, der Obertorwart, wünscht Glück und Segen dem neuen Abt von Villingen."

„Ich dank' Euch, Basche," antwortete der Abt. „Wir zwei sind ja alte Bekannte. Der Sekretär gibt Euch einen Gulden für die Gratulation, und heut' abend, wenn der Nachtwächter Euch ablöst, trinkt Ihr auch ein Maß im Rappen."

„Vergelt's Gott tausendmal," dankte der Basche. „Ich will's meiner Lebtag nit vergessen, was der gnädige Herr an mir armen Schuster schon getan hat."

Er hatte diese Worte dem Abt, der schon in die „vordere Gasse" hineinritt, noch nachgerufen. Jetzt kamen noch manche Gratulationen von den Fenstern her. Die Frauen nickten ebenso freundlich als ehrerbietig dem wohlbekannten P. Georg zu, als sie die Abtskette sahen, und von den Männern riefen die besseren Bürger: „Ich gratuliere höflichst, gnädiger Herr!"

Für alle aber hatte der neue Klosterherr von Villingen ein freundliches Lächeln, das er mit der Hand begleitete und mit: „Danke, danke!"

Und woher kannten die Haslemer den P. Georg so gut?

Einmal war er, ehe er Prior im Klösterle geworden, gar öfters durch Hasle gekommen, um im Auftrag seines Abtes bald nach den zwei elsässischen Klöstern St. Johann bei Zabern und St. Marx bei Rufach zu reiten, bald nach den Klosterreben in Heckingen im Breisgau zu sehen, zu herbsten und den Wein zu holen.

Dann war er aber auch schon während dieser Zeit alljährlich mehreremal mit seinem Abt als Kurgast im Bad Rippoldsau gewesen, und nachdem er dort Prior geworden, galt er als die Seele der heiteren Badgesellschaft, zu der Hasle sein gutes Kontingent stellte.

Rippoldsau, das jetzt weithin berühmte Schwarzwald-Luxusbad, war damals so eine Art Familienbad für die nördlichen Schwarzwälder, für die fürstenbergischen Obervögte[1] der kleinen Städte, für deren Schultheißen und Bürgermeister, für den kleinen Adel, für die Pfarrherren von Stadt und Land, für die Mönche und Nonnen der Waldklöster, für die besseren Bürger und Bürgerinnen, Wirte und Krämer, und endlich für die Hofbauern.

Die „Damenwelt" war durch die Klosterfrauen vertreten, voran die Äbtissinnen und Priorinnen, sowie durch die Frauen der Beamten und Schultheißen.

Alles war „ein Herz und eine Seele" — beim Essen, Trinken, Spazierengehen. Und wie heut' noch in den Seebädern Männlein und Weiblein zusammen baden, so auch in jener Zeit in Rippoldsau und in allen ähnlichen Badeorten.

Auch an Musikanten fehlte es nicht, und auch ein Tänzlein ward bisweilen getan. Der Prior Gaißer ließ, wie er in seinen Tagebüchern selbst erzählt, sich 1625 einmal einen ganzen Tag von „zweien lusores musici" aufspielen. Dem „Bäder" (Badinhaber) sorgte er öfters für Wein.

So war P. Georg den Haslachern doppelt wohl bekannt, von seinen Reisen her nach dem Elsaß und vom „Surbrunnen". Und deshalb das fröhliche Grüßen, da er als Abt einritt.

Im Rappen stieg er jeweils ab und übernachtete. Dahin kamen dann ihm zu Ehren am Abend der fürstenbergische Oberamtmann Simon Fink, der Pfarrherr von Hasle, Hans Ramsteiner, der Schultheiß Hans Engler und die Bürger, welche vom Sauerbrunnen her gute Bekannte des Paters waren. Da ward dann ein „rechtes getrunken". P. Gaißer war, wie alle Männer jener Tage, Freund eines guten Trunkes. Und gewissenhaft hat er in seinen Tagebüchern bisweilen „die Maß" registriert, so er getrunken. Einmal 17, ein andermal gar 25 in der Woche.

---

[1] Sie hießen damals schon offiziell auch Oberamtmänner.

Ja, der Mann war so offen und ehrlich, daß er auch sonstige kleine Schwächen von sich notierte, die heutzutage kein „geistlicher Herr" seinem Tagebuch anvertrauen dürfte.

Jene Zeiten waren urwüchsiger, unkultivierter als die unsrige. Die Menschen waren nicht so human, aber auch nicht so verlogen und so blasiert wie heute, wo jeder sich besser geben will, als er ist. —

Als P. Gaißer diesmal beim Rappen vorritt, kamen der Rappenwirt Bartlin Rupp und sein Weib Elsbeth eilig aus der Stube und gratulierten dem gnädigen Herrn, der jugendlich rasch von seinem Braunen herabstieg, mit vielen Bücklingen und mit Handkuß. Des Rappenwirts Jüngster, der Lienhard, ein Prachtsbub von achtzehn Jahren, führte stolz des Prälaten Pferd dem Stall zu, während den anderen Reitern sein älterer Bruder, Bartlin jung, und die Knechte des Hauses behilflich waren.

Die Rappenwirtin rief ihren Buben hastig in den Stall nach: „Lienhard, Du gosch gli zuam Herr Pfarrer, zuam Oberamtmann, zuam Schultheiß und zuam Schuolmeister und saisch (sagst), der P. Jörg sei da als Herr Abt. Und Du, Bartlin, laufst zum Fischer Klaus hinüber nach Schnellingen und frägst, ob er keine Esche und Vörsching hat. Der gnädig Herr wird d' Fisch au no so gern essen, wie früher der P. Jörg."

Der Rappenwirt führte indes den Abt in die vordere Stube des zweiten Stockwerks, wo sein Logement war, damit er sich's bequem mache nach dem langen Ritt.

Als er nach einiger Zeit mit seinen Begleitern in die Gaststube herabkam, begrüßten ihn seine Haslacher Bekannten unter herzlicher Gratulation, voran der Oberamtmann. Am lebhaftesten gratulierte aber der Schulmeister Andreas Mezger, denn er hatte einst mit Georg Gaißer im schwäbischen Kloster Weingarten Humaniora studiert, war als „fahrender Schüler" später nach Hasle gekommen und als Schulmeister da sitzen geblieben, wo er 1632 noch wirkte.

„Liebe Freunde!" sprach bewegt der junge Abbas, „be-

dauert mich, statt Glück zu wünschen. Denn ich ward zum Abt gewählt in einer Zeit und unter Umständen, die mir die größten Mühseligkeiten für die Zukunft verheißen. Gedenket meiner in Euern Gebeten und erlaubt mir, so oft es Gelegenheit gibt, ins Kinzigtal zu kommen und in Eurem Kreise wieder ein paar heitere Stunden zu verleben."

„An uns soll's nicht fehlen, weder an unserm Gebet noch an unsrer Gesellschaft, so oft Ihr kommt, gnädiger Herr, und dann auch ferner verlieb nehmen wollt mit unserer Freundschaft" — entgegnete Hans Ramsteiner, der Pfarrherr von Hasle.

„Wir bleiben die Alten," meinte der Abt. „Dieses Kreuz an meiner Brust hat dem P. Georg die alte Freundschaft und die alte Liebe fürs Kinzigtal und fürs Elsaß nicht aus dem Herzen genommen."

„Und Du, alter Freund Andres," sprach er zum Schulmeister, „kannst, wenn Dir's beliebt, bei mir im Kloster Villingen jetzt ankommen. Ich stelle Dich bei den Klosterscholaren als lateinischer Schulmeister an, und es soll Dir an nichts fehlen."

„Hab Dank, hochwürdiger Freund," erwiderte der Andres. „Ich will lieber im lustigen Hasle bleiben, als in Dein Kloster eintreten, droben auf der kalten Hochebene. Klostergeist hab' ich ohnedies gar keinen, sonst wär' ich nicht ein Fahrender geworden. Hier in Hasle hab' ich 32 Gulden Jahreslohn als ‚Schuolmeister' und 12 Gulden als Mesner, bin zurzeit noch Beschließer vom untern Tor, tut 1 Gulden monatlich, hab' an Neujahr 5 Kreuzer Geschenk und ein Paar Schuh'. Das langt für einen ledigen Schulmeister, so lang die Maß Wi beim Rappenwirt nur einen Batzen kostet und der Abt Georg so oft durchreitet als der Vater Georg und was bezahlt."

„Andres, Du bist und bleibst immer der gleiche Bruder Leichtsinn," entgegnete ihm der Abt. „Ich wollt', ich hätt' auch nicht mehr Sorgen als Du."

„Aber jetzt," fiel der Schultheiß Hans Engler ein, „jetzt,

gnädiger Herr, wollen wir uns um den Tisch machen und den Willkomm' trinken."

Es waren indes noch zwei weitere Bekannte des Abts eingetroffen, die ersten „Krämer" im Städtle, der Battier und der Arquin. Sie waren ehedem als „Saphoiarden" mit Seide und Südfrüchten auf die Jahrmärkte von Hasle gekommen, hatten sich dann später da seßhaft niedergelassen und machten als reiche Leute ihre Badekuren in Rippoldsau.

Bald war der große, runde Tisch in der vorderen Ecke der Wirtsstube vollbesetzt, und freudig tranken die Haslacher aus ihren zinnenen Kannen das Wohlergehen des gnädigen Herrn von Villingen.

Auch Frau Elsbeth, die gewandte Wirtin, war seit der Ankunft der geistlichen Reiter nicht müßig in der Küche gestanden Bartlin jung hatte Fische gebracht im Überfluß. Die wurden mit Salbei eingebunden und köstlich gebraten; dazu gab's „Karmenaten" aus zartem Kalbfleisch und Nudeln.

Bartlin und Lienhard, die zwei schmucken Buben des Hauses, trugen auf wie Edelknaben an einem Hof. Der gnädige Herr lobte die noch in der Küche tätige Mutter, daß sie an seine Lieblingsfische gedacht, und sagte dem Lienhard, wenn die Mutter in der Küche fertig sei, müßte sie herein kommen und wie früher auch an der Gesellschaft teilnehmen.

Eben wollte Frau Elsbeth sich zu den Gästen begeben, als Basche Holl, der Turmwächter, in die Küche geschlichen kam und um einen Krug Wein bat auf des gnädigen Herrn Rechnung. Er hatte den Nachmitternachtswächter und Schweinehirt, Hans Vetter, auf einen Augenblick am Tor gelassen, um den vom Abt ihm zugesagten Trunk zu holen. Der mitgekommene Klosterknecht, welcher in der Küche sein Nachtmahl verzehrte, bestätigte Basche's Angabe, und die Wirtin füllte ihm den Krug. Der schlaue Turmwächter bat aber, ja dem Schultheißen nichts zu sagen, daß der Basche da gewesen und seinen Posten zu früh verlassen habe. —

Frau Elsbeth bekam, als sie in die Stube trat, zunächst

ein Kompliment vom Abt und seinen Begleitern, vom erstern, weil sie an sein Lieblingsgericht gedacht, und von den andern, weil sie zum erstenmal so feine Kinzigfische gegessen hätten.

P. Matthäus, ein Fischkenner, meinte, die Eschen der Kinzig seien besser als die Forellen auf dem Wald. Er sei zudem Klosterpfarrer in Förinbach[1] gewesen und habe mehr Forellen essen müssen, als ihm oft lieb gewesen. —

Die Männer am runden Tisch waren bereits in einem politischen Tagesgespräch über den Krieg, der nun schon ins neunte Jahr ging und mehr und mehr seine Wellen auch nach Süddeutschland warf.

Der Schulmeister berichtete, daß unlängst württembergische Reiter, welche zum untern Tor hereingeritten und aus dem Norden gekommen seien, geäußert hätten, der Friedländer (Wallenstein) habe einen Anschlag vor auf ihren Herzog Johann Friedrich und sein Land, und man werde bald auch in unsrer Gegend etwas vom Krieg verspüren.

Abt Georg wußte zu erzählen, daß friedländisches Volk bereits im schwäbischen Kreis eingerückt sei. Einzelne Haufen seien schon bis zum Kloster Amptenhusen[2] in der Baar gestreift und hätten, wie die Priorin berichtet, die dortigen Fischteiche geplündert.

Der Oberamtmann Fink hat von seinem Herrn, dem Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, den Auftrag erhalten, die Früchte vom Zehnten im Kinzigtal bald loszuschlagen, damit das Kriegsvolk sie nicht umsonst wegnehme. „Die Zeitläufte seien schlimm, und der Krieg drohe abermals, auch in diesen Landen, um sich zu greifen[3]."

Der Kaufmann Battier hatte von einem Kaufherrn in

[1] Förin, das altdeutsche Wort für Forellen.

[2] Benediktinerinnenkloster bei Immendingen an der obern Donau.

[3] Schon Ende 1621 stand Mansfeld im Elsaß und hatte vor, durchs Kinzigtal nach Schwaben zu ziehen. Tillys Sieg bei Wimpfen im Frühjahr 1622 bannte diese Gefahr.

Schaffhausen Kunde erhalten, daß auch in dortiger Gegend feindliches Kriegsvolk sich zeige.

„Und mir," ergänzte der Schulmeister, „hat dieser Tage am untern Tor ein Reiter des Grafen Montecuculi, der draußen in Rottweil liegt, gesagt, die ganze Sache werde sich in unsere Gegend spielen und der Krieg kein Ende nehmen, wenn der Kaiser den Friedländer, gegen den der Kurfürst von Bayern sei, nicht machen lasse."

„Im vorigen Sommer habe ich nachts einmal durch das kleine Pförtchen des unteren Tores einen fahrenden Studenten, einen Schwaben, ins Städtle eingelassen. Er hatte die Belagerung von Göttingen mitgemacht unter dem Grafen Egon von Fürstenberg. Ich nahm ihn mit in meine Kemenate, und da hat er mir vieles vom Krieg erzählt, namentlich auch, daß der Tillius und der Friedländer nicht zusammen operierten, weil der Kurfürst von Bayern eifersüchtig sei auf die kaiserlichen Erfolge. Der Friedländer aber will des Kaisers Macht stärken, Deutschland groß und einig machen und die Gewalt der kleinen Fürsten, ob katholisch oder protestantisch, brechen."

„Drum ist der Wallenstein mein Mann, und ich sage: ‚Es lebe der große Friedländer'!" Mit diesen Worten stieß der Schulmeister zuerst mit dem Abte an.

Aber der geistreiche, kühne Andres fand keinen großen Beifall. Ziemlich ernst sprach der Oberamtmann:

„Man sollt' nie einen Fahrenden zum Schulmeister machen; die wollen immer mehr wissen als andere Leute und sind jeder Revolution zugetan."

„Wenn es so über mich hergeht," meinte dieser, dem der gute Herrenberger des Rappenwirts Mut gemacht hatte, „so will ich dem Sturm aus dem Wege gehen und einstweilen mein Tor schließen — 's ist neun Uhr — dann können die Herren mich ungeniert kritisieren."

Lachend ging er von dannen.

„Er ist ein guter, ehrlicher Kerl, der Andres," nahm

nach seinem Weggang der Abt das Wort, „aber das Herz hat er immer zu viel auf der Zunge. Der Herr Oberamtmann wird ihm seine Rede nicht verübeln."

„Und ein vortrefflicher Schulmeister ist er auch. Alle Bürger sind mit ihm zufrieden. Er hält Ordnung mit den Kindern, und sie lernen was" — sprach verteidigend der Schultheiß.

„Ich bin ja selbst froh um ihn," fiel der Oberamtmann ein, „denn er gibt meinem Ältesten vortrefflich die lateinische Grammatik; aber man muß ihm über das Maul fahren, namentlich ich als Oberamtmann eines kleinen Souveräns, wenn der Schulmeister die Fürsten und die kleinen Herren absetzen will." —

Als dieser nach einer Viertelstunde wieder eintrat, ward er von allen freundlich begrüßt, und der Rappenwirt holte ihm auf des Abts Wunsch und Rechnung noch einen neuen Krug Herrenberger.

„So ist's recht. Trinken wir denn noch eins," meinte der Fahrende, „denn wenn die Kriegsfurie kommt, trinken uns die Soldaten den Wein doch weg."

So ward noch manch ernstes und heiteres Wort hin- und hergeredet, bis der Hochwächter auf dem nahen Kirchturm zehnmal ins Horn stieß und bald darauf der Nachtwächter, Lorenz Isele, vor dem Rappenwirtshause rief:

Höret, was i Eu will sage:
D'Glock hat zehni g'schlage,
Wohl über die Zehni.
Lobet Gott und Maria!

Jetzt mußten die Herren aufbrechen, um der Bürgerschaft kein schlechtes Beispiel zu geben; denn die „Polizeistunde" ward in jenen Tagen eisern streng eingehalten.

Der Abt verabschiedete sich, weil er in aller Frühe abreiten wollte, von seinen Haslacher Freunden mit dem Versprechen, jede passende Gelegenheit zum Wiederkommen zu

benützen, weil es ihm im Kinzigtal und im Elsaß über alle Maßen wohl gefalle — auch der Gegend halber.

Mit einem allseitigen: „Gute Nacht! Behüt Euch Gott und 's heilig Kreuz" — ging's auseinander.

Die zwei Söhne des Hauses geleiteten, jeder mit einem Licht versehen, die zwei Patres in ihre Schlafstuben, der Rappenwirt selber wollte den Abt begleiten, der eben noch einige Worte mit der Frau des Hauses redete.

Als der alte Bartlin sein Licht angezündet, sprach er: „Weib, jetzt richtest noch einen Gläwi[1] als Schlaftrunk für den gnädigen Herrn und für mich und bringst ihn herauf in die vordere Stube. Ich will dem Herrn Abt noch heute abend unser Anliegen vortragen, da er morgen in aller Herrgottsfrüh fort will."

„Ganz gern, Freund Rupp," lächelte der Abt, „trink' ich noch eins mit Euch und hör' Euch an. Meines guten Willens, Euch in Rat und Tat an die Hand zu gehen, dürft' Ihr zum voraus versichert sein." —

Überall in der ganzen vorderen Gasse waren die Lichter gelöscht und alles zur Ruhe gegangen. Nur aus der oberen Stube im Rappen leuchtete noch lange trüber Kerzenschein auf die dunkle Straße hinab.

In der Stube saßen der Abt, der Rappenwirt und sein Weib beim Schlaftrunk in eifrigem Gespräch. Bartlin trug dem gnädigen Herrn seine und seines Weibes Herzensangelegenheit vor — die Zukunft ihres Lieblingssohnes Lienhard.

Der Lienhard war achtzehn Jahre alt geworden und hatte sich noch zu keinem Beruf entschlossen. Im Stalle bei den Knechten, auf dem Feld bei den Taglöhnern, da war Lienhards Revier gewesen, seitdem er aus der Schule entlassen war. Und wenn der Vater ihm, was oft geschah, sagte: „Lienhard, Du mußt ein Handwerk lernen, Rappenwirt kannst nicht werden, den Rappen bekommt der Bartlin" — ant-

[1] Glühwein.

wortete der Lienhard regelmäßig: „Wenn ich was werden soll, Vater, so will ich ein Soldat und Reiter werden.“ Bei den Pferden hielt sich des Rappenwirts Jüngster am liebsten auf, und er war jung schon ein tollkühner Reiter. Den Bauern, die allwöchentlich zahlreich vor des Vaters Herberge geritten kamen, bändigte er die wildesten und jüngsten Pferde, und des Vaters eigene Rosse ritt er wie ein junger Araber die Hengste der Wüste.

Und nicht nur im Reiten war der Lienhard Virtuos, sondern auch auf der Laute. In der hintern Gasse zunächst beim Rappen wohnte ein „Lichterzieher“, Jörg Läufer; der war mit einer solchen aus der Fremde gekommen und spielte gar schön darauf. Wenn er nach Feierabend vor seinem Hause saß und die Laute schlug und dazu sang, stand halb Hasle vor ihm und hörte zu.

Der Lienhard hatte keine Ruhe gelassen, bis er auch ein solches Spielwerk und den Lichterzieher zum Lehrmeister hatte. Der Schüler übertraf nach Jahr und Tag den Meister, und dazu war des Rappenwirts Jüngster auch Virtuos im Singen. In seines Vaters Wirtsstube saßen an Markttagen die Bauern dicht gedrängt beisammen, um dem Lienhard zuzuhören.

Reiten, Lautenspielen und Singen war des Burschen Liebhaberei, und über dieser dachte er nicht an die Zukunft.

Frau Elsbeth aber, die ihrem Herzensbuben alles nachsah, hätte den Lienhard am liebsten zu einem „geistlichen Herrn“ gemacht. Ein Vetter von ihr, der Bruder ihres Vaters, war Benediktiner im benachbarten Kloster Gengenbach und geistlich Blut von alters her in ihrer frommen Bauernfamilie, die ein großes Hofgut im untern Tal besaß, daheim gewesen.

Dem Lienhard hatte anfangs der Wunsch der Mutter immer gefallen; denn die Buben in katholischen Gegenden spielen gerne „Pfarrerles“, bauen Altäre und halten Gottesdienst.

Später hatte die Lust zum Reiter werden beim Lienhard

den Pfarrer etwas verdrängt. Zwar erreichte die Mutter, daß er seit Jahr und Tag wöchentlich dreimal eine lateinische Stunde nahm beim Schulmeister, der das Talent seines Schülers nicht genug loben konnte.

Seitdem Lienhard nun den P. Georg öfters auf einem stattlichen Klosterbraunen durch Hasle hatte reiten sehen, erklärte er, so oft Vater und Mutter in ihn drangen, sich zu entscheiden, „ein reitender Münch" gefalle ihm am besten, und wenn er in ein Kloster käme, wo er reiten dürfte, da könnte er sich leicht entschließen, nach der Mutter Wunsch ein Geistlicher zu werden.

Der geistliche Vetter in Gengenbach, ein frommer, alter Pater, wollte nichts wissen von einem Novizen, der das Reiten in sein Programm aufgenommen hatte, und versagte jeden Schritt und jedes Wort zu dessen Aufnahme im Reichsstifte Gengenbach, weil der Bub keinen Klosterberuf habe.

Zu einem Handwerk wollte sich der Lienhard um keinen Preis verstehen und lieber Bauer werden, als welcher er ja auch reiten könne.

Da nun P. Georg als Abt nach Hasle gekommen war, durchschoß die Frau Elsbeth beim Fischbraten ein Gedanke, hell, wie ein Blitz aus dunklem Himmel. Sie nahm ihren Mann alsbald beiseite und teilte ihm denselben mit. Die Folge davon war die nächtliche Unterredung auf des Abts Schlafstube.

Die beiden Wirtsleute trugen nun, nachdem sie ihn von der Sachlage verständigt hatten, dem Prälaten von Villingen ihren Buben fürs Kloster an.

Nachdem er alles angehört, sprach der Abt: „Euer Sohn scheint noch gar nicht recht zu wissen, zu was er taugt. Ihr beide habt dem Burschen offenbar zu viel nachgesehen. Ich will ihn aber einmal versuchsweise in mein Kloster aufnehmen, zunächst unter die Scholaren, und wenn er Ernst und Beruf zeigt, unter die Novizen. Sein Talent zum Singen und Musizieren kann man im Kloster wohl verwerten, und bis er an

ein geordnetes Leben gewöhnt ist, werde ich ihn auch bisweilen mit den Klosterknechten und mit den Pferden aufs Feld lassen. Auch kann er mir von Zeit zu Zeit einen Botenritt tun. Fällt er gut aus und wird er ein tüchtiger Ordensmann, so soll's ihm auch am Reiten nicht fehlen. Unsere Patres, die auf dem hohen Schwarzwald postiert sind, haben alle ihre eigenen Klosterpferde. Daß der Lienhard jugendlichen Reitermut zeigt, gefällt mir wohl. In unseren Kriegstagen kann man auch soldatisch veranlagte Ordensbrüder brauchen."

Bartlin und sein Weib waren über diese Antwort hocherfreut und dankten vielmal dem gnädigen Herrn, zu dem sie alles Vertrauen hätten, daß er den Lienhard auf den von beiden gewünschten Weg bringen würde.

„Ich will meine Buben nicht loben," sprach die Frau Elsbeth, „aber unser Lienhard ist sonst der brävste Bub in der ganzen vorderen Gaß. Er betet gern, geht gern in d' Kirch, mag nichts von den Mädle wisse und folgt mir und dem Vater aufs Wort, nur das Reiten, Singen und Lautenschlagen will er nicht lassen. Ihr werdet sehen, gnädiger Herr, der Lienhard wird recht, wenn er nach Villingen kommt und nicht mehr jeden Tag fremde Pferde, wie vor dem Rappe z' Hasle, ankommen sieht."

Der Abt bestimmte am Abend noch die Zeit des Eintritts und meinte, nach Martini sei es ihm jeden Tag lieb, wenn der Rappenwirt den Lienhard ins Kloster bringen wolle.

Als am andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, die geistlichen Herren zur Abreise vor die Herberge traten, Lienhard dem Abte die Braunen vorführte und, von der Mutter bereits unterrichtet, verschämt an dem gnädigen Herrn hinaufschaute, ehe er ihm den Steigbügel hielt, sprach der Prälat:

„So, mein Sohn, auf ein baldig' Wiedersehen im Kloster. Dort gibt's auch Pferde, und wenn Du sonst brav bist, darfst Du auch reiten." Dabei reichte er ihm freundlich die Hand. Der Lienhard schwieg schüchtern, aber freudige Röte strahlte auf seinem schönen Gesicht, das der alte Simon, der Haus-

knecht, mit der großen Stallaterne in der Nähe stehend, magisch beleuchtete.

Auch vom alten Bartlin und von Frau Elsbeth nahm der Abt nicht Abschied, ohne ihnen nochmals Hoffnung gemacht zu haben. In den Augen der Mutter glänzte dabei eine Träne dankbarer Freude.

Durchs dunkle Städtle ritten die vier Reiter wieder dem obern Tore zu. Basche Holl, der Wächter, der am Abend erfahren, daß der gnädige Herr frühe schon abreite, war munter auf seinem Posten und blies den Reitern auf seinem Horn noch nach, als sie schon beim „Urwald" droben ritten — Rippoldsau zu.

2.

Es war Martinimarkt in Hasle, ein Hauptfest für jung und alt von jeher und bis zur Stunde. An diesem Markttag kommen die Bauern aus allen Tälern von allen Bergen weithin. Es kommen namentlich „die Völker", d. h. die Knechte und Mägde der Hofbauern, die sich beim Eintritt in den Dienst stets ausbedingen, alljährlich den Martinimarkt von Hasle besuchen zu dürfen.

Zu der Zeit, da des Rappenwirts Lienhard den Bauern, so zum Markt kamen, ihre Pferde abnahm und in den Stall führte und ihnen in der Stube die Laute schlug, waren die Jahrmärkte in Hasle noch weit poesievoller, denn heute.

Schon einige Tage zuvor ernannte der „gemeine Rat" in „heimlicher" Sitzung die Personen, welche den Markt abwarten, d. h. das Zoll- und Standgeld einnehmen und für Ruhe und Sicherheit sorgen sollten.

Der Schultheiß selbst und die zwei Amtsbürgermeister standen an der Spitze dieser „Markthüter" und mit ihnen ein Dutzend Bürger.

Schon in aller Frühe traten sie ihre Posten an. Die einen besetzten die Tore, um den Zoll einzunehmen von den Scharen der Bauern und Bäuerinnen und von den zahl-

reichen auswärtigen Krämern, die alle ihre Ware zum Verkauf einführten, den Zoll vom Haupt des Ochsen bis hinab zum Hering, der tonnenweis zu Markt kam und dazumal ein Lieblingsessen der Buren im Kinzigtal bildete, und von den Eiern der Bäuerin bis hinauf zum seidenen Tuch, das die „Saphoiarden" daherbrachten.

Andere Markthüter amteten auf dem Tuchhaus, wo die Tuchweber von Freudenstadt, Tuttlingen und Villingen ihre bunten Wolltücher auslegten für Buren und Bürinnen und für die ihnen dienenden Manns- und Wibervölker.

Je zwei Bürger überwachten die Ordnung des Viehmarkts, die städtische Wage im „Wäghaus" und den Kauf und Verkauf auf dem Fruchtmarkt.

Die zwei Bürgermeister zogen das Standgeld ein.

Und welche längst von unsern Jahrmärkten verschwundenen, poetischen Krämergestalten hatten damals ein solches zu zahlen!? Da waren[1] die „Arzten", Volksärzte, die allerlei Salben und Medizinen für Menschen und Vieh feilhielten und auf offenem Markt Rat gaben für alle „Bresten".

Da waren die Haftenmacher, die ihre selbstgemachten Haften aller Art und Fasson anboten.

Da waren die „Bränntewin-Träger", welche aus malerischen Fäßchen, die sie auf ihrem Rücken gebracht, auf offener Straße dem Landvolke ihre Schnäpse kredenzten, süße, herbe, gewürzte, wie es jedem beliebte.

Da standen die „Toppakkrämer", die als neue Rarität Schnupftabak in Dosen aus Birkenrinde und Rauchtabak nebst Pfeifen feilhielten.

Dort sammelten „Kartenmacher" die Bauern um sich, welche durch Kartenspiel sich die Winterabende verkürzen wollten.

Am meisten Zuspruch hatten in jenen kriegerischen Tagen

---

[1] Nach einer amtlichen Aufzeichnung von 1647, im Rathaus zu Haslach befindlich.

die zahlreich vertretenen Waffenschmiede, welche — Sturmhauben, Musketen, Piken, Säbel, Pistolen und Dolchmesser feilboten und Altes gegen Neues umtauschten.

Die „Wibervölker" scharten sich besonders um die Stände der „Saphoiarden", die durch ihre seidenen Tücher jeglicher Art die Käuferinnen anzogen.

Die „Buch- und Paternoster-Krämer" boten Rosenkränze, Gebet- und Volksbücher zum Kaufe — von jenen Volksbüchern, die noch in meiner Jugendzeit feil waren: die vier Haimonskinder, der hürnene Siegfried, der Till Eulenspiegel, Ida von Toggenburg, die schöne Magelone und wie sie alle hießen, jene poesievollen Erzählungen, die heute längst vergessen sind und allerlei Schund Platz gemacht haben.

Und daß viele Leute schon im Dreißigjährigen Krieg lesen konnten, bezeugt der Umstand, daß 1647 bei allem Kriegselend ausdrücklich in dem Haslacher Marktrodel drei Buchhändler: Benedikt Bürglin, Urban Riegel und Katharina Müllerin, neben den Paternosterkrämern genannt werden.

Von dem Stand- und Zollgeld wurde nur die Hälfte in die Stadtkasse gegeben, die andere Hälfte bekamen in sinniger Weise die Hausarmen, die Kapuziner, die Marktaufseher, die Torwächter und die Stadtknechte. Auch an einem Trunk aus diesen Mitteln fehlte es denen nicht, die „des Marktes abgewartet" hatten. —

Am Abend des Martinimarkts von 1627, nachdem die meisten fremden Gäste sich auf den Heimweg gemacht hatten, ging Frau Elsbeth auch noch zu Markt mit dem Lienhard. Der hatte heute allen seinen Bekannten unter den Bauern erzählt, daß er ins Kloster Villingen komme, und wie das zugegangen, wie ihm aber der Abt auch versprochen habe, reiten zu dürfen.

Die Mutter kaufte ihm auf dem dunkelnden Markt zunächst ein Gebetbuch und ein Paternoster und dann bei den Tuchscherern einen halben Ballen schwarzen „Multum", damit der Klosterschneider ihm die für die Scholaren des Klosters üb-

lichen Kleider daraus mache. Nebenbei predigte sie ihrem Buben, fleißig zu beten und auf die neuen Kleider acht zu haben.

Sie ging am folgenden Morgen auch noch mit ihm in die Pfarrkirche und dann hinauf in die Muttergotteskapelle bei der Mühle, um ihren Lienhard unter den Schutz der heiligen Jungfrau zu stellen. Dann schickte sie ihn noch zum „Götti" und zur „Göttle"[1], zum Pfarrer und zum Schulmeister, auf daß er Abschied nehme und sich bedanke für alles, was sie ihm getan. Mit guten Mahnungen und mit Geschenken kam der Lienhard von diesen Besuchen heim. —

Es war ein schwerer Abschied am andern Morgen, der Abschied aus dem Elternhaus, das der Lienhard noch nie im Leben auch nur für eine Nacht verlassen hatte und in dem er allezeit der Liebling gewesen war.

Nur der Gedanke, daß er „reitender Münch" werden sollte, der einst wieder stolz durch Hasle reite, tröstete ihn und Frau Elsbeth zugleich, die den Schmerz der Trennung gerne ertrug, da ihr „Herzkäfer" ein Geistlicher und Klosterherr werden sollte.

Am liebsten wäre der Lienhard nach Villingen hinauf geritten, aber der alte Bartlin wollte das nicht, weil das Tröglein, so die Habe des Studenten faßte, mitmußte und ein Fäßlein alten, edlen Talweins für den Prälaten.

Hinaufzureiten und diese Sachen durch einen Knecht extra hinaufspedieren zu lassen, war dem praktischen Alten zu umständlich. Er ließ an den großen zweiräderigen Keltenkarren zwei Pferde anspannen, lud hinten den Wein auf und vorne das Tröglein, welches ihm und dem Lienhard zugleich als Sitz diente.

So fuhren sie zum Tor hinaus an einem kalten, nebligen Novembertag und dem oberen Schwarzwald zu. Sie fuhren in aller Früh, denn es war ein weiter Weg von zehn Stunden und ging bergauf.

[1] Taufpate und Taufpatin.

Der Lienhard weinte noch vom Abschied her, als die Sonne im Gutachertal den Nebel durchbrach und Land und Leute spärlich beleuchtete.

Aber jetzt erkannten die Buren und Burenwirte an der Straße hin den Rappenwirt von Hasle und riefen ihm von allen Seiten zu.

Bartlin Rupp kam gar selten weiter talaufwärts. Einmal im Jahr, zur Herbstzeit, ritt er tiefer ins Tal hinunter, um Wein zu kaufen. Sonst verkehrte er nur auf den nächsten Dörfern um Hasle, aber die Buren weit hinauf an der Heerstraße von Hasle nach Villingen kannten ihn, weil die meisten bei ihm an den Jahrmärkten ihre Einkehr hatten, denn im Rappen bekam man damals den besten Wein und die längsten Bratwürste, Merkmale, die zu allen Zeiten bei Herren und Buren eine Firma gut machten.

An mehr als einem Wirtshaus mußte der Bartlin heute ankehren, bis sie droben waren auf der Benzebene, und den Wirten, die auch ihn besuchten, einige Maß abkaufen und den umliegenden Buren zum Trinken vorsetzen.

Überall mußte er die Neugierde befriedigen, wie es komme, daß der Rappenwirt auch einmal „da herauf" käme. Stolz hörte es der Lienhard an, wenn der Vater den Buren meldete, er wolle seinen Jüngsten „ins Studi" geben ins Kloster Villingen.

Die Tränen des zukünftigen Studenten versiegten mehr und mehr bei diesen Worten, und ehe beide durch das enge Tal von Krummenschiltach gefahren waren, hatte Lienhard die Zügel dem Vater abgenommen, sein „Fazinettli", mit dem er die Tränen getrocknet, in den „Schoben" gesteckt und den Kutscher gemacht. —

Es ist heute noch eine wildeinsame Gegend, durch die sie fuhren, am „Rampenwald" und an den „Apfelfelsen" hin. Spärlicher wurden die Gehöfte und noch spärlicher die Wirtshäuser, so daß der Rappenwirt nur selten noch angerufen und zum Halten bestimmt wurde.

Talabwärts zogen Fuhrleute, die zwischen Konstanz und Straßburg Waren transportierten und alle den Bartlin kannten und im Vorüberfahren grüßten.

Oben, wo das Tal in die Hochebene überzugehen beginnt und die Straße von Schramberg mit der aus dem Gutacher Tal herführenden sich verbindet, begegnete ihnen eine Villinger Klosterfuhre.

Es war der Oberknecht des Klosters Villingen, der rote Schwabenhans, dem Rappenwirt wohlbekannt, weil er alljährlich öfters durch Hasle kam, wenn er die Klosterweine im Breisgau holte.

Der Schwabenhans hatte schon unter drei Äbten gedient. Von Haus aus schlau, hatte er sich, getragen vom Vertrauen seiner Herren, alle Gewalt eines Oberknechts angeeignet, dem das ganze Fuhr- und Stallwesen einer großen Klostergemeinde unterstand. Stolz fuhr er landauf und landab, und gar oft ritt er auch als Bote seines Herrn in die verschiedenen Klöster des Schwarzwalds oder zu den Amtmännern der umliegenden Herrschaften mit Aufträgen oder Briefen.

Überall aber benahm er sich als ein gewichtiger Faktor des St. Georgenklosters, dem die Klosteruntertanen und die Wirtsleute, bei denen er ankehrte, einen Respekt erwiesen, wie er dem größten Hofbauer auf dem Schwarzwald nicht zuteil ward.

So grüßte auch heute der Rappenwirt von Hasle respektvoll den Schwabenhans, welcher ihm gleich entgegenrief: „I woaß scho, was den Rappenwirt darauf treibt, der gnädig Herr hat mer's scho g'meldt, daß Ihr Euern Sohn bringt, der gern reite tuat."

Der Schwabenhans kam von Thennenbronn her, dem wohl einsamsten Dorfe unter den vielen einsamen des Schwarzwalds. Er hatte dort den Haberzehnten fürs Kloster geholt, und es war noch ein Unterknecht bei ihm.

Mit seinem Kennerblick hatte er das Fäßchen auf des Rappenwirts Gefährt betrachtet und gleich die Vermutung

ausgesprochen, es werde ein Präsent fürs Kloster enthalten. Er schlug dem Rappenwirt vor, dasselbe auf den Klosterwagen zu laden, und dann wolle er zu ihm sitzen, sie könnten so besser miteinander reden und der Knecht mit dem Haber und dem Weinfaß hintendrein fahren.

So geschah's. Der Schwabenhans hatte bald mit wichtig tuender Miene dem jungen Lienhard die Zukunft im Kloster ausgemalt und ihn aufgefordert, so oft er Heimweh habe, zu ihm in den Stall zu kommen. Dann wollten sie von den Pferden reden, auch von Hasle, wo er, der Hans, ja wohl daheim sei. Auch könnten sie beide, wozu der gnädige Herr ihm schon die Erlaubnis gegeben habe, bisweilen miteinander ausreiten.

Er selber habe schon oft bedauert, daß er nicht jünger ins Kloster gekommen sei, sonst hätte er auch studiert. Der letzt verstorbene Abt Melchior habe ihm öfters gesagt: „Hannes, an Euch ist ein Student verloren gegangen."

Aber er, der Schwabenhans, sei auch so zufrieden, denn er habe im Kloster mehr zu sagen, als alle Klosterbrüder und als mancher von den Patres. Und oft schicke der Abt ihn zu Geschäften, die eigentlich ein Studierter besorgen sollte.

Der alte Bartlin stimmte natürlich, als schlauer Haslacher, dem Prahlhansen zu und meinte, das sei im ganzen Kinzigtal bekannt, daß der Oberknecht vom Kloster Villingen die ganze Ökonomie besorge und in diesen Dingen die rechte Hand des gnädigen Herrn sei.

Er empfahl ihm deshalb seinen Lienhard und versprach, sich schon erkenntlich dafür zu zeigen.

„Des hot kei Leida!" beruhigte ihn der Schwabenhans, „Euer Sohn soll guat aufg'hobe sei bei mir." —

Indes hatten sie die Hochebene erreicht. Von weitem schon sah man auf der Höhe den festen Marktflecken St. Georgen liegen. Der Schwabenhans deutete darauf hin und meinte, durch jenes Nest wollten sie den Weg nicht nehmen, sondern unten herum fahren.

„Dort droben," so erzählte er, „steht unser altes Kloster und dem Kloster verdankt der Ort seine Entstehung. Die Klosterherren bekamen schon vor vielen, vielen Jahren[1] die Herzöge von Württemberg zu ihren Schirmherren und damit den Bock zum Gärtner."

„Vor bald hundert Jahren hat Herzog Ulrich unsere Mönche verjagt, weil sie nicht lutherisch werden wollten, und die Klosteruntertanen ringsum gezwungen, vom katholischen Glauben abzufallen."

„Jetzt nach so langer Zeit sind wir dort droben vergessen, ja gehaßt, und wenn wir Klosterleute durchfahren, bekommen wir nur Spott und Schande nachgerufen. Aber die Sache ruht nicht. Sie hängt immer noch beim Kaiser und beim Reichskammergericht an, und wenn einer den Prozeß gegen Württemberg gewinnt, ist's der jetzige gnädige Herr."

„Der alte Pater Romuald, der oft in die Gesindestube kommt und nachsieht, hat uns die ganze Geschichte, wie wir aus St. Georgen vertrieben wurden und in Villingen Aufnahme fanden, oft erzählt."

„Dort drunten in Peterzell, beim Engelwirt, kehren wir ein, aber nicht in dem verfluchten St. Georgen. Der Engelwirt ist zwar auch lutherisch, weil der Herzog alles ringsum dazu gezwungen hat, allein er hat schon oft gesagt: ‚Lieber klösterlich als württembergisch, da kann man nicht genug bezahlen, und die Klosteruntertanen in der ganzen Nachbarschaft sind in dem Punkt weit besser dran.'" —

Es war schon stark am Nachmittag, als die Reisenden beim Engelwirt in Peterzell vorfuhren, der den Schwabenhans aufs freundlichste vor dem Hause begrüßte. Dieser stellte ihm den Rappenwirt von Hasle vor als den ersten Wirt im Kinzigtale drunten, wo man noch einen bessern trinke, als beim Engelwirt.

[1] Dies geschah 1444 durch Kauf von den Herren von Falkenstein.

Dann sprach er von dem Faß, das gleich nachkomme mit dem Klosterwagen, und meinte: „Da ist ein Trunk drin wie noch keiner über den Wald gekommen; ein Präsent für den gnädigen Herrn."

„Man könnt' ihn ja gleich versuchen," erwiderte etwas pikiert der Engelwirt, „auf ein Maß mehr oder weniger wird's nicht ankommen."

„Da wird nichts draus," fiel der Rappenwirt ein. „Ich müßt' mich vor dem Prälaten schämen. Und dann ist der Wein so zerschlagen von der Fahrt da herauf, daß er doch nicht gut wäre. Aber wenn Ihr einmal nach Hasle kommt, Engelwirt, sollt Ihr ihn verkosten. Bringt jetzt ein Maß von Eurem besten und dem Klosterknecht, der mit dem Haber und dem Weinfaß hintendrein kommt, stellt Ihr auch eine Kanne auf."

„Habt Ihr," sprach nun der Schwabenhans zum Engelwirt, „nicht auch einige Karpfen da? Die von St. Georgen und Peterzell holen sie ja doch alle in dem großen Klosterweiher dort drüben. Drum setzt der gnädige Herr auch keine mehr ein, so lange wir nicht wieder Herr und Meister sind in St. Georgen."

„Nein," lachte der Engelwirt schelmisch, „von Euren prächtigen Klosterkarpfen hab' ich noch keine geholt und will auch keine, aber was Besseres hab' ich, Forellen aus der Brig. Die will ich backen lassen und Schinken dazu, der keine Gräten hat."

„Einverstanden!" riefen der Bartlin und der Schwabenhans. —

In der Stube des Engelwirts war's gut warm, und die aus der kalten Novemberluft kamen, fühlten sich um so behaglicher. Nur der Lienhard taute nicht völlig auf und meinte, da oben auf dieser Höhe wäre es nicht so schön, wie drunten im Kinzigtal, und er fragte den Schwabenhans, ob's in und um Villingen auch nicht schöner sei.

„Potz Blitz!" fuhr der Hans auf. „Villinga isch die schönst'

Stadt weit und breit. Do könnt' ma Hasle drei mol neistelle, 's würd's erst nit gäbe. Ein Stadttor von Villinga isch größer und höher als Euer Kirchturm, und 's Villinger Münster kommt glei nach dem Straßburger und dem Freiburger. Du wirst Di verwundere, wenn Du uff Villinga kommst. Und Wälder und Felder houn (haben) die Villinger zehnmal mehr als die Haslemer."

Das Herz des Lienhard, bei dem das Heimweh sich schon angemeldet hatte, als er die triste, öde Hochebene gesehen, hob sich wieder bei dieser Schilderung seiner zukünftigen Musenstadt — um so mehr, als ihm der Schwabenhans noch klar machte, auf dieser Ebene könne man auch besser und weiter reiten, als drunten in dem engen Waldtale der Kinzig.—

Dichte Nebel stiegen auf von den Matten zwischen den Tannenwäldern auf dem Wege von Peterzell gen Villingen, und es dunkelte schon über dem Münster, als Bartlin und Lienhard mit dem Schwabenhans, der jetzt die Rosse lenkte, zum neuen Tor hineinfuhren und gleich hinter dem Tore rechts in eine finstere Gasse abbogen, dem Kloster zu, das den Lienhard erst als Scholaren (Studenten) und dann als Novizen aufnehmen sollte. —

Wenige Tage später und beim Schwabenhans in der Gesindestube des Klosters saß unser Student und weinte sein Heimweh aus.

Kaum war Vater Bartlin am andern Tage wieder fortgefahren und kaum hatte für den Sohn der Unterricht in der Klosterschule und die regelmäßige Einteilung der Tageszeit in Studium, Gebet, Essen und Erholung begonnen, als ihn mit Macht das Heimweh überfiel. Es war so kalt in den Klostergängen, so kalt in der Klosterkirche, so einförmig und so eintönig in der Klosterschule und am Klostertisch der Studenten.

Und seine Mitschüler, Söhne verschiedener Amtmänner von Klöstern und anderen Herrschaften, oder Bauernbuben, welche durch die Klosterzucht den ungebundenen Geist von

Dorfbuben längst verloren hatten, waren entweder so vornehm oder so hölzern steif, daß dem munteren Lienhard das Herz blutete vor Sehnsucht nach den vergangenen, besseren Tagen, in denen der Genius seiner Jugend hingeflogen war, wohin er wollte.

Am wohlsten war's ihm draußen beim Schwabenhans, der hinten im Klosterhof bei den Knechten seine Residenz hatte, und wo die Klosterknechte hantierten und die Klosterpferde und die Klosterkühe hausten und wo Reden und Handlungen, Menschen und Tiere an die Heimat ihn erinnerten.

So oft er einen freien Augenblick hatte, schlich er sich deshalb dahin, weinte sich das Heimweh weg und trocknete seine Tränen; denn der Schwabenhans tröstete ihn, indem er von Hasle redete und vom Wiederheimkommen in der Vakanz und ihm die Pferde zeigte und fürs Frühjahr Ausritte verhieß in alle Teile des Schwarzwaldes. —

Alle Wunden des Herzens heilen hienieden, wenn man ihnen Zeit läßt, und so heilte auch nach und nach das Herzweh des Lienhard.

Sein Geist wachte auf, als das Herz nicht mehr litt, und bald meldeten die lehrenden Patres dem Abte, der junge Mann von Hasle habe großes Talent, lerne und fasse mit Leichtigkeit und werde, wenn er so fortmache, seine Altersgenossen bald eingeholt haben.

Des Kloster-Kapellmeisters, des Paters Leopold, Liebling war er schon längst, denn der Scholare Lienhard war sein bester Choralsänger. Er ließ ihn auch oft in seine Zelle kommen und sich von ihm die Laute schlagen, die der Schwabenhans gelegentlich einmal von Hasle heraufgebracht hatte, und sang mit ihm alte Volkslieder.

Solange er nicht unter den Novizen des Klosters war, kam der Lienhard auch einmal im Jahre, im Herbst, heim. Der Schulmeister von Hasle examinierte ihn alsdann, staunte über seine Fortschritte, erzählte sie der Mutter und bekam für sein aufrichtig' Lob des Sohnes gar manchen Trunk.

Der Frau Elsbeth Herz aber ward stolzer und stolzer, so oft ihr Student kam, jedesmal schöner und gescheiter geworden, aber auch bräver und stiller. Und dem Vater Bartlin brachte er vom Abt jeweils ein Brieflein mit, worin der gnädige Herr meldete, wie zufrieden er mit dem Lienhard sei. Und auf jedes Lobbrieflein ging ein Fäßlein „Bermersbacher" ins Kloster ab.

Längst hatte der Abt auch Wort gehalten, den Lienhard bisweilen reiten zu lassen, wenn er brav studiere. Oft an schulfreien Nachmittagen durfte er mit dem Schwabenhans ausreiten, bald da- bald dorthin auf den Schwarzwald. Und der Schwabenhans konnte dann nie genug erzählen, was der Student von Hasle für ein mächtiger Reiter sei.

„Der Lienhard," sprach der Oberknecht oft zu den andern Klosterknechten, „der tät' den Teufel aus der Höll' holen, wenn er hinunterreiten könnt'."

Mit leuchtenden Augen sah aber der Lienhard gar oft den Prälaten und andere Patres vom Kloster wegreiten auf Visitationen und zu auswärtigen Klostergeschäften und sah die Pfarrer von Furtwangen, Vöhrenbach und andere Waldpfarrer, die alle Konventualen des Klosters waren, ab- und zureiten.

Aber er sah noch mehr. Er sah weltliche Herren, Ritter und Grafen, im Kloster ein- und ausreiten: so die Grafen Wratislaus von Fürstenberg, Vater und Sohn, die Barone von Pappenheim, Freyberg und Stotzingen und wie sie alle hießen, die Geschäfte oder Vergnügens halber nach Villingen kamen und im Kloster abstiegen.

Er hatte die 200 Reiter gesehen, welche, allerdings vergeblich, im Jahre 1629 unter Führung des Grafen von Sulz vom Kloster aufbrachen, um in kaiserlicher Vollmacht St. Georgen wieder fürs Kloster in Besitz zu nehmen.

Auch die kaiserlichen Kürassiere hatte er gesehen, die unter dem Rittmeister von Merode einige Zeit in Villingen lagen, ehe sie nach dem nördlichen Kriegsschauplatze abrückten.

Seine blauen Augen leuchteten noch lebhafter, fast unheimlich, als er all diese ritterlichen und kriegerischen Gestalten zu Pferd schaute und sie später in den Ferien den Eltern, den Freunden und den Bauern in des Vaters Wirtsstube schilderte.

Frau Elsbeth merkte seine innerliche Aufregung, wenn er von den Reitern und vom Krieg sprach, und öfters seufzte sie: „Jesus Maria, Bua, Du wirst mir doch nit in den Krieg wollen!“

„Nein, Mutter,“ beruhigte sie der Lienhard, „mir gefällt's im Kloster, ein Klostermann will ich werden und bleiben, aber reiten möcht' ich am liebsten als Feldpater mit in den Krieg.“

Und vom Krieg ward viel gesprochen, weit mehr noch als vor zwei und drei Jahren, da der Lienhard die Heimat verließ. Bürger und Bauern, geistliche und weltliche Herren, die im Rappen z' Hasle aus- und eingingen, sprachen nur vom Krieg und daß er immer näher käme.

Am meisten Angst hatten die Bauern um Hasle herum; denn sie wußten bereits zu erzählen von kriegerischen Raubzügen.

Als 1610 die unierten protestantischen Fürsten infolge des Jülichschen Erbstreites den Erzherzog Leopold von Österreich, Administrator des Bistums Straßburg, mit Krieg überzogen, lag ein pfälzisches Regiment unter Oberst Pleikart von Helmstatt in den Dörfern um Hasle und plünderte dieselben in drei Tagen vollständig aus. Nicht einmal die Kleider ließen sie den Leuten, noch das Kochgeschirr. Alles ward mitgeschleppt, was irgend einen Wert hatte[1], und dann viele Häuser mutwillig niedergebrannt.

---

[1] Im fürstlich fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen liegt eine Aufzeichnung über alles, was jeder einzelne Bauer im Amt Haslach verloren. Es geht daraus auch hervor, wie reich die Bauern vor dem Dreißigjährigen Krieg an Kleidern, Möbeln, Trinkgefäßen rc. waren. Vielen Bäuerinnen wurden bis zu 20 Schleier geraubt, den Bauern gestickte „Wappen-Röcke“.

Dazu malträtierten sie die Bauern, schlugen sie und hingen sie an den Füßen auf, um verstecktes Geld zu erpressen.

Alle jene Schrecken und Verluste waren noch unvergessen und ungeheilt, da drohte aufs neue ein Krieg.

Was dem Lienhard, wenn er so als Student unter den Bauern saß und sie erzählen hörte von dem pfälzischen Überfall, am meisten wehe tat, war, daß die Bauern wehrlos ihren Feinden gegenüberstanden und niemand ihnen geholfen hatte.

Daß er selber einst ihr Helfer sein würde in neuen Gefahren, ahnte er nicht, als er in den ersten Tagen des Augusts anno 1630 in die letzten Schulferien kam.

Er hatte in drei Jahren gelernt, was andere in sechs nicht erreichen, mit Glanz die Latein- und Klosterschule durchgemacht und sollte jetzt im Herbst des eben genannten Jahres ins Noviziat kommen und als Kleriker eingekleidet werden.

3.

Zum letzten Male war er als Student zu Fuß in Hasle eingerückt, das schwarze Barett des Scholaren auf seinen langen Haaren und die Laute auf dem Rücken.

Er wollte die letzte Vakanz in der Heimat noch recht genießen, an allen Bächlein hinaufwandernd singen und an den Waldrändern sitzend seine Laute schlagen, wollte hinabreiten nach Gengenbach zum alten Klostervetter und ihm seine guten Zeugnisse zeigen und von da weg in die benachbarte „Hölle" sein Pferd traben lassen und den Höllenbur, den Bruder der Mutter, besuchen.

Aber es kam anders.

In die ersten Tage seiner Ferien fiel das Fest des hl. Romanus, ein damals und heute noch im mittleren und oberen Kinzigtal beliebter Wallfahrtstag nach dem Bergdörflein St. Roman oberhalb Wolfach.

Es ist ein alter, lieber Wallfahrtsort fürs Volk seit Jahr-

hunderten im obern Kinzigtal — dieses St. Roman, hoch oben im Gebirg versteckt zwischen den Städten Wolfach und Schiltach. Ein frommer Klausner hatte einst das Kirchlein gebaut zu Ehren des Märtyrers Romanus, eines römischen Kriegers. Er wird selber ein alter Soldat gewesen sein, der Einsiedler, aber kein Heiliger und wird in dieser grausen Einöde gebüßt haben für seine Sünden in den Schlachten und Niederlagen dieses Lebens — und drum hat er einen heiligen Soldaten verehrt und ihm ein Kirchlein gebaut.

Als das Kirchlein fertig war und die wenigen Keltenbäuerlein dort oben in jener weltfernen Waldeshöhe dem Heidentum entsagten, kam der Teufel mit einem großen, gewaltigen Granitfelsen auf seinem starken Teufelsrücken durch den Wald dahergekeucht und schritt dem kleinen Heiligtum zu.

Ein Bäuerlein, seine Absicht ahnend, riet dem Gottseibeiuns, doch etwas auszuruhen mit seiner schweren Last. Der Teufel, gierig auf die Seele des Bäuerleins, das mit ihm in Unterredung trat, folgte dem Rat, ließ den Felsen nieder und erzählte dem Manne, er wolle damit das verfluchte Kirchlein dort drüben zertrümmern.

Erschreckt rief der christliche Kelte die Hilfe des Himmels an. Es erscheint auch alsbald ein Engel und verwandelt den Felsen in Brei. Damit ist dem Teufel die Möglichkeit benommen, die Masse zu heben, und das Kirchlein ist gerettet.

Grimmig stampft der Feind Gottes seinen Pferdefuß ins weiche Gestein und entweicht. Und heute noch zeigt man in der Nähe der Kirche den Teufelsstein und die Spuren des teuflischen Pferdefußes.

Seit Jahrhunderten und bis zur Stunde aber erzählt sich das Volk diese Geschichte und wallfahrtet nach St. Roman jeden Freitag, vorab aber am 9. August, dem Festtag des Heiligen.

Die von ferne her kommen schon am Vorabend und übernachten, da die kleine Herberge unter der Wallfahrtskirche nicht alle fassen kann, auf den Heuschobern der Bauern.

Und warum wallt das Volk nach St. Roman in jene Wildnis und in jenes armselige Kirchlein? In Friedenszeiten wegen „des lieben Viehs“ und in Kriegszeiten um des Friedens willen.

Ich bin fest überzeugt, daß lediglich das Volk im Kinzigtal — und nicht etwa Priester — dem hl. Romanus diese Art der Fürbitte unterstellt und zugemutet hat.

Die Heiligen sind die geborenen Fürbitter des katholischen Volkes, und naturgemäß trägt der Bittsteller dem Fürbitter das vor, um was er für ihn bitten soll. So hat das sinnige, poesievolle Landvolk überall jedem seiner heiligen Sachwalter eine Spezialität übertragen; darum finden wir auch überall in katholischen Landen Kapellen und Wallfahrten für die verschiedensten Anliegen.

Und je einsamer die Heide ist, je wilder die Gegend, in welcher der Heilige wohnt, um so lieber geht das Volk zu ihm, wähnend, der heilige Mann habe in seiner Einsamkeit Muße genug, alle Anliegen des hartlebenden Volkes anzuhören und zu erfahren, wie schwer es tut und sich müht und sorgt in seinen Bergen und Einöden.

So haben die Kinzigtäler Bauern in wilder Einsamkeit ziemlich nahe beisammen zwei beliebte Wallfahrtspatrone, den Rheinländer Wendelin im Osterbach und den Römer Romanus in St. Roman.

Vom letztern glauben sie, daß er als Kriegsmann am besten wissen müsse, wie man zum Frieden komme, und daß er in Friedenszeiten sich um die Haustiere bekümmere, wie St. Wendel, wohl wissend, daß mit dem Wohl und Weh der Tiere vielfach das Wohl und Weh, das Glück und Unglück, Glaube und Gottvertrauen der Bauern zusammenhänge. —

Unser Lienhard war noch nie in St. Roman gewesen. Und die Mutter, besorgt über die Reden, die sie in der Wirtsstube täglich über den Krieg hörte, schickte ihn dahin, damit er um den Frieden anhalte im Namen der ganzen Familie,

weil er als Student in den Ferien am besten Zeit und auch für sich das Beten gar wohl nötig habe.

Der Student ging sehr gerne — aber er wollte hinaufreiten. Reiten zum Wallfahren wollte jedoch die Mutter nicht dulden, weil's eine Schande wäre.

„Aber," entgegnete der Sohn, „es wäre eine größere Schande, wenn ich als Klosterstudent am Abend vorher hinaufginge und mit den Bauern und Bäuerinnen, mit den Buben und Maidlen auf dem Heu übernachten wollte. Wenn ich reite, brauche ich nicht zu übernachten. Und ich will nur bis an den Berg reiten und dafür dann um so mehr beten und fasten den Tag über."

„Dann hab' ich nichts dagegen," meinte Frau Elsbeth. „Aber bet' auch recht, damit Du ein rechter Münch wirst, und im Heimkehren gehst noch hinauf zum Waldbruder bei St. Jakob und bringst mir Kräuter mit für mein Gliederweh."

Der Lienhard ritt am Morgen des 9. August 1630 — dem Festtage des hl. Romanus — in aller Frühe auf seinem alten Lieblingspferd, dem feurigen Braunen, zum obern Tor hinaus und dem Städtchen Wolfach zu.

Im untern Tal traf er keine Wallfahrer; sie alle waren am Abend zuvor den Weg gepilgert. Aber von Wolfach, dem malerischen Gebirgsstädtchen an wimmelte es von Landvolk aus dem obern Tal, das in den duftigen Sommermorgen hinein betend gen St. Roman wallte.

Jetzt genierte es den Lienhard doch zu reiten. Es war aber nicht mehr nötig, denn es war noch früh an der Zeit und in kaum zwei Stunden das Ziel erreicht.

Er stieg von seinem Rößlein, nahm es am Zügel, entblößte sein Haupt und betete mit dem Landvolk im Weiterschreiten den Rosenkranz.

War ein Rosenkranz beendigt, so wurde eine kleine Pause gemacht, und die Pilger redeten miteinander.

Die Landleute waren meist vereinsamte Bewohner des Wolftales, die seltener nach Hasle kamen, kannten deshalb

des Rappenwirts Sohn nicht oder nicht mehr und hielten ihn wegen seiner studentischen Kleidung für einen Herrn.

„Der junge Herr," also redete ihn ein alter Bauersmann an, „wird was B'sunders auf dem Herzen haben, daß er mit uns da hinaufzieht? Sonst gehen nur wir Bursleute nach St. Roman. Doch freilich jetzt sind Kriegszeiten und, wie man hört, sollen die Kriegsnöten auch wieder in unsere Gegend kommen. Da geht dann alles zum heiligen Romanus und betet um den Frieden. Der jung' Herr wird aber vielleicht in den Krieg wollen und vorher eine Wallfahrt machen, damit er am Leben bleibe?"

„Ich hab' gar nichts Besonderes vor," entgegnete Lienhard, „will wallfahrten wie Ihr, und dazu möcht' ich auch einmal St. Roman sehen. Hab' schon viel davon gehört seit meinen jungen Tagen. Soldat wär' ich früher allerdings gern geworden, aber jetzt bin ich Klosterstudent in Villingen und will Mönch werden."

„Schade drum, junger Herr! Ihr hättet einen prächtigen Soldaten und Offizier gegeben, zu einem Mönch seid Ihr fast zu schön," sprach hierauf der Bauersmann.

Der Student schwieg, aber diese Rede tat ihm wohl.

„Und ein Reiter seid Ihr jetzt schon," — fuhr der Bauer fort, „wie ich noch keinen gesehen. Ich dachte, als Ihr vorhin dahergeritten kamt, das ist ein feiner und fürnehmer Reiter, der will sicher nicht mit uns wallfahrten."

Lienhard erklärte dem Manne, daß er zu Pferde gekommen sei, um nicht übernachten zu müssen. Er werde aber jetzt zu Fuß gehen und beim nächsten Bauernhof das Pferd stehen lassen, bis er wieder von St. Roman zurück sei.

Eben wollte der Alte fragen, woher der Reiter heute so früh schon komme, als einige ältere Weiber den Rosenkranz wieder zu beten anfingen und damit dem Zwiegespräch ein Ende machten.

Als der Zug, dem der Student sich angeschlossen hatte, von der Heerstraße weg ins Langenbacher Tal einmündete

und zum ersten Hof kam, flüsterte ihm der alte Bauer zu, dort drüben beim „vorderen Bur" das Pferd einzustellen.

Der Lienhard verließ mit seinem Braunen den Zug der Wallfahrer und schritt dem Hof zu. Der vorder Bur trat eben im Sonntagshäs aus seinem Hause, um auch den Berg hinaufzugehen; seine Leute waren schon alle fort denselben Weg, nur die Bäuerin sollte daheimbleiben mit dem Tiger, dem großen Hofhund.

Der Bauer war ziemlich überrascht, als der junge Herr mit seinem Pferde daherkam und ihn bat, dasselbe einstellen zu dürfen, bis er von der Wallfahrt zurückkäme.

„Zum Wallfahrten sollt' man keine Gäule mitnehmen, Herr," meinte der vordere Bur. „Aber freilich, wenn so junge Herren wallfahrten, ist's doch immer ein gutes Zeichen, auch wenn sie reiten."

Der Fremdling entschuldigte sich und erklärte es, warum er zu Pferd gekommen, und stellte sich vor als „der Student des Rappenwirts von Hasle".

„Potz!" rief jetzt der Bur, „Euren Vater kenn' ich gut, stelle ja an jedem Fastenmarkt und an jedem Michelsmarkt bei ihm ein, wenn ich in Hasle meine feilen Rinder verkaufe. Euch hätt ich nicht mehr gekannt. Ihr habt ja früher in des Vaters Stube uns Buren hie und da eins aufgespielt. Jetz nur gleich in Stall mit dem Gaul. Ich will ihm noch schnell was zum Beißen in die Raufe geben, damit er keine lange Zeit hat, bis wir wieder von St. Roman herabkommen. Dann müßt Ihr aber auch in meine Stube treten. Jetz tut's es nimmer, sonst kommen wir zu spät zur Prozession und zur Predigt."

Nachdem das Pferd versorgt war, gingen die zwei Männer bergauf, ohne mehr das Haus zu betreten. Auf dem Rückwege, meinte der Bur, müsse dann der Lienhard auch die Bürin begrüßen.

Im Hinaufschreiten erzählte er dem jungen Haslacher, daß jede Woche einmal „eins" von seinem Hofe wallfahrte

zum hl. Romanus. Der habe ihn und seine Familie, sein Haus und sein Gut stets gnädig in Schutz genommen und alle Bitten erhört. Nur eine Heimsuchung sei nicht mit Wallfahrten wegzubringen, das Tier, welches von Zeit zu Zeit in stürmischen Nächten draußen stehe, wo das Langenbacher Tal in die Landstraße einmündet.

Schon manchmal, auch zu Lebzeiten seines Vaters, hätten Fremde, die nachts des Wegs daherkamen aus dem obern Kinzigtale, das Tier für ein Kalb gehalten, welches dem Vorderhof entlaufen sei, hätten ihm ihr „Nastuch" um den Hals gebunden und es zum Hof geführt, den Bauer geweckt und ihm sein Kalb übergeben wollen. Sobald der Bauer aber gekommen, sei das Tier verschwunden zum Schrecken seines jeweiligen Überbringers.

So oft es zur Nachtzeit stürme und regne, gehe der vordere Bur unruhig zu Bett, weil er stets fürchte, es wecke ihn jemand und bringe das unheimliche Tier.

Der Lienhard, welcher in seinen Studien von der Seelenwanderung gehört hatte, suchte dem vordern Bur eine Erklärung zu geben und meinte, es habe wahrscheinlich einer seiner Vorfahren etwas recht Böses getan und müßte zur Strafe umgehen als Tier, bis seine Bußzeit vorüber sei.

„Das," antwortete der Bur, „hat mir der Einsiedel von St. Jakob drunten auch schon gesagt."

Von diesem Einsiedler aber hatte der Student, außer seinem Einsiedlerstand und seiner Arzneikunde, noch nichts gehört, und mit Spannung vernahm er die Erzählung des Bauern über ihn:

Vor einigen Jahren sei drunten in Wolfach ein fremder Pilger erschienen in braunem Bußgewand, barfuß und mit einer eisernen Kette gegürtet, und habe dem Stadtrat die Bitte vorgetragen, droben am Stadtwald, wo die Kapelle des hl. Jakobus stehe, als Einsiedel leben und wohnen zu dürfen.

Da der fremde Mann gar fromm und abgezehrt ausge-

sehen, habe man ihm das gestattet und sei ihm noch zu Hilfe gekommen beim Bau einer Einsiedelei.

Niemanden aber habe der Einsiedel noch gesagt, wer und woher er sei; nur soviel, daß er in Rom, in Jerusalem und in St. Jakob in Spanien gewesen und Bußwallfahrten gemacht habe.

Holzmacher, die abends spät und morgens früh an seiner Zelle vorübergingen, erzählten bald, sie hätten ihn jeweils im Gebet gefunden. Er schlafe auf Moos und lebe nur von Kräutern, die er im Wald und auf den Matten unter dem Wald suche.

Was die Wolfacher Holzmacher erzählt, wollten nun andere auch sehen, und aus allen Tälern und Bergen sei das Volk hergeströmt, um den Einsiedel mit der eisernen Kette zu sehen.

Aber Wibervölker, meinte der vordere Bur weiter, dulde er oben keine, nur Mannsvölker. Denen predige er Buße, gebe ihnen Prophezeiungen und auf Befragen Ratschläge in allen geistlichen und leiblichen Anliegen und Nöten. Drum habe er täglichen Zulauf, was ihm aber nicht angenehm sei.

Am Morgen, Mittag und Abend läute er den „englischen Gruß" von der Kapelle herab. Doch habe er vor einiger Zeit einem Bur aus dem Langenbach gesagt, er werde nicht mehr lange läuten, es kämen ihm zu viele Leute in seine Einsiedelei und störten ihn im Gebet.

Dies und anderes berichtete der vorder Bur unserem Studenten, der hoch aufhorchte und beschloß, sich, wenn er die Kräuter für seine Mutter beim Einsiedler hole, auch von ihm prophezeien zu lassen. —

Die Sonne war schon ziemlich hoch gestiegen vom Kniebis her, als die beiden auf der Höhe ankamen, in deren Malde, waldumsäumt, St. Roman gelegen ist.

Eben zog die Prozession von der auf einer Anhöhe gelegenen Kirche herab, die Statue des hl. Romanus in ihrer Mitte, hinter und vor ihr von den „Völkern" des Kinzig-

und Wolftales zahlreiche Vertreter in ihrer ebenso malerischen als abwechselnden altdeutschen Tracht.

Lienhard und der vorder Bur, richtig etwas zu spät gekommen, ließen den ersten Teil der Prozession an sich vorüberziehen und traten erst, als die Männer kamen, in die Reihen derselben, die alle entblößten Hauptes, den Rosenkranz in der Hand, betend dahinschritten.

Aber wie hatte der Student gestaunt, als er sah, daß der hl. Romanus ein Krieger gewesen; denn die Statue stellte ihn dar als römischen Soldaten, das Schwert in der Hand! Wäre der Heilige gar noch auf einem Pferde gesessen, so würde die Freude Lienhards eine vollkommene gewesen sein.

Nach der Prozession bestieg der Pfarrer von St. Roman die Kanzel, die außen an dem Kirchlein angebracht war, damit alle den Prediger hören konnten, und schilderte dem Volke den Patron seiner Kirche als tapfern Soldaten und noch tapfererem Streiter und Blutzeugen Jesu Christi, den das Volk dieser Täler und Berge seit Jahrhunderten anrufe. Es seien namentlich zum heutigen Festtage viele gekommen, die angesichts des unseligen Krieges, der auf den deutschen Landen liege und der jetzt auch den Schwarzwald bedrohe, dem Heiligen sich empfehlen wollten, damit er vor Krieg und Kriegsgefahren sie gnädig beschütze.

Kriege aber seien meist Gottesgeißeln, und darum erhöre Gott nicht immer die Fürbitte des hl. Romanus. Der sei aber als Märtyrer gerade ein Beispiel dafür, daß wir armselige Menschenkinder nicht auf Erden seien, um allzeit gute Tage zu haben, sondern Gott dienen sollten in Kreuz und Leiden, in Not und Tod.

Die Zuhörer möchten also, so mahnte der Prediger weiter, dem Vorbild des hl. Patrons nach in alleweg sich dem Willen Gottes unterwerfen, möge die Zeit Krieg oder Frieden bringen, denn denen, die Gott lieben, gereiche alles zum Besten.

Nachdem der Leutpriester von St. Roman so und ähnlich

gesprochen hatte, verließ er die Kanzel und hielt das Hochamt, währenddessen die Statue des Heiligen rechts vom Altar aufgestellt war.

Nach dem Gottesdienst lagerten sich die Wallfahrer größtenteils im Freien. Die meisten hatten ihren Imbiß mitgebracht, Käs oder Speck und Schnaps dazu. Die es aber machen konnten, gingen hinab ins Wirtshaus und tranken einen Wein und ließen sich vom Wirt eine Suppe und warmes Fleisch geben. Zu ihnen gehörte der Lienhard und sein Begleiter, der vorder Bur aus dem Langenbach. Im Hinuntergehen zur Herberge meinte der Bur zu dem Studenten: „Ihr werdet auch auf Pfarrer studieren und dann einmal predigen in St. Roman?"

„Ich will ein Münch werden in Villingen," gab Lienhard zurück, „und da darf ich nicht predigen, wo ich will. Das kommt auf den Abt an, ob der's erlaubt. Aber, wenn's einmal so weit ist, möcht' ich schon gern einmal auf der Kanzel droben im Freien stehen und hinabpredigen zum Volk und hinein in die umliegenden Berge."

Im Wirtshaus traf unser Student noch manch bekannten Bur aus den untern Tälern der Kinzig und mehr denn einer rief ihm zu: „Student, habt Ihr die Laute nicht bei Euch? Heut' könntet Ihr den Obertälern einmal zeigen, was Ihr im Saitenspiel für ein Hexenmeister seid."

„Heut' nicht," meinte der Lienhard, „auf einer Wallfahrt macht man keine Musik. Wenn wir uns wieder einmal treffen in Hasle, dann soll's geschehen. Aber die Zeiten werden jetzt wohl vorbei sein, da ich die Laute schlug in des Vaters Wirtsstube."

„Ja," rief der Bergbur aus dem Waldstein, „Ihr seid jetzt bald ein geistlicher Herr, und da paßt es sich auch nicht, daß Ihr den Bauern aufspielt."

Alle Männer, die ihn kannten, brachten es aber heute dem Studenten zu, d. h. sie streckten ihm die Gläser entgegen, und er mußte aus jedem trinken. —

In hellen Scharen zogen gleich am Mittag die Wallfahrer nach allen Windrichtungen bergab der Heimat zu. Unter ihnen auch der Student, der vorder Bur aus dem Langenbach und einige Bauern aus dem Untertal. Von diesen verabschiedete sich Lienhard, als sie beim Vorderhof angekommen waren, da er hier sein Roß stehen habe und noch heute zum Einsiedler nach St. Jakob hinauf wolle.

Beim vordern Bur mußte er aber in die Stube treten und sich der Bürin, die zwar auch schon bisweilen an Jahrmärkten in Hasle und im Rappen gewesen war, aber vom Studenten des Hauses nichts wußte, vorstellen.

An Jahrmärkten hatte der Lienhard seltener Zeit gehabt zum Lautenschlagen, da gab's zu viele Bauern in der Stube und zu viele Pferde im Stalle. An Wochenmärkten aber und an Sonntagen nach dem Gottesdienst spielte er, ehe seine Studien begannen, den bäuerlichen Gästen aus der nächsten Umgebung von Hasle meist eins auf. Drum kannte ihn die vorder Bürin nicht. Auch kamen die Bäuerinnen vom obern Tal nicht so oft nach Hasle z'„Märkt".

Sie staunte über den stattlichen jungen Herrn als den Sohn eines Bauernwirts. Noch mehr aber kam sie in Verwunderung, als der Bur ihr sagte, des Rappenwirts Sohn wolle ein Münch werden im Kloster zu Villingen.

„Potz tusig!" sprach die Bäuerin; „als der Herr diesen Morgen daherkam mit seinem Roß, glaubte ich, es käme ein vornehmer Junker aus dem Schloß in Wolfe. An's Rappenwirts Sohn und an einen Münch hab' ich nicht gedacht, als ich verstohlen aus dem Küchenfenster hinausluegte."

Der Student mußte mit den beiden Eheleuten einen Trunk Birnenmost tun, und dann verabschiedete er sich.

Drüben auf der Landstraße zogen noch immer Wallfahrer zu Tal, den Rosenkranz betend. Lienhard stieg deshalb nicht auf sein Pferd, sondern führte es hinter einer Gruppe Wallfahrer drein, hing sein Barett an den Sattel und betete wieder andächtig und barhäuptig, wie die Bauern, bis hinab

ins Städtle Wolfe, wo das Beten aufhörte und von wo die Wolftäler rechts und die Kinzigtäler links ihrer Heimat zugingen, manche nicht, ohne noch in einer der vielen Schenken des Städtchens Einkehr gehalten zu haben.

4.

Die Sonne neigte sich schon gen Abend, als unser Student, der sein Pferd unten im Städtle, im „Salmen", eingestellt hatte, die Halde hinaufschritt, St. Jakob zu.

Das „Tausendguldenkraut" und das „Muttergotteshaar", welches massenhaft an den sonnigen Rainen seines Wegs hin wuchs, sah er als ein gutes Zeichen an für seine Aufnahme beim Klausner.

Oben beim Walde angekommen, lag an dessen Saume das Kirchlein und des Klausners Zelle im Schatten eines alten Lindenbaumes.

Die Türe der Klause war offen, aber nirgends sah der Ankömmling den Einsiedelmann selber. Er schritt zur Kapelle. Leise öffnete er und sah den fremden Büßer am Altar unserer lieben Frau knien und beten.

Dieser mochte wohl gehört haben, daß jemand in die Kirche eingetreten war, aber er schaute nicht um. Erst nach einiger Zeit, während welcher der Student still in einer Bank sich niedergekniet hatte, seine Blicke fast ängstlich auf die betende Gestalt gerichtet, erhob sich der Einsiedel.

Die Befangenheit des Studenten wuchs, als der Beter auf ihn zuschritt, eine große ehrwürdige Gestalt mit langem, weißem Bart, ernsten, feurigen Augen und im Bußgewand. Die Kette um seinen Leib klirrte bei jedem Schritte auf dem steinernen Boden der Kapelle.

Ehrfurchtsvoll erhob sich Lienhard, da der Klausner langsamen Schrittes herankam, um das Kirchlein zu verlassen.

„Was ist Dein Begehr, mein Sohn, in der Klause von St. Jakob?" — fragte ernst der Alte.

„Ich bin ein Student von Hasle, des Rappenwirts Sohn, und im St. Georgen-Kloster zu Villingen, um ein Münch zu werden. Ich war heute in St. Roman beim Fest und komme jetzt nach St. Jakob, um Euch um Kräuter zu bitten; die Mutter hat so oft Gliederweh und großes Vertrauen zu Euch. Und dann wollt' ich Euch auch noch fragen, was Ihr meint zu meinem Vorhaben; denn ich habe gehört, daß Ihr, ein heiligmäßiger Gottesmann, allen Leuten, so zu Euch kommen, guten Rat geben könnet."

„Mein Sohn," hub jetzt der Klausner an, „ich bin kein heiligmäßiger Mann, sondern der größte Sünder unter Gottes Sonne. Aber Gott ist barmherzig und gibt auch dem schwersten Sünder seine Gnade wieder und oft noch mehr Gnade als zuvor. Komm in meine Klause, dort gebe ich Dir Heilkräuter für die Mutter, und dort will ich versuchen, in Deine Zukunft zu schauen; denn Du gefällst mir durch Dein bescheiden Wesen."

Sie schritten der Holzhütte zu. Hier nahm der Alte eines von den vielen Kräutersäckchen, die an den Wänden hingen, herunter und gab es dem Studenten. Dann ließ er sich sitzend auf sein Mooslager nieder, nahm die rechte Hand des vor ihm stehenden Jünglings in die seinige und schloß die Augen. Nach einer Weile, während welcher der Student sein Herz klopfen hörte, sprach der Einsiedel: „Mein Sohn, Du willst ein Mönch werden. Ich sehe Dich aber in den kommenden Zeiten in keinem Kloster und in keiner Mönchszelle, wohl aber hoch zu Roß in den Feldlagern des Krieges und im Schlachtengetümmel. Wie das geschieht, weiß ich nicht zu sagen, aber so schaue ich, und so wird es kommen."

Da brach der gute Lienhard, innerlich am ganzen Leibe zitternd, in Tränen aus. Seine alte Vorliebe fürs Soldatenleben und seine neuerliche Begeisterung für den Ordensstand kämpften plötzlich so heftig widereinander in der Prophezeiung des Klausners, daß er weinen mußte; Tränen der Freude, wenn er sich als Kriegsmann dachte, Tränen der

Wehmut bei dem Gedanken an das ihm lieb gewordene Gotteshaus und an die — Mutter.

„Weine nicht, mein Sohn," tröstete ihn der Seher, „denn was geschehen soll, geschieht, und keines Menschen Zukunft ist ihm eigen. Lebe ruhig Deinem erwählten Beruf, kehre jetzt in Dein Kloster zurück, und wenn das Schicksal Dich dann andere Wege führt, so denke, daß Gott es so gelitten hat. Auch ich dachte in meiner Jugend an ganz andere Dinge als daran, ein Klausner zu werden, und bin es doch geworden."

Jetzt bekannte der Student, wie er seit Jahren kämpfe mit seiner Vorliebe zum Soldatenstand und wie er schon als Knabe nichts lieber gewünscht hätte, als ein Reitersmann zu werden. Er erzählte, wie er ins Kloster gekommen und wie gut es ihm da mit dem Studium gegangen sei und wie gerne er gelernt habe, wie aber auch seine Augen jeweils geleuchtet hätten, so oft er Ritter und Reiter im Kloster aus- und einziehen gesehen, und wie er jede Gelegenheit freudig ergreife, um reiten zu können, und wie er auch heute seines Vaters Rößlein drunten stehen habe im Salmen. Daß aber der Einsiedler, der zum erstenmal im Leben ihn gesehen, von ihm als Soldaten gesprochen, habe ihn ebenso überrascht als ergriffen.

„Ehrwürdiger Mann!" schloß er, „ich will Eurem Rate folgen und in Ernst und Ehren nach meinem klösterlichen Ziele streben. Will's Gott, daß es anders komme, so mög' sein Wille an mir geschehen. Aber allzeit, wenn ich in Eure Nähe komme, darf ich Euch wohl wieder aufsuchen und erzählen, wie es mir geht."

„Wenn ich noch länger hier bin, mein Sohn, wirst Du stets willkommen sein in der Klause von St. Jakob," erwiderte der Alte. „Aber ich gehe mit dem Plane um, mir eine ruhigere Stätte zu suchen, wo weniger Menschen zu mir kommen. Hier bin ich kein Einsiedler. Fast täglich kommen Leute, die Rat und Hilfe suchen und mir dafür die Ruhe nehmen und die Einsamkeit. Und doch blieb' ich so gerne hier, wo der

herrliche, dunkle Tannenwald so nahe an meiner Klause ist und wo in der Nacht der Uhuruf mir so wohlgefällig ans Ohr tönt."

„Doch, wie Gott will, mit mir und mit Dir. Gehab Dich wohl, und sehen wir uns nicht wieder in dieser Welt, so doch dort oben."

Tiefbewegt schied der Jüngling vom Greis, und eine halbe Stunde später, da der Klausner eben das Abendglöcklein läutete, ritt der Lienhard nachdenklich zum untern Tor von Wolfe hinaus — Hasle zu.

Aber lange, bevor er sein Vaterstädtchen erreicht, hatte er beschlossen, keinem Menschen, am wenigsten Vater und Mutter, etwas von der Prophezeiung des alten Büßers zu sagen. —

Als er zum obern Tor einritt, meldete ihm schon Basche Holl, der Wächter, es sei Besuch da vom Kloster. Der Schwabenhans sei diesen Nachmittag eingeritten und übernachte im Rappen.

So war es. Der Hans hatte einen Botenritt ins Elsaß zu tun und kam eben von Rippoldsau, wo der gnädige Herr im Bade weilte. Mit sauersüßer Miene — denn längst war er voll Neid gegen den Lienhard, der beim Abte viel galt und manchmal mit Botschaften ausreiten durfte anstatt des verwöhnten Klosterknechtes — teilte er dem Studenten mit, der gnädige Herr lasse ihn grüßen und zu einem Besuch ins Bad einladen.

Schon am 2. August 1630 war Abt Georg wieder in Rippoldsau eingetroffen. Er erzählt uns auch in seinen Tagebüchern die Erlebnisse seines dortigen Aufenthalts bis Ende des Monats.

Das Bad schlug ihm nicht besonders an, wohl weil er oft bis zu vier Stunden in demselben blieb. Lesen, Geschäfte, Spielen und Besuche nahmen die übrige Zeit in Beschlag.

Der Oberamtmann Euseb Fink von Wolfach sandte ihm einmal durch einen Förster ein Reh zum Präsent. Boten

kamen vom Kloster Reichenbach, jenseits des Kniebis, und meldeten Unruhen von durchziehenden Soldaten.

Die Schultheißen von Offenburg, Hausach und Schramberg sind im Bade und tun manch langen Trunk mit dem Abte. Pfarrherren der umliegenden Waldorte fehlen auch nicht, und die Nonnen vom benachbarten Klösterlein Wittichen senden dem Prälaten „gebratene Fische, einen Eierwecken und eine Mandeltorte".

Ein Herr von Reischach aus dem Hegau ist ebenfalls des Abtes Badefreund, wird aber wegen Soldaten-Rumors heimgerufen und pumpt zum Abschied den gnädigen Herrn von Villingen noch an, damit er Geld habe für die Soldaten.

Auch der Badearzt, in Freudenstadt wohnend, kommt von Zeit zu Zeit oder schickt dem Abte „teuere Medikamente".

Des Abts Bruder, Michael, ist aus dem Schwabenland gekommen und sein Gast bis zum 19. August, und bei seinem Weggang hat der Badwirt 26 Gulden für Wein „auf seinem Kerbholz".

Nachts wird der kränkliche Abbas oft gestört, denn „die Badgäste tanzen, essen, trinken und spielen bis in den Morgen hinein". —

Der Schwabenhans hatte auch noch zwei Briefe mitgebracht nach Hasle, den einen an den Oberamtmann Simon Fink, den andern dem Schultheißen Hans Engler. Beide werden gebeten, ihre alljährliche Badereise zu machen, solange Abt Georg sich noch in Rippoldsau befinde.

Beide Herren kamen am Abend, wie öfters in der Woche, zum Wein in den Rappen, und da sie hörten, der Lienhard sei auch geladen in den Sauerbrunnen, meinten sie, er solle am kommenden Samstag mit ihnen reiten.

Das war keine kleine Ehre für den Studenten. Noch mehr aber freute er sich, als der Oberamtmann hinzufügte: „Aber Lienhard, die Laute muß mit, denn im Bad sollen sie auch einmal hören, was Du für ein Künstler bist. Und in die Satteltaschen tust Du ein paar gute Pistolen; denn

gestern kam mir die Meldung, daß im Wolfachschen marodierende und versprengte Soldaten sich blicken lassen, die Geld und Brot nehmen, wo und wie sie es bekommen."

„Ich schicke am Abend vorher meinen Knecht mit einem Einspänner und meinem und des Schultheißen Gepäck voraus. Da kannst Du auch die Laute mittransportieren lassen und was Du sonst noch mitnehmen willst. Es reitet sich leichter, wenn man nicht viel außer sich selbst auf dem Sattel hat."

Der Student freute sich königlich, mit den „Herren" reiten zu dürfen, und er zitterte vor innerer Aufregung, da er von kriegerischer Ausstattung zu Pferde hörte; aber ehe er antworten konnte, fiel Frau Elsbeth ein: „Herr Oberamtmann, der Lienhard soll die Pistolen daheim lassen, sonst kommen ihm die alten Reitersgedanken. Und diese Possen müssen jetzt aufhören, wenn man als Münch eingekleidet wird."

„Laßt ihn gewähren, Frau Wirtin," gab der Oberamtmann zurück. „Eine Pistole steht in Zeiten der Notwehr auch einem Klosternovizen an. Ihr wißt, der vorletzte Abt von St. Georgen hatte stets Pistolen am Sattel, wenn er hier durchritt ins Elsaß. Der Pistolen halber könnte Euer Sohn also noch ein Abt werden, nicht bloß ein rechter Mönch."

Jetzt gab die Mutter nach, und der Vater sagte dem Lienhard, wo seine Pistolen wären, damit er sie sich hole und zurichte auf den Samstag.

Der Tag kam. In aller Frühe ritten der Oberamtmann und der Schultheiß vor dem Rappen an, wo der Student schon ihrer harrte. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen vor Freude auf einen bewaffneten Ritt.

Bescheiden wollte er hinter den Herren drein reiten, aber sie duldeten das nicht. „Student," rief der Oberamtmann, „hierher an meine Seite. Wenn ich in Deinen Jahren heimkam in die Ferien von der Lateinschule im Kloster Allerheiligen und mit meinem Oheim, dem Forstmeister in Wolfach, und dem Oberamtmann Pleyer von Ranstein ausreiten

durfte, ritt ich auch den Herren zur Seite und war nicht so bescheiden wie Du. Aber Du hast das Zeug zu einem rechten Ordensmann, die Bescheidenheit und die Demut, und die wollen wir, der Schultheiß und ich, gerade ehren, indem wir nicht dulden, daß Du hinter uns drein reitest wie ein Knecht."

Jetzt ließ der junge Reiter seinen Braunen neben den alten Rappen des Oberamtmanns vor, und im scharfen Gang ritten die drei das Tal hinauf in den frischen Augustmorgen hinein.

Als sie oberhalb Husen über die Kinzigbrücke ritten dem Wolftale zu, kam eine Karawane am andern Flußufer herauf. Der Oberamtmann blickte scharf hin und sprach alsdann: „Dort kommt ja der Ritter von Blumeck mit seinem Töchterlein. Die reiten sicher auch in den Sauerbrunnen. Der alte Herr ist jedes Jahr um diese Zeit oben."

Bald waren die Reiter näher gekommen: der Ritter und das Edelfräulein nebst zwei reisigen Knechten, hinter ihnen drein vier bewaffnete Bauern, die einen zweiräderigen, von einem Pferde gezogenen Wagen, auf dem einige Truhen und ein größeres Faß lagen, begleiteten.

Simon Fink, der gewandte Weltmann und Herrendiener, ritt ihnen entgegen, um sie als gute Bekannte zu grüßen. Lag doch des Ritters zerfallende Burg gerade Hasle gegenüber am andern Ufer der Kinzig in dem malerisch zwischen Fluß und Berg gelegenen Dörfchen Schnellingen. Und oft schon war der fürstenbergische Obervogt im Schlosse gewesen und hatte vom trefflichen Rotwein getrunken, den des Edelmanns Reben am Berg hinter der Burg erzeugten.

Des Blumeckers Weib hatte längst das Zeitliche gesegnet und ihm, seines Geschlechtes Letztem, nur ein Töchterlein hinterlassen. Dieses, Anna getauft, hatten dem Ritter die Nonnen von Frauenalb erzogen. Als blühende Jungfrau von achtzehn Jahren war sie vor kurzem erst heimgekehrt und begleitete den Vater jetzt in den Brunnen.

Es war eine herrliche Gestalt, das Edelfräulein Anna

von Blumeck, wie sie heute auf ihrem weißen Zelter saß. Ein langer Schleier wallte vom zierlich geflochtenen Haare über sie und das Pferd hinunter, ein rotes Mieder und ein langes blaues Kleid umschlossen ihren schlanken Leib.

Galant verbeugte sich, den Federhut abnehmend, der Obervogt, nachdem er ihren Vater kurz begrüßt, vor der Dame und sprach, zu ihrem Vater gewendet: „Euer Fräulein, Herr Ritter, ist so schmuck und schön heimgekommen, daß man glauben möchte, sie wäre in einem Königsschloß aufgewachsen und nicht in einem Kloster. Ich gratuliere. Auch Euch, schönes Fräulein, mein Kompliment!"

„Habt Dank, Herr Oberamtmann," erwiderte der Ritter, ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckend, „für Euer Kompliment. Die Maid hat sich gemacht in der Fremde. Aber ein Bub wär' mir doch lieber, mir, dem Letzten derer von Blumeck. Doch, wie Gott will! Sie ist auch so die Freude meiner alten Tage."

Anna hatte errötend und schweigend durch Verbeugung ihres Kopfes dem Obervogt gedankt, der nun den inzwischen erreichten Schultheißen von Hasle vorstellte.

Unser Student war bescheiden zurückgeblieben und hielt mit seinem Braunen noch auf der Brücke. Erst als der Oberamtmann ihn herbeiwinkte, ritt er verlegen an die Reitergruppe heran und nahm sein Barett ab.

„Hier," sprach Simon Fink, „haben wir einen Studenten von Hasle, des Rappenwirts Sohn, angehender Noviz vom St. Georgen-Kloster in Villingen. Sein Abt, der droben im Sauerbrunnen ist, hat ihn zu sich geladen und wir ihn mitgenommen. Er wird uns allen im Brunnen droben Freude machen; denn er ist weit und breit der beste Lautenspieler."

„Und ein guter Reiter dazu," rief der Herr von Blumeck; „denn der Student sitzt auf seinem Roß, als wär' er da geboren. Wundert mich, daß Ihr ein Mönch werden wollt. Lautenschlagen und ein guter Reiter sein paßt besser für einen Soldaten, als für einen Klostermann."

Lienhard verneigte sich schweigend, und die Kavalkade setzte sich in Bewegung. Voraus der Ritter und der Obervogt, in ihrer Mitte das Fräulein; hintendrein der Schultheiß von Hasle und der Student, dann die reisigen Knechte und zum Schluß die Bauern.

„Ich bringe," hub der von Blumeck im Weiterreiten an, „auch etwas mit zum Zeitvertreib. Ein Faß von meinem Schloßberger liegt auf dem Wagen. Der ‚Badmeister' in Rippoldsau hat meist nicht den besten Wein, drum nehm' ich stets den eigenen mit, wenn ich den Sauerbrunnen besuche. Den wollen wir dann zusammen trinken, und der Student mag dazu seine Laute schlagen."

„Gestern haben Marodeure einem meiner Bauern eine Kuh weggetrieben, darum habe ich Bewaffnete mitgenommen, weil die Gegend so unsicher ist."

„Und wir," fiel jetzt der Oberamtmann ein, „sind ebenfalls wohlbewaffnet aus dem gleichen Grunde."

Dann sprachen er und die Ritter über die Kriegsläufte und die Unsicherheit der Zeit.

So kam die Gruppe gen Wolfach, wo der Torwächter schon von ferne sie anblies, wie Basche Holl die Reisenden am obern Tor von Hasle.

Als der Herr von Blumeck den Wächter seinen Willkomm blasen hörte, sprach er zu seiner Tochter, die an ihrem Gürtel ein elegantes Ledertäschchen hängen hatte, mit Geld und allerlei Kleinod gefüllt: „Richt' für den Wächter ein Trinkgeld, Anna. Er ist stets auf ein gutes gefaßt, der alte Feger-Toni, wenn der Ritter Hans von Blumeck in Wolfe einreitet."

Das Fräulein wollte alsbald ihr Täschchen zu sich heraufziehen, aber, sei es infolge der Schwierigkeit zugleich das Pferd zu halten und das Täschchen zu öffnen oder daß dieses schlecht am Gürtel befestigt war, es fiel klirrend auf die Straße.

Wie ein Blitz war unser Student von seinem Pferde herabgesprungen, hatte das Täschchen aufgehoben und es dem

Fräulein präsentiert, ehe dieses sich von dem kurzen Schreck erholt.

„Ich dank' Euch, Junker," redete sie den jungen Mann an und schaute dabei zum erstenmal schärfer in seine großen, blauen Augen und in sein schönes, frisches Gesicht.

Solch ein Anblick war ihr bisher fremd gewesen.

„Es ist mir eine Ehre, Euch dienen zu können," erwiderte Lienhard und war im nächsten Augenblick wieder auf seinem Pferd.

„Ich wollt'," sprach der Ritter still zu seiner Tochter und zum Obervogt, „des Rappenwirts Sohn von Hasle wär' ein wirklicher Junker. Das ist ein Prachtsmensch. Wie schnell war er von seinem Gaul und wieder oben, und wie vornehm und bescheiden zugleich hat er meiner Anna das Täschchen überreicht. 's ist schad, daß er ein Mönch wird."

„Seine Mutter wünscht nichts mehr als das," meinte der Obervogt. „Und der Junge wird diesen Wunsch erfüllen, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt. Aber in unserer Zeit kann allerlei passieren. Wenn der Krieg über unser Land hereinbricht, ist's überall aus mit dem Klosterleben."

„Aber wie wird's uns gehen, Vater, wenn der Schwed auch zu uns kommt?" fragte besorgt Anna von Blumeck.

„Es ist mir schon lange bang um Dich, mein Kind. Mir altem Kerl bangt's nicht für mich. Ich würd' in meiner Burg, dem alten, wehrlosen Nest bleiben und schauen, wie's kommt. Aber der wilden, zuchtlosen Soldateska, ob schwedisch oder kaiserlich, muß ich die Blume von Blumeck aus dem Weg tun. In meine Burg kann jeder kommen. Sie ist alt und liegt fast im Dorf. Aber ich weiß zunächst, wohin mit Dir. Droben auf der Heidburg wohnt mein Schwager Jürg von Rosenberg eben so einsam wie ich mit seiner Tochter. Seine Burg ist fest, liegt auf einem fast unzugänglichen Bergkegel und gänzlich versteckt im Walde. Dort kommt in der ersten Zeit sicher kein Soldat hin. Wird's auch dort oben

gefährlich, so flücht' ich Dich nach Straßburg. In seinen Mauern ist alles sicher."

„In diese Stadt," sprach der Oberamtmann, „will auch ich meine Familie bringen, wenn's losgeht." —

Jetzt waren die Reisenden am Tore. Die schöne Hand des Edelfräuleins spendete dem alten Feger-Toni sein Trinkgeld fürs Willkomm-Blasen und er bedankte sich, den Hut in der Hand, mit vielen steifen Bücklingen und wünschte recht glückliche Reise. Der Ritter gab seinen Knechten den Auftrag, die Bauern mit dem Wagen abzuwarten und den Zoll zu bezahlen. Der Obervogt verabschiedete sich innen am Tore für kurze Zeit, um seinen im alten Schlosse der Grafen von Fürstenberg als Oberamtmann fungierenden Vetter Eusebius Fink zu begrüßen. Er versprach, die Reiter bald wieder einzuholen.

„Droben in Oberwolfe beim großen Lindenbaum warten wir," sprach Hans von Blumeck. „Beim Lindenwirt mach' ich stets einen Halt, so oft ich in den Brunnen reite."

Hans Engler, der Schultheiß, und unser Student begleiteten den Ritter und seine Tochter.

Vor dem Städtchen draußen wurde der Weg enger dem Wolftale zu, und es konnten nur je zwei nebeneinander reiten.

„Herr Schultheiß," kommandierte der Blumecker, „wir wollen die zwei jungen Leute voraus reiten lassen, und wir traben hintendrein. Hab' so wie so was mit Euch zu reden von wegen meinem Müller drunten an der Kinzig, der Euer Hintersäß ist."

Mit diesen Worten lenkte der Ritter sein Pferd an die rechte Seite des Schultheißen und wies dem Studenten den Platz neben seiner Tochter an.

Errötend folgt dieser dem Befehl, zog bescheiden sein Federbarett vor dem Fräulein und fragte: „Mit Eueres Herrn Vaters Huld darf ich wohl Euch zur Seite reiten, gnädiges Fräulein?"

„Recht gerne, mein Junker," erwiderte Anna freund-

lich lächelnd, „wir können uns ja gut unterhalten; denn wir beide kommen aus Klöstern. Ihr erzählt mir, wie's bei den Mönchen zugeht, und ich Euch von dem Leben bei den Nonnen."

So geschah es. Und als sie zum Lindenbaum kamen bei der Kirche zu Oberwolfe, da hatten sie sich ausgesprochen über ihr Klosterleben. Anna von Blumeck hatte den Lienhard aber auch eingeladen, sich einmal in der Burg zu Schnellingen sehen zu lassen, und der Eingeladene gedankt für diese Ehre und hinzugefügt, daß er wohl Jahr und Tag nicht dazu kommen werde. Es seien eben jetzt seine letzten Ferien, vielleicht müsse er mit dem Abt von Rippoldsau weg nach Villingen und das Noviziat antreten, und wer könne wissen, wann er einmal wieder heimkomme, hinab ins Kinzigtal.

„Wollt Ihr denn mit aller Gewalt ein Mönch werden?" fragte das Fräulein. — „Ja," war die Antwort, „ich will es, will der Welt entsagen, denn sie ist ja selten so schön wie diesen Morgen, und sie und all ihre Lust vergeht gar zu bald. Und mir gefällt's recht wohl im Kloster."

Anna von Blumeck schwieg, aber das Kompliment, das für sie in Lienhards naiven Worten lag, senkte sich tief in ihre Seele, wie Sommermorgentau in den Kelch der aufgehenden Blume. —

Unter dem Lindenbaum bei der Kirche in Oberwolfach wurde Halt gemacht und ein Imbiß genommen. Auch die Bauern und die Knechte mit dem Wagen kamen nach und erhielten ihren Teil.

Bald kam der Oberamtmann nachgeritten und meldete dem Ritter, der Zug müsse sich fortan zusammenhalten. Sein Vetter Eusebius habe ihn gewarnt; denn erst vor drei Tagen sei an einsamer Stelle des Wolftales, beim „Dohlenbach", ein Bauer von Marodeuren erschossen und beraubt worden. Er, der Obervogt, sei selber in Besorgnis, ob sein Knecht, den er vorausgeschickt, heil nach dem Brunnen gekommen sei.

„Wenn dem so ist," meinte der Herr von Blumeck, „so

marschieren wir in Schlachtordnung, obwohl man in diesen Bergen auch so vor keiner Kugel sicher ist."

„Der Jüngste muß voran als Avantgarde, und das ist der Student; dann kommen in einem Abstand von hundert Schritten der Obervogt und der Schultheiß; hinter ihnen ich mit meiner Tochter; alsdann geschlossen meine Bauern mit dem Wagen, und den Nachtrab bilden die Knechte. Sobald der im Vordertreffen etwas merkt, reitet er zurück und macht Meldung. Doch denk' ich, wenn die Kerle vom Berg aus sehen, daß wir zehn Mann hoch und bewaffnet sind, werden sie keinen Angriff wagen."

Freudig ritt der Student voran, seines Vaters Pistolen in Bereitschaft haltend, und im Schritt bewegte sich die Karawane in der vom Ritter bestimmten Ordnung weiter.

Schon war sie über dem „Erzenbach" droben und an der „Walke" vorbei, als aus dem Wald ein Schuß fiel und das Pferd des Edelfräuleins verwundete. Das Tier bäumt sich auf und stürmt vorwärts in rasendem Galopp. Die Reiterin war in größter Gefahr, abgeworfen zu werden. Über der engen Straße drunten aber schäumte der Fluß, voll von Felsgestein.

Lienhard hatte auf den Schuß sich alsbald umgewendet und sah, wie das Pferd des Fräuleins dahersauste.

Im Flug war er mit seinem Braunen an der Seite der Dame, fiel ihrem Pferd in die Zügel und hielt es und die Reiterin, die sich kaum länger mehr zu halten vermocht, mit starker Hand fest.

Bleich und zitternd stammelte Anna von Blumeck: „Ich dank' Euch, Junker, ohne Eure Hilfe wäre ich in den nächsten Augenblicken vom Pferde gesunken."

Auch der Ritter und der Obervogt kamen jetzt angesprengt, und der erstere rief dem Studenten zu: „Ihr habt's brav gemacht, ohne Euch läg' meine Anna wahrscheinlich drunten in der Wolf. Werd' Euch das nie vergessen."

Das Pferd hatte nur einen Streifschuß bekommen. Ein

Bauer holte in seiner Sturmhaube Wasser aus der Wolf herauf, wusch die Wunde aus und vorwärts ging's das Tal hinauf. Aber Anna wollte jetzt nur noch an der Seite des Studenten reiten; da, meinte sie, sei ihr nicht angst.

Die Strauchdiebe hatten durch einen Schuß nach der Dame Unordnung in den Zug zu bringen gesucht und hätten, wenn es gelungen, die Bestürzung benutzt, um sich an den Wagen zu machen. Da sie ihren Zweck vereitelt sahen, hielten sie still, und ohne weitere Störung kamen die Kinzigtäler eine Stunde nach Mittag „beim Klösterle" an.

Hier, eine Viertelstunde vom „Brunnen", wohnte der Abt. Prior im Klösterle war 1630 Gaißers zweiter Vorgänger in der Abtswürde, Martin Stark, eben erst hierher versetzt, aber zeitweilig geisteskrank, weshalb er auch als Abt hatte zurücktreten müssen.

Der Obervogt sowohl als der Blumecker wollten, ehe sie zum Brunnen hinaufritten, dem Prälaten Gaißer guten Tag sagen, den Lienhard, den angehenden Novizen, abgeben und ihn loben für seine rettende Tat drunten an der Walke.

Das geschah. Aber vom Weiterreiten war zunächst keine Rede. Der Abt saß mit dem Prior und einigen geistlichen Gästen, unter denen der Prior vom Kloster Reichenbach drüben im Murgtal und der Pfarrherr vom benachbarten Dorfe Schapbach sich befanden, beim Nachtisch und lud, ohne eine Ausrede anzuhören, die lieben Kinzigtäler ein. Ihre Pferde und Knechte schickte er ins nahe Bad. Den Freunden aber und seinem Klosterstudenten ließ er nachservieren, und bald war alles munter und im vollen Tischgespräch, dessen Hauptgegenstand anfänglich der Student war.

Der Oberamtmann rühmte seine Bescheidenheit, der Blumecker seine Reitkunst und seine Tapferkeit und schön Anna in zierlichen, schüchternen Worten nebst beidem seine ritterliche Liebenswürdigkeit.

„Herr Abt," rief vom Ende der Tafel herauf, da der Klosterbruder eben noch einen großen Zinnkrug mit Wein

auf den Tisch gestellt hatte, der Oberamtmann, „Ihr gestattet gewiß, daß uns Euer Student heute noch eine weitere Eigenschaft zeige, seine Kunst als Lautenspieler. Ich hab' ihn veranlaßt, seine Laute mitzunehmen, weil ich aus alter Erfahrung weiß, daß im Sauerbrunnen immer viel musiziert wird und Ihr, gnädiger Herr, ein Freund von Musik seid."

„Es kommen zwar, wie Ihr wißt, allerlei fahrende Musikanten mit Lauten, Hörnern, Fiedeln und Posaunen hierher, aber keiner vermag durch sein Spiel so das Herz zu erfreuen, wie unseres Rappenwirts Lienhard, der Klosterstudent von Villingen. Und wenn er gar noch dazu singt, so horchen die Engel im Himmel auf."

„Daß der Lienhard ein guter Lautenschläger ist," entgegnete der Abt, „weiß ich schon lange. Aber von seinem Singen zur Laute hab' ich noch nichts Besonderes gehört. In unserem Gotteshaus singt er zwar mit auf dem Chor, wie alle Studenten, aber lustige Weisen zum Lautenspiel sind bei uns meist versagt schon wegen der gebotenen Klosterstille. Ich habe zwar vernommen, daß der Lienhard bisweilen in der Gesindestube spiele und beim P. Kantor Leopold und habe ein Auge zugedrückt. Aber ich selbst durfte kein schlechtes Beispiel geben und ihn vor mir spielen und singen lassen."

„Aber heut' und solange er im Brunnen weilt, mag er spielen und singen, so viel als es Euch und ihm beliebt."

„Wenn er demnächst sein Noviziat angetreten hat, muß er nach Dillingen zu den Jesuiten, Rhetorik und Philosophie hören, und dort wird's wenig Zeit geben zum Lautenschlagen und zum Singen. Ist er gar ein ganzer Mönch, dann hört's wohl von selber auf, es sei denn, daß er außerhalb des Klosters auf einer einsamen Waldpfarrei Verwendung findet."

„'s ist schad um den jungen Mann," fiel jetzt der Ritter ein, „daß er ein Mönch wird. Hab's im Herreiten schon dem Obervogt gesagt. Krieg und abermals Krieg ist ringsum, da sollt kein junger Mensch ins Kloster. Wenn der Schwed kommt, Herr Abt, jagt er Euch Klosterherren doch alle fort."

„Herr von Blumeck," erwiderte lächelnd der Abt, „der Schwed klopft an die Burgen wie an die Klöster, und Ihr Herren seid so wenig sicher als wir. Und ein tapferer, ritterlicher Mönch tut in unseren Tagen erst recht gut. Drum macht mir den Lienhard nicht abspenstig und auch nicht zu stolz mit dem ewigen Loben."

„Vater!" bat jetzt Fräulein Anna, „sprecht nicht immer vom Krieg und laßt jetzt den Junker spielen und singen."

Dieser hatte sich auf die Erlaubnis des Abts hin davon gemacht und seine Laute geholt, die der Knecht des Obervogts, der in aller Frühe heil das Klösterle passiert, mit den Sachen des Studenten einem Klosterbruder abgegeben hatte.

Von der letzten Rede zwischen Ritter und Abt hatte er nichts mehr gehört.

Eben als das Fräulein gesprochen, hatte er sich mit seinem Instrument wieder an den Tisch gesetzt und sing, vom Prälaten nochmals aufgefordert, zu spielen an.

Er schlug seine Laute wundervoll und immer wundervoller. Es freute ihn zu sehen, daß auch Anna von Blumeck mit wachsendem Entzücken ihm zuhörte.

Nachdem er eine Anzahl schöner Weisen vorgetragen, rief der Obervogt: „Aber, Lienhard, jetzt muß auch zur Laute ein Volkslied gesungen werden. Dein gnädiger Herr von St. Jörgen muß auch hören, wie Du außerhalb des Klosterchores singen kannst, und auch der Herr Ritter und das Fräulein sollen Deinen Sang kennen lernen!"

Und der Lienhard hub an zu singen das neueste Lied jener Tage von „des Soldans Töchterlein", das also begann:

Ein Soldan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Zu pflücken schöne Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Sie stand und sah die Blümelein,
Sie dacht' in ihren Sinnen:

Wer muß der Blümlein Meister sein?
Wie gern wollt' ich ihn kennen!

Es muß ein edler Künstler sein,
Ein Herr von großen Würden,
Der diese schönen Blümelein
Ließ sprießen aus der Erden.

Ich hab' ihn in dem Herzen lieb,
Ich möcht' ihn einmal schauen,
Wollt' lassen meines Vaters Rich
Und ihm mich ganz vertrauen.

Das Lied erzählt dann weiter, wie Jesus als fremder Jüngling ihr erschienen und sich als Meister der Blumen vorgestellt habe.

Sie verließ darauf mit ihm ihres Vaters Reich und fing mit dem „allerliebsten Jüngling" ein Gespräch an. Sie fragt ihn, wie sein Name sei, und er sprach:

Mein Name ist so wunderlich,
Er ist sehr hoch geschrieben,
In meines Vaters Königrich
Ist mir der Nam' gegeben.

Schön' Magd, dient mir mit Herzen rein,
Gebt mir nur Eure Treue,
Mein Nam' ist überall bekannt:
Jesus von Nazarethe.

Sie sprachen so manch freundlich Wort,
Sie gingen beid' zusammen;
Nun sagt mir, edler Jesus schön,
Wie ist Euers Vaters Namen?

Mein Vater ist ein reicher Mann,
Sein Reich streckt sich so ferne,
Himmel und Erd' hat er gemacht,
Die Sonne, Mond und Sterne.

Himmel und Erd' und alles Gut,
Von ihm ist alles kommen,
Viel hunderttausend Englein schön
Stehn stets vor seinem Thronen.

Ist euer Vater so ein reicher König
Und also reich an Gütern,
So sagt mir, edles Jesulein,
Wer ist dann Euer Mutter?

Mein Mutter ist ein' reine Magd,
Ihr Nam ist hoch geschrieben,
Sie hat mich zu der Welt gebracht —
Ein' Magd[1] ist sie geblieben.

Ist Euer Mutter ein' reine Magd
Und Ihr eins Königs Sohne,
So sagt mir, edler Jesus zart,
Von wann seid Ihr gekommen?

Aus meines Vaters Königreich,
Da ist es voller Freuden,
Und tausend Jahre sind da gleich
Einer Stund' ohn' einigs Leiden.

Mein allerliebstes Jesulein,
Ich hab' so groß Verlangen
Nach Eures Vaters Königreich,
Laßt uns nun dahin wallen.

Das Lied erzählt dann, wie der Herr Jesus sie verlassen und in den Himmel zurückgekehrt sei, sie aber trotzdem in der Liebe zu ihm verharrte bis zu ihrem Tod und Jesus sie an der Himmelspforte erwartet habe.

Er empfing sie also freundlich
Mit guten Melodeien,
Er bracht' sie in seins Vaters Rich,
Des tät die Magd sich freuen.

---

[1] Jungfrau.

All's, was ihr Herz nur tut begehren,
Wurd' ihr allda gegeben.
Sie sollt' mit Jesulein in Ehren
Ewig und in Freuden leben.

Und als der Student dies Lied gesungen mit all seinen vielen Strophen, da weinte schön Anna vor Rührung, und in den Augen der Männer glänzten Tränen.

„Jetzt gleich ein lustig Liedlein drauf," rief der weinselig gewordene Schultheiß von Hasle, „sonst zerfließen wir alle in Wehmut."

Und der Student sang das alte Lied vom Rheinwein, das da anhub:

Wein, Wein, von dem Rhein,
Lauter, klar und fein!
Dein' Farb' gibt gar lichten Schein,
Als Kristall mitsamt Rubein.

Nach dem Schlußvers:

Du gibst Medizein
Fürs Trauern: schenk du ein,
Trink, guot Aennelein,
Mach rote Wängelein! —

erhob sich der Student, nahm einen Becher, trat zum Abt, verneigte sich gar höflich und zierlich und stieß mit ihm an; dann ging er ebenso zum Fräulein und der Reihe nach zu allen, die am Tische saßen.

Alle stießen freudig und ihn bekomplimentierend mit ihm an; gar züchtig und verlegen schön Ännchen von Blumeck.

Dann sang der Lienhard noch das Lied vom „Vogel Phönix":

Phönix, der edle Vogel wert,
Hat seinesgleichen nicht auf Erd.
Um seinen Hals ist's goldgelb klar,
Sein Leib und Flügel Purpur gar.

Hat auf dem Haupte eine Kron,
Der höchste Baum sein hoher Thron,
Er wohnt und lebet lang allein,
Dann stellen sich viel' Vögel ein.

Nun erzählt das Lied, wie die Vögel ihm aus edlem Holz und Weihrauch ein Nest bereiten und er sich dann mit demselben selbst verbrennt, aber als schöner Vogel wieder aus der Asche hervorgeht, ein Vorbild der Liebe Christi.

Christus, des Himmels Phönix rein,
Hat so gewohnt auf Erd allein,
Ein Adler stark, der überwand
Höll', Teufel, Sünd' und Todesband.

Sein' Gottheit ist die güldne Farb,
Und sein Verdienst uns Heil erwarb;
Das Purpurkleid hat er auch an,
Auf seinem Haupt die Dornenkron.

Aus rechter Lieb' inbrünstiglich
Er opfert darauf willig sich,
Und man begrub ihn ehrlich frei
Mit köstlich edler Spezerei.

Also des Himmels Phönix lag
Im Grab bis an den dritten Tag,
Alsdann er wieder lebend wurd'
Durch seine ew'ge Geistsgeburt.

„Aber jetzt auch noch ein so frommes Lied, Klosterstudent," sprach der Abt.

Und Lienhard sang „Die Königstochter von Engelland":

Vionetus in Engelland
War König mächtig sehr,
Sein Tochter Ursula genannt,
Der Jungfrauschaft ein' Ehr'.

Weil sie mit Christi Blut erkauft
Und nach des Höchsten Will getauft,
Hat sie sich ihm vermählt allein,
In Keuschheit stets zu dienen rein.

Das Lied hatte gar viele Strophen, weil es die Geschichte der hl. Ursula mit ihren elftausend Gespielinnen erzählt, und der Student wollte öfters aufhören, aber Text und Melodie ergriffen die Zuhörer so, daß er bis zu Ende singen mußte. Als Lienhard aufhörte, war alles stumm vor Rührung, bis der Abt Worte des Lobes fand für seinen Studenten, weil er auch schöne christliche Volkslieder zu singen wisse.

Die schöne Anna erhob sich von ihrem Stuhle neben Abt und Vater, kam zum Sänger und drückte ihm mit Dankesworten die Hand für den Gesang, nicht ohne nochmals dessen gedacht zu haben, was er diesen Morgen zu ihrer Rettung getan. —

5.

Indes wollte es Abend werden, und der Ritter mahnte zum Aufbruch, hinaufzuziehen ins Bad.

„Der Weg dahin," meinte der Prälat, „ist so kurz, daß wir Geistliche alle und der Student Euch das Geleit geben wollen."

So geschah es. Beim Bad angekommen, trennten sich die Klosterleute von den Kinzigtälern mit dem Versprechen, morgen im Badehaus und am Brunnen sich wieder zu treffen.

„Und Ihr, Student," sprach der Ritter von Blumeck, zum Abschied ihm die Hand schüttelnd, „nehmt die Laute mit. Dann singt Ihr eines, während ich mit dem Obervogt und Eurem Abt ein Spiel im Bade mache."

Der Morgen kam. Ein altes Badlied sagt:

Um den Brunnen war ein Gedräng',
Denn dahin kam ein' große Meng'

Allerlei Standes und Geschlechte,
Münch, Pfaffen, Ritter und Knechte,
Bürger, Bauern und Handwerker
Kamen emsig zum Brunnen her.

Die einen tranken „Surwasser", die andern setzten sich ins Bad, wo es in der Regel am lustigsten herging. Da ward gespielt mit Würfeln oder Karten auf Tischchen, die im großen Bassin standen, um welche die Badenden, mit Hemd bekleidet, im Wasser saßen. Andere kosten und scherzten und warfen sich des Wassers Wellen zu.

Rings um den Badeteich standen, die schon gebadet hatten, und trieben ihren Zeitvertreib mit denen, die im Bade saßen, warfen ihnen wohl auch Blumen zu, spielten Laute und Viol. Auch an Wein fehlte es dabei nicht und an Backwerk.

All die Dinge waren unserm Lienhard neu; denn er war noch nie im Sauerbrunnen gewesen. Aber die Menschen jener Tage waren in alleweg noch Naturmenschen und wußten nichts vom „guten Ton" unserer übertünchten Gräberkultur. Drum fand sich des Rappenwirts Student von Hasle bald in das ungenierte Badeleben[1].

Er spielte seine Laute im Bad, die Nonnen von Wittichen, so da waren, brachten gar gute Pfefferkuchen mit dahin, und der Ritter von Schnellingen ließ von seinem Schloßberger kredenzen. Auch der Schultheiß von Offenburg war dabei und hatte vom Besten aus dem „St. Andreas-Hospital" mitgebracht.

Beim Badmeister wurde, nachdem die meisten den ganzen Morgen im Bade verweilt, gegessen. Auch der Abt und seine Gäste im Klösterle und mit ihnen in seiner Eigenschaft als Künstler der Student blieben öfters im Badehaus bei der „Herrentafel".

[1] Ein unparteiischer Zuschauer, der Italiener Poggius, hat über dieses Badeleben jener Zeiten in Deutschland gesagt: „Es ist merkwürdig zu sehen, wie diese Menschen bei all dem heitern Verkehr in Unschuld leben."

An dieser saßen die Herren von Blumeck, von Reischach, von Ramstein, von Waldstein, die Äbte von Gengenbach und St. Georgen und der Prior von Reichenbach mit dem einen oder andern ihrer Mönche; dann kamen die fürstenbergischen Obervögte und Forstmeister aus dem Kinzigtal, die Schultheißen und Bürgermeister der Städte und Städtchen von Offenburg bis Freudenstadt, endlich die bessern Handelsleute aus den Tal- und Waldstädten.

Manche der weltlichen Herren hatten ihre Frauen oder Töchter bei sich, denen sich noch die Äbtissin vom nahen Wittichen und die Priorin von Amptenhusen mit einigen Nonnen zugesellten.

Die alle fanden sich an der Herrentafel im Sauerbrunnen, und jeder Stand gab seinen Anteil an den feinen Genüssen der Tafel: die Ritter, Äbte und Schultheißen den bessern Wein, die Obervögte die Forellen, die Forstmeister das Wild und die Nonnen das Konfekt.

Fahrende Musikanten, Horn-, Flötenbläser, Sack- und Blaterpfeifer waren öfters im Brunnen und musizierten am Herrentisch und, wenn der vorüber, in der „untern Stube" des Badehauses bei den Buren, die ihre Mahlzeit meist mitbrachten und nur den Wein vom Bademeister bezogen, der als fürstenbergischer Unterbeamter fungierte und zugleich eine Art Hoteldirektor war. Das Bad gehörte dem Grafen von Fürstenberg.

Es waren meist Hofbauern aus den nächsten Tälern und von den nächsten Höhen, aus dem Seebach, vom Kaltbrunn, von Schapbach, vom Holzwald, die am Abend wieder heimgingen. Aber auch entfernter wohnende Bauern aus dem untern Kinzigtal besuchten das Bad und blieben kurze Zeit. Zu den Bauern zählten noch und saßen mit ihnen am gleichen Tisch ehrsame Städtle-Bürger vom Handwerk, welche ihre leiblichen Bresten im Sauerbrunnen heilen wollten, und die Dienerschaft der Herrenleute. —

Am vierten Tage nach der Ankunft des Ritters von

Blumeck ritt, da alles bei Tisch saß, ein reisiger Knecht von Schenkenzell her vor das Badehaus und fragte nach dem Abt von St. Jörgen. Er ließ sich durch den Bademeister anmelden als ein Bote des Herrn Ulrich von Stotzingen, kaiserlichen Rats am Hofgericht zu Rottweil, von dem er einen Brief zu überbringen habe.

„Laßt ihn nur herein," rief der Abt, „ich hoff', er bringt gute Botschaft."

Der Bote trat ein und übergab sein Schreiben. Die Züge des Prälaten erheiterten sich, um so mehr, je länger er las, und als er mit Lesen zu Ende war, sprach er laut: „Gott sei Dank, wir haben unsern Prozeß gewonnen. St. Jörgen ist wieder unser. Das Reichskammergericht hat den Herzog von Württemberg verurteilt, das Gotteshaus nebst Schadenersatz wieder zurückzugeben." Dann gab er dem neben ihm sitzenden Abte von Alpirsbach das Schreiben, dem Boten aber einen Goldgulden Trinkgeld mit den Worten: „Das ist für die gute Botschaft. Und nun reitet hinab ins Klösterle, laßt Euch gut Essen und Trinken geben und ruht aus mit Eurem Pferde bis übermorgen. Dann reitet Ihr zurück nach Rottweil mit einem Dankschreiben an den Herrn von Stotzingen."

An der ganzen Tafelrunde ging die Botschaft um, und alles gratulierte, daß der Abt Georg den alten Streit mit Württemberg um Kloster und Kirche und Herrschaft in St. Georgen durch kaiserlichen Machtspruch gewonnen habe.

„Aber, gnädiger Herr," rief der von Reischach, „jetzt kostet's einen Extratrunk auf diese Botschaft hin!"

„Mit Freuden," entgegnete Abt Georg, „will ich morgen vom Besten heraufschicken, den wir im Klösterle haben, und auch die Bauern in der Stube drunten, von denen manch einer meines Klosters Lehensmann ist, sollen für morgen einen schweren Trunk bekommen."

„Nach langem Streit ein Sieg des Rechts ist auch erfreulich," sprach der Oberamtmann von Hasle, „doppelt er-

freulich, weil ein so gewalttätiger Herr unterlegen ist, wie der Herzog von Württemberg."

„Ja," meinte der Abt, „diese Herzöge haben seit fast hundert Jahren unserm Kloster viel Böses angetan, Gott verzeihe es ihnen; aber mich wurmt's immer, wenn ich nur an das denke, was meine nächsten Vorfahren und ich schon gelitten haben an Chikanen durch des Herzogs Beamte und durch seine Untertanen in und um St. Jörgen."

„Aber die Herzöge von Württemberg haben auch Gutes getan," nahm der Obervogt von Wolfach, Eusebius Fink, der heute zu Besuch gekommen, das Wort. „Die frisch aufblühende Kniebisstadt in unserer nächsten Nähe gibt Zeugnis davon."

„Potz!" rief der Blumecker, „daran hab' ich nie gedacht, so oft ich hier war, die neue Stadt droben auf dem Kniebis zu besuchen. Jetzt will ich dieser Tage einmal hinaufreiten, um die Freudenstadt zu besehen. Wer reitet mit?"

„Ich," riefen der von Reischach, der Oberamtmann von Hasle, der Forstmeister von Wolfe und die sämtlichen anwesenden Schultheißen.

„Wir Geistliche dürfen nicht mit," sprach Abt Georg. „Die Freudenstädter Protestanten sehen die Kuttenleute nicht gern, und ich besonders bin allen Württemberger Beamten verhaßt durch den Prozeß mit ihrem Herzog."

„Aber den Studenten von Hasle müßt Ihr uns mitgeben, gnädiger Herr," erwiderte der von Blumeck. „Er hat ja noch keine Kutte an und muß doch die Welt noch sehen, ehe er ein Mönch wird."

„Hab' nichts dagegen," gab der Prälat zurück. „Mögen die Herren ihn nur mitnehmen. Aber singen und lautenschlagen darf er nicht; sonst könnten die frommen Freudenstädter einen schlechten Begriff bekommen von einem katholischen Klosterstudenten."

„Darf ich auch mitreiten, Herr Vater?" fragte schüchtern Anna von Blumeck, die neben der Äbtissin von Wittichen ihrem Vater gegenüber saß.

„Eben hat meine Tochter gehört, daß der Student mit von der Partie sein soll, und jetzt will sie gleich auch mit, damit sie wieder einen Retter hat, wenn ihr Pferd durchgeht," sprach scherzhaft lächelnd der Ritter. Annas schönes Gesicht aber färbte sich wie dunkles Morgenrot bei diesen Worten, und in ihren Augen erschien eine Träne der Verlegenheit.

„Aber, Herr Ritter," nahm die Äbtissin das Wort, „warum tut Ihr Euerm Kinde so weh?"

„Es war ja nicht böse gemeint," entgegnete der Alte „Der Vater darf sich solchen Spaß noch zuerst erlauben. Gib Dich also zufrieden, Anna, und schau den Studenten an, der lächelt stolz in sich hinein und nimmt meine Worte, wie sie gemeint waren."

„Doch, so gern' ich Dich mitnähm' nach Freudenstadt, ich kann's nicht wagen. Dichter Wald bedeckt, wie Du täglich siehst, den ganzen Kniebis, an dem wir hinauf- und über den wir hinausreiten müssen. Wenn die Buschklepper, wie Du vor kurzem selbst erfahren, am hellen Tag im offenen Tale die Leute anfallen, um wieviel gefährlicher ist da der Wald. Ich hatte Sorge genug um Dich drunten bei der Walke und weiß Dich am sichersten hier im Bade bei der Äbtissin und bei den übrigen Frauen."

„Gerne folge ich, Vater, Euerm Wunsch," entgegnete Anna.

„Wenn die Herren in die neue Stadt des Herzogs reiten wollen und mein Student mit soll," sprach noch der Abt, „so muß es bald geschehen; denn ein kaiserlicher Kommissär und Abgesandte des Rats von Villingen als Bevollmächtigte erwarten mich nächsten Montag um die elfte Stunde des Morgens vor den Toren von St. Jörgen und wollen mich im Namen des Kaisers einführen in unser Eigentum. Da soll der Lienhard mit; von dort geht er mit mir nach Villingen, wo ich ihm den Habit und die Tonsur gebe, und dann geht's nach Dillingen zum Studium."

„Gut!" gab der Obervogt von Wolfach zurück, „dann

trinken wir morgen, Mittwoch, den Siegestrunk des gnädigen Herrn von St. Jörgen, und am Donnerstag reiten wir auf den Kniebis. Frische Tannenluft wird gut tun für die heißen Köpfe, die der Klosterwein gemacht."

„Es bleibt dabei, wie der Obervogt gesprochen," riefen im Chorus alle Mannen. —

Jetzt erhob sich der Abt und mit ihm alles, was geistlichen Standes war, um ihm zu folgen hinunter ins Klösterle.

Als Abt Georg die Treppe hinab und an der Bauernstube vorbei kam, traten die Buren heraus und Hans Schmied, der Bur aus dem „Säbe" (Seebach), gratulierte in ihrem Namen zum gewonnenen Prozeß, dessen Ausgang die Bauern von dem reitenden Boten vernommen hatten.

„Ich dank' Euch, Schmied-Hans," sprach der Abt, „und allen Euern Standesgenossen und hab' schon droben bei den Herren gesagt, daß Ihr morgen einen guten Trunk bekommen sollt in Eurer Stube."

„Wir werden ihn auf Eure Gesundheit trinken, gnädiger Herr," riefen die Bauern, „und sagen Euch vergelt's Gott, daß Ihr auch an uns Buren gedacht habt."

„Mit den Herren hab' ich oft Prozeß, aber mit den Bauern nie," erwiderte der Abt. „Mit denen komm' ich allzeit aus, bin eben auch unter den Bauern aufgewachsen und weiß den Stand, von dem alle leben, zu schätzen."

„Behüt Euch Gott, und morgen bringt der Knecht vom Klösterle ein Faß. 's ist kein schlechter, von Hecklingen im Breisgau aus den Klosterreben. Wohl bekomm's Euch allen."

„Der Herr Abt soll leben!" riefen die Bauern dem Prälaten nach, da er hinausschritt auf die Talstraße.

„Es ist ein gar netter Herr, der neue Abt von St. Jörgen," meinte der Valeri, ein alter Bur aus dem Wildschapbach. „Ich kauf' ihm jedes Jahr Holz ab, weil mein eigener Wald nicht langt für ein ganzes Floß; 's ist gut mit ihm handeln, er läßt einem auch noch einen rechten Nutzen."

„Und ich," rief der Harzhändler aus dem Schwarzen-

bruch, Jörg Nef, „ich mache jedes Jahr einige hundert Zentner Harz in den Klosterwaldungen und werde mit dem Preis immer gleich einig, wenn der Abt ins Bad kommt; die Forstmeister unseres Grafen aber, die können nie genug bekommen."

„Ja," rief der vorder Bur im Hirschbach, „und ein Faß Wein haben sie auch noch keines bezahlt, nicht einmal an des Grafen Hochzeit!"

Unter diesen und ähnlichen Reden entfernten sich die meisten Bauern; denn sie blieben in der Regel nur im Bad bis nach Mittag, und dann trabten sie auf ihren Pferden in ihre Gehöfte zurück, oft einen Weg von zwei bis drei Stunden, um am andern Morgen wieder zum Sauerbrunnen zu kommen. —

Als der Abt und sein Gefolge sich entfernt hatten, erhoben sich auch die übrigen Badegäste. Die Männer machten auf Antrag des Forstmeisters von Wolfe eine Jagdpartie in den „Zwieselberg". Sie wollten noch einige Hasen oder einen Rehbock holen, damit es nicht an gutem Imbiß fehle zu des Abts Festwein am andern Mittag.

Die Frauen versprachen Trisenetschnitten[1] zu machen, während die Herren auf der Jagd wären, und sie zur morgigen Tafel zu bringen.

Nur Anna von Blumeck beteiligte sich nicht an der süßen Arbeit. Sie zog sich in ihre Kemenate zurück und an das Fensterlein, von dem sie hinübersah zu den einsamen Waldgründen, durch die das „Teufelsbächle" herabrinnt. Sie war verstimmt. Ihres Vaters Anspielung auf den Studenten von Hasle hatte wie ein Blitz in ihre Seele geschlagen. Und je mehr sie darüber nachdachte, um so mehr kam es ihr vor, als hätte der Vater nicht so unrecht gehabt.

Auf den ersten Blick drunten beim „Turm" hatte der

[1] Brotschnitten, mit Zucker und Gewürz bestreut und geröstet, waren ein in früheren Jahrhunderten bis herauf in die Mitte des vorigen unter dem Namen Trisenet sehr beliebtes Konfekt, das in meiner Knabenzeit noch gemacht wurde.

schöne Student ihr einen eigenen Eindruck gemacht, und dieser Eindruck hatte sich vertieft auf dem Wege von Wolfach bis zur Linde. Seitdem aber der flotte Reiter sie gerettet beim Überfall bei der „Walk", sah sie ihn, so oft sie allein war, im Geiste vor sich wie einen herrlichen, gewappneten Ritter, der sie schütze in allen Gefahren.

Sie hatte sich an jenem Tage an seiner Seite so wohl und glücklich gefühlt, daß sie, ohne lange zu überlegen, ihr Herz auf die Zunge kommen ließ und sich meldete zum Ritt nach Freudenstadt, als sie hörte, daß der junge Haslacher mit dabei sei.

Die Anspielung des Vaters oben im Speisesaale war ihr vorgekommen wie eine Bloßlegung ihrer innersten Herzensgedanken vor allen Tischgenossen. Und als der Student sich beim Weggang des Prälaten in ebenso unschuldiger als ehrerbietiger Art auch vom gnädigen Fräulein von Schnellingen verabschiedete, war sie so gleichgültig und kalt gegen ihn gewesen, damit die anderen Menschen nicht glauben sollten, es wäre so, wie ihr Vater gesagt hatte und ihr Herz jetzt in stiller Stunde bestätigte.

Und da sie nun allein war, tat es ihr weh, den vornehmen Bürgerssohn von Hasle so kühl entlassen zu haben, ihn, den Retter beim Überfall bei der Walke, den schönen, hochgewachsenen Junker mit den blauen Augen und den blonden, welligen Haaren.

In diesem Seelenweh schaute sie trüben Sinnes hinüber an den düstern Wald. Da kam ihr ein Gedanke, der Licht brachte in ihre Seelenstimmung. Sie erhob sich, suchte die Frauen auf, welche in der Herrenstube Trisenetschnitten zurichteten, und lud eine Freundin ein, sie zu einem Spaziergang zu begleiten.

Diese Freundin war die Frau des Forstmeisters von Wolfach, Pleyer von Ramstein, dessen Stammsitz ganz in der Nähe der Burg Blumeck lag und der mit seiner Gattin öfters beim Nachbar in Schnellingen verkehrte.

„Wollen wir nicht einen Besuch machen," sprach Anna von Blumeck, als die beiden Frauen auf der Straße waren, „in dem kleinen Hause beim Klösterle drunten, wo die Klosterfrauen wohnen während der Badezeit?"

„Gerne, Anna," erwiderte die Ramsteinerin, „die Priorin von Amptenhusen, die ja auch unten wohnt, ist meine Base, und der bin ich ohnedies einen Besuch schuldig."

Bald waren die zwei jungen, eleganten Gestalten drunten beim Klösterle. Als sie an dem dunkeln Klostergebäude, in welchem der Abt und die übrigen geistlichen Herren wohnten, vorüberschritten, ließ Anna ihre Augen flüchtig an den Fenstern hinschweifen, aber sie konnte niemand erblicken. Gern hätte sie was von dem Studenten gesehen.

Enttäuscht hierüber, trat sie in das nebenan stehende Häuschen der Klosterfrauen, die auch nicht in der besten Stimmung waren. Die Äbtissin von Wittichen hatte Nachricht bekommen, daß eine ihrer Nonnen, die wegen Hexerei an das bischöfliche Gericht nach Konstanz gebracht worden war, aus dem dortigen Gefängnis entflohen und verschwunden sei. Der Priorin von Amptenhusen war berichtet worden, Marodeure hätten die Klosterpferde von der Weide weggetrieben.

Beide wollten, nachdem sie den aus dem Bad gekommenen Damen die übliche Höflichkeit erwiesen, dem Abt Meldung tun von den Vorfällen.

„Dürfen wir auch mit und dem Prälaten unseren Besuch machen?" meinte die Forstmeisterin. „Ich war noch nie im Innern des Klosters."

„Gewiß," antwortete die Priorin. „Der Abt wohnt, wie seine Gäste, außerhalb der Klausur, und da haben auch wir Frauen freien Zutritt."

Frage und Antwort ertönten gar lieblich im Herzen der Anna von Blumeck, und freudig rief sie: „Da gehe ich gerne mit. Ich möchte den Abt noch zudem um ein Buch bitten zum Lesen für die Regentage im Bad droben."

Sie gingen hinüber. Freundlich empfing sie der Prälat in seinem Arbeitszimmer und zeigte sich erfreut, daß auch die beiden weltlichen Damen ihm einen Besuch zugedacht. Sie kämen gewiß, meinte er, in einer besonderen Angelegenheit, denn es sei nicht Übung, daß die lustigen Badegäste herabkämen ins einsame, dunkle Klösterle.

„Das wollt' ich eben einmal innen sehen, Euer Klösterle, gnädiger Herr," sprach die Forstmeisterin. „Von außen sehe ich es schon viele Jahre. Aber alle Eure Vorgänger machten, wenn sie zur Badekur hier wohnten, so griesgrämige Gesichter, wenn sie Frauen in der Nähe ihres Hauses oder droben im Brunnen sahen, daß mir nie die Lust kam, einzutreten. Und als Ihr, Herr Abt, noch Prior hier waret, wohntet Ihr in der Klausur, und da durfte ja kein weiblicher Besuch eintreten."

„Und ich," also begann Anna von Blumeck, „wollte den gnädigen Herrn gar schön gebeten haben um ein Buch."

„Ein Buch, schönes Fräulein, wollt Ihr?" fragte satyrisch lächelnd der Abt. „Ich komme doch schon manch Jahr in den Sauerbrunnen als Prior und Abt, aber lesen sah ich junge Fräulein gar nie, und dann hab' ich keine Bücher für solche Damen, weder die Geschichte von der ‚schönen Melusine', noch den ‚Till Eulenspiegel', noch den ‚hürnenen Siegfried'."

„Solche will ich auch nicht, Hochwürden!" entgegnete Anna energisch. „Ich hab' im Kloster Latein gelernt und lese auch lateinische Bücher, falls Ihr keine passenden deutschen habt."

Jetzt lüpfte der Abt leicht sein Tonsurkäppchen und sprach: „Allen Respekt, Fräulein, daß Ihr lateinische Bücher lesen könnt! Das können ja kaum unsere Klosterfrauen recht. Die beten ihr Brevier, ohne viel vom Inhalt zu verstehen."

„Ihr seid ja der reinste Student, Fräulein," meinte etwas neidisch die Äbtissin von Wittichen.

„Laßt mich das Wort ‚Student' nicht hören," fiel die

Frau von Ramstein der Nonne in die Rede. „Meine Freundin hat sich heute schon beleidigt gefühlt, da ihr Vater von einem ‚Studenten‘ sprach.“

„Aber Frau von Ramstein, wie Ihr boshaft sein könnt!“ rief ihr Anna von Blumeck errötend zu.

„Und doch muß ich,“ sprach jetzt der Abt, „das Wort Student nennen, wenn Ihr ein Buch wollt. In unserer Bibliothek, die im ersten Stockwerk liegt, sitzt der Student von Hasle und ordnet die Bücher, die seit Jahren ungeordnet in den Schränken liegen. Zu ihm müssen wir demnach, wenn das Fräulein etwas zum Lesen wünscht.“

„Gerne folgen wir dahin,“ entgegnete Frau Pleyer schelmisch, „denn Anna und ich sehen nichts lieber als viele Bücher beisammen, vom Bibliothekar gar nicht zu reden.“

Die ganze Gesellschaft, der Abt voraus, schritt den Gang hinunter zur Bibliothek, wo der Student, unter Büchern vergraben, nicht wenig staunte, als er, aufschauend, seinen Herrn mit vier Frauen in die Bücherei eintreten sah.

Bescheiden erhob er sich, machte seine Komplimente und schaute den Abt fragend an.

„Lienhard,“ sprach dieser, „Du sollst dem Fräulein von Blumeck, Deiner Nachbarin im Kinzigtal drunten, ein Buch zum Lesen geben. Aber ein rechtes. Das Fräulein versteht Latein, vielleicht besser als Du.“

„O nein, Herr Prälat!“ rief jetzt Anna, „der Junker, der so schön lautenschlagen, so vortrefflich reiten kann und ein so mutiger Mann ist, kann gewiß auch gut Latein und es besser, denn ich.“

„Ich dank' Euch, gnädiges Fräulein, für die gute Meinung von mir, aber reiten und die Laute spielen kann ich weit besser als lateinisch lesen und schreiben. Ich habe ohnedies meine Klassen zu rasch absolviert, um gründlich etwas gelernt zu haben.“

„Nun, wir wollen das Fräulein prüfen auf ihr Latein und ihre Bildung,“ meinte jetzt der Abt. „Gib ihr dort jenen

kleinen Pergamentband. Er enthält des Boëthius ‚Trost der Philosophie‘. Wenn sie das versteht und liest, so verdient sie allen Respekt, denn dieses Buch hat sicher noch keine Frau gelesen von all denen, die in den Sauerbrunnen kommen. Und dort ist auch noch ein deutsches Buch, ‚das Narrenschiff‘ von Sebastian Brant, aus dem das Fräulein den Damen im Bad vorlesen kann."

Der Student holte die Bücher und gab sie Anna, die gar freundlich ihn anschaute und dankte, um gutzumachen, was sie am Mittag gefehlt. Der naive, kindliche Lienhard merkte den Unterschied gar nicht, denn er fühlte dem Fräulein gegenüber noch nicht viel mehr, als die Freude des Wirtssohns von Hasle, mit der Ritterstochter von Schnellingen verkehren zu dürfen.

Die Frauen alle befriedigten ihre Neugierde noch in der Bibliothek, indem sie an den Schränken hin und her liefen und buchstabierten, was auf den Schilden der alten Kodices geschrieben stand, wobei Anna den Bibliothekar öfters um Auskunft bat.

Anna fügte beim Scheiden aus der Bibliothek ihrem Händedruck noch die Worte hinzu: „Aber morgen, Junker, wenn die Herren den Abtswein trinken, müßt Ihr wieder die Laute schlagen und dazu singen."

„Gern, Fräulein, wenn es der Gesellschaft und dem hochwürdigen Herrn, meinem Abt, genehm ist." —

Eben wollten die Frauen das Klösterle wieder verlassen, als ein Bote daherkam, der zum Prior von Reichenbach verlangte. Er war zu Fuß über den Kniebis aus dem Murgtal heraufgekommen und brachte mündliche Botschaft, daß württembergische Soldaten das Kloster gebrandschatzt hätten und von Freudenstadt herab bis Reichenbach alles von Truppen wimmle, die der Herzog von Württemberg angeworben habe und den Schweden zuschicke.

„Dann kann die Frau Forstmeisterin gleich den Herren im Bade droben vermelden, daß nichts wird aus dem Ritt

nach Freudenstadt" — sprach auf diese Botschaft hin der Abt. „Den württembergischen Kriegsknechten gäb' das eine gute Beute, wenn fürstenbergische Beamte und Dienstmannen ihnen in die Hände ritten. Die Grafen von Fürstenberg stehen alle in den kaiserlichen Heeren, und schon ihnen zulieb würden jene ihre Leute gerne aufheben."

„Mein Mann darf unter diesen Umständen nicht mit," meinte die Frau von Ramstein, „denn der Herr Prälat hat ganz recht."

„Und ich," sprach Anna, „will meinen Vater bitten, daß wir bald abreisen, denn wer weiß, ob nicht das Kriegsvolk am Ende auch hierher kommt."

„Habt keine Angst, Fräulein," tröstete der Prior von Reichenbach, der indes dazu gekommen war. „Das Volk ist nur auf dem Durchmarsch im obern Murgtal. Über den Kniebis kommen sie noch nicht, solange sie an der Heerstraße genug plündern können."

„Ich bin aber doch nicht ruhig da oben, so nahe bei den schwedisch gesinnten Württembergern," gab Anna zurück. „Und wenn der Herr Prälat von St. Georgen fortgeht, reisen wir auch wieder heim."

„Aber diesmal ohne unsern Studenten, Euren tapfern Kavalier," meinte der Abt. „Doch es gehen ja sicher noch manch herzhafte Herren talabwärts, so daß Ihr, gnädiges Fräulein, wohl begleitet seid."

„Ja, muß denn der Junker Lienhard nicht seines Vaters Pferd heimbringen, ehe er mit Euch ins Kloster geht?" fragte etwas schüchtern Anna.

„Das kann man jedem Fuhrmann von Villingen aus mitgeben," erwiderte der Abt. „Ich ließe aber gerne Ihren Retter mit Ihnen talabwärts reiten, Fräulein. Doch ich muß ihn bei mir haben, um in St. Jörgen bei der Klosterübergabe mit einigem Gefolge auftreten zu können."

„Aber Ihr nehmt doch gewöhnlich den Weg über den Turm und das Gutacher Tal hinauf und könntet ja so einen

großen Teil des Weges mit uns reiten!" meinte unvorsichtig die junge, schöne Blumeckerin.

„Fräulein, Fräulein," erwiderte der Abt und machte lächelnd einen Finger. „Jetzt glaub' ich bald, Ihr wollt um jeden Preis nochmals mit unserm Studenten reiten. Ihr habt mir zuviel Einwendungen gegen meinen Weg über Wittichen. Gut, daß der Student das nicht gehört hat, sonst könnte es meinem Novizen noch den Kopf verdrehen. Ich muß aber über Wittichen, hab' dort im Kloster zu tun und will den nächsten Weg nehmen, um rechtzeitig vor den Toren von St. Jörgen zu sein."

Anna war ganz bestürzt. Sie fühlte jetzt erst, daß sie zuviel mit dem Herzen gefragt hatte, und die übrigen Frauen lachten sie brav aus über des Abts Bemerkung.

Das Weinen stand ihr näher als das Lachen. Sie nahm etwas pikiert die Frau Forstmeisterin am Arm und sprach: „Kommt, Frau von Ramstein, wir wollen fort. Der Herr Abt legt mir die unschuldigsten Fragen schlimm aus, und Ihr andern lacht dazu."

Mit diesen Worten verneigte sie sich zum Abschied und verließ den Ort, dessen Boden unter ihren Füßen zu glühen drohte. —

Der folgende Tag war ein heiterer im Sauerbrunnen, wohl der heiterste für viele Jahre. Denn bald sollte die Kriegsfurie achtzehn Jahre ringsum toben, und in Rippoldsau kamen während dieser Zeit meist nur Menschen zusammen, die den größten Gefahren entflohen waren und nur vom Elend und von der Not, die sie in der Heimat erduldet, zu erzählen wußten.

An jenem Tage des Abtsweines brachten die Herren vom Laienstand ihre Jagdbeute in allen Formen damaliger Kochkunst auf die Tafel, die Frauen und Jungfrauen ihre Trisenetschnitten, der Prälat seinen besten Hecklinger, der Student aber seine Laute. Und diese Laute und ihres Spielers Lieder ergriffen die Frauen des Sauerbrunnens ebenso mäch-

tig als der Hecklinger die geistlichen und weltlichen Herren, und manch eine seufzte in ihrem Innern: „'s ist schad um den schönen, herrlichen Lautenspieler, daß er ein Mönch wird."

Drunten aber in der Bauernstube sangen bärtige Bauern das Lob des Abtes und tranken seine Gesundheit. Unter ihnen saß der Klausenbur aus dem Hagsbach im untern Kinzigtal, ein ständiger Gast im Rappen z' Hasle. Der kannte des Sohnes Spiel, und als der Knecht des Badewirts, der den Bauern die zinnernen Humpen füllte, erzählte, droben singe und spiele ein Student von Hasle so wunderschön, da rief der Klausenbur: „Des isch bigott 's Rappenwirts Lienhard. Der het uns Bure schon oft g'spielt in seines Vaters Wirtsstub. Der spielt auch uns, wenn wir's verlangen."

Sprach's, und Beifall riefen die weinseligen Buren und meinten, kann der Student heute den Herren was aufspielen, so muß er's auch bei den Buren können. Und sie schickten den Knecht hinauf mit der Meldung: „Einen schönen Gruß vom Klausenbur aus dem Hagsbach, und des Rappenwirts Student soll drunten den Bauern auch was spielen."

Der Prälat lächelte und sprach: „Lienhard, Deine Landsleute, die Stammgäste Deines Vaters, haben recht, wenn sie verlangen, daß Du ihnen auch ein Vergnügen machst. Also erfülle ihren Wunsch. Du bist ja unter den Bauern groß geworden in Deines Vaters Weinstube, wirst also wohl wissen, was sie gerne hören."

„Ihr macht unsere fürstenbergischen Bauern ganz verwöhnt, Herr Abt," meinte der Obervogt von Hasle; „Wein im Überfluß und noch Gesang und Musik dazu ist zu viel für Untertanen."

„Sprecht nicht so, Herr Obervogt," gab der Abt ernst zurück. „Den Bauern gehört auch eine Freude. Sie tragen ohnedies mehr Mühe und Arbeit, als wir Herrenleute, und in den drohenden Kriegsnöten werden sie wieder am meisten zu leiden haben. Wir Herren können fliehen, wenn's not

tut, um in festen Städten Sicherheit zu suchen; der Bauer aber muß bei seiner Hütte bleiben oder kann höchstens im nächsten Wald sich verbergen, um das nackte Leben zu retten."

„So ist's, Herr Obervogt," sprach der von Blumeck, „und Eure Bauern im untern Kinzigtal können noch erzählen von der großen Plünderung, welche 1610 die Helmstättischen Dragoner verübten."

„'s war ja nicht so böse gemeint," antwortete beschwichtigend der Oberamtmann. „Meine Bauern wissen längst, daß ich ihnen was gönne."

Der Sänger hatte sich indes mit seiner Laute schon auf den Weg gemacht und Anna von Blumeck einige der Damen bewogen, dem Studenten zu folgen und unter der Türe der Bauernstube dem Treiben zuzusehen und dem Spieler zu lauschen.

Der war freudig begrüßt worden. Die Bauern hatten sich erhoben und respektvoll ihre Hüte gelüpft, als die große, vornehme Gestalt des Studenten erschien.

„So, Student," rief der Klausenbur, „das isch schön von Euch, daß Ihr die Bure nit verachtet. Ich bin scho in Rappe komme, wo Ihr noch in den Windeln g'legen seid. Ihr habt mir später oft meine Gäule us'g'spannt und uns Bure in der Stube eins ufg'spielt. Daß Ihr aber als großer Student noch heut zu uns kommt, freut uns alle doppelt und dreifach."

Lienhard schüttelte allen Buren die Hände, hinzufügend, er komme gerne zu ihnen, und es sei ihm eigentlich auch wohler bei den Buren als bei den Herren, die seien ihm noch fremd, die Buren und ihr Wesen aber wohlbekannt.

„Aber jetzt wird eins gesungen und die Laute dazu geschlagen," rief der Klausenbur und schnalzte mit der Zunge und stampfte mit seinem schweren Bundschuh auf den Boden.

Der Student sang einige kräftige Bauern- und Volkslieder, und die Bauern sangen mit ihm. Wir wollen eines derselben hierhersetzen:

Mein Vater ist kein Edelmann,
Das sieht man sein' Gebärden an,
Vertraulich, brav und wacker.
Sein Gutschen ist sein Ackerpflug,
Die Rößlein haben Arbeit g'nug
Den ganzen Tag im Acker.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,
Hab' ich doch meines Vaters Nam
Und hab' auch seine Tugend;
Und setz' mein Leben nach dem Ziel,
Was ich im Alter treiben will,
Beweis' ich in der Jugend.

Die gold'ne Kett' und Silberg'schmeid
Seynd von den Bauern fern und weit,
Es tragen's die vom Adel.
Kein Bauer mit eim Kleinod prangt,
Sein Kleinod an dem Strohhalm hangt,
Das ziert sein Hof und Stadel.

Den ganzen Tag wohl durch und durch,
Wenn ich im Acker mach' ein' Furch',
Geht alles wohl von Handen;
Die Lerchenvögel mancherlei,
Sie singen schöne Melodei,
Seynd meine Musikanten.

Die Schwalben tröst'n mich immerzu,
Zu Mitternacht, zu Morgensfruh,
In meinem Haus sie nisten;
Sie singen, kosten doch nit viel,
Ich liebe dieses Federspiel
Vor sieben Lautenisten.

Zu Morgens, wenn der Tag angeht,
Die blumenfarb'ge Morgenröt
Verguldt die Spitz der Eichen;
Den Tag hat schon gekündet an
Der Gockelhahn, der Henne Mann,
Auf! auf! gibt er ein Zeichen.

Der Bauer hat 'ne b'sondre Lust,
Ob es ihm gleich viel Arbeit kost',
Kann er sich dannoch laben.
Den Bauern wird voran gegunnt
Auf grüner Heid ein Ort gesund,
Gleichwie sie's wollen haben.

Ihr Bürger, bleibt ihr in der Stadt,
Bedeckt mit euern Häusern satt,
Verschlossen hoch mit Mauern.
Wir wohnen gern im freien Ried,
Da wird gleichwohl ein frisch Gemüt
Vergönnt uns armen Bauern.

Nur eines ist, Gott sey's geklagt,
So da uns arme Tropfen plagt:
Die Pfleger und Verwalter.
Die zwacken und die schinden gleich,
Wollt' lieber, sie wär'n im Himmelreich
Und beten g'wiß ein Psalter.

Am Ende jedes Liedes wollte jeder Bauer um die Wette dem Hauptsänger und dem Lautenspieler seinen Humpen bieten zum Trunk, und der Student durfte sich der liebenswürdigen Zudringlichkeit der Bauern nicht erwehren.

Die Frauen schauten vom Hausgang aus und unter der Türe dem lustigen Treiben zu. Da trat der weinseligste unter den Buren, der Bläsi aus dem „hintern Ranken", auf die „Wibervölker" zu und forderte sie auf zum Tanzen.

Als sie ihm das lachend abschlugen, nahte er sich der Jüngsten von ihnen, es war Anna von Blumeck — und sprach: „Gelt, mit dem Student tätet Ihr gewiß tanzen, aber so ein Bur ist Euch z'wenig. Der Student gäb' aber auch ein schöner Hochzitter für Euch ab, Jungfer."

Daß der Student von Hasle, den der gar weit von da in einem der entlegensten Tälchen wohnende Bläsibur heut zum erstenmal sah, ein Mönch werden wollte, davon hatte

er so wenig eine Ahnung, als von der Verlegenheit, in welche seine Rede das Edelfräulein brachte.

Anna entfernte sich rasch von der Türe und sprach leise zu den andern Frauen: „Aber diese Bauern sind doch abscheulich freche Menschen.“ Im Innern aber tat es ihr unendlich gut, daß der Bur in seinem Weindusel sie mit dem „Junker“ in Verbindung gebracht hatte.

Die Frauen verschwanden jetzt, die Zudringlichkeit der weinseligen Bauern fürchtend. Lienhard würde schwer losgekommen sein, wenn nicht der Abt ihn hätte rufen lassen zum Heimgang ins Klösterle. Durch eine Hintertüre ging Abt Georg selbst heute aus dem Sauerbrunnen, weil er den wilden Huldigungen der Bauern aus dem Wege gehen wollte. —

Zum Essen kamen die Klosterleute von jetzt an nicht mehr herauf. Als der Abt am andern Morgen ins Bad kam, meldete er seine Abreise schon für den folgenden Tag.

Er hatte Bericht bekommen aus Thennenbronn, wo die katholischen Bauern den Zehnten nicht mehr bezahlten und lieber zum protestantischen Prädikanten in die Predigt gingen als zu dem Kloster-Pater, der als ihr Pfarrer fungierte. Abt Georg wollte die Sache selbst schlichten und am Sonntag in Thennenbronn predigen. Er hatte aber noch vorher, wie wir wissen, im Kloster Wittichen zu tun, und drum reiste er zwei Tage früher ab, als er vorhatte.

Er verabschiedete sich daher heute nach dem Bade von allen Herren.

„Gott weiß, ob wir uns das nächste Jahr wieder im Sauerbrunnen sehen,“ sprach der Schultheiß von Offenburg.

„Ja, ja,“ hieß es von allen Seiten, „das Kriegsgetümmel kommt immer näher, und der Friede wird auch aus diesen Bergen weichen.“

„Wir müssen es eben nehmen, wie's kommt,“ meinte der Abt, „Krieg oder Friede. Wir alle stehen in Gottes Hand. Sein Wille geschehe!“

„Wenn's aber Frieden bleibt bei uns und der Krieg uns

verschont," nahm der von Blumeck das Wort, „so sehen wir uns im nächsten Jahre wieder. Ich will übermorgen auch wegreiten. Mein Schwager, Jörg von Rosenberg, kommt von der Heidburg herab zur Hühnerjagd auf meine Güter, da muß ich auch etwas früher heim."

„Und wir reiten auch gleich mit hinab ins Tal," sprachen der Obervogt von Hasle und der Schultheiß Hans Engler.

„Dann schick' ich Euch heute noch den Studenten herauf, Herr Schultheiß," fiel jetzt der Abt ein, „damit er Euch seine Grüße mitgebe an Vater und Mutter, die ihn sicher noch einmal erwarteten. Allein ein zukünftiger Ordensmann muß sich bei Zeiten an das Wort des Heilandes erinnern: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.' Wenn er gleich mit mir geht, erschwert es ihm das Herz weniger, als wenn er auf Jahre Abschied nehmen muß. Er sieht das wohl ein."

Nach diesen Worten und einem herzlichen „Behüt uns Gott" an alle Herren im Bade ging Abt Georg dem Klösterle zu.

Sie riefen ihm nach, doch ja den wackern Studenten noch zu schicken, damit sie alle auch von ihm Abschied nähmen.

Am Nachmittag machte dieser seinen letzten Gang ins Bad. Er traf die Herren beim Spiel in der Trinkstube. Sie luden ihn ein mitzutun, wenigstens beim Trinken. Aber er entschuldigte sich. Noch sei manches zu ordnen für den Abt und für die morgige Abreise, und er habe Ordre, bald wieder hinabzukommen ins Klösterle.

„Aber noch einen Abschiedstrunk von meinem Schloßberger müßt Ihr tun, Herr Student," rief Hans von Blumeck und ließ eine zinnerne Kanne füllen für den Ankömmling.

Der Student trank allen Herren, vorab dem Ritter „Bescheid" zu, und alle wünschten ihm Glück für seinen Klosterweg, da er nun doch keinen anderen einschlagen wolle, obwohl er das Zeug auch zu einem tüchtigen Weltmann hätte. Lienhard dankte, empfahl sich und wollte von dannen gehen.

„Vergeßt nicht, Student," rief ihm schnell noch der Herr

von Blumeck nach, „meiner Tochter ‚Behüt Gott' zu sagen. Sie sitzt droben in ihrer Kemenate und würde es mir übelnehmen, wenn ich Euch so gehen ließe. Sie will Euch, ihren Lebensretter, auch noch einmal sehen."

„Mein Kammerknecht, der Bertschi, der uns da die Humpen und Kannen füllt, zeigt Euch die Stube meiner Tochter und führt Euch bei ihr ein."

Gerne folgte Lienhard dem Wunsch und dem Bertschi. Anna saß am geöffneten Fenster und las, als der Kammerknecht mit dem Studenten eintrat und ihr des Vaters Auftrag meldete.

Ein leichtes Rot flog über ihre Wangen. Sie legte rasch ihr Buch beiseite und trat dem Junker entgegen, der, sein Federbarett in der Hand, ehrerbietig sich verneigte und sprach: „Euer Herr Vater, gnädiges Fräulein, wünscht, daß ich auch von Euch Abschied nehme. Der Abt und ich reiten morgen in aller Frühe weg."

„Ich danke Euch von Herzen, Junker," versetzte Anna, ihm die Hand reichend, „daß Ihr noch zu mir kommt vor Eurer Abreise ins Kloster. Ich bin Euch, wie Ihr wißt, ohnehin großen Dank schuldig, und den wiederhole ich zum Abschied und danke auch noch vielmals für den schönen Gesang und das schöne Spiel, mit dem Ihr mein Herz hier erfreut habt. Ich werde diese Badereise nicht vergessen."

„Ihr tut mir zu viel Ehre und Dank an, gnädiges Fräulein," erwiderte der Student. „Es ist mir Ehre genug, Euch einen kleinen Dienst geleistet zu haben. Ich wünsche nur eine glückliche Heimkehr. Und wenn ich wieder einmal ins Tal komme, werde ich mir erlauben, Eurer Einladung zu folgen, und auf Schloß Blumeck vorsprechen."

„Lebt wohl, Junker!" entgegnete Anna und gab ihm nochmals die leise zitternde Rechte. „Möge Gott mit uns sein, bis wir uns wiedersehen." Dann wandte sie sich rasch ab und ging dem Fenster zu. Lienhard schied unter vornehmer Verbeugung, konnte es sich aber nicht erklären, warum das Fräulein sich so schnell entfernt hatte. —

Anna hatte sich wieder ans offene Fenster gesetzt und schaute dem jungen Manne nach, wie er bald nach seinem Weggang rüstigen Schrittes das Tal hinabging. Als er ihren Blicken an der Waldecke beim „Grafenbach" entschwunden war, hüllte sie ihr schönes Gesicht in das weiße Taschentuch und fing an zu weinen.

An ihren Tränen aber war jene Macht schuld, von der Shakespeare sagt:

Amor, Gott des Unheils, sonder Zweifel,
Und doch nannte niemand noch dich Teufel!

Unser Student aber trabte am andern Morgen in aller Frühe hinter seinem Abt her den Saumweg am „Roßberg" hinauf, Kaltbrunn und Wittichen zu, nicht ahnend, daß er „Unheil" gestiftet im Sauerbrunnen.

6.

Es ist das Jahr 1632 und Frühjahr. Die Sonne hat auf der winterlichen Hochebene von Villingen den Schnee noch nicht völlig weggeleckt, und in der hintern Gasse, in welcher das Kloster der Benediktiner liegt, ist kaltes Nordlicht. In seiner geheizten Stube geht Abt Georg, der samt seinen Mönchen schon im Januar obigen Jahres von den Württembergern wieder von St. Georgen vertrieben worden war, ernst auf und ab; denn die Zeiten sind böse. Der Rat der Stadt hat Nachricht erhalten, die Schweden seien in Oberschwaben eingebrochen und näherten sich dem Bodensee. Ein Bürger von der Wache „am obern Tor", unweit des Klosters, hat diese Mär dem Abt hinterbracht, da er diesen Morgen aus der Kirche ging. Sie hat die ernsten Gedanken heraufbeschworen.

Da tönen rasche Schritte den Klostergang herauf, der zu des Abts Wohnung führt. Er horcht auf. Es klopft an, und herein treten die drei Kloster-Novizen, welche seit zwei

Jahren in Dillingen studiert haben, unter ihnen Lienhard Rupp von Hasle. Eben sind sie zu Fuß in Villingen eingetroffen auf der Flucht vor den Schweden.

Lienhard erzählt dem erstaunten Prälaten, daß in Dillingen alles geflohen sei, die „Jesuitter" und ihre Schüler. Die drei Villinger hätten sich über Wieblingen und Weingarten[1], wo alles zur Flucht sich rüste, heraufgemacht an den Bodensee und wären nach mühsamer Wanderung soeben angekommen. Bei Laupheim schon wären sie von Soldaten geplündert worden und brächten nichts mehr mit, als was sie auf dem Leibe trügen.

Unter seinem verstäubten und von den Reisestrapazen hart mitgenommenen Habit zieht der Redner noch das Zeugnis heraus, welches der Rektor in Dillingen ihnen in der Eile mitgegeben, worin dieser, die Auflösung der Schule bestätigend, der drei Novizen Fleiß, Sitten und Leistung belobigt, vorab dem Lienhard Rupp „weit mehr als gemeines Talent" zuschreibt.

Die zwei andern Novizen, Hans Dufner und Berthold Auer, berichteten noch, wie der Lienhard durch seinen Mut und seine Klugheit allein bewirkt habe, daß sie glücklich heimgekommen und nicht unter die Soldaten gesteckt worden seien.

Der Abt hieß die Flüchtlinge willkommen, lobte ihr Verhalten bei den Studien und den Lienhard besonders wegen seiner auf der Flucht bewiesenen Umsicht und sprach dann: „Es wird mir und den Patres bald auch nichts anderes übrigbleiben, als uns zur Flucht zu rüsten, die Wertsachen des Klosters nach der Schweiz zu schaffen und uns selbst nach dem Schwarzwalde oder nach dem Elsaß hin aufzumachen. Die Schweden werden bald auch in unsere Nähe kommen. Wir haben eigentlich schon Schweden genug ringsum, denn die Beamten und Soldaten des Herzogs von Württemberg machen gemeinsame Sache mit dem Schwed und können es

[1] Beide Orte waren Benediktinerklöster in Oberschwaben.

nicht erwarten, bis der auch zu uns kommt. Dem Pater Maurus, der dieser Tage vom Kinzigtal heraufritt von Russach und vom Elsaß her, haben herzogliche Reiter bei Hornberg bereits das Pferd und alles genommen."

„Und mit Euch Novizen," fuhr der Abt zu reden fort, „weiß ich jetzt auch nichts mehr anzufangen. Wir alle sind keinen Tag mehr sicher. Vom Studium kann in solchen Kriegsläuften keine Rede mehr sein. Die ganze Klosterfamilie wird zerfallen. Kommt's gar zu einer Belagerung der Stadt, so wird man Mönche, die nur beten können, als eine Last ansehen. Alles läuft jetzt den Soldaten zu. Gestern ist unser Stallbub, der Gregor, auch fort als Musketier mit den Kaiserlichen."

„Ich kann Euch nicht mehr im Kloster halten. Wenn nicht in den nächsten Tagen bessere Kundschaften kommen, so muß ich Euch in Gottes Namen entlassen in Eure Heimat, bis wieder andere Zeiten im Lande sind."

„Im Kloster bleiben dann nur der alte Schwabenhans mit dem Knecht Christoph und ein Pater für die Seelsorge und zwei Brüder. Den jungen Knecht Jörg nehme ich mit als Begleiter, wenn ich fort muß. Pferde und Kühe muß ich da lassen, die Bürgerschaft läßt so was nicht aus den Toren, außer zur Weide."

„Gnädiger Herr," ergriff jetzt das Wort Hans Dufner, der frömmste der Novizen, „ich möchte nur bitten, daß wir drei, ehe der Konvent sich zerstreut, unsere feierlichen Gelübde ablegen dürfen, denn Mönche wollen wir bleiben, ob im Kloster oder außerhalb desselben."

„Ja," fielen die beiden andern ein, „das wollen wir, als Mönche leben und sterben, und darum bitten wir um Abnahme der Profeß, ehe wir scheiden müssen." „Und ich," fuhr Lienhard allein zu reden fort, „ich möcht' bitten, gnädiger Herr, daß Ihr mich im Kloster behaltet, wenn alles fortgeht. Es muß doch jemand beim Schwabenhans und beim Christoph sein; sie werden allein nicht Meister. Der Gregor ist, wie

der gnädige Herr eben erzählt, fort und die Laienbrüder sind alt und gebrechlich. Ich will als Laienbruder im Hause bleiben und zu des Klosters Sach' sehen, so gut ich kann. Mein Vater und mein Bruder brauchen mich nicht in Hasle, und hier tät ich not und hierher gehör' ich als des Klosters eigen durch freie Tat."

„Ihr seid brave Novizen," nahm jetzt der Abt das Wort. „Hättet Ihr keinen Klostergeist, so würdet Ihr die Gelegenheit benützen, in die Welt zu kommen, und diese Gelegenheit ist heutzutage günstig. Ich nehme Euch morgen die Profeß ab, so's Euch Friede und Freude macht, und geb' Euch die niederen Weihen. Ist wieder Ruh' im Land und Eure Theologie wieder aufgefrischt und vollendet, dann mag der Weihbischof in Konstanz Euch die höheren Weihen geben."

„Und Dir, Lienhard, dank' ich besonders für Dein hochherzig Anerbieten. Ich nehme es gerne an, weil ich weiß, wie Du besorgt sein wirst für alles. Der alte Hans verliert ohnedies den Kopf anfangs, und für so schwierige Zeiten, wie die jetzige, taugt er nimmermehr. Werd' ihm's zu wissen tun, daß Ökonomie und Stall unter Deiner Obhut stehen, wenn wir fort müssen. Aber schreib' den Eltern einen Brief. Morgen will ich schauen, daß ich Botschaft ins Elsaß bringe; der Bote kann den Brief bestellen, worin Du Deinen Entschluß daheim anmeldest."

„Und nun ruht Euch alle aus von der Reise und laßt Euch neue Habite geben. Heut' abend will ich Euch dann kurz vorbereiten auf die Profeß."

So geschah's und ward geredet am 17. April 1632 in des Abts Klause zu Villingen. Am andern Morgen knieten vor ihm am Altare des Ordenspatrons die drei Novizen und schwuren in seine Hand die feierlichen Gelübde zur Regel des hl. Benedikt, worauf der Abt mit Inful und Stab ihnen die niederen Weihen verlieh. Lienhard Rupp von Hasle erhielt den Namen eines Fraters Leo, mit dem wir abwechselnd ihn fortan auch nennen wollen.

Indes ward zur Flucht gerüstet. Die Kleinodien und kirchlichen Geräte und die Urkunden sollten zwei vertraute Bauern aus dem Bregtal, Pächter von Klosterhöfen, als Viehhändler gekleidet über den benachbarten Randen in die Schweiz flüchten. Der Abt wollte ins Elsaß. Es sollte nur abgewartet werden, ob die Schweden über den Bodensee vorrückten.

Am 20. April war Nachricht gekommen, Überlingen sei bereits bedroht und das Kloster Salem geplündert. Da plötzlich wendet der Feind sich wieder zurück nach Oberschwaben und Bayern und haust fürchterlich in der Gegend von Memmingen.

Aus des Abts Heimat Ingoldingen kommt die Nachricht, daß die Kaiserlichen alles geplündert hätten und die Einwohner in die Wälder geflüchtet seien. Unweit von ihnen rauben die Schweden die Klöster Roth und Ochsenhausen aus.

Villingen ist vor Belagerung für den Augenblick sicher, aber die Bauern in der benachbarten Baar werden von den Kaiserlichen unter Montecuculi geschunden, wie von Feinden. Die Klosterleute bleiben einstweilen.

Im Juli nähern sich die Schweden wieder dem See und ziehen auch die Donau herauf. Schon am 7. Juli sind schwedische Reiter in Tuttlingen, am 12. in Geisingen, vier Stunden unterhalb Villingen. Jetzt geht's ans Fliehen. Die Wertsachen wandern der Schweiz zu, und auch der Abt und die Patres verlassen die Stadt. —

Zwischen rauhen Bergwänden schleicht durch enges Tal die Breg, eine der Stammütter der Donau. Einsam steht an ihrem Ufer heute noch das Wirtshaus „zum Fischer". Hier übernachten die Mönche schon am 13. Juli und finden da viele bewaffnete Bauern.

Am folgenden Morgen geht's durchs „Eisenbächle", die Patres nach dem Kloster Friedenweiler[1], der Abt über den

[1] Unweit Neustadt auf dem Schwarzwald.

„Thurner" nach St. Peter und weiterhin Freiburg zu, wo er am Abend eintrifft und im „Schnecken" absteigt. Des kaiserlichen Obristen Rudolf von Ossa Stallmeister, ein Kroate, ist sein Mitgast in der Herberge.

Die Stadt füllt sich mit Flüchtlingen vom Schwarzwald her, meist Mönche und Nonnen, aber auch eine verwitwete Gräfin von Fürstenberg ist hier auf der Flucht ins Elsaß. Mit ihr, die einen Zug Reiter zur Deckung bekommt, gelangt der Villinger Abt über den Rhein und nach seinem Zufluchtsort, dem Priorat St. Marx bei Ruffach in den Vogesen. —

Kaum sind die Klosterleute fort aus Villingen, so erscheinen Schweden und Württemberger unter dem Kommando des in württembergischem Dienste stehenden Obristen Röllinger, eines Ulmers, vor den Stadtmauern und fordern zur Übergabe auf. Mannesmutig wird dem Feinde abgesagt, und alle Bürger werden unter die Waffen gerufen; selbst die Geistlichen der Stadt stellen sich mit der Wehr zur Verfügung.

An die Klosterpforte pocht spät am Abend eine Rotte Bürger, und als der Bruder Leo öffnet, schreien sie: „Vorwärts, mit auf die Mauern! Der Abt und die Herren Patres sind geflohen und lassen uns die Schweden und Schwaben auf dem Hals. Und doch kommt der Feind nur, weil das Kloster in ewigem Prozesse liegt mit dem Herzog von Württemberg. Wir hätten gute Lust, hier einzukehren und das Nest, aus dem die Vögel ausgeflogen, zu plündern."

„Die armen Franziskaner am Riedtor drunten, die sind alle geblieben, die Herren Benediktiner aber haben uns schön sitzen lassen. Drei Brüder der Franziskaner sind diesen Morgen aufs Rathaus gekommen mit Musketen, mit Kraut und Lot und haben sich gestellt zum Kampf. Von Euch hat man nichts gesehen und nichts gehört."

„Männer," antwortete unser Lienhard, „mein Abt und die Patres sind fort, weil sie glaubten, eine Last zu sein in einer Stadt, die ohne Belagerung sich dem Feinde nie öffnen

wird. Der Prälat hat mir aber aufgetragen, zu helfen, wo ich helfen könne. Wollt Ihr Frucht vom Kloster oder Wein, es soll Euch werden, auch Pferde könnt Ihr haben und mich selber, wenn's nötig."

„Heda!" rief der Bürger einer, der Naglermeister Rahm, einer von Hasle, längst Schutzbürger in Villingen, „das ist ja des Rappenwirts Lienhard."

„Aber den rechten hat der Abt dagelassen," riefen die andern, „der kann seine Leute gut verteidigen, gönnt den Bürgern was und will selbst mithelfen. Für heut' ist's gut. Wenn wir mehr Zeit und Durst haben, kommen wir, und wenn wir Euch brauchen, rufen wir. Gute Nacht!"

Der Frater schlug die Pforte zu, meldete dem einzig dagebliebenen, alten P. Willibald das Vorgefallene und riet ihm, dem Abt einen Boten zu schicken und die Gesinnung der Bürger über seine Flucht vermelden zu lassen.

„Wen soll ich schicken?" fragte der Pater. „Dich kann ich nicht entbehren, und der alte Hans und der nicht viel jüngere und auch ungeschickte Knecht Christoph und die zwei noch älteren Klosterbrüder werden sich bedanken, bei diesen gefährlichen Wegen fortzugehen, und jetzt ist zudem nicht mehr durch die Schweden durchzukommen."

„Ich wollt's gerne versuchen, aber ich sehe es ein, ich bin hier nötig und glaube, ich sollt' mich morgen auch zur Verteidigung stellen. Die Franziskaner sind uns ohnehin zuvorgekommen. Auch die Kapläne vom Münster sollen sich angemeldet haben."

„Kannst morgen das gleiche tun," meinte der Pater. „Unter solchen Umständen dürfen wir nicht zurückbleiben, und wie die Bürger sich eben haben vernehmen lassen, rechnen sie darauf."

Der Frater konnte die Nacht nicht schlafen, so rumorte in seiner Seele der Gedanke an das Soldatenleben. Er war froh, als der Münsterwächter die vierte Morgenstunde anblies und er aufstehen konnte.

Schon vor Tag marschierten Rotten von Bürgern am Kloster vorüber dem obern Tor zu, um die auf der Mauer abzulösen. Lienhard zog ein Wams an, Stiefel und einen Filzhut vom Schwabenhans, nahm eine Muskete aus der Knechtsstube, Lot und Kraut und schritt mit der ersten besten Rotte den Stadtmauern zu.

Als die Sonne über Stadt und Land aufging, waren die Württemberger und die Schweden abgezogen.

Drüben im Elsaß weilte indes Abt Georg. Er war am 19. Juli in St. Marx eingetroffen. Ringsum waren bekannte Flüchtlinge angekommen. Im Sauerbrunnen von Sulzbach saß der Abt von Alpirsbach[1], in Kienzheim die Priorin von Amptenhusen mit einigen Nonnen. Die letzteren besuchten den Abt am 25. in St. Marx, er den erstern einmal im Bade. Der Pfarrherr von Gebweiler lädt ihn zum Pantaleonsfest ein. Am 27. trifft er hier ein und staunt über die Menge der Festteilnehmer trotz der Kriegsläufte.

Auch die Gräfin von Fürstenberg hat der Villinger Abt im Schlosse zu Kienzheim besucht, wo er den General Montecuculi und den Obersten Philipp von der Leyen, den Bräutigam der Gräfin, antrifft.

Am 31. Juli langte der Schwabenhans in St. Marx an mit einem Briefe des P. Willibald, der dem Prälaten heimzukehren rät, da die Schwedengefahr vorüber sei, und ihm die Schimpfereien der Villinger über seine Flucht nicht vorenthält, aber auch nicht des Fraters Leo wackeres Benehmen.

„Sonst alles in Ordnung?" fragte der Abt den Schwabenhans.

„Ja, nur möcht' ich dem gnädigen Herrn noch melden, daß der Lienhard oder, wie er jetzt heißt, Frater Leo den Villingern Frucht und Wein versprochen hat und mit ihnen bewaffnet auf die Stadtmauern gezogen ist."

---

[1] Im nördlichen Schwarzwald.

„Weiß das schon aus dem Briefe. Frater Leo hat recht und klug getan. Aber Du, alter Fuchs, kannst den Lienhard von jeher nicht leiden, weil er besser mit den Pferden umgehen kann als Du, und jetzt erst recht nicht, weil ich ihn bei meiner Abreise über Dich gesetzt habe. Laß den dummen Neid, denn mit dem Frater kannst Du doch nie gleichstehen. Aber so seid Ihr alte Hausknechte allzeit gewesen; wollt immer die Herren spielen. Richte mit dem Jörg, der mich hierher begleitet, die Rosse für morgen in aller Früh. Wir wollen heimreiten."

Der rote Hans ging schweigend davon, aber innerlich voll Ingrimm, daß er dem Frater nichts hatte anhängen können.

In Kolmar ließ sich der Abt am andern Tage einen Paß ausstellen vom Kommandanten Marquis Bentivoglio und ritt über Breisach und Freiburg auf dem gleichen Wege wieder heim. Im „Fischer" im Bregtal nahm er abermals Nachtquartier, und am 3. August morgens war er vor dem Niedertor zu Villingen.

Die Bürger, so hier Wache halten, lassen ihn unter freundlichem Grüßen, das er nicht erwartet, ein. Und am Nachmittag erscheint „angetrunken" der zweite Beamte der Stadt, der Bürgermeister Joachim Freiburger, und entschuldigte die bösen Redensarten der Bürger über des Abtes Flucht.

„Ich weiß alles," erwiderte dieser, „allein was hab' ich getan? Ich bin fort, wie meine Vorgänger schon öfters, fort vor den Württembergern, die uns wegen St. Georgen seit 100 Jahren verfolgen. Und Ihr Villinger hättet mich, um Euere Stadt zu retten, schließlich dem Röllinger ausgeliefert, wenn er mich verlangt hätte als Bedingung des Abzugs."

„Es ist besser," gab der angeheiterte Bürgermeister zurück, „daß einer fürs Volk sterbe, als daß das ganze Volk zugrunde gehe. So steht schon in der hl. Schrift geschrieben. Also bleibt bei uns, Herr Abt, in guten und in bösen Tagen.

Villingen hat Euch Herren gastlich aufgenommen, als der Herzog Euch einst verjagt; darum teilt mit Euern Gastfreunden Friedens- und Kriegszeiten."

„Es sei, wie Ihr begehrt," antwortete etwas verletzt der Abt. „Sagt das dem Schultheißen und Euern Amtskollegen auf dem Rathaus. Ich bleibe, mag kommen, was da will. Aber unehrlich wär's von den Villingern, den Gastfreund zu verraten und den Württembergern auszuliefern."

„Helft uns in Rat und Tat, Herr Abt, unsere Mauern, die stark sind und mit Kartaunen wohlbewehrt, zu verteidigen, und wir werden treu zu Euch stehen, wie Ihr zu uns. Treue um Treue war stets Bürgertugend in Villingen und in ganz Deutschland. Die Bürger haben stets Treue gehalten, aber die Herren nicht immer."

Der weinselige Bürgermeister wurde dem Prälaten zu offen, und er suchte mit guten Worten ihn loszubekommen. „Also, Herr Bürgermeister, Treue um Treue. Ich will bleiben und alles tun zum Besten der Stadt, was ich tun kann; Ihr Villinger aber müßt auch an mir als ehrliche Leute handeln. Und nun Gott befohlen! Mögen Schweden und Württemberger hinfüro uns gänzlich in Ruhe lassen." —

Es kamen zunächst wieder friedliche Tage. Es wird zur glücklichen Heimkehr aller Konventualen eine musikalische Rekreation gehalten, in welcher Frater Leo, den der Abt für seine Haltung belobigt hatte, als Sänger und Lautenschläger mitwirkte. Selbst eine Reise nach der benachbarten Stadt Rottweil kann der Abbas unternehmen, so weit hat sich der Feind verzogen.

Sie liegen drunten in den Pässen des Kinzigtales, die Württemberger und die Schweden. In den ersten Tagen des September besetzen sie Hasle und Husen unter den Befehlen des Feldmarschalls Horn, des Herzogs Julius von Württemberg und des schwedischen Obersten Schasselizki. Wenige Tage darauf belagern und nehmen sie die festen Städtchen Zell und Gengenbach.

Doch schon kommen aus dem Hegau Nachrichten, daß der Schwed von dorther wieder im Anzug sei. Von allen Seiten laufen böse Zeitungen ein, und der Abt von Villingen notiert in seinen Tagebüchern: „Überall Trauer, Angst und das Bild des Todes."

Bereits hat der Feind das Städtchen Engen wieder belagert und liegt vor den Burgen des Hegaus. Plünderung fürchtend, flüchten die Nonnen von Amptenhusen in die Wälder, und P. Matthäus, ihr Beichtvater, kehrt heim nach Villingen mit der Bitte, man solle jemand zu Pferd dahinschicken, um die Rinder und Pferde des Klosters zu retten.

Der Frater Leo ist eben auf einer Exkursion; er hat die Dokumente des Klosters, die man den Württembergern wegen des alten Streites aus dem Gesicht tun muß, dem P. Johann Kreper, Pfarrer in Furtwangen, zur Aufbewahrung gebracht. Als er am Abend zurückkehrt, hat der Prälat einen neuen, schwierigen Auftrag für ihn.

„Morgen, Frater," sprach der Abt, der seit der Profeß den Lienhard mit „Ihr" anredet, „müßt Ihr auf unserm besten Pferd nach Amptenhusen reiten und auf feindessichern Umwegen die Herden des Klosters nach Villingen zu retten suchen. Die Frauen sind schon fort, in den Wäldern versteckt. Jede Stunde können von Engen her die Schweden dort eintreffen. Es ist das zwar kein Geschäft für einen Ordensmann, allein Not bricht Eisen und auch die Klosterregel. Ich brauche einen mutigen, umsichtigen Menschen, und der seid Ihr."

„Ich will tun, was ich kann, gnädiger Herr, aber Jörg, der Knecht, der mit Euch im Elsaß war, muß mit. Man weiß heutzutag nicht, was dem Einzelnen passiert, und zwei sind in solcher Zeit stets besser, als einer. Wir reiten nach Mitternacht zum Tor hinaus, und ich will schauen, daß ich gegen Abend mit dem Klostervieh wieder hier bin."

„Richtet alles ein, wie's Euch paßt, und Gott geleite Euch!" — sprach der Abt und gab dem Frater die Hand zum Abschied.

In Knechtsgestalt ritten in jener Nacht zwei junge Männer wohlbewaffnet zum „niedern Tor" hinaus in die dunkle, kühle Herbstnacht hinein.

„Ich komm' jetzt zwei Tage nimmer vom Gaul," hub der Frater an, als sie im freien Feld dahintrabten. „Wenn's so fortgeht, kann ich meine alten Gelüste am Reiten büßen, und aus dem Mönch wird wider Willen ein Kriegsknecht."

„Aber," meinte Jörg, ein derber Bauernbursch aus der Baar, „der Schwabenhans ist damit nicht einverstanden. Der hat gestern abend in der Gesindestube wieder gehörig losgezogen, als ich ihm sagte, daß Ihr nach Amptenhusen reiten und das Klostervieh holen sollt. ‚Die Novizen,' schrie er, ‚gehören in die Kirche zum Chorgebet und in ihre Zellen zum Studieren und nicht auf die Gäule und hinaus in die Welt. Aber der Abt hat an dem Lienhard von jeher den Narren gefressen und unsereinen kennt man nimmer. Man wird aber auch einmal froh sein über den alten Hans; denn der Frater mit seinem Kruselkopf und seinen Blitzaugen hat keinen Klostergeist, wenn er jetzt auch Profeß gemacht hat.'"

„Laß den Hans reden," gab der Frater zurück. „Ich weiß schon lang, daß er eifersüchtig auf mich ist, und doch bin ich ihm stets gut gewesen, ja dankbar, weil ich manche Stunde Heimweh bei ihm vergessen habe. Über meinen Klostergeist laß ich unsern Herrgott und den Prälaten entscheiden, aber nicht den Schwabenhans."

„Doch jetzt wollen wir einmal eine Strecke weit scharf traben lassen, damit wir vom Fleck kommen." Sie gaben den Pferden die Sporen und jagten der Donau zu. —

Zwölf Stunden später hielten die gleichen Reiter mit einer Herde von Rossen, Rindern und Schafen wieder am gleichen Tor von Villingen. Der Frater hatte weislich die Klosterhirten, einen greisen Mann und einen Hirtenbuben, mitgenommen, der Herde voraus, und so war es glatt abgelaufen.

„Der jung' Klosterbruder," sagten die Bürger, die am

Tore Wache hielten und den Zug einließen, „ist ein Hauptkerl. Er reitet fast täglich zum Tor hinaus, wie ein Offizier, und bringt heute mehr heim als wir, wenn wir in die württembergischen Dörfer ausfallen zum Viehholen.“ —

Die Schweden hielt indes der kaiserliche Kapitänleutnant und Kommandant des Städtchens Thengen, Onophrius Singer, in Atem. Er hatte die Bauern des Hegaus alarmiert und bewaffnet und trieb richtig in wenig Tagen den Feind wieder aus dem Gau hinaus.

Die Klosterherde von Amptenhusen war trotzdem zu rechter Zeit untergebracht worden, denn wenige Tage darauf stehen die Württemberger schon wieder vor Villingen und lassen auf den nordwestlichen Höhen ihre Reiter und Fußtruppen sehen.

Einen Villinger Metzger, den sie auf dem Gäu ertappt, senden sie in die Stadt und lassen fragen, ob Unterhändler von ihnen sicher dahin kommen könnten. Es wird gewährt, und alsbald nähern sich sieben Reiter dem obern Tor, worauf der Schultheiß, der Bürgermeister und der Stadtschreiber sich zu ihnen dahin begeben und in der Torstube ihr Begehr vernehmen. Sie verlangen, daß die Stadt unter Wahrung aller ihrer religiösen und politischen Freiheiten sich in den Schutz des Herzogs von Württemberg begebe und seine Besatzung in den umliegenden Dörfern des Brigtals dulde und verproviantiere.

Das hieß den Fuchs als Patron in den Hühnerstall lassen. Allein was sollten die guten Villinger machen ohne jegliche militärische Besatzung, nur auf sich angewiesen? Und doch waren sie seit 1325 bis dato gut österreichisch gewesen.

Die vorderösterreichische Regierung, von Freiburg ins stärkere Breisach geflüchtet, hatte bis jetzt nur geraten, bewaffnete Bauern in die Stadt zu ziehen und die Württemberger nicht zu fürchten, da die Schweden unter Horn aus dem Kinzigtal ins Elsaß gezogen seien, aber Soldaten und damit Hilfe hatte sie nicht gesendet.

Um Zeit zu gewinnen, erbaten sich die Ratsherren Frist, bis sie Boten an die österreichische Regierung gesandt hätten, die sie alsbald auch abfertigten und durch die sie dringend um Hilfe baten. —

Und der Abt? Wie mußte ihm zu Mut sein, da die alten Dränger vor den Toren standen und der Herzog und seine Beamten längst auch Ansprüche machten auf den Klosterhof im Villinger Stadtbann! Würde nicht der Prälat das erste Opfer der herzoglichen Invasion sein? War den Boten der Stadt zu trauen?

Was tun? Auch einen Eilboten nach Breisach schicken, die Vorgänge schildern und um kaiserliche Besatzung bitten. Wer käme schneller hin und zurück als der Frater Leo? Und war das nicht ein ehrenvollerer Auftrag für ihn, als Klosterkühe treiben und retten? —

Wenige Stunden nach diesen Erwägungen des Abtes war der Lienhard schon zum Riedtor hinausgeritten, vor ihm die zwei Boten der Stadt auf gleichem Weg.

Vor dem dritten Tage konnte kein Bote zurück sein.

In den Straßen der Stadt ging's jetzt tumultuös her. Die Bürger teilten sich in zwei Parteien, die einen für Österreich, die andern für Württemberg. Die letzteren bildeten die Mehrheit. Zu ihr zählten die Stadthäupter, vorab der Schultheiß Haug und der Bürgermeister Joachim Freiburger. „Treue um Treue" hatte dieser in seiner Weinseligkeit im Kloster gerufen, aber, nachdem er den Württemberger Gewalthaufen gesehen und des Herzogs schlaue Unterhändler gesprochen, meinte der biedere Realpolitiker:

„Wir Villinger haben so loang kein ruow noch sicherheit, allweil der abbt hie ist, und wenn er nit fort will, so wollen wir ihn selbst ausfertigen, dervor ist doch kein ruow."

Die Württemberger hatten sich indes aus der Nähe von Villingen fortgemacht, die feste Nachbarstadt Hüfingen überfallen, die Bürger und Bauern, so sich dahingeflüchtet, nieder-

gemacht, alle Dörfer ringsum angezündet und alles Vieh getötet.

Die Villinger waren ausgefallen, ihren Nachbarn zu helfen, aber zu spät, und kamen nur heim mit der bösen Botschaft von den Freveltaten der Württemberger. Die Furcht vor diesen wuchs und vermehrte in der Stadt die Unruh über die Entscheidung. Zu dieser hatte wiederholt ein Reiter aus dem württembergischen Lager, der mit verbundenen Augen aufs Rathaus geführt worden, aufgefordert. —

Indes war unser Frater über unwegsame Höhen im Kloster St. Peter angekommen, hatte vom Abt ein neues Pferd erbeten und war ohn' Aufenthalt weiter geritten, Freiburg und Breisach zu.

„Hie Württemberg, hie Österreich!" ging die Losung in Villingen. Am dritten Tage versammelte der Rat die Zünfte aller Bürger und schlug vor, sich für Württemberg zu entscheiden, da keine andere Rettung in Sicht sei. Von Breisach komme jedenfalls, wie immer, wieder nur Vertröstung, aber keine Hilfe. Es neigte sich die Stimmung nach des Rates Wunsch, und schon wollte der Schultheiß zur Abstimmung schreiten, als ein junger Mann, halb Mönch, halb Reiter, die Saaltüre aufriß und dem Schultheißen einen Brief brachte vom kaiserlichen Landvogt in Breisach, von wo er eben von einem Botenritt zurückkehrte.

„Was sagt und will der Landvogt?" riefen jetzt die Bürger. „Man soll uns den Brief vorlesen, da wir jetzt alle beisammen sind und ehe wir abstimmen."

Landvogt des Kaisers war damals der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, und dieser schrieb, „daß er staune über das Vorhaben der Villinger, die Stadt ohne Not und ohne Belagerung dem Herzog auszuliefern. Er hätte treuere Gesinnung erwartet, werde aber alsbald Truppen schicken, denn der schwedische General Horn sei wieder im Anmarsch."

„Kaiserlich wollen wir bleiben," riefen jetzt unter dem Eindruck des vorgelesenen Schreibens die meisten Bürger und

setzten es alsbald durch, daß die Württemberger abgewiesen wurden.

„Das hat uns," so äußerte, nachdem die Zünfte auseinandergegangen, der Bürgermeister Joachim, „das hat uns der Abt angerichtet mit dem Teufelskerl, dem Bruder, der zurzeit stets unterwegs ist mit Botenreiten. Der ist so früh gekommen, weil er reitet wie der Henker; die Boten, die wir geschickt, wären heute nimmer gekommen vor Mitternacht, und dann hätten wir den Vertrag fertig und Ruhe gehabt vor den Schweden und den Schwaben für immer."

„Wo ist denn der junge Mönch her, der ebenso bescheiden als fest vor mich hintrat?" fragte der Schultheiß Haug.

„Er ist aus Hasle im Kinzigtal und hat mit meinem Sohn die hiesige Lateinschule besucht, daher kenne ich ihn," sagte der alte Stadtrat Hans Stör, genannt Filz.

„Hasle ist ein böser Name für den Rat von Villingen," sprach jetzt der Schultheiß; „dort haben 1325 die Grafen von Fürstenberg, unsere einstigen Herren, alle Mitglieder des hiesigen Rats, die auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen das Loskaufgeld von Fürstenberg brachten, als sie wehrlos bei der Tafel saßen, gefangen und erst gegen hohes Lösegeld wieder freigegeben."

„Wir werden auch noch von den Schweden oder den Württembergern gefangen, wenn nicht bald die Kaiserlichen einziehen oder der Abt von hier auszieht," meinte der Joachim.

„Unsere Vorfahren waren 1325 froh, daß das Haus Österreich und der Herzog Albrecht uns in ihren Schutz nahmen gegen die harten Fürstenberger, darum sollten wir jetzt auch zum Kaiser stehen so lange als möglich," gab ein Ratsherr zurück.

Während die Herren so beim Verlassen des Rathauses diskurrierten, saß der Frater Leo beim Abt und berichtete von seiner Reise: wie er einen halben Tag früher gekommen wäre, wenn nicht die Freiburger, da er eben vor ihre Stadt geritten kam, die Tore einige Zeit geschlossen gehabt hätten wegen eines Tumultes zwischen Bürgern und Soldaten.

„Ihr seid früh genug gekommen, Frater," sprach der Prälat, „aber gerade in der höchsten Not. Zehn Minuten später und die Württemberger wären unsere Herren gewesen und ich ihr erster Gefangener. Aber auch der Bürgerschaft und ihrer Ehre habt Ihr einen großen Dienst geleistet, denn es wäre eine große Schande gewesen, hinter so starken Mauern mit einem Feinde zu paktieren, der noch gar nicht ernstlich eine Belagerung versucht hat."

„Ich danke Euch, Frater, und die Stadt wird's Euch später auch noch danken. Und nun ruht Euch einige Tage aus, und wenn die Württemberger stille stehen, so kehrt zurück zu Euren Studien. 's wird allerdings nicht viel damit sein; denn der Schwed sei im Anzug, das Kinzigtal herauf, so schreibt mir heute der Abt von Alpirsbach."

7.

Schon dämmerte am 7. November des Jahres 1632 der Abend, als durch das Franziskanertor von Villingen kaiserliche Reiter und Musketiere in die Stadt zogen unter dem Kommando des tapferen Obristleutnants Wernher Äscher von Büningen. Wer aber glauben wollte, die Villinger hätten den Truppen zugejubelt und sie mit Freuden in ihre Quartiere genommen, der würde den Bürgern zu viel Ehre antun. Der Wind hatte infolge geheimer Wühlereien schon wieder umgeschlagen.

Die meisten weigerten sich, Einquartierung aufzunehmen. Ja, der Wildmannwirt zog mit Kind und Kegel durch die Straßen und alarmierte die Bürger, der Abt solle die Soldaten füttern, er allein sei schuld, daß die Villinger keine Ruhe bekämen. Der Quartiermeister der Soldaten war so zahm und nachgiebig, daß er sich begnügte, seine Leute für diese Nacht in den Zunfthäusern unterzubringen.

Am folgenden Morgen ließ Äscher durch Trompeter die Bürger in die Kirche der Franziskaner einladen und tat eine

kurze Rede: „Allen treuen Untertanen des Hauses Österreich liegt die Verteidigung des Vaterlandes ob. Ich bin gekommen, diese in die Hand zu nehmen, und bereit, für die Verteidigung der Stadt Blut und Leben zu lassen. Die Bürger sollen nur ihre Beihilfe durch einen Eid bekräftigen."

„Ich stelle es Euch aber frei, zu beraten, was Ihr tun wollt, ehe Ihr den Eid schwört. Jeder, der nicht schwören will, kann sich entfernen. Aber bedenkt, daß Eure Vorfahren stets treu zum Hause Österreich und zur katholischen Sache standen und daß der Helm in Eurem Stadtwappen eine Erinnerung sein soll an die wackere Haltung der Bürger im Bauernkrieg."

Ohne Bedenkzeit erklärten die also Angeredeten sich zum Schwur bereit. Sei es aus Furcht, sei es aus Scham, alle erhoben die Hände zum Schwur — bis auf einige vom Rat. —

Der Abt fand für gut, sich zeitig mit dem neuen Stadtkommandanten ins Benehmen zu setzen, und stattete ihm, der bei den Franziskanern wohnte, alsbald einen Besuch ab, bei dem er den Geist der Bürgerschaft und des Klosters Verhältnis zu Württemberg ins rechte Licht setzte, damit der Offizier wüßte, warum die Bürger so gegen die Einquartierung getobt.

„Der Bürger und der Bauer," sprach der Obristleutnant, „müssen meist zu jedem Opfer gezwungen werden. Sie haben von jeher ein großes Mißtrauen gegen alle Herren und meinen, Kriegshändel seien stets nur Streite zwischen Fürsten, und sie müßten dabei die Haut zu Markt tragen. 's ist aber auch, ehrlich gesagt, vielfach so. Ich bin überzeugt, unsere Villinger werden ihre Pflicht schon tun, wenn sie erst sehen, daß es sich nicht bloß um des Klosters Haut handelt, sondern auch um ihre eigene."

„Wenn der Schwed einmal ernstlich vor ihren Mauern liegt, werden sie sich schon wehren."

„Die Württemberger," erwiderte der Abt, „haben es

ihnen bei den Unterhandlungen auf der Stube im ‚obern Tor' gar schön vorgegeben und die Villinger alles für bare Münze genommen. Drum sind viele unter ihnen württembergisch gesinnt. Säßen die Herzoglichen aber einmal in der Stadt, so würden sie eine andere Nummer spielen, mit mir zuerst und dann mit der Bürgerschaft."

„Ich werd' Euch beide schützen, Herr Abt, und weder Schwed noch Schwab soll die Stadt betreten, solange ich hier kommandiere. Aber, à propos, habt Ihr unter Euern Klosterleuten draußen in den Dörfern keine, die ich als Kundschafter benützen könnte, mutige Leute, die den Kopf auf dem rechten Fleck haben? Ich sollte wenigstens zwei haben!"

„Meine Bauern," entgegnete der Abt, „sind seit der grausigen Schlächterei, welche die Württemberger in und um Hüfingen aufführten, meist in die Wälder und in ferne Dörfer geflohen, ihre Häuser sind niedergebrannt, und solange der Feind um den Weg ist, wüßt' ich nicht, wo sie suchen. Ich habe nun wohl einen Mann, der an Mut und Geschick zehn Bauern aufwiegt, aber den kann ich nicht gut hergeben zu solch einem Geschäft, denn er ist Mönch und hat schon Profeß abgelegt."

„Laßt hören, wer ist das? Profeß hin, Profeß her, im Kriege muß jeder helfen, der 's Zeug zum Helfen hat."

„Es ist unser Frater Leo, als Laie Lienhard Rupp geheißen, des Rappenwirts Sohn von Hasle, drunten im Kinzigtal, ein junger Mann, der, wie man zu sagen pflegt, auf allen Sätteln reiten kann. Er ist ein tüchtiger Student, ein frommer Mönch, weiß auch in weltlichen Dingen vortrefflich Bescheid, ist mutig, entschlossen und zu alledem ein vorzüglicher Reiter."

„Den Mann such' ich," rief der Ascher, „der soll mir den Kundschafter machen um Villingen herum! Und nun keine Skrupel mehr, Herr Abt; Päpste und Kardinäle, Äbte und Bischöfe sind schon Kriegsleute gewesen, drum kann's auch Euer Mönch sein."

„Aber Kundschafter sein ist doch kein ehrlich Ding, Herr Obristleutnant, und schickt sich am wenigsten für einen Mönch."

„Im Krieg ist jeder Mann was wert, der mithilft, sei es mit der Waffe in der Hand, sei es als Kundschafter. Ja, dieser ist oft mehr wert, als ein ganz Regiment, und sein Mut muß größer sein, als der des Soldaten, welcher in der offenen Schlacht kämpft. Ein guter Kundschafter ist ein tapferer Mann, und ein tapferer Mann ist im Krieg ein Ehrenmann."

„Also schickt mir morgen beizeiten Euern Frater, ich will ihn aber Lienhard heißen; denn bei mir dient er nicht als Mönch, sondern als Laie. Es ist Euer eigenstes Interesse, daß der Schwed und der Württemberger uns nicht unversehens auf den Hals kommen, und so steht Euer Bruder dann auch in Eurem eigenen Dienst. Im offenen Kampf will ich ihn nicht verwenden und seinen Stand schonen."

„Es sei, wie Ihr wünscht, Herr Kommandant," sprach jetzt der Abt. „Was ich tun und leisten kann, soll geschehen, denn ich weiß wohl, was für uns Klosterleute auf dem Spiel steht."

Mit diesen Worten schied er. —

Am folgenden Tag trabte ein Zug Reiter unter Führung Wernher Äschers zum Bickentor hinaus. An der Seite des Obristleutnants ritt, soldatisch ausgerüstet, Lienhard, den der Kommandant heute in seine Aufgabe einführen und einen Rekognoszierungsritt mitmachen lassen wollte.

Außer ihm waren noch einige gemeine Kaiserliche im Zug.

„Wie heißt der Ort dort drüben?" fragte der Kommandant, als sie auf die nächste Anhöhe geritten waren, auf ein Dorf deutend, das nördlich der Stadt an einem Hügel hin lag.

„Es ist Mönchweiler," antwortete der Lienhard, „einst ein Klosterdorf, seit unserer Vertreibung von St. Georgen aber protestantisch und württembergisch."

„Jetzt will ich sehen, was Ihr für ein Kundschafter seid. Reitet mit zwei Dragonern hinüber zu jenem Dorf und bringt

mir Nachricht, ob der Feind dort steht und wie stark er ist. Ich will indes die Stadt umreiten und ihre Befestigung in Augenschein nehmen."

Im Galopp gingen die drei Reiter ab. Ascher zog dem niedern Tor zu, ließ die Mannschaften antreten und gab seine Befehle. An jedem der kleinen Rundtürme in den Mauern rief er die Wachen, teils aus Bürgern und Bauern, teils aus Soldaten bestehend, an.

So ward auch das obere Tor umritten, und ehe er wieder am Bickentor zurück war, stürmten die drei Reiter querfeldein daher. Hinter ihnen krachten Schüsse, und in der Ferne sah man feindliche Reiter, die im Bereich der städtischen Geschütze Kehrt machten.

Lienhard ritt an den Kommandanten heran und meldete: „In Mönchweiler liegen württembergische Truppen. Wir ritten ungefährdet bis an die Mühle vor dem Dorfe, den Müller nahm ich in ein scharfes Verhör und erfuhr, daß etwa 200 Musketiere und Reiter seit zwei Tagen im Dorf angekommen sind. Wir hatten dies kaum vernommen, als einige feindliche Reiter auf uns einstürmten und uns bis unter die Tragweite unserer Geschütze verfolgten."

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht, Junker Lienhard, und reiten, das hab' ich gesehen, könnt Ihr auch wie kein zweiter von meinen eigenen alten Reitern. Die 200 Württemberger aber wollen wir demnächst verjagen. Mönchweiler soll unser erster Ausfall heißen. Aber Ihr, Frater, dürft nicht mit. Hab's Eurem Abt versprochen, Euch nicht als Kombattanten zu verwenden. ‚Die Kirche trinkt kein Blut', sagt ein alt Sprichwort, aber schon mehr denn einer ist gefallen von geistlicher Hand in offener Schlacht. Und wer weiß, was der Krieg noch aus Euch macht. Mit dem Klosterleben wird's jedenfalls nicht viel mehr sein, wenn die Zeiten so fortgehen."

Wie Ascher geplant, so ward's ausgeführt. Er überfiel das Dorf Mönchweiler mit Übermacht, schlug die Württemberger hinaus und überließ seinen Soldaten und den mit-

gezogenen Bürgern von Villingen das Dorf zur Plünderung. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde samt dem Vieh als Beute nach der Stadt mitgenommen, wofür die Württemberger einige katholische Orte der Gegend überfielen und ausraubten.

Mit wechselndem Glück wurden so in den letzten Wochen des Jahres 1632 Ausfälle gemacht.

Mehrmals noch ward unser Frater zu einem Späherritt verwandt, so auch gen Rottweil, vor welcher Stadt die gesamte Streitmacht des Württembergers sich konzentriert hatte. Sein Bericht war so günstig, daß Äscher ungehindert des Herzogs großes Dorf Schwenningen überfallen konnte.

Kaum war aber der Kundschafter wieder aus dem Sattel, als er jeweils auch wieder im Kloster den Frater Leo anzog und im Studium und Gebet den Regeln des Hauses sich unterwarf.

So kam das Kriegsjahr 1633 und dieses brachte in den ersten Tagen schwere Not in die Stadt.

Feldmarschall Horn hatte seinen Siegeszug durchs Elsaß unterbrechen müssen, weil droben an der Donau, in Oberschwaben, der kaiserliche Feldmarschall Altringer die Schweden hart bedrängte. Horn ging deshalb Ende Dezember 1632 über den Rhein, nahm im Vorbeigehen Freiburg ein und zog durchs Höllental der Donau und Schwaben zu.

In dem zwei Stunden von Villingen südwärts gelegenen Städtchen Bräunlingen machte er halt und forderte am 6. Januar die Villinger zur Übergabe auf, was am gleichen Tage auch der mit seinen Truppen vor die Stadt gerückte Landhofmeister des Herzogs von Württemberg, Pleikart von Helmstatt, tat. Zum Überfluß hieß es noch, der schwedische Reiterobrist Schaffelizki komme aus dem Kinzigtal herauf.

Der tapfere Äscher verwarf, zum Schrecken der meisten Einwohner, ohne langes Bedenken die Aufforderung sowohl der Schweden als der Württemberger.

Der Magistrat, die Weltgeistlichkeit und die Franziskaner

baten den Kommandanten vergeblich, die Stadt nicht so preiszugeben. Wer nicht um Übergabe bat, das waren die Benediktiner und ihr Abt.

„Horn," so beruhigte Äscher die Ängstlichen, „wird uns nicht belagern. Er hat keine Zeit dazu, er muß nach Schwaben, um seinen Leuten Luft zu schaffen vor dem Kriegsvolk Altringers. Wir haben also nur mit den Württembergern zu rechnen, und die fürchtet man nicht hinter unsern Mauern mit einer Besatzung von 1000 Mann kampfgeübter Bürger, Bauern und Soldaten und einer schönen Anzahl von Feldschlangen, Falkaunen und Doppelhaken."

Wie Äscher geahnt, so kam es. Horn zog ungesäumt von Bräunlingen weiter, Schwaben zu, und nur die Württemberger legten sich unter Obrist Rau vor die Stadt. —

Ehe aber der württembergische Ring sich um die Stadt schloß, waren noch zwei Reiter aus den Toren gelassen worden und in scharfem Trab landaufwärts geritten.

Kaum hatte nämlich Obristleutnant Äscher die Deputation der Franziskaner entlassen und beruhigt, als er seinen Degen umgürtete, in das Benediktinerkloster sich begab und in des Abts Wohnung sich führen ließ.

„Herr Abbas," begann er, „Ihr allein seid nicht gekommen, mich umzustimmen, da Ihr ebensowenig Interesse daran habt als ich, daß der Feind, heiß' er Schwed oder Schwab, in die Stadt komme. Aber ich kann Euch jetzt selbst nicht in derselben brauchen. Die Württemberger werden uns belagern, und je länger sie vor unsern Mauern sitzen und schießen, um so mehr wird's in der Bürgerschaft heißen, der Abt sei schuld, daß die draußen liegen. Dies wird den Mut der Verteidigung schwächen, und ich möcht' Euch deshalb zu meinem und zu Euerm Frommen den Rat geben, Euch wieder auf die Flucht zu machen."

„Dann, Herr Obristleutnant, werden sie wieder schimpfen, die Bürger, ich sei geflohen und lasse sie im Stich. Ich kann's denen im Rat und den Bürgern, die ihnen nachschreien, nie

recht machen. Zudem hab' ich versprochen, zu bleiben, komme was da wolle."

„Ich weiß einen Ausweg, hochwürdiger Herr, daß Ihr fortkommt und die Villinger noch glauben, Ihr tätet Ihnen einen Gefallen, und froh sind, wenn Ihr geht. Droben am Bodensee in Lindau liegt der Oberst König vom Gewalthaufen des Generals Altringer. Er hat ein gutes Regiment. Dem bringt Ihr meinen Brief, daß er zum Entsatz komme und die Württemberger im Rücken beunruhige. Ich glaub', die Villinger werden dess' froh sein. Also zugesagt und abgeritten, ehe ich die Tore schließen muß."

„Es sei so, wie Ihr wollt," entgegnete der Abt. „Ich übernehme diesen Auftrag gerne, weil er der allgemeinen Sache und mir dient, aber die Bürgerschaft muß es wissen, sonst geht das Räsonieren wieder los."

„Laßt mich dafür sorgen, daß die Villinger Euch loben. Ich gehe alsbald aufs Rathaus und berichte von Eurer wichtigen Sendung, schreibe dann den Brief über die militärische Lage an den Obrist König und überlasse Euch das Übrige. A propos — Ihr könnt Euern tapfern Frater mitnehmen als Reisebegleiter. Der Feind wird bald so nahe zu sehen sein vor der Stadt, daß ich keinen Kundschafter mehr brauche."

„Ja," erwiderte der Abt, „den Frater Leo nähm' ich gerne mit, aber ich kann ihn fast nicht im Kloster entbehren, während ich fort bin. Das letztemal war er sehr notwendig, denn die Bürger klopften ziemlich ungestüm an die Klosterpforte."

„Ich leg' Euch einen Leutnant und zwei Reiter als Salvguardia ins Kloster zu den Musketieren, die schon bei Euch Quartier haben, dann könnt Ihr unbesorgt von hinnen reiten. Euer Kloster steht in meinem Schutz."

„Ich dank' Euch, Herr Obristleutnant. So ist alles eben und, sobald ich Euer Schreiben habe, reit' ich mit unserm Frater zum Tor hinaus. In seiner Person hab' ich alles, Diener, Berater und Helfer."

So geschah es. Die zwei Reiter, welche noch spät am

Nachmittag das niedere Tor passierten, waren der Lienhard, mit Pike und Pistolen bewaffnet und als Reitknecht gekleidet, und der Prälat im Benediktinerhabit, beide in schwere Mäntel gehüllt.

„Zum zweiten Male in die Fremde in wenig Wochen," hub der Abt an, während sie das Tal der Brig hinabritten. „Es ist eine harte Zeit. Wann und wie soll das alles noch enden? Eine harte Zeit für Bürger und Bauern und Klosterleute. Nur der Soldat profitiert von ihr, er raubt und sengt und brennt und mordet nach Herzenslust. Wie geht's auch drunten in Hasle, Frater, habt Ihr Nachricht?"

„Schlecht, gnädiger Herr! Als ich dieser Tage gegen Vöhrenbach ritt im Auftrag des Kommandanten, hab' ich Bauern getroffen aus dem Mühlenbach unweit Hasle. Sie hatten ihr Geld in die Schweiz geflüchtet und erzählten, wie übel die Schweden drunten hausen im Tal. Diese Bauern haben ihre Einkehr im Rappen, und als sie das letztemal in Hasle waren, fanden sie Vater und Mutter und Bruder gesund und wohl, aber klagend über schwere Kontributionen."

„Ich wollt Euch heimlassen, Frater, als Ihr von Dillingen kamt, aber Ihr habt Euch ja selbst anerboten zu bleiben, und jetzt brauch' ich Euch so nötig und danke Gott, daß Ihr damals nicht fort seid."

„Es hat mich noch keine Stunde gereut, hochwürdiger Herr, daß ich geblieben bin, und die daheim haben mir früher schon sagen lassen, ich hätte recht getan, in meinem Kloster zu bleiben. Ich wollt' nur, ein kaiserlicher Offizier, wie der Ascher, läge in Hasle, das bombenfest ist und die Waldbäche ringsum in seine Laufgräben leiten kann, dann wäre der Herzog letzthin nicht so leichten Kaufs hineingekommen."

„Ja, Ihr habt recht, Frater, der Herr Obristleutnant ist ein wackerer Mann, der sich nicht von jedem einschüchtern läßt und besonders mir und unserm Kloster zugetan ist. Wenn aber Ihr in Hasle sein könntet und kein Ordensmann wäret, Ihr würdet einen tapferen Offizier ersetzen."

„Ich wollt', gnädiger Herr, ich wär' jetzt ein General und könnte das Elend mildern helfen, das die Soldaten an den Bürgern, ganz besonders aber an dem Landvolk verüben, das nicht hinter Mauern wohnt und von Freund und Feind beraubt und mißhandelt wird."

„Wer weiß, mein Sohn, was noch aus Euch wird. In so schweren Kriegsläuften, wie die jetzigen, kann kein Mensch sagen, was die Zukunft aus ihm macht. Aber das weiß ich, daß Ihr überall Euern Mann stellen werdet. Und darum wünsche ich, daß Ihr mir und meinem Kloster erhalten bleibt."

Der Frater dachte bei diesen Worten an die Prophezeiung des Einsiedlers, schwieg aber darüber, wie seit dem Tage, da sie ihm geworden war. —

Unter diesen und ähnlichen Reden ritten die zwei in die kalte Winternacht hinein. Diese machte bald ihre Wirkung auf die Reiter geltend. Als sie sich dem Städtchen Geisingen an der Donau näherten, gab deshalb der Abt seinen Willen kund, nicht bloß durchzureiten, sondern beim Ochsenwirt, einem Bekannten, haltzumachen, sich zu wärmen und einen Trunk zu tun.

Ihr Paß, vom kaiserlichen Kommandanten in Villingen ausgestellt, öffnete ihnen die Tore und, nach kurzer Rast im Ochsen erfrischt, trabten die zwei Mönche wieder in die Nacht hinein, trotzdem der dem Prälaten wohlbekannte Wirt ihnen abgeraten hatte.

„Ein Teil von Horns Gewalthaufen," meinte er, „ist vor wenig Tagen in der Nähe durchgezogen, und vom Troß streift noch allerlei Gesindel, Marodeure, Buben und Soldatenweiber, in der Gegend herum."

„Wir haben Eile," erwiderte ihm der Abt, „wollen heute abend noch bis Amptenhusen und morgen bis Überlingen. Der Feind steht vor unserer Stadt, und ich will Hilfe holen am Bodensee oder in Schwaben. Und ich hab' da einen tapfern Reitknecht bei mir, der fürcht' sich nicht, und unsere Pferde können ausziehen, wenn's not tut."

„Bauern," gab der Wirt zurück, „brauchen die Herren nicht zu fürchten. Sie sind alle geflohen, teils hierher, teils weiter, als die Schweden anrückten. Nach Amptenhusen sollen diese nicht gekommen sein, sie haben die Donau nicht verlassen. Die Herren werden also dort wohl gut Nachtquartier finden."

So war es. Tiefe Stille herrschte auf dem weitern Weg. Nur fernes Geheul von hungrigen Wölfen tönte bisweilen an der Reiter Ohr, oder ein Hund, der ein Haus ohne Bewohner bewachte, bellte sie an.

Eine dünne Schneedecke erhellte den Weg, und so kamen sie ohne Ungemach gen Mitternacht an die Klostermauern von Amptenhusen.

Der Klostermeier und seine Knechte eilten bewaffnet an die Tore, als der Frater mit dem schweren Torklopfer Lärm machte. In der Klausur zeigten sich alsbald die Lichter geängstigter Nonnen. Auch der Beichtiger, ein Konventual von Villingen, ward aufgeschreckt und kam in den Hof gerannt.

Die Angst ging in Freude über, als sie die Stimme des Prälaten hörten und bei ihm bald den Frater erkannten, der im Herbst die Klosterherden gerettet.

Im Hause des Beichtigers trug der Meier noch einen Imbiß auf und einen warmen Trunk. Unser Leo nahm erst teil daran, als er die Pferde versorgt wußte.

Der Pater Beichtiger und der Meier erzählten noch kurz, wie die Klosterknechte und einige hundert Bauern hinter den Klostermauern gewacht, als die Schweden dieser Tage drunten im Donautal vorüberzogen. Der Prälat berichtete von Villingen.

„Wir wollen zur Ruhe," schloß er aber bald seine Rede. „Morgen in aller Frühe, wenn die Klosterfrauen die Mette singen, will ich die Messe lesen und dann die Priorin begrüßen und wieder abreiten. Es eilt, wenn die Villinger Hilfe bekommen sollen."

Als das Metteglöcklein am folgenden Morgen um fünf

Uhr die Nonnen in die Kirche rief, diente Frater Leo seinem Abt am Altare und dann richtete er die Pferde her zum Weiterritt.

Der Meier rief ihn von dieser Arbeit weg und übergab ihre Vollendung einem Klosterknecht. Die Priorin wollte den Frater sprechen und ihm danken für seine dem Kloster geleisteten Dienste. Außerhalb der Klausur, in der Stube der Pförtnerin, empfing sie ihn mit den Worten: „Wir alle sind Euch vielen Dank schuldig für die Rettung unserer Herden. Wenn auch die Villinger ein oder das andere Stück schlachten, so werden sie es vergüten. Gibt es dann wieder friedlichere Tage, so können wir das meiste wohl wieder holen. Die Hirten konnten nicht genug erzählen, wie umsichtig Ihr den Zug geleitet hättet auf dem weiten, gefährlichen Weg. Ihr müßt von mir zum Lohn dieses silberne Becherlein hinnehmen. Mein Vater trank noch daraus, und ich hab' es mit ins Kloster gebracht. Mögt Ihr stets mit Gesundheit daraus trinken und Euch erinnern, was Ihr uns getan."

„Und noch etwas hab' ich da, ein Amulett. St. Barbara ist darauf gestickt, die Patronin für Kriegsgefahr, und allerlei hochgeweihte Sachen drin. Der Prälat hat mir erzählt, welch gefährliche Ritte Ihr machen müßt, darum nehmt dies heilig' Ding und tragt's zum Schutz."

„So viel, hochwürdige Frau," entgegnete der überraschte Frater, „hab' ich nicht verdient, ich will aber beides mit Dank nehmen. Das Becherlein könnt' hier einmal den Schweden in die Hände fallen und ist bei mir besser aufgehoben. Und das Amulett will ich tragen, St. Barbara und den guten Frauen von Amptenhusen zur Ehr', und gern einmal, wenn ich kann, dem Kloster noch besser dienen als im vorigen Herbst." —

Als es Tag geworden und matt die Wintersonne über die Allgäuer Berge in den Bodensee schaute, näherten sich unsere zwei Reiter bei Sernatingen dem schwäbischen Meer. Schon in Stockach hatten sie erfahren, daß ihnen ein Fähnlein

kaiserlicher Reiter unter Führung des Kapitänleutnants Onophrius Singer mit Gefangenen vorausreite, auf dem Weg nach Überlingen.

Der tapfere Kommandant des festen Städtchens Thengen im Hegau hatte die Nachhut der Schweden im Donautale überfallen und eine große Anzahl von Gefangenen gemacht, unter ihnen einige adelige Franzosen und Schweizer. Sie sollten über Überlingen nach Lindau gebracht, die Soldaten in die kaiserlichen und bayerischen Truppen gesteckt, die adeligen Herren aber gefangen gehalten werden, bis sie entweder das Lösegeld bezahlt hätten oder ausgewechselt würden.

Wo die Straße sich senkt, dem Seegestade zu, ging's durch einen Hohlweg, und die Truppe des Kapitänleutnants mußte in schwachen Kolonnen marschieren. Diese Gelegenheit benutzte einer der Franzosen, dem man sein Pferd gelassen hatte, zur Flucht.

Er sprengt im Galopp die Straße zurück, zwei Reiter hinter ihm drein. So stürmen alle drei dem Abt und seinem Begleiter entgegen.

Die Reiter holen den Flüchtling ein. Der eine fällt seinem Pferd in die Zügel, während der andere seinen Degen ziehen und den armen Mann durchbohren will.

Da fällt unser Frater, der den Augenblick erfaßt, mit seiner Pike dem wütenden Reitersmann so scharf unter den Degen, daß der beinahe der Hand seines Herrn entflogen wäre.

„Was will dieser junge, bartlose Gesell'?" schrie der kaiserliche Reiter.

„Ich will nicht, daß Ihr einen wehrlosen Mann tötet," sprach der Angeschrieene und setzte sich mit seiner Pike in regelrechte Position, falls der Reiter sich nicht zufrieden gäbe.

„Nimm Dich in acht, Kamerad," rief der zweite Reiter, der sich indes des Pferdes und seines Herrn völlig bemächtigt hatte, „der junge Mann hat Dir einen Gefallen getan, denn der Kapitän würde mit Dir ein Wort reden, das Dir an den

Hals ginge, wenn Du ihm dieses gute Beutestück, den Franzosen, niedergemacht hättest!"

Indes kam auch der Kapitänleutnant herangeritten. Er hatte in der Ferne noch den Vorgang beobachtet.

„Bindet den Franzosen zwischen Eure zwei Pferde," befahl er den Reitern. „Er soll jetzt laufen. Es war zu gutmütig von mir, ihm nur die Waffen zu nehmen und sein Pferd zu lassen. Aber ohne die Dazwischenkunft dieses jungen Reiters hätte der tolle Hans da mir den jungen Monsieur, der mir einige Tausend Taler wert ist, getötet. Ich dank' Euch, Fremdling. Ihr seid ein besonnener Mann. Wo kommt Ihr her?"

Jetzt nahte sich der Abt, zeigte seine Pässe und stellte sich und seinen Reitknecht vor.

„Das trifft sich ja ganz schön, Hochwürden," sprach der Offizier. „Ich gehe den gleichen Weg mit meinem Transport Schweden. Lindau ist auch mein Ziel. Wir können zusammenbleiben zu Eurer größern Sicherheit. Der Franzose, den meine Reiter da wegführen, ist ein Marquis von St. André. Der General Altringer muß mir ein gut Stück Geld geben, wenn er ihn zu gelegentlichem Auswechseln behalten will, wenn nicht, will ich dem Welschen die Rechnung selbst machen. Ich hab' dort vorn noch zwei reiche Basler, Tschudi heißen sie. Sie sollen den Spaß, mit den Schweden gemeinsame Sache gemacht zu haben, teuer bezahlen. Ich habe sie alle bei Tuttlingen erwischt."

Mit Dank nahm der Abt die Begleitung an. Sie ritten dem Haufen nach und hatten ihn bald eingeholt. Es war ein betrübender Anblick für die zwei Ordensleute, die gefangenen Krieger zu sehen: mit Blut bespritzt, von Wunden bedeckt, ganz ausgeraubt, viele ohne Schuhe und ohne Kopfbedeckung, schleppten sie sich schwankend zwischen den Reitern dahin.

Ein Korporal, ein schon älterer Soldat, den Arm in einer Schlinge tragend, konnte kaum mehr weiterkommen.

Tränen der Wut über seine Schwäche und sein Elend standen in seinen Augen.

Da ritt der Lienhard an den Kapitän heran und sprach: „Herr, wenn Ihr es erlaubt, will ich den alten Soldaten, der unter Schmerzen sich hinschleppt, auf meinen Gaul heben und neben ihm hergehen. Ich vermag es nicht zu sehen, daß ich junger Mensch reite, während der Verwundete kaum mehr gehen kann."

„Ihr seid ein frommer Klosterknecht, daß Ihr Mitleid habt mit dem alten Kerl, den's kränkt, daß er gefangen wurde. Weil Ihr mir so wacker den Franzosen erhalten, sei Euer barmherziger Wunsch erfüllt. Aber Euer Pferd könnt Ihr behalten. Ich lasse den alten Korporal auf den Gaul des Franzosen setzen. Aber Ihr, Klostermann, sorgt mir dafür, daß er nicht davonreitet."

„Reitet ruhig weiter, Herr Kommandant. Ich komme mit dem Verwundeten gleich nach," antwortete der Frater, der sich bereits aus dem Sattel geschwungen hatte, um dem müden Krieger auf das Pferd des Franzosen zu helfen, das einer der kaiserlichen Reiter neben dem seinigen am Zaum führte. „Ich stehe für ihn ein."

„Ihr habt da," meinte der Kapitänleutnant im Weiterreiten, „einen hübschen, wackern Knecht bei Euch, Herr Abt, der hätte das Zeug zu einem ebenso tapfern, wie frommen Soldaten. Ich will ihm in Überlingen noch ein paar Taler schenken für die Rettung des Marquis."

„Der nimmt für so was kein Geld," erwiderte der Abt. „Er ist zudem kein Knecht, sondern ein gebildeter Mönch."

Und nun erzählte der Prälat kurz den Lebenslauf seines Fraters, auch seine Verwendung als Kundschafter Äschers.

„Wenn dem so ist," rief erstaunt der Offizier, „so behalte ich meine Taler, aber den Degen des Franzosen, den der Bauer dort mit der Beute in seinem Karren führt, den soll Euer Frater von mir bekommen als Andenken. Und Ihr, Herr Abt, müßt ihn noch weiter ausstatten. Die kurze Pike,

die er führt, taugt nichts. Pikeniere kommen in dem jetzigen Krieg ganz ab. Piken sind nur noch für die Bauern."

„Ich hab' unter den Beutestücken, die ich mit meinen Reitern teilen muß und die ich nicht so verschenken darf, flotte schwedische Karabiner und Lederkoller für Reiter. Von denen kauft Ihr, hochwürdiger Herr, mir je ein Stück ab für Euern tapfern Frater, den Ihr nicht mehr so in Knechtsuniform mitnehmen dürft, der taugt in einen echten Reitersrock und für soldatische Bewaffnung."

Gerne ging Abt Georg auf den Vorschlag ein.

In Überlingen, wo alles überfüllt war von flüchtigem Landvolk und unsere Reisenden kaum eine Unterkunft fanden, blieben sie nur bis zum folgenden Morgen. Zu Schiff sollte die Reise weitergehen bis Lindau.

Auf dem gleichen Fahrzeug schiffte sich der Kapitänleutnant mit all seinen Reitern und Gefangenen ein.

Jetzt gab's Zeit, auf der langen Fahrt das schwäbische Meer hinauf die Beute zu teilen und den Frater zu einem richtigen Reisigen herauszustaffieren. Und als der sein Koller anhatte und den Degen des Franzosen um die Hüfte, die Sturmhaube auf seinem Lockenkopf, sprach der kaiserliche Offizier zum Prälaten: „'s ist schad drum, daß der kein Soldat ist, einen schönern Reiter hab' ich noch keinen gesehen. Doch, was nicht ist, kann noch werden. Unser Obergeneral in Schwaben, der Altringer, war auch nur ein armseliger Schreiber beim Bischof von Trient und ist heute einer der fürnehmsten kaiserlichen Generale und Graf von Lima." —

Lienhard hatte gestern schon in dem alten Korporal, den er auf des Franzosen Pferd nach Überlingen gebracht, einen „Landsmann" entdeckt. Er war ein Reichstäler aus dem „Hambe", daheim bekannt als der „lang' Franz". Des Reichstals verwiesen wegen leichtsinniger Streiche, hatte er sich anwerben lassen bei den Kaiserlichen und den Krieg in Norddeutschland unter dem Friedländer (Wallenstein) mitgemacht. Gefangen, wurde er unter die Schweden gesteckt und hatte

bisher bei ihnen gedient — und bereits über 15 Jahre schon im jetzigen Kriege zugebracht.

Bei ihm saß nun der Frater auf der ganzen Fahrt das schwäbische Meer hinauf und lauschte seinen zahllosen Geschichten aus dem Kriegsleben, bis die Türme von Deutsch-Venedig, wie Lindau damals noch hieß, aus der Flut auftauchten und alles sich rüstete zum Verlassen des Schiffes.

Der Begleiter des Abts erbat von diesem noch ein Stück Geld für den verwundeten Korporal, der ihm zum Abschied zurief: „Vergelt's Gott, Landsmann, und behüt Dich Gott. Ich komme, wenn meine Wunden heil, wieder in die kaiserliche Reiterei, und dann sehen wir uns vielleicht wieder einmal, sei's im Krieg oder im Frieden, daheim im Kinzigtal; denn die Zeit meiner Verbannung aus dem Reichstal ist längst um, und einen alten Soldaten müssen auch die Hambacher ehren, wenn er Geld bringt, und das will ich mir wieder machen. Jetzt ist Hab und Gut zum Teufel. Behüt Dich Gott!" —

Die Reise des Abts nach Lindau war umsonst gewesen. Beim Obristen König waren noch andere Bittsteller. Beamte des schwäbischen Kreises und der Kommandant von Konstanz wollten auch Sukkurs. Allen wurde er abgeschlagen. Der Horn war in Kempten angekommen, und man konnte Lindau nicht schwächen.

Unsere Villinger ritten mit diesem traurigen Bescheid schon am gleichen Tage wieder ab. Spät am Abend kamen sie nach dem Kloster Hofen[1], wo sie nächtigten und den bekannten Schriftsteller P. Buzelin als Prior trafen.

In Überlingen, wohin sie zurückritten, sollte und wollte der Abt die Ereignisse in Villingen abwarten. Unseres Fraters Aufgabe aber war es, dem Obristleutnant Äscher Kunde zu bringen, daß kein Entsatz zu hoffen wäre.

---

[1] Heutige Sommerresidenz des Königs von Württemberg bei Friedrichshafen.

8.

Die Württemberger hatten nicht gesäumt, ihre Drohung, die Stadt zu belagern, auszuführen. Der Obrist Rau rückte schon am 11. Januar vor das Bickentor und bemächtigte sich, von einem dicken Nebel begünstigt, der Kapelle vor demselben und der Bickenmühle.

Die Besatzung vertrieb ihn wieder daraus und steckte die Gebäude in Brand.

Jetzt errichtete der feindliche Obrist vor dem Tor einige Batterien und beschoß vier Tage lang die Stadt aus 12 Geschützen mit Granaten und glühenden Kugeln.

Schon lagen die Stadtmauern zu beiden Seiten des Tores in Trümmern und die Gemüter der Bürger ebenfalls darnieder. Sie sprachen vom Akkordieren. Aber Äscher hielt die Aufregung nieder und belebte den Mut der Belagerten durch tägliche, glückliche Ausfälle.

In diesen Tagen nahte sich unser Lienhard der Stadt. Er war ohne ein ander schriftlich Zeichen, als den Paß von Äscher, von Überlingen nach Amptenhusen geritten. Dort kleidete er sich in das Gewand eines Bauern und ging zu Fuß der bedrohten Stadt zu, um Gelegenheit zu finden, hineinzugelangen.

Über Donaueschingen hinausgekommen, war Vorsicht nötig; denn die Württemberger streiften nach allen Winden aus.

Unbehelligt kam er gegen Abend nach Beckhofen, wie die Klosterhöfe an der Brigach, eine gute Stunde unter Villingen, hießen. Alles war geflohen; Totenstille in Haus und Flur. In der Klostermühle allein stieß der Frater auf einen Knecht, der ihm erzählte, alle Bauern mit Weib und Kind, fahrender Habe und Vieh seien teils nach Villingen, teils weiter geflohen hinüber ins Bregtal. Er sei nur ab und zu da, um zu schauen, wie es stehe, und Bericht zu bringen den Flüchtlingen im Bregtal drüben.

Der Frater hatte sich zu erkennen gegeben und dem

Knecht alles mitgeteilt. Da er hörte, die Württemberger seien erst einmal hierhergekommen, um Heu zu holen, und die Villinger kämen oft mit Waffen vor die Tore, so beschloß er, sein Standquartier in Beckhofen zu nehmen und von da aus alltäglich in die Nähe der Stadt zu streifen, um bei einem Ausfall den Villingern sich anschließen zu können.

Es war am dritten Tage seiner Ankunft, als er ins „Zollers Wäldle", südlich der Stadt, im dichtesten Dickicht von Fichten stand und auf die Stadt hinüber sah, die von der Waldseite aus nur leicht zerniert war.

Da hörte er auf dem schmalen Waldweg, der gen Vöhrenbach hinzog, Stimmen und Pferdegetrab. Er spähte scharf aus seinem Versteck und bald sah er sechs feindliche Lanzenreiter am Waldsaum hinziehen und angesichts der Stadt halt machen. Es war ein Kornett mit einem Pikett, das ausgeritten war, um zu kundschaften, ob nicht von Freiburg her kaiserliche Truppen zum Entsatz kämen.

„Wenn wir nur einmal in dem verfluchten Nest da drunten lägen," hub der Führer an. „Die Belagerung bei dem Hundewetter hab' ich satt. Bald Kälte, daß man am Gaul anfriert, bald Schneesturm, daß man keine zehn Schritte vor sich hinsieht."

„Die Musketiere und Pikeniere scheinen auch genug zu haben," antwortete ein Reiter, „denn diesen Morgen sind einige hundert davongelaufen, gesunde und kranke."

„Weiß schon," murrte der Kornett. „Als ich die Ordre holte beim Obrist, sprach er davon, er könne keinen Sturm wagen, er habe kein Fußvolk mehr. Und wenn die Kerle weiter so ausreißen, muß und will er die Belagerung aufheben."

Der im Dickicht hatte genug gehört. Die Reiter zogen der Stadt zu. Sie kamen gerade recht; denn eben waren die Belagerten ausgefallen zum Franziskaner- oder Riedtor heraus, und es gab Leben in der hier schwach besetzten Belagerungslinie.

Bürger, Bauern und Soldaten stürmten auf die Württemberger ein und trieben sie zurück. Jetzt wurde es drüben im Brigtal plötzlich lebendig. Es waren Bauern, die auf Karren Heu und Früchte in die Stadt bringen wollten, und zu denen, nach Verabredung, die Besatzung ausfallen sollte.

Es gelang. Die Übermacht war zu groß. Die Württemberger flohen oder wurden niedergemacht. Bei den anderen Toren waren ebenfalls zum Schein Ausfälle gemacht worden, und von den Mauern knallten die Hakenbüchsen und Falkaunen, um das Gros des Feindes zu beschäftigen und abzulenken.

Jetzt galt's für den Mann in des Zollers Wäldle, zu handeln, wenn er in die Stadt wollte. Er bindet das weiße Tuch, in welches die Küchenschwester Kleopha im Kloster Amptenhusen ihm allerlei Eßwaren mit auf den Weg gegeben, an seinen Stock und rennt bergab den Bauern und den Villingern zu. Diese waren so emsig beschäftigt, möglichst schnell ihre Wagen zum Tor hineinzubringen, daß sie des Fremdlings nicht achteten, bis er bei ihnen eintraf, sein Tuch vom Stock riß, diesen in einen Heuwagen steckte und mutig mithalf, die Wagen schneller vorwärts zu bringen.

Ein Bauer neben ihm rief nur: „Wo kommst denn Du her, ein so junger Kerl und ohne Wehr?"

„Ich bin von Villingen, komme vom Bodensee her und möcht' mit Euch in die Stadt, habe Botschaft an den Kommandanten."

Erst innerhalb des Tores erkannte ihn der Klosterknecht Georg, welcher bewaffnet den Ausfall mitgemacht und der den Frater begleitet hatte, als er die Herden von Amptenhusen holte.

Jetzt machte sich alles um ihn herum; denn die Villinger wußten männiglich, daß er mit dem Abt fort sei, um Entsatz zu holen.

„Kommen Kaiserliche?" fragten die Bürger. „Bringt Ihr gute Botschaft mit?"

„Die Kaiserlichen kommen nicht, aber wir brauchen sie auch nicht. Ich habe droben in Zollers Wäldle einen württembergischen Streifposten abgehorcht und dabei erfahren, daß ihr Obrist abziehen will, weil ihm sein Volk scharenweise davonläuft."

„Hurra!" riefen jetzt die Bürger und Soldaten und lobten den wackeren Frater, der davoneilte, um dem Obristleutnant Meldung zu machen.

„Der junge Klostermann," sprach der Rottmeister Hans Stör, der Kürschner, „ist ein wahrer Nothelfer. Schon einmal, als der Rat mit den verfluchten Böblingern[1] akkordieren wollte, ist er plötzlich von Breisach dahergeritten mit der Meldung, daß kaiserliche Soldaten kämen. Und jetzt bringt er in einem Augenblick, wo die Stadtmauern schon Lücken haben, wieder guten Bericht."

„Und mich freut's doppelt, denn er ist mein Landsmann, der Lienhard, und wie ich von Hasle," fiel der Naglermeister Rahm ein.

„Aber jetzt wieder tüchtig auf die Mauern und Türme," kommandierte der kaiserliche Leutnant, der den Ausfall geleitet, „wenn der Württemberger doch bald abzieht, ist unsere Mühe belohnt."

Der Stadtkommandant war eben von der Bresche am Bickentor zurückgekehrt, nachdem er ihre provisorische Verrammelung angeordnet hatte, als ihm die Ordonnanz meldete, ein junger Bauer wünsche ihn zu sprechen, er habe Botschaft von Lindau.

„Das ist ja unser Frater," rief Ascher dem Eintretenden entgegen. „Aber wie seid Ihr denn in die Stadt gekommen?"

Bruder Leo erzählte, wie er seinen Einzug durchs Riedtor bewerkstelligt, und der Obristleutnant fragte weiter:

„Und nun, was habt Ihr für Botschaft? Kommt der Obrist König mit seinem Regiment? Habt Ihr keinen Brief?"

[1] Alter Spottname für Württemberger.

„Einen Brief hab' ich nicht, Herr Kommandant, hätt' auch keinen mitgenommen; denn wenn ich erwischt worden wäre, hätten die Württemberger erfahren, daß kein Entsatz kommt."

„Zum Teufel — kein Entsatz? Ich kann ja die Villinger kaum mehr halten. Sie wollen akkordieren."

„Die Lindauer fürchten die Schweden, so unter Horn bei Kempten liegen, und lassen den Obristen König nicht fort. Aber wir brauchen ihn hier auch nicht," gab der Frater zurück.

Und nun erzählte er, was wir wissen, vom Abzug der Belagerer.

„Ihr seid doch ein famoser Kerl, Frater. Euch schickt man nirgends umsonst hin. Wenn Ihr nicht Mönch wäret, ich würd' Euch zum Leutnant und zu meinem Adjutanten machen. Das ist ja prächtig, was Ihr erlauscht habt. Jetzt hat's gute Weile."

Lienhard bestellte nun noch Grüße vom Kapitänleutnant Singer und erzählte, wie und wo er mit diesem Offizier zusammengekommen sei, schwieg aber von dem Vorgang mit dem Marquis und dem Degen, welchen er dabei erhalten.

Äscher entließ mit vielem Dank und Lob den Kundschafter in sein Kloster, wo er sich jetzt erholen möge. Wenn die Württemberger einmal abgezogen wären, dann könne er über Amptenhusen, wo seine Habe noch sei, an den See reiten und den Abt holen. —

Wie der Lienhard im Wäldchen es erlauscht, so geschah es. Nach einigen Tagen, am 24. Januar, hob Obrist Rau die Belagerung auf und zog sich auf die nächstgelegenen württembergischen Dörfer zurück. Aber täglich streiften seine Leute im Gebiete der Stadt, um Zufuhr abzuschneiden oder abzufangen und katholische Dörfer, die sie bisher geschont, niederzubrennen.

Hinter ihren Mauern aber waren die Villinger jetzt un-

behelligt, wenn auch überall in der Stadt Schmalhans Küchenmeister war, und sie konnten im Jahre 1633 am 5. Februar in Ruhe ihren Agatha-Tag feiern.

Seitdem, 1271, durch einen feurigen Ballon, der zum Niedertor hereinflog, die Stadt niedergebrannt war bis aufs Münster und das Franziskanerkloster, hatten die Bürger gelobt, alljährlich am Tage der heiligen Patronin gegen Feuersgefahr diese in jedem Hause besonders anzurufen. In jedem Stall, in jeder Küche und in jeder Stube wurden so viele Lichter angezündet, als in den betreffenden Räumen Menschen wohnten oder arbeiteten, und davor kniend gebetet, bis die Lichter auslöschten. Bei welchem Familienglied das Licht zuerst erlosch, das starb zuerst.

Die schöne Sitte existierte in Villingen bis vor wenig Jahren noch; jetzt begnügen sich die Leute mit dem Lichte der Aufklärung des 20. Jahrhunderts.

Unser Frater betete an jenem Agatha-Tag im Stall mit den Knechten, in der Klosterküche mit den Brüdern und im Refektorium mit den Patres, soweit diese anwesend waren. Natürlich hatte er sich gleich nach seiner Ankunft wieder in die Kukulle des Mönchs gesteckt und kümmerte sich nicht um die Vorgänge in der Stadt, solange der Kommandant ihm keine Ordre sandte.

Hatte Obrist König den Villingern nicht Luft machen können, so besorgte dies doch bald ein anderer kaiserlicher Obrist, Vitzthumb. Der kam mit seinem Regiment die Donau herauf, allerdings nur bis Tuttlingen, aber seine Annäherung genügte, daß die Württemberger ihre Stellung bei Villingen aufgaben und sich in nördlicher Richtung tiefer in den Schwarzwald zurückzogen.

Diese Gelegenheit benützte Äscher, um die herzoglichen Dörfer zu überfallen, zu plündern und einzuäschern. Selbst die Glocken auf den Kirchtürmen wurden mit fortgeführt, weil auch die Württemberger alle Glocken in katholischen Orten im Brigtal geraubt hatten.

Nach gänzlichem Abzug des Feindes schickte der Kommandant dem Frater Leo Bericht, jetzt wieder an den See zu reiten und den Abt zu holen.

Wie gekommen, so kehrte der Bote als Bauer nach Amptenhusen, aber als Arkebusier oder Bandelierreiter, wie die mit Karabiner bewaffneten Reiter hießen — nach Überlingen und Villingen zurück.

Drei Tage später ist er mit dem Prälaten wieder im Kloster. Dies geschah am 27. Februar 1633.

Als die Bürger auf der Niedertorwache den Frater diesmal als vollendeten Bandelierreiter einziehen sahen, meinte einer: „Ein so schöner Reiter ist noch keiner durch dies Tor gezogen." Und ein anderer: „Der stirbt nicht im Kloster zu Villingen, wenn die Kriegszeiten so fortgehen." —

Der Abt hatte kaum Zeit, sich nach den Trümmern umzuschauen, welche die Beschießung durch die Württemberger in Stadt und Mauern geschaffen, als eine neue Sendung ihn und seinen getreuen Frater abrief.

Bei den Franziskanern am Riedtor, wir wissen es bereits, wohnte der Kommandant. Dem machte der Prälat seine Aufwartung. „Ihr kommt mir gerade recht, Herr Abt, für eine geheime Sendung. Aber die Sache muß unter uns bleiben. Der Markgraf von Baden schickte mir gestern Befehl, sobald als möglich Villingen zu verlassen, um den Paß ins Waldkircher Tal bei Obersimonswald zu besetzen. Ihr müßt mir nun zum General Altringer reiten, der jetzt bei Überlingen liegen soll, und ihn, nicht in meinem, wohl aber in Euerm und der Stadt Namen bitten, daß er dem Markgrafen schreibe, von dem Befehl abzustehen, oder daß er selbst uns hier zu Hilfe komme."

„Dem Auftrage will ich mich gerne unterziehen, Herr Kommandant; denn es wäre der Stadt und mir ein großer Nachteil, wenn die kaiserliche Besatzung mit ihrem tapfern Führer jetzt abzöge und uns so die Württemberger wieder

auf den Hals lüde. Ich reite heute noch ab und suche den General Altringer, bis ich ihn finde."

„Ihr nehmt doch Euren Frater wieder mit, der mir vor einigen Tagen, wie Ihr wohl erfahren habt, so trefflichen Dienst leistete?"

Der Abt bejahte und erzählte, wie derselbe beim letzten Austritt zu einem Degen und zur vollen Ausrüstung eines Arkebusiers gekommen sei.

„Wenn der junge Mann nicht Mönch wäre und Ihr ihn nicht so gut brauchen könntet, ich würd' ihn Euch doch noch wegnehmen, wenn ich fort muß."

„Nun, Herr Obristleutnant, mein Frater und ich wollen jetzt reiten, damit Ihr bei uns bleibt und so nicht in Versuchung kommt, mir meinen braven Novizen wegzuschnappen." —

Wieder ritten die zwei zum Tor hinaus und in den Winter hinein.

„Jetzt glaub' ich bald, Frater," meinte der Abt, „daß auch ich in diesem Krieg verwildere. Immer unterwegs. Von Chorgebet und Ordensregel ist fast keine Rede mehr, und mit der Pistole im Halfter sitzt der Abt von St. Georgen meist im Sattel und reitet in der Welt umher."

Wieder ging's Amptenhusen zu, von dort aber zunächst nach Tuttlingen zum Obrist Vitzthumb. Unterwegs ward in Möhringen der dortige Amtmann und Badefreund Johann von Reischach besucht.

Vitzthumb sollte dem Abte noch Briefe an Altringer im Sinne seiner Mission mitgeben, was er um so lieber tat, als Altringers Generalfeldwachtmeister, Obrist Rudolf von Ossa, dem Vitzthumb bereits geschrieben hatte, den Äscher nicht im Stich zu lassen.

Aber in Tuttlingen vernahmen sie auch, daß der Obergeneral der kaiserlichen und bayerischen Truppen nicht bei Überlingen, sondern draußen im schwäbischen Allgäu, zwischen Waldsee und Memmingen sich befinde.

Unverdrossen reiten sie weiter. In Überlingen ist aber-

mals alles überfüllt von Landleuten und Soldaten. Alle Quartiere zum Erdrücken voll. Am folgenden Morgen durcheilen sie den Linzgau und kommen auf den Abend nach Ravensburg. Endlich am dritten Tage treffen sie vor Waldsee die Nachhut des Altringerschen Gewalthaufens unter Obrist von Ossa.

Von dem erfuhr der Abt, nachdem er ihm seines Weges Absicht verraten hatte, daß das Heer Altringers ganz in der Nähe in Schlachtordnung aufgestellt und der General dabei sei.

„Habt Ihr einen Bandelierreiter vom Äscher als Salvguardia bei Euch?" fragte der Obrist, den Begleiter des Abtes wohlgefällig musternd.

„Nein, Herr!" erwiderte der Abt, „es ist ein Frater meines Klosters, der meist mit mir auf Reisen geht, auch dem Herrn Äscher schon gedient hat und so nach und nach mein völlig militärischer Kompagnon geworden ist."

„Donnerwetter, Herr Abt, der sitzt stramm auf seinem Gaul und ist in sein Reiterkostüm wie gegossen! Keiner meiner Leutnants macht eine so schöne Figur. Wenn Ihr in Eurem Kloster lauter solche Fratres habt, kann Euch nichts Leids geschehen." —

Kaum vom Obrist weggeritten, sehen sie das Heer Altringers „wie eine schwarze Wolke" über den Feldern bei der Stadt Waldsee lagern.

Im Schloß der Truchsesse von Waldburg trifft der Abt den gesuchten General, der ihn freundlich empfängt und seine Botschaft anhört.

„Aber," sprach er, „ich bin jetzt auf vollem Marsche, muß mich mit meinen Obristen beraten und treffe diese erst in Leutkirch wieder. Zieht mit uns, Herr Abt, ich stelle Euch meinen Wagen zur Verfügung, und in Leutkirch sollt Ihr Bescheid bekommen."

Was blieb dem armen Prälaten anders übrig, als dankend ja zu sagen.

Wie staunte nach des Abts Rückkehr in die Herberge der

Frater, als es hieß, morgen weiterziehen mit der ganzen Armee. Und wie vieles hatte er erst zu schauen und zu mustern, als der Morgen kam und die Regimenter durch die Stadt zogen: Pikeniere, Hellebardiere, Musketiere, Artilleristen als Fußvolk, Lanzenreiter, Kürassiere, Arkebusiere und Dragoner als Reiterei und neben diesen noch als irreguläre Reiter die gefürchteten Kroaten.

Die nachfolgenden Weiber, Buben, Troßknechte, Marketender, Kommißmetzger, Sudelköche, Handwerker, Hausierer, Waibel und Steckenknechte gaben dem ganzen den Anschein einer Völkerwanderung.

Auf den Wagen des Generals verzichtete der Abt; denn sein Pferd wäre nicht lange ohne Reiter gewesen in diesem wilden Meere von Menschen. Und so ritten, als vor dem Städtchen draußen die Truppen sich teilten, die zwei Mönche mit dem rechten Heeresflügel unmittelbar vor dem Troß des Weges dahin.

Nur langsam bewegt sich der Gewalthaufe weiter. Es wird Abend, lange bevor sie das Städtchen Leutkirch erreichen. Wohin sie kommen in den Dörfern, ist jedes Haus übervoll von Soldaten. Endlich finden sie im Dorf Sonthofen bei einem greisen Bauersmann, der einen Sohn als Prior im Eremitenkloster zu Bonndorf auf dem Schwarzwald hat, ein Nachtquartier, aber ohne Bett und als Nahrung Wasser mit trockenem Brot.

Nachts kommen Reiter und begehren Einlaß. Mit guten Worten, und da sie den Frater für einen Kameraden halten, werden sie abgetrieben.

Mit Tagesanbruch aufbrechend, langen die zwei Villinger zeitig genug in Leutkirch an, um bald darauf zu vernehmen, daß sie den ganzen Ritt vom Schwarzwald bis herauf ins Allgäu zur Winterszeit umsonst gemacht hätten.

Altringer hält Kriegsrat. Alles ist gegen eine Expedition nach Villingen, um gegen die Württemberger zu operieren. So lange Horn in Bayern liege, so hieß es, ließe der Kur-

fürst, in dessen Namen Altringer kommandierte, seine Völker nicht aus dem eigenen Lande ziehen. Dem Markgrafen von Baden aber in seine Dispositionen eingreifen wolle und könne der kaiserlich-bayerische General nicht.

So bekam der Abt für seine Mühe nichts mit als einen Brief an die Villinger, recht standhaft zu sein, einen zweiten an den Kommandanten mit dem üblichen Bedauern und einen dritten als Schutzbrief für des Klosters Untertanen.

Auch zwei Dragoner gab ihm der Obergeneral noch mit auf den Rückweg bis zum nächsten Militärposten des Regiments König am Bodensee.

Unser Lienhard war unwillig über diese Begleiter, und schon im Dorf Gebratzhofen bestimmte er den Abt, sie mit einer Geldbelohnung zurückzuschicken, da es eine Schande für ihn, den Arkebusier, sei, und er im Notfalle auch leisten könne, was die zwei.

Überall trafen sie noch auf Altringers Nachtrab und auf den Troß, welch letzterer sich mit dem unterwegs in den Dörfern gemachten Raub beladen hatte, zur alten Beute hinzu.

Überall finden sie aber auch auf dem Weg über die Städte Wangen und Tettnang dem Bodensee zu alles verödet, die Dörfer verlassen, die Bewohner flüchtig in den Wäldern. Auf der ganzen Strecke begegneten ihnen nur vier Bauern.

„Herr Prälat," hub der Frater bei diesen furchtbaren Spuren des Kriegs unterwegs einmal zu reden an, „ich hab' mir in diesen Tagen, da wir mit dem Kriegsvolk zusammen waren oder, wie jetzt, seine Marschlinie durchreiten, schwere Gedanken gemacht. Ich darf sie Euch offenbaren und um Aufklärung bitten!"

„Wem soll eigentlich dieser Krieg Nutzen bringen? Die katholischen Stände kämpfen gegen die protestantischen, und die Zeche zahlt das arme Volk beider Konfessionen, die Bürger und noch mehr die Bauern. Ob katholisch oder

protestantisch, erbarmungslos wird das Landvolk ausgeraubt von den kaiserlichen Soldaten, wie von den Schweden. Nur die Offiziere und Soldaten haben Gewinn und Beute von diesem Krieg, sicher aber nicht die Religion, weder die katholische noch die protestantische. Und nun frage ich, warum leiden die, so am schuldlosesten sind, die Bauern und weiterhin die Bürger, so furchtbar und allein? Sie haben den Krieg weder verschuldet noch angefangen und tragen einzig seine Last, seine Not und sein Elend."

„Lieber Frater," entgegnete der Abt, „da fragt Ihr fast mehr, als ich Euch beantworten kann. Von jeher, das müßt Ihr auch noch aus Euern klassischen Studien wissen, haben die Völker gebüßt, was ihre Fürsten und die regierenden Herren überhaupt verschuldet haben. Und dies harte Gesetz geht durch alle Verhältnisse im Leben. Die Kinder leiden unter der Schuld des Vaters, und unser ganzes menschliches Elend haben wir von dem ersten Menschenpaar geerbt, ohne ihre Sünde geteilt zu haben. Selbst in der Tierwelt büßt die Herde die Schuld des schlechten Hirten."

„Aber gerade deshalb ist Gottes Sohn Mensch geworden und hat vorab dem armen, mühseligen und beladenen Volke sein Evangelium verkündet von einer andern, bessern Welt. Wenn diese Hoffnung nicht wäre, müßte der geplagte Bauersmann allüberall verzweifeln, besonders in unsern Tagen."

„Und erst dieser Krieg! Deutsche gegen Deutsche. Wie zerrissen ist unser armes Vaterland durch die Religionsspaltung und diesen Religionskrieg! So was an Zwietracht und Elend kennt die Weltgeschichte nicht. Und immer noch sieht man kein Ende. Niemand will an Frieden denken und Frieden machen. Die Fürsten wollen ihn nicht, weil keiner dem andern die Macht gönnt und alle gegen die kaiserliche Macht stehen. Die Soldaten und ihre Führer, hoch und nieder, wollen ihn nicht, weil sie allein noch was haben und essen, trinken und rauben, während das Volk hungert, ausgeraubt und verelendet ist."

„Gott im Himmel muß doch bald ein Erbarmen haben über unser armes Volk."

„Aber wenn man sieht, wie sein Gebot verhöhnt wird und wie in der langen Kriegszeit alles verwildert ist in Glaube und Sitte, nicht bloß in den Feldlagern, auch im Volke, so muß man an Gottes Strafgericht glauben, und daß er seine Zuchtrute nicht so bald wegnehmen wird."

„Wir selbst, lieber Frater, verwildern, wie ich schon wiederholt gesagt, in diesem Krieg. Klosterleute sollen wir sein, sind aber Vagabunden geworden, die ruhelos hin und her reiten. Und selbst zu Hause, wer mag da den rechten Geist eines Ordensmannes gewinnen in diesem ewigen Lärm und Tumult einer vom Feinde stets bedrohten Stadt?"

Der Frater schwieg einige Zeit und sprach dann: „Ich dank' Euch, gnädiger Herr, für die Belehrung. Daß auch Ihr nicht in die Geheimnisse der Weltregierung schauen könnt, tröstet mich, und ich will fortan meinen Zweifeln entsagen und bei Betrachtung all des Elendes, das über dem armen Volke liegt, denken: ‚Gott weiß, warum; ich brauch's nicht zu wissen.'" — —

Nach vielen Mühsalen über Schneefelder kamen die zwei geistlichen Reiter wieder ungefährdet vor die Tore von Villingen.

Die Briefe vom Altringer brachten keinen Trost, aber man bedurfte für jetzt auch keinen. Der Feind ließ sich nicht mehr sehen. Auch die Besetzung des Passes von Obersimonswald wurde, weil unnötig, zurückgenommen. —

Die Frühjahrssonne des Jahres 1633 hatte kaum den vielen Schnee weggeleckt, als die Villinger am 28. April ihre Tore öffneten und in feierlicher Dankprozession um ihre Mauern zogen.

Beim Obristleutnant fand nachher große Tafel statt mit zeitgemäßem, vielem Trinken. Auch der Abt ist geladen mit dem ausdrücklichen Wunsch, den Frater mitzubringen. Die zwei Bürgermeister und einige vom Rat sind ebenfalls Gäste

des Kommandanten, der heute auch einen interessanten Gefangenen an seinen Tisch zog, einen Schlachtenbummler im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Reiter des Kapitänleutnants Tanner hatten bei einer Streifpartie den Mann aufgegriffen und in die Stadt gebracht, einen Herrn Kasimir von Wamboldt von Umstadt in Hessen, ein „gelehrtes Haus, das den Soldaten nachzog, von Ketzerei angesteckt und ein kurioser Kauz."

Sämtliche Offiziere der Garnison bildeten noch weiter die Korona an der Tafel.

Als der Obristleutnant, wie bei den Soldaten jener Zeit üblich, zuviel hatte, stieß er mit dem Frater Leo an und sprach: „Ich trink' Euch zu, wackerer Klosterbruder, auf die Gesundheit Eures Abtes, der mich nächstens verklagen wird."

Der Prälat merkte den Hieb und sagte lächelnd: „Herr Kommandant, das Gewissen drückt Euch, ich weiß schon warum — weil in meiner Abwesenheit Eure Soldaten meinen Untertanen in Rothenzimmern die Pferde geraubt haben und weil Ihr wißt, daß ich einen Schutzbrief für die Klosteruntertanen vom General Altringer mitgebracht habe. Ich bin aber überzeugt, daß ich die Pferde durch Euern Machtspruch wieder bekomme."

„Ihr habt's erraten, Hochwürden, ich wollt' mit meinem Trinken auf Euer Wohl Euern Vorwürfen zuvorkommen. Doch die Pferde kann ich nicht mehr beschaffen. Die Beute gehört nach Kriegsrecht den Soldaten, die sie machen, und meine Reiter können in Dörfern, wo Klosterbauern und herzogliche beisammen wohnen, die katholischen nicht unterscheiden, und lang fragen können sie nicht; es muß gar schnell gehen bei so einer Streifpartie."

„Es ist traurig genug," erwiderte der Abt, „daß in diesem Krieg unsere Bauern von Freund und Feind ausgesogen werden. Ich will den Reitern gerne die gestohlenen Rosse mit einigem Geld auslösen, aber meine Bauern müssen sie

wieder haben. Es waren gestern schon einige von ihnen hier und haben bei mir Klage geführt."

„Die Gäule auslösen, das ginge eher. Kapitänleutnant Tanner, was meint Ihr dazu?"

„Ich," entgegnete der Angeredete, der neben dem Kommandanten saß, „ich würde dem Herrn Prälaten raten, sein Geld zu behalten; denn die Bauern sind keine Stunde sicher, daß sie die Gäule nicht wieder verlieren. Holen sie unsere Reiter nicht, so holt sie der Schwed oder der Württemberger oder die Franzosen, die dieser Tage zu den letzteren gestoßen sind und auf ihrem Hermarsch schon das Kinzig- und Gutachtal gebrandschatzt haben."

„Ihr habt recht, Leutnant," rief Ascher, „der Hochwürdige behält sein Geld und unsere Arkebusiere und Kürassiere behalten die Rosse."

„Hab' mir's gedacht, so kommt's," entgegnete ernst der Abt. „Aber so war es zu allen Zeiten bei den Soldaten; schon ein römischer Dichter sagt: ‚Nulla fides pietasque viris, qui castra sequuntur.'"

„Wie heißt das?" riefen jetzt alle Offiziere, die um den Kommandanten und um den Abt saßen.

„Das sollt Ihr Herren nicht eher erfahren, als bis ich die Pferde meiner Bauern wieder habe."

„Fehl geschossen, Herr Abbas, ich hab's wohl gehört und kann's den Herren Offizieren sagen," spottete der von Wamboldt unten von der Tafel her.

„Wie heißt's," riefen die Offiziere.

„Soll ich's sagen, Herr Abt?" fragte der Umstädter.

„Nur gesagt, meiner Bauern Rosse bekomme ich doch nicht, darum sollen die Herren auch was hören."

„Es heißt: Treue und Frömmigkeit finden sich nicht in den Kriegslagern."

„So ist's auch," lachten die Offiziere.

„Diese Übersetzung," meinte Abt Georg, „ist milde und nicht gefährlich."

„Auf gut Deutsch, Ihr Herren," hub jetzt der weinselige Bürgermeister Freiburger, ein Jurist, an, „auf gut Deutsch heißt's: ‚Soldaten geben gestohlene Rosse nicht zurück.'"

„Bravo!" jubelten die Offiziere, „also hat der Herr Prälat selbst auf seine Rosse verzichtet."

„Und ich will den Herren noch ein lateinisch Sprichwort zitieren," rief der Wamboldt: „Bellum omnium pater — der Krieg ist aller Dinge Vater."

„Ja," bemerkte lächelnd der Abt, „er ist auch der Vater Eurer Gefangenschaft."

„Er ist aber auch der Vater des heutigen Mahles und der heutigen Prozession," meinte der Kapitän Störklin, ein tapferer Kriegsmann, in Neuenburg am Rhein daheim.

„Spaß beiseite, Hochwürden!" nahm jetzt Ascher das Wort, „meine Reiter werden bald keine Klosterbauern mehr plündern. Ich habe zweifache Ordre, sobald als möglich von hier abzuziehen. Der Markgraf verlangt's neuerdings und auch der Marschall von Schauenburg, welch letzterer von Waldshut her im Anzug ist. Die Erzherzogin[1] hat beiden strenge Befehle geschickt, den Breisgau vom Feinde zu säubern. Ich soll gen St. Blasien aufbrechen und mich dort mit dem Marschall verbinden. Zugleich hab' ich meine Bestallung als Obrist erhalten."

„Da gratulieren wir mit traurigem Herzen, Herr Obrist!" meinte der Abt. Und die Bürgermeister und die Räte stimmten dem bei und begannen nun mit dem Prälaten den Obristen zu bestürmen, alles zu versuchen, um bleiben zu können. Denn Villingen sei verloren, wenn er mit seinen Truppen abzöge; die Württemberger würden alsbald die Belagerung wieder aufnehmen, und noch seien die in Bresche gelegten Mauern nicht hergestellt.

„So ungern manche Bürger die Soldaten kommen sahen,"

---

[1] Claudia, Prinzessin von Toskana, die nach dem Tode ihres Mannes, des Erzherzogs Leopold V., Regentin im Breisgau war.

hub der Stadtschreiber Meyenberg, einer der einflußreichsten Leute im Rat und gut württembergisch, zu reden an, „so ungern werden sie hören, daß dieselben mit ihrem tapferen Führer uns verlassen wollen. Soldaten und Bürger haben Waffenbrüderschaft geschlossen in den vielen Kämpfen, welche beide auf und vor den Mauern mit dem Feinde bestanden haben."

„Ich lasse den Kapitän Störklin mit 200 Kriegsknechten als Kommandanten hier, und die Bürger und Bauern sind auch Soldaten. Beide haben sich so gut bewährt und das Kriegshandwerk so trefflich gelernt diesen Winter über, daß sie die Stadt halten, bis ich, im Notfall, wiederkomme," gab der Obrist zurück.

„Und dann habt Ihr noch zwei Männer in Eurer Mitte, die allein eine ganze Kompagnie wert sind — den Spitalverwalter Singer und den Frater Leo. Der Singer hat bei dem letzten Überfall auf die zwei Fähnlein des württembergischen Kapitäns Spitz wie ein Held gefochten, und er allein hat diesen Kapitän und seine Frau gefangen genommen. Und der Frater da vermöchte sicher gerade so viel, wenn er den Degen führen dürfte wie ein Soldat. Doch Not bricht Eisen und zieht schließlich auch einem Mönch den Degen aus der Scheide."

„Den Spitalverwalter müßt Ihr mehr zurückhalten, er ist zu tollkühn und geht zu scharf drauf los, den Frater aber soll der Abt mehr loslassen — dann habt Ihr Villinger zwei Helden, die keinen Feind fürchten."

„Und im Notfalle will ich, wie gesagt, mit meinen Soldaten zurückkommen, wenn meine Vorgesetzten es erlauben. Zu diesem Behuf schlage ich Euch vor, wenn ich abmarschiere, mit mir eine Gesandtschaft zum Marschall Schauenburg ziehen zu lassen und dies von ihm zu verlangen."

„Einverstanden," riefen Bürgermeister und Räte, „und der Herr Abt soll unser Gesandter sein."

Dieser sagte zu; denn in Villingen war er, wie wir wissen,

nicht gerne, wenn die Württemberger wieder nahten. Er erbat sich aber und erhielt auch als Begleiter zwei angesehene Bürger.

„Wenn meine Trompeter," schloß der Obrist, „in den nächsten Tagen das zweitemal Alarm blasen, so richtet Euch, Herr Abt, und reitet den Franziskanern zu, denn nach dem dritten Trompetenzeichen wird abgeritten."

So geschah es. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Mai zogen die Kaiserlichen ab zur größten Betrübnis der Villinger, die unter Tränen Abschied von den Soldaten nahmen und sie baten, doch bald wiederzukommen.

Sturm und Regen begleitete die Ausziehenden, unter ihnen der Abt und ein Klosterknecht. Der Frater Leo, so hatten die Bürgermeister sich vom Abte erbeten, sollte in Villingen bleiben und in allem dem „gemeinen Wesen" sich zur Verfügung stellen. —

Am folgenden Morgen beruft der neue Stadtkommandant Kapitän Störklin den Spitalverwalter Singer und den Klosterfrater in seine Wohnung, eröffnet ihnen, daß der abgezogene Obrist ihn nochmals besonders auf sie aufmerksam gemacht und ihm befohlen habe, sich mit ihnen ins Benehmen zu setzen.

„Den Spitalverwalter kenne ich längst," sprach der Kapitän, „er hat schon manchen Ausfall mitgemacht als kühner Reiter. Und von Euch, Frater, hab' ich schon oft gehört als tüchtigem Reiter und gutem Kundschafter."

„Wir wollen die Sache nun so verteilen. Ich führe das Kommando über die 200 Kriegsknechte und das Oberkommando über die Bürger und über die Bauern, die in der Stadt sind; Ihr aber, Verwalter, seid mein Leutnant bei der Bürgerschaft und der Klostermann bei den Bauern. So will ich's dem Rat heute zu wissen tun und dann allen waffenfähigen Männern in der Stadt."

„Solange der Feind nicht anrückt, nehmt Ihr, Frater, die Bauern mit vor die Stadt und besorgt die Wache bei

den Herden. Die Wiesen beginnen zu grünen, und in der Stadt ist Futternot, doppelte Not, weil die Bauern ihr Vieh mitgebracht haben, als sie bei uns aufgenommen wurden."

„Wir müssen, so oft es geht, täglich hinaus mit den Tieren. Da gilt es, klug zu sein und sich nicht überrumpeln zu lassen. Es gilt bei Überfällen mit dem Degen in der Hand Front zu machen, bis die Hirten das Vieh hinter den Stadtmauern in Sicherheit haben. Es ist dies ein Rückzug, der schwerer zu decken ist, als der von Kriegsleuten."

Schon am folgenden Tage trat unser Lienhard, wieder als flotter Arkebusier ausgestattet, seinen Dienst an. Am gleichen Tage war auch der Abt heimgekehrt. Schon in Löffingen war ein Ordonnanzreiter des Marschalls von Schauenburg bei Ascher eingetroffen mit einem Briefe, der ihn mahnte, seinen Zug zu beschleunigen und zugleich den Villingern seine Zusicherung zu geben, daß der Obrist nötigenfalls zurückkehre.

So war der Zweck der Sendung des Prälaten erreicht, und er ritt mit dieser Trostbotschaft wieder der geängstigten Stadt zu.

Eben war er mit seinem Reitknecht in das Weichbild derselben gekommen, als er auf ihrer Nordseite einen Kampf bemerkte. Die Württemberger hatten kaum erfahren, daß Ascher abgezogen sei, als sie der Stadt sich näherten und vor den Mauern höhnten.

Der Spitalverwalter Singer ließ sich das nicht lange gefallen; er machte einen Ausfall mit Bürgern, denen sich Soldaten anschlossen, vertrieb die Feinde, wagte sich aber zu tollkühn vor und wurde schwer verwundet. Er erlag dieser Verwundung einige Wochen später. Der tapferste Bürger war mit ihm fort.

Durch Singers Tapferkeit kam der Abt ungefährdet in die Stadt zurück, wo ihn die Kunde erwartete, das Klösterle in Rippoldsau und das Kloster in Amptenhusen seien von den Württembergern geplündert worden. —

Fast täglich zeigte sich fortan der Feind, aber die Villinger fürchteten ihn nicht. So oft er kam, zogen sie ihm mannhaft entgegen und verjagten ihn. Nächtliche Ausfälle, um Beute zu holen, vorab Vieh, gingen nebenher. Täglich kamen Landleute, Schutz suchend, in die Stadt, und wurden die Männer als Kriegsknechte aufgenommen und vereidigt.

Ins Feld aber zog jeden Morgen auf ungefährdeter Seite der Frater Leo mit den Bauern und den großen Herden, unermüdlich spähend und den kostbaren Schatz weit umreitend, um jede Gefahr zeitig zu merken. Daneben suchte er die Weinfuhren, welche von Furtwangen und Vöhrenbach den Wald herauf aus dem Breisgau kamen, sicher in die Stadt zu bringen. Es gelang immer.

Doch bald verging diese friedliche Arbeit. Der Herzog Eberhard von Württemberg, erbost über die steten Ausfälle der Villinger und die Brandschatzungen seiner Untertanen, beschloß, energischer vorzugehen und gab Befehl zur Belagerung der Stadt. Obrist Rau fordert erst zur Übergabe auf. Die Bürger versammeln sich wieder in der Franziskanerkirche und schwören einhellig, ihre Stadt zu verteidigen.

Äscher, sofort avertiert, schickt den Leutnant Tanner mit fünfzig Reitern. Dieser gebot alsbald, wer Pferde habe und tüchtig sei im Reiten, müsse sich seiner Truppe anschließen, sonst könne er nichts ausführen angesichts einer Belagerung, die Ausfälle erfordere.

Zwischen der Stadtmauer und dem Kloster lag der Klostergarten, in dem der Abt zur Sommerszeit allabendlich promenierte. Hier hatten ihn der Hauptmann Störklin und der Leutnant Tanner aufgesucht.

„Herr Abt," begann der Kapitän, „Ihr wißt ohne Zweifel schon, daß, außer der Aufforderung Rau's, in der letzten Nacht noch der Herzog Julius von Württemberg einen Trompeter in die Stadt gesandt und die Bürger zur Huldigung aufgefordert hat, weil die Krone Schweden die ganze Baar samt

Villingen ihm geschenkt habe für seine dieser Krone geleisteten Dienste."

„Jetzt haben wir es mit zwei Herren zu tun, mit dem Eberhard und mit seinem Vetter Julius. Einer wird dem andern Hilfe leisten, und die Not wird groß werden."

„Noch in der Nacht," entgegnete Abt Georg, „kam mein Advokat Dr. Steidlin ins Kloster und meldete mir den Vorfall. Es ist traurig, daß wildfremde Leute, wie der schwedische Kanzler Oxenstierna, in Deutschland Länder austeilen und Städte verschenken. Aber die Villinger werden jetzt nicht mehr über mich schimpfen, daß ich ihnen die Württemberger auf den Hals gehetzt hätte, nachdem der Oxenstierna ihnen selbst den Herzog zu ihrem Herrn gemacht hat. Sie müssen sich jetzt mit mir wehren, und das freut mich eigentlich. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Doch die Stadt hat dem Herzog tapfer abgesagt, und wir müssen jetzt zusammenstehen zur Abwehr. Was ist Euer Begehr, Ihr Herren? Ihr werdet mich zu allem bereit finden, was ich leisten kann."

„Wir verlangen, Herr Abt," nahm Leutnant Tanner das Wort, „Euere Klosterpferde zum Dienst und Euere Knechte und den Frater Leo als Kombattanten und Reiter; denn an solchen fehlt es uns vorab. In Furtwangen liegt eine große Sendung Salpeter für die Stadt zur Pulverbereitung, die muß noch herein, ehe der Württemberger vor den Mauern sitzt. Er hat sein schweres Geschütz noch in Rottweil, und diese Galgenfrist muß benutzt werden."

„Den Frater laß ich nicht gerne unter die Truppe in Reih und Glied. Aber es wird nicht anders gehen; die Not ist am Mann," entgegnete der Abt.

„Bah, Hochwürden," meinte der Leutnant, „keine Skrupel wegen des halbgeistlichen Fraters. In Breisach ist, ehe ich abritt, die Kunde eingetroffen, daß ein spanisches Heer, auf dem Weg nach den Niederlanden, aus Italien nach Deutschland kommt und uns hilft. Sein Kommandant ist der

Kardinal-Infant Ferdinand. Der Vortrab seines Heeres unter dem Herzog von Feria ist schon diesseits der Alpen. Wenn Kardinäle in den Krieg ziehen, darf's auch ein Frater. Reden wir also nicht mehr über den Punkt."

„Und nun hab' ich noch eine Kleinigkeit," sprach der Kapitän. „Draußen auf den Wiesen vor dem oberen Tor sind des Klosters Fischweiher. Die Bürger möchten sie noch ausfischen, ehe die Schwaben, die schon oft darin gefischt, es wieder tun. Ihr werdet nichts dagegen haben, Herr Abt, und den Villingern und meinen Soldaten auch einmal ein Fischessen gönnen in dieser harten Fastenzeit."

„Meinetwegen, die Villinger haben in letzter Zeit so wie so darin geholt, was sie bekommen konnten, und einige Bürger, die von einem Ausfall zurückkamen, machten mir letzthin zwei von meinen eigenen Fischen zum Präsent, wie zum Spott."

„Aber jetzt haben die Herren sicher noch etwas auf dem Herzen — einen Trunk aus dem Klosterkeller."

„Soldaten können immer trinken," riefen die beiden, „sie dürsten nach Taten und nach Wein, und wir versuchen gerne auch den Benediktinerwein. Er soll gut sein und eigenes Gewächs. Unsere Quartierherren, die Franziskaner, die müssen den ihrigen kaufen oder betteln, und da gibt's nicht immer den besten."

Der Prälat nahm die Offiziere mit in die Konventstube und ließ ihnen vom besten Hecklinger aufstellen, bis der Abend kam und die Betglocke mahnte zum Aufbruche aus der klösterlichen Stille. —

Andern Tags erschien schon frühe ein Korporal von Tanners Reitern, requirierte die Klosterpferde, die Knechte und den Frater und übte die Mannschaft fortan in bestimmten Stunden auf dem Marktplatz im Reiten, Fechten, Schießen und Manövrieren ein. Bürgerssöhne, Studenten und bessere Bauern, die in die Reiterei eingetreten, waren mit dabei, und bald hatte der Kapitänleutnant Tanner 200 flotte Reiter zu seiner Verfügung.

Glückliche Ausfälle wurden gemacht, die Salpeterwagen und andere Vorräte hereingeschafft, und alles ist guten Mutes in der Stadt, welche die Württemberger immer enger einzuschließen beginnen. Jeden Abend kommt der Frater Leo zum Abt und erzählt, was tagsüber vorgefallen.

Blutig und unglücklich ging es nur her am 3. Juli 1633, wo der Frater die Feuertaufe erst recht erhielt.

Die Villinger waren durch die siegreichen Gefechte gegen den Feind tollkühn geworden und wollten fast täglich vor die Tore hinaus. Ein Offizier Äschers, Butschlin, der eben erst mit 50 Mann zu Fuß eingerückt war, hatte abgeraten an diesem Tage; man müsse das Glück nicht forcieren, es sei ohnedies ein Unglückstag; er habe Morgenrot am Himmel beobachtet.

Die meisten folgten seinem Rat; einige Hundert Bürger und Bauern aber zogen, geführt von einem Wiener, einem Feldwebel, aus und fielen in einen Hinterhalt des Feindes, der meist aus Franzosen bestand oder, wie die Villinger sagten, aus „schwedischen Franzosen".

Von den Stadtmauern aus sah man, daß es „letz" gehe; aber die Offiziere und Soldaten gönnten es mehr oder weniger den tollkühnen Bürgern und Bauern und rührten sich nicht. Nur Kapitänleutnant Tanner kam ihnen mit 50 Reitern zu Hilfe, unter ihnen unser Lienhard. Umsonst, auch diese wurden geworfen, und mit überlegener Gewalt fiel der Feind über die Ausgefallenen her und machte viele nieder.

Nur des Fraters Tapferkeit hieb den Leutnant aus einem Angriff dreier französischer Reiter frei, von denen der eine, ein riesiger Geselle, den beiden Villingern nachjagte und den Offizier noch kurz vor dem Franziskanerkloster niedergemacht haben würde, wenn nicht der Klosterbruder ihm zuvorgekommen wäre und dem Franzosen einen tödlichen Stich beigebracht hätte.

Erst als die in der Stadt endlich zu Hilfe kamen, zog sich

der Feind zurück. Mehr als 150 Tote und Verwundete wurden hereingetragen, unter den ersteren auch einer der Studenten, Spech, der bei den Reitern eingetreten war.

Mit Bewunderung hatten Bürger und Soldaten von den Mauern aus zugeschaut, wie unser Frater mit dem riesigen Franzosen einige Zeit ritterlich gefochten und ihn dann zu Fall gebracht hatte. Am dankbarsten war ihm der Leutnant Tanner, der um so weniger gerne gefangen genommen oder gar getötet worden wäre, als er wenige Tage zuvor seine Hochzeit mit einer Villingerin gehalten hatte.

Dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen, war sicherer, grausamer Tod, wenn nicht ein glücklicher Zufall eintrat. So war auch einer der Reiter, die hinausgeritten, in Gefangenschaft geraten. Er hieß von seinem Gewerbe nur der „Hosenstricker". Im Lager der Feinde wurde ihm durch einen hessischen Soldaten, der früher als Gefangener nach Villingen eingebracht worden war und dem der Hosenstricker zur Flucht verholfen, diese ebenfalls ermöglicht. Er sah aber noch, wie gefangene Bürger an den Füßen in Kamine gehängt und zu Tod geräuchert wurden.

Ein Troßbub des Feindes war ertappt worden, da er eine Mühle vor der Stadt anzündete. Die Villinger verbrannten ihn vor dem Franziskanerkloster lebendigen Leibes. Der Bub war so trotzig im Tode, daß er, als der Holzstoß nicht recht brennen wollte, rief, er habe bei dem Mühlenbrand ein besseres Feuer angemacht. —

Als Herden- und Hirten-Kommandant hatte der Frater Leo jetzt eine neue schwierige Aufgabe. Das Gras für das liebe Vieh konnte nur durch Ausfälle unter seiner Leitung in die Stadt gebracht werden. Bei so gefährlicher Art des Holens wurde der Futtermangel bald empfindlich. Darum zogen jetzt auch Weiber und Mägde mit den Bewaffneten hinaus, wurden aber öfters überfallen, und manche büßten mit Tod oder Gefangenschaft eine friedliche Arbeit. Mehr denn einmal rettete nur die Schnellig-

keit seines Pferdes den ritterlichen Hirtenmeister vor dem gleichen Lose. —

Nach allen Seiten schrieben die Villinger um Sukkurs, aber es kam keiner. Der Feind wurde immer drohender. Droben am „Hubenloch" hatte jetzt der Herzog sein grobes Geschütz aufgestellt und wiederholte, ehe er zu bombardieren anfing, seine Aufforderung zur friedlichen Übergabe mit allen freiheitlichen Versprechungen.

Er wurde abgewiesen und schoß nun am 14. August in die Stadtmauer beim Riedtor bedenkliche Breschen und sandte in die Stadt selbst Granaten. Häuser wurden abgetragen und nächtlicherweile die Mauern mit dem Material repariert.

Aber Nachtwachen und Hunger hatten die Bürger erschöpft.

„Wenn jetzt nicht bald Hilfe kommt," berichtete eines Abends, von den Mauern kommend, der Frater dem Abt, „so geht der Feind zum Sturm über. Aber sie sollen nur kommen, die Württemberger und die schwedischen Franzosen, wir wollen sie mit blutigen Köpfen heimschicken."

„Die Hilfe kommt," sprach ernst der Abt; „der Kapitän Störklin hat mir eben sagen lassen, vor einer Stunde sei ein Reiter mit weißer Fahne bis an das Niedertor geritten, verfolgt vom Feinde. Eingelassen, habe er einen Brief gebracht vom Obrist König von Lindau mit der Meldung, Truppen des Herzogs von Feria seien auf dem direkten Marsch gen Villingen. Also Mut!"

„Das will ich gleich noch drüben am Obertor bekannt geben," sprach der Frater und eilte davon.

„Der Frater Leo," meinte der Abt, als der Reiter fort war, zum P. Bonaventura, „ist ein ganzer Soldat geworden. Man denkt gar nicht mehr daran, daß er ein Mönch sei, so hat man sich gewöhnt, ihn als Soldaten zu sehen. Er ist unermüdlich. Der Kommandant ist des Lobes voll über sein tapferes, umsichtiges Verhalten. Ruhelos sei er Tag und Nacht im Dienste bei nächtlichen Ausritten wie auf der Mauer,

wo er tagsüber beim Geschütz seinen Mann stelle. Zweimal schon habe ihn der Leutnant Tanner, dessen Kornett krank sei, zum Kornett ernennen wollen, er habe es aber abgelehnt unter Hinweis auf seinen Stand."

„Allen Soldaten gebe er ferner das Beispiel eines frommen Kriegsmannes. In den Wachstuben kniee er nieder, wenn die Angelusglocke von den Kirchen ertöne, und bete. Bei Soldaten, Bürgern und Bauern sei er gleich beliebt und heiße nur der ‚Münch'. Mit ihm wollten alle gehen bei Ausfällen, weil sie meinten, mehr Glück zu haben." —

Die Hoffnung auf Hilfe, welche alles neu belebt hatte, ging zu Schanden. Horn hatte durch eine Abteilung seines Kriegsvolks die zum Entsatz Villingens bestimmte Mannschaft Ferias bei Mülheim an der Donau geschlagen und zerstreut.

Der Herzog erneuerte sein Schießen aus alten und neuen Batterien und schritt am 8. September zum Sturm, nachdem eine nochmalige Aufforderung zur Übergabe trotzig von Bürgern und Soldaten abgewiesen worden war.

Der 8. September 1633 war ein Heldentag für Villingen. Ungebeugt durch die den ganzen Tag währende Beschießung, wuchs mit der Gefahr der Mut der Bürgerschaft und der Besatzung. Frauen und Knaben beteiligten sich an der Verteidigung. Alle hofften auf den Schutz der Mutter Gottes, deren Festtag ja war. Einer frommen Jungfrau in der Stadt, so hieß es, sei die Himmelskönigin erschienen und habe sie versichert, die Stadt werde unter ihrem mächtigen Schutze stehen.

Nachdem der Feind mehr denn 600 Kugeln in die Stadt geworfen, schritt er mit drei Regimentern am Nachmittag zum Sturm. Voran das „schottische Regiment", welches sich gegen Zusicherung der ersten Beute zum Vorantritt angeboten.

Der Angriff erfolgte an allen vier Toren. Am heftigsten tobte der Kampf am Riedtor. Zweimal erstieg der Feind die Mauern, zweimal ward er hinuntergeworfen. In den

vordersten Reihen kämpfte hier unser Frater. Das schottische Regiment verlor alle Offiziere und drei Vierteile seiner Soldaten.

Die Bauern, meist nur mit Hellebarden bewaffnet, kämpften wie Löwen. Die Weiber trugen Steine, heißes Wasser und selbst Bienenkörbe auf die Zinnen, um damit den Feind abzuwehren.

Als dieser nach Verlust von 800 Mann bei Einbruch der Nacht geschlagen abzog, bedauerten es viele Bauern, daß man nicht länger zu fechten hätte, denn „es wären ihnen und ihren Kolben noch zu wenig zuteil geworden".

Ermutigt durch des Feindes Abzug, ruft der Leutnant Tanner seinen Reitern am Riedtor zu: „Die Pferde holen, wir jagen dem Feinde nach. 's muß auch noch Beute geben für die schwere Arbeit des Tages!"

In den dunklen Abend hinein sausen bald darauf eine Anzahl Reiter, die am schnellsten sich beritten gemacht; ihnen voran der Leutnant und der Frater, um den Feind noch zu erreichen, ehe er in seinen Verschanzungen und unter dem Schutz der Batterien angelangt ist.

„Was regt sich dort drüben am Walde!" sprach der Leutnant, sein Pferd anhaltend; „ich sehe Windlichter dort aus ‚Zollers Wäldle', wo bisher kein Feind stand. Wollt Ihr dorthin reiten, Frater, mit zwei Reitern und Kundschaft holen, dieweil ich denen vor uns noch etwas abjage und die Musketiere und Bürger hinter uns die gefallenen Feinde ausziehen? Ihr nehmt doch nie eine Beute und versäumt drum nichts. Die Reiter bei Euch will ich aber schon schadlos halten, falls Ihr nicht selbst bessern Fang macht, als wir."

Freudig sprengte Lienhard mit seinen Gefährten von der Truppe weg und dem Wäldle zu. — Sie kamen nicht mehr zurück. Vergebens ging der Leutnant, als er von der Verfolgung zurückritt, mit einer neuen Patrouille an die Stelle, wohin er den Frater gesandt. Aber alles war totenstille in und um das Wäldchen.

Die Wächter am Tore spähten die ganze Nacht, ob nicht Reiter der Stadt sich näherten. Umsonst, der tapfere Frater und die zwei Reiter mit ihm waren und blieben verschwunden. —

Auf die Nachricht, daß Feria mit den Spaniern diesseits der Alpen sei, war der kaiserliche Feldmarschall Altringer aus Bayern nach Oberschwaben gezogen, um sich mit ihm zu vereinigen. Der schwedische Feldmarschall Horn, der Konstanz belagerte und von dem Vorgang in den kaiserlichen Lagern unterrichtet war, meldete dem Herzog von Weimar, der mit seinem Hauptfhaufen bei Donauwörth lag, und dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der im Elsaß stand, was vorging. Der letztere zog alsbald durch den Breisgau und das Höllental dem Bodensee und Bernhard von Weimar von der Donau weg Schwaben zu, um die Vereinigung der Kaiserlichen zu hindern.

Dem Pfalzgrafen vorauf war auch noch eine Kompagnie Reiter, die zum Regiment des Obristen Reinhold von Rosen und zum Weimarschen Heere zählte, den Schwarzwald heraufgeritten.

Diesen Reitern war der Lienhard und seine zwei Begleiter in die Hände gefallen.

9.

Die Kunde, daß der Schwed sich den süddeutschen Gebieten nähere, hatte schon im Sommer 1631 ihre Schatten bis an die Kinzig geworfen.

In der fürstenbergischen Herrschaft Haslach waren die Bauern auf den 6. Juni des genannten Jahres ins Städtle bestellt worden, mit „ausgelegter Wehr", um den Wachdienst zu ordnen.

Der damalige Herr von Hasle und dem Kinzigtal, Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg, stand als General-Feldwachtmeister in kaiserlichen Diensten und hatte zu dieser Heerschau seinem Amtmann Auftrag gegeben.

Es muß ein schönes Schauspiel gewesen sein, als die Buren um Hasle alle einrückten mit Sensen, Hellebarden, Piken, Musketen, selbst noch mit Armbrusten. Die Sturmhaube aber fehlte keinem.

Am stolzesten, wir wissen es aktenmäßig, zogen die Mühlenbacher daher; sie hatten einen „Pfeiffer“ und einen „Drummenschläger“ bei sich und eine Fahne.

Wenn heute die Landwehr irgendwo sich versammelt, denkt kein Mensch daran, den guten Leuten, die fürs Vaterland einen weiten Weg in die Stadt gemacht haben, einen Trunk von Staats wegen zu kredenzen.

Die Buren und Bürger, welche im Dreißigjährigen Krieg in Hasle an jenem Junitag ihre Wehrhaftigkeit zeigten, erhielten aus dem „landgräflichen Keller“ jeder eine Maß Wein, als die Revue, welche der Oberamtmann abnahm und bei der auch die Haslacher paradierten, vorüber war.

Eine Maß reichte aber in jenen Tagen einem Deutschen nicht, darum tranken sie weiter, die Mannen, im Rappen und im Kreuz und im Adler, bis sie tollkühn alle Schweden herbeiriefen, um ihnen die Kraft ihres Weines zu zeigen.

Die Mühlenbacher bekamen Streit mit ihrem eigenen Fähndrich, Hans Meßmer, nahmen ihm die Fahne, zerrissen sie und schlugen ihm den Federhut vom Kopfe.

Der Spaß kostete die rebellischen Landwehrleute 100 Reichstaler Strafe an die „Herrschaft“ und Beschaffung einer neuen Fahne und eines Federhuts für den Fahnenträger. Der herrschaftliche Wein war bezahlt.

Nach dieser Heerschau harrten die Kinzigtäler der Dinge, die da kommen sollten. Es ging noch Jahr und Tag, bis der Schwed kam, und friedlich saßen allabendlich im Rappen der Obervogt, der Pfarrherr, der Schulmeister und die bessern Bürger, die wir bereits kennen.

Eines Abends, es war im September 1632, brachten Bauern aus dem Obertal die Kunde, die Schweden kämen in hellen Haufen von Freudenstadt und von der Brenzebene her.

Der Oberamtmann befand sich schon im Rappen, und so kam die Schreckensbotschaft zuerst dorthin.

Der Schulmeister muß an die Tore eilen und sie schließen lassen, der Hochturmwächter ins Horn stoßen, damit die Bürger sich versammeln. Nachtwachen werden alsbald auf den Toren und Rundtürmen organisiert. Jammern und Wehklagen der Frauen geht durch alle Gassen. Wenige Augen schließen sich in jener Nacht vom 6. auf 7. September.

In der Nacht noch eilen Boten in die Täler, die Bauern zu alarmieren und die Bewaffneten in das Städtle zu bringen.

Basche Holl, der Wächter am obern Tor, horchte und schaute, von Bürgern umgeben, jede Sekunde zur Turmluke hinaus, ob er nicht die Hufe der Rosse höre oder die dunkle Wolke des Feindes sehe.

In all dem Getümmel und der Aufregung kam noch gegen Morgen ein Bote das Tal herauf und signalisierte die Schweden, die bereits vor Offenburg lägen, auch von unten her.

Schweden von allen Seiten, das war zu viel für die Haslacher.

In aller Frühe rückten etwa 100 Bauern an; die übrigen wollten zunächst die Dinge in ihren Dörfern abwarten.

Gegen Mittag kamen Reiter das Tal herunter. Einer ritt als Parlamentär vors obere Tor, begehrte Einlaß und zum Schultheißen geführt zu werden. Diesem eröffnet er, der Herzog Julius von Württemberg sei mit seiner Armee im Anzug und fordere die Stadt auf, sich unter schwedischen Schutz zu begeben unter Zusicherung der Freiheit der Religion, der Privilegien, des Archivs, der Befreiung von Besatzung und Bewilligung einer Sauvegarde. Widerstand nütze nichts. Feldmarschall Horn sei mit seinen Gewalthaufen ebenfalls bereits drunten an der Mündung des Tales angekommen. Husen habe sich dem Herzog schon auf dem Herwege ergeben.

Der Schultheiß berief mit der Rathausglocke Rat und Bürgerschaft, und eine Stunde später hielten die Württem-

berger ihren Einzug. Die Bauern wurden ungefährdet heimgeschickt, und die Bürger entwaffneten sich.

So waren die Haslacher im Nu württembergisch-schwedisch geworden ohne einen Schuß und ohne einen Schwertstreich.

Ein Teil der Armee ging gleich weiter Offenburg zu, um sich mit Horn zu vereinigen. Ein Regiment blieb einige Tage im Städtle im Quartier. Die Soldaten waren aber nicht lauter biedere Württemberger, sondern Landsknechte aus aller Herren Länder. Raub und Beute war, wie aller Kriegsleute in diesem Krieg, auch ihre Parole. Bald ging allenthalben Klage durch die ganze Bürgerschaft: „Dem einen ist man in sein' Keller kommen, nit allein seinen Wein hinweg gefiehrt und verkauft, sondern auch unnutzlich lassen laufen; dem anderen hat man seinen Kornkasten visitiert, denselben spoliert und genommen, was ihnen gefallen; dem Dritten hat man seine Truhen und Kästen aufgebrochen, daraus seine silberne Bächerlin oder andere Kleinotien genommen, welche sie von vil Jahren her von ihren Vorältern bekommen. Und auf der Gassen weder bey Tag noch Nacht ist Niemandt sicher gewest, dem einen hat man seinen Huot ab dem Kopf genommen, dem anderen seinen Mantel ab dem Leib gerissen, auch den Geistlichen, so sie zur Morgen friehe haben wöllen in die Kirchen gehn, seindt ihnen die Soldaten begegnet, tribuliert und spöttlich angeschrawen, geschmeht und gescholten; den Weibern haben sie die Hüet, Stürtz[1] und Schlayer, Mäntel und andere Sachen abgerissen."

In wenig Tagen war das ganze Tal schwedisch besetzt. Die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell mußten sich ergeben wie Hasle und Husen; Horn zog nach so getaner Arbeit dem Elsaß zu. Die Württemberger gingen wieder talaufwärts zurück. Unter dem Titel Sauvegarden blieben kleine Besatzungen in den Städten des Tales.

Der große Krieg tobte im folgenden Jahre in Bayern

---

[1] Eine Kopfbedeckung jener Zeit.

und Schwaben, der kleine im Breisgau und auf dem Schwarzwald.

Kommandant im Kinzigtal ist der schwedische Obrist Schaffelizki, der mit seinen Reitern zwischen Wolfach und Offenburg hin und her streift. Es gefällt ihm gut, sehr gut im Tale, vorab aber in Hasle.

Er wohnt jeweils im Amthaus, und erst neulich hat er dem Oberamtmann gesagt: „Es ist verdammt schön bei Euch. Ich will dem Feldmarschall schreiben, daß er mir bei unserm Reichskanzler Oxenstierna so was ausbittet wie die Herrschaft Haslach. Euer Graf hat sie ohnedies verwirkt als kaiserlicher General, und ich hab' noch kein Stück Land erhalten, wie so viele meiner Kameraden in unserer Armee. Ihr, Herr Fink, bleibt dann mein Amtmann und Obervogt und die Bauern sollen es gut haben unter meinem Regiment."

„Ja, Herr Obrist," erwiderte der Fürstenberger, „gut haben ist eine schwere Nuß für unsere Bauern. Sie sind vor Feind und Freund nicht sicher."

„Ich leg', wenn ich einmal hier Herr bin, von meinen Reitern so viel in die Stadt, daß sie die Dörfer ringsum wachend und wehrend durchstreifen können, und wer von ihnen meine Untertanen kränkt, den laß ich hängen. Item, mein Sinnen und Trachten bleibt die Herrschaft Hasle im Kinzigertal. Also, mein lieber Obervogt, Euch und den Bürgern von Hasle und den Bauern, so zur Herrschaft gehören, kann nichts Besseres widerfahren, als daß Ihr schaffelizkisch werdet."

Und so kam es. Wenige Monate nach dieser Unterredung, am 25. August 1633, schreibt der Obrist aus dem Breisgau an den Obervogt, Oxenstierna habe ihm die Herrschaft geschenkt und er werde demnächst zur Huldigung nach Hasle kommen. Im Weigerungsfalle hätten die Untertanen Tod und Plünderung zu erfahren.

Trübselig saß auf diese Botschaft hin die bekannte Gesellschaft am Abend im Rappen, und sorgenvoll sah alles der

nächsten Zukunft entgegen. Der Obervogt erzählte, daß er den Grafen Friedrich Rudolf nicht von dem Unglück benachrichtigen und um Rat fragen könne, er sei zu weit weg in Österreich. Er habe deshalb an des Grafen Bruder, Wratislaw, nach Meßkirch und an seinen Vetter Egon nach Heiligenberg Eilboten gesandt und angefragt, was er machen solle.

„Gewalt geht über Recht," meinte der Schultheiß. „Was wollen wir machen. Ringsum nichts als Schweden. Tod und Verheerung ist unser Los, wenn wir nicht huldigen. Ich werde deshalb der Bürgerschaft Unterwerfung empfehlen."

„Und ich," entgegnete der Obervogt, „ich fliehe, wenn vor dem Schweden keine Antwort von den beiden Grafen kommt. Drüben im Bad Griesbach, zwischen den Bergen des Renchtales, ist meine Familie schon. Dahin mach' auch ich mich."

„Wir Bürger," brach der Kaufmann und Rat Battier los, „wir müssen bleiben. Uns wird's nicht so leicht, Hab und Gut preiszugeben und davonzulaufen, wie den Herren. Drum bin ich auch dafür, daß wir huldigen."

„Nur nicht so spitzig, Herr Rat!" gab der Obervogt zurück. „Ich kann die Verantwortung meinem Herrn gegenüber nicht so leicht nehmen, wie Ihr, und so ist das beste, ich bleibe neutral und gehe."

„Wir aber können nicht die Neutralen spielen. Wir nehmen es Euch nicht übel, Herr Obervogt, wenn Ihr flieht, aber, wenn's später schief geht, werdet Ihr unsere Lage zu würdigen wissen, dem Grafen gegenüber" — entgegnete der Schultheiß.

„Ich bleibe einstweilen auch," äußerte der Pfarrer Ramsteiner. „Der Hirte gehört zur Herde."

„Ja, und der Obervogt zu den Bürgern," höhnte der Battier.

„Und ich," sprach jetzt auch der Schulmeister Andreas Mezger, „ich bleib' erst recht. Mir kann der Schwed zwar nichts nehmen, wenn ich fliehe, denn ich trage Hab und Gut

bei mir, und meine alten Stiefel haben mir die Württemberger letzthin schon mitgenommen. Aber ich bin Torschließer, und ein solcher darf sich erst zuletzt aus dem Staub machen."

So redeten die Männer hin und her und gingen frühzeitig und in ziemlicher Verstimmung auseinander. Am andern Morgen war der Oberamtmann fort — über die Berge in den Sauerbrunnen von Griesbach, einem durch den „Simplicissimus" des Schultheißen von Renchen, Hans Jakob Grimmelshausen († 1676), bekannten Rendezvous der Flüchtlinge jener Tage.

Schaffelizki wartete mehr denn zehn Tage in Geduld auf eine Antwort des Obervogts. Den Grund seines Schweigens mochte er sich denken. Aber gleichwohl betrachtete er die Herrschaft als die seinige. Am 8. September schreibt er aus dem Städtchen Herbolzheim im Breisgau und meldet, daß er am folgenden Tag selbst kommen und einen seiner Kapitäne mit einer Kompagnie Reiter mitbringen werde.

Er hoffe, die Tore offen zu finden, da seine Leute zugleich als Sauvegarde dienen würden, wenn, was demnächst der Fall, größere Harste schwedischer Truppen durchs Tal zögen.

Der Landschreiber, ein Vetter des flüchtigen Oberamtmanns, öffnet das Schreiben und bringt es dem Schultheißen, der alsbald den Rat und die Vierundzwanziger einruft.

„Was tun?" ruft Hans Engler, indes vorsichtiger geworden, den Bürgern zu. „Ich wollt' mir noch alles gefallen lassen, wenn der Schwed uns nur die Huldigung erließe. Immer kann dieser Feind nicht im deutschen Lande bleiben, und früher oder später kommen die Fürstenberger wieder, dann ist der Teufel los."

„Und wir Bürger müssen alle Suppen ausessen, welche die Herren uns kochen," meinte Hans Iselin, der Schmied und Vierundzwanziger.

„Ich weiß einen Rat," sprach bedächtig der Zimmermeister Michel Steiner, der eben erst das vom Grafen gestiftete Kapuzinerkloster gebaut hatte. „Der Pater Guardian

im Kloster ist ein sehr gescheiter Mann und gilt bei dem schwedischen Obristen sehr viel, weil die Kapuziner seit einem Jahre alle kranken Soldaten pflegen und beherbergen, die jener aus dem ganzen Tal ihnen zuschickt. Wir senden den Pater zum Schaffelizki, wenn er kommt, und der soll wegen des Nachlasses der Huldigung mit ihm paktieren."

„Einverstanden," riefen alle Versammelten, und alsbald begab sich der Schultheiß mit zwei Räten vors untere Tor hinaus ins Kapuzinerkloster.

Graf Christof, der vorige Herr im Tale, hatte dies Kloster zu errichten beschlossen, aber der Tod von der Hand seines Vetters Wilhelm von Fürstenberg hatte ihn daran verhindert. Sein Sohn Friedrich Rudolf nahm, wohl auch zur Sühne für manche Jugendverirrung, des Vaters Gelübde auf und gelobte, „eher kein gutes Hemd anzuziehen, als diesen Willen des Vaters nicht auszuführen".

Zu den Geldern, die er dazu bestimmte, gehörte auch der zehnte Pfennig vom Vermögen der wegen Hexerei verurteilten Personen. Es waren aber allein in den Jahren 1630 und 31 aus der Herrschaft sechs Hexen und drei Hexeriche hingerichtet worden. Unter den letztern Jörg Thoma, der Alte, auf der Pfaus, ein fast hundertjähriger Greis.

Eben waren die Zellen des Klosters mit acht Kapuzinern aus Freiburg bevölkert worden, als der Krieg sich ins Tal wälzte. —

Am 9. September 1633 gegen Abend kam Schaffelizki mit seiner Kompagnie vor dem untern Tore an und fand da zu seinem Empfang den Rat, die Geistlichkeit und viel Volk versammelt.

„Das lob' ich mir!" hub freundlich grüßend der Obrist an, „daß Ihr mich so gut aufnehmt. Soll der Stadt nicht zum Nachteil sein, einen schwedischen Obristen zum Herrn zu haben. Aber ich sehe den Obervogt nicht. Wo ist er?"

„Er mußte zu seiner Familie in den Sauerbrunnen nach Griesbach und läßt sich dem gnädigen Herrn empfehlen," antwortete der Landschreiber.

„Kann mir schon denken, was der Fuchs für Familienangelegenheiten hat," gab der Schwede zurück. „Es sind fürstenbergische. Aber laßt ihm sagen, wenn er nicht innerhalb drei Tagen hier ist, laß ich ihn drüben im Renchtal ausheben."

„Aber da seh' ich ja meinen alten Freund, den Pater Guardian," sprach Schaffelizki weiter, ritt zu dem Kapuziner hin und reichte ihm die Hand. „Der hält mir meine kranken Soldaten warm und pflegt sie wie ein rechter Christenmensch, obwohl sie meist Ketzer sind. Ich komme morgen in aller Frühe zu Euch, Pater! Für heut ist's zu spät zu einem Besuch."

„Aber ich, gnädiger Herr Obrist, möchte Euer Exzellenz heute abend noch eine Bitte vortragen," begann demütig sich verneigend der Kapuziner.

„Gerne will ich Euch anhören. Kommt nur mit ins Amthaus, wo mein Quartier bereit sein wird. Der Schultheiß hat wohl auch für meine Soldaten gesorgt bei den Bürgern."

„Es ist alles bereit für Euere Kompagnie, Herr Obrist. Die Offiziere liegen alle im Amthaus und die Reiter bei den Untertanen" — meldete der Angerufene. —

Bald war alles am Tor verschwunden bis auf den Wächter. In einem Zimmer des Amthauses parlierten der Obrist und P. Apollonius; so hieß der Guardian, der ein Freiburger war.

„Was ist Euer Begehr, Pater?" fing der Obrist an, nachdem er sich's bequem gemacht hatte in des Obervogts Stube. „Ich will Euch gerne gewähren, was in meiner Macht steht."

„In Euer Gnaden Macht stehen die zwei Dinge, die ich erbitte, Herr Obrist. Ich will sie gleich nennen, 's ist Kapuzinerart, nicht lange Umschweife zu machen. Ich bitte für die Bürgerschaft um Nachlaß der Huldigung und für den Obervogt um Frieden in seinem Sauerbrunnen."

„Teufel, das ist viel, brauner Mann! Doch laßt Euer Kapuzinersprüchlein hören."

„Nur Gottes Wort, mein Herr, währt ewig, nicht aber Eure Herrschaft über fürstenbergisches Land; Kriegszeiten sind für Soldaten Spielzeiten; heute Sieg, morgen Niederlage; heute rot, morgen tot; heute Herr der Landschaft Hasle, in kurzem nimmermehr. Die Kriegsobersten kommen und gehen, die Bürger müssen bleiben. Wenn sie Euch heute huldigen, kommt morgen der alte Herr und sieht sie scheel darob an. Euch kann es ja gleich sein, ob Huldigung oder nicht. Die Einkünfte sind Euch doch sicher, so lange Eure Soldaten unbesiegt im Tale liegen. Auch ist die Stadt erbötig, für den Nachlaß des Eides ein Extra-Douceur zu Euren Füßen zu legen."

„Und für den flüchtigen Obervogt bitte ich auch schön. Er hat mich nicht beauftragt, aber ich bin's ihm schuldig, für ihn einzustehen. Er hat viel getan für die Erbauung unseres Klosters, das ja Euch auch zugut kommt und mir Eure Gnade verdient hat, die ich jetzt ausnützen will."

„Was konnte der Obervogt Vernünftigeres tun, als wegzugehen, solange er keine Erlaubnis hatte, der Gewalt zu weichen und Euch die Herrschaft zu übergeben. Und diese Erlaubnis wird nie kommen. Die beiden Grafen, bei denen er angefragt, werden gar nicht oder nur ausweichend antworten."

„Ist der Bürger schlecht daran, wenn er einem abwesenden Herrn absagt, so ist's der Beamte dieses Herrn noch mehr. Also, Herr Obrist, habt ein Einsehen in die Lage der Bürger und des Obervogts, begnügt Euch mit dem Ertrag der Herrschaft und laßt im übrigen alles beim alten."

„Dies sind meine zwei Bitten, kapuzinerisch kurz und gut vorgebracht. Und nun bitte ich um gütige Entschuldigung und gnädige Gewährung. Wir Kapuziner wollen dann täglich des Herrn Obristen im Gebete gedenken, auf daß er ein langes, glückliches Leben habe und nach diesem Zeitlichen die ewige Seligkeit."

„Ihr verlangt gleich viel auf einmal, Pater, aber Ihr

habt Euer Sprüchlein gut gesagt," antwortete milder, als der Bittsteller es erwartete, der Obrist. „Ihr habt recht, die Herrschaft werde ich wohl nicht ewig behalten. Das Kriegsglück ist ein wechselnd Ding. Die Einkünfte kann ich leichter versorgen, als den Besitz der Landschaft bewahren. Ich will die Huldigung nachsehen gegen tausend Taler Lösegeld. Damit können die Haslacher sehr zufrieden sein. Mein Kamerad, der Kanoffski, hat in Freiburg die Huldigung verlangt und erhalten, und Freiburg ist eine andere Stadt als Hasle."

„Und auch den Obervogt will ich schonen, er mag kommen oder fortbleiben, er soll unbehelligt sein. Aber seinen Keller will ich mit meinen Offizieren strafen, solange wir da sind. Und nun geht, Pater, und meldet dem Schultheißen und dem Landschreiber meine Meinung."

Unter warmen Danksagungen und Segenswünschen schied der Pater Apollonius vom Schaffelizki, und Rat, Beamte und Bürger von Hasle atmeten leichter auf, als sie die gute Botschaft des Kapuziners erfuhren.

Der Obrist ließ am andern Morgen den Landschreiber und den Schultheißen vor sich kommen, schärfte ihnen für den Nachlaß der Huldigung um so größern tatsächlichen Gehorsam und Ablieferung der Zölle und Gefälle ein und verlangte für den folgenden Tag die fixierten Taler in klingender Münze. Mit dieser ritt er am vierten Tage wieder davon und dem Breisgau zu, seinen Kapitän mit den Reitern zurücklassend.

10.

Wieder saßen die Stammgäste im Rappen. Zu ihnen gesellte sich fortan regelmäßig der schwedische Kapitän, ein deutscher Protestant aus Sachsen, Jürgen Schulze. Er brachte neues Leben in die alte Gesellschaft durch die Erzählung seiner Erlebnisse und der Tagesneuigkeiten, die ihm allerlei Ordonnanzen, welche täglich talauf talab durchs Städtle ritten, zutrugen. Fürsichtig erzählte er aber nicht alles, was in den

letzten Tagen draußen sich zugetragen; die von Hasle erfuhren aber doch, daß der Obrist schon wenige Tage nach Antritt seiner Herrschaft von Horn, der vor Konstanz Haare gelassen hatte, in die Seegegend gerufen worden und mit seinem Regiment durch das Waldkircher Tal nach der Baar gezogen sei, daß die Schweden Freiburg verlassen und die Belagerung von Breisach aufgegeben hätten, weil Altringer und Feria mit 50 000 Mann in den Breisgau gekommen wären.

Auch das hatten die Bürger im Kinzigtal erfahren, daß die Kaiserlichen es den Untertanen nicht besser machen, als die Schweden, „daß sie das Land beiderseits des Rheins vil mehr verderbt und außgefressen als der Feind, insonderheit im Breisgaw auf dem gantzen Land alle Dörfer und Güeter, Matten, Gärten, auch wo sie in Quartieren gewesen, Alles verderbt und übel zugericht“.

Auf solche Nachricht hin war den Bürgern in Hasle und den Bauern im Tal der Schwed fast lieber, obwohl der auch nicht von Seide war, da jedem Reiter täglich, außer dem Quartier, ein Gulden Löhnung geleistet werden mußte und die Soldaten überdies bei den Bauern holten, was und so viel sie bekommen konnten. —

Eines Abends im Oktober erzählte Kapitän Schulze im Rappen, seine Dragoner hätten heute bei einem Patrouillenritt am Rorhardsberg einen alten, bäuerlich gekleideten Fremdling aufgegriffen und eingebracht, der vorgebe, ein Klosterknecht aus Villingen zu sein und im Auftrag seines Abtes eine Reise ins Elsaß machen wolle. Er, der Kapitän, traue dem verschmitzt aussehenden Alten nicht recht, vermute in ihm einen Spion und habe ihn einstweilen in den Rundturm beim „neuen Tor“ einsperren lassen.

Unten am Tisch, an welchem der schwedische Offizier das erzählte, saßen der Rappenwirt und Elsbeth, sein Weib, das nach getaner Arbeit, wie von jeher, auch zu den Gästen saß und ihnen gern zuhörte.

Da sie nun von einem Villinger Klosterknecht reden

hörten, sprachen sie alsbald: „Herr Rittmeister, wenn der Gefangene aus dem Kloster kommt, können mein Mann und ich leicht herausbringen, ob er die Wahrheit sagt; denn wir haben einen Sohn dort und kennen den Abt, sowie manchen Pater und Knecht."

„Ihr habt recht, Frau Wirtin," erwiderte der Offizier, „und es fällt mir jetzt ein, daß der Korporal mir meldete, der Kerl spreche von Bekannten, die er hier habe. Ich gab darauf nicht groß acht und befahl, ihn einstweilen die Nacht über zu internieren. Morgen soll er Euch vorgeführt werden."

„Was habt Ihr für Nachricht von Villingen, Bartlin?" fragte jetzt der Schultheiß den Rappenwirt. „Wie geht's dem Lienhard in dieser harten Zeit? Wie man hört, haben die Villinger viel mitgemacht."

„Hab' schon lange nichts mehr direkt von ihm gehört. Daß er freiwillig im Kloster blieb, wißt Ihr, und er hat wohl getan. Letzthin haben zwei Bauern aus dem Mühlenbach von ihm Grüße gebracht. Sie trafen ihn im Bregtal; er habe sie an der Tracht erkannt. Er kam von einem Dienstritt und erzählte den zweien, er sei viel auswärts und in und um Villingen ginge es her wie im Krieg."

„Jetzt wird er sein Gelüste am Reiten büßen können," meinte der Schultheiß weiter, „aber so lustig, wie damals im Sauerbrunnen, wird er wohl nimmer sein."

„Wenn ich nur nichts vom Krieg und vom Reiten hören müßte, wenn von unserem Lienhard die Rede ist," hub jetzt Frau Elsbeth an. „Ich wollt' lieber, er wäre einmal ein frommer Pater und tät' predigen und die Messe lesen, daß man auch noch diese Freude erleben könnt'!"

„Da müßt Ihr noch lange warten, Frau Wirtin," sagte scherzend der Kaufmann Arquin. „Jetzt braucht man Soldaten und keine Mönche. Seid froh, wenn die Schweden Euren Lienhard nicht einmal abfangen auf einem seiner Botenritte und ihn unter ihre Kriegsleute stecken."

„Seid still, Herr Arquin," entgegnete Frau Elsbeth,

„und malt mir den Teufel, der mich schon ohnedies mit ähnlichen Gedanken plagt, nicht an die Wand."

„Beruhigt Euch, Frau Wirtin," beschwichtigte der Kapitän, „wenn der Gefangene, den meine Leute heute abend eingebracht haben, ein Villinger Klosterknecht ist, so werdet Ihr bald das Neueste erfahren über Euren Sohn. Und wenn Ihr und der Rappenwirt den Mann als das anerkennt, wofür er sich ausgibt, so mag er laufen, wohin er will."

Der Morgen kam und mit ihm bald nach 8 Uhr ein Unteroffizier mit dem Gefangenen. Kaum hatte Bartlin Rupp ihn erblickt, als er ausrief: „Ei, das ist ja der Schwabenhans," und zum Korporal gewendet, „den dürft Ihr laufen lassen, es ist der Klosteroberknecht von Villingen. Nehmt einen Schoppen mit und laßt mir den Hannes da."

„Der Herr Rittmeister hat befohlen, wenn Ihr ihn kennt, so soll ich ihn seinen Weg ziehen lassen," antwortete der schwedische Reiter, ein guter Deutscher, setzte sich an einen Tisch und erwartete seinen Trunk.

Indes war auch Frau Elsbeth aus der Küche gekommen, hatte den wieder leichter atmenden Schwabenhans auch gegrüßt und gefragt: „Ja, wie seid Ihr denn da herunter und an den Rorhardsberg gekommen? Das ist doch der gewöhnliche Weg nicht von Villingen nach Hasle!"

„Der Herr Prälat wollte wissen, wie es im Elsaß aussieht und in St. Marx. Wir haben schon lange nichts mehr vom Prior vernommen, von andern Leuten aber gehört, der Rheingraf habe im Elsaß so wüst gehaust. Da meinte der gnädige Herr, ich sollte eine Wanderung dahin riskieren. Im Kinzigtal, das wußten wir, liegen Schweden und droben auf der Benzebene Württemberger. Ich hab' darum den Weg über den Rorhardsberg genommen und bin so diesen Herren da in die Hände gekommen. Voriges Jahr haben mich die Württemberger auch einmal gefangen, ich bin aber wieder losgekommen. Diesmal wär's schlimmer gegangen, wenn ich in Hasle nicht bekannt wäre."

„Aber jetzt nehmet Platz, Johannes,“ mahnte die Wirtin, „ich will Euch ein gehörig' Frühstück bringen und einen guten Trunk. Dann setz' ich mich zu Euch, und Ihr erzählt mir vom Kloster und von unserem Lienhard.“

„Ja, i weiß viel Neues, Frau,“ entgegnete der Hans, sich langsam auf einen Stuhl setzend. „I wollt', es wär' was Gut's.“

„Gut's gibt's heutzutag nichts,“ meinte Frau Elsbeth, der Küche zueilend.

Bartlin Rupp, der Wirt, hatte indes dem Schweden seinen Wein kredenzt und trat jetzt zum Schwabenhans und fragte: „Was macht Unserer im Kloster? Wie geht's dem Prälaten?“

„I hab' schon g'sagt, i weiß nichts Gut's, Rappenwirt,“ spricht abermals der befreite Klosterknecht. „Aber i will lieber damit warten, bis Eure Frau kommt, sonst muß i zwei Mal b'richten und ebbis Ungutes sagt man nit gern zwei Mal.“

Frau Elsbeth kam bald wieder, stellte dem Hannes eine Platte voll eingeschlagener Eier und Käs auf, ihr Mann brachte „z' Trinke“, und nun setzten sich beide zu dem alten Fuchs von Klosterknecht, der meinte, er wolle zuerst den ärgsten Hunger und Durst stillen, ehe er erzähle, denn die Schweden hätten ihm gestern abend nichts gegeben als die Rippenstöße, mit denen sie ihn in das Turmverlies beförderten.

Über der guten Atzung und dem guten Trunk taute der Alte bald wieder auf, und seine Fuchsnatur blinzelte in gewohnter Art unter seinen roten Haaren hervor.

„I weiß, wie g'sagt, nichts, was Euch freuen kann,“ fing er nach einiger Zeit an. „Euer Sohn ist nicht mehr im Kloster.“

„Jesus, Maria und Josef!“ rief erblassend Frau Elsbeth. „Wo ist er?“

„Gefangen, wahrscheinlich von den Schweden.“

„Was Ihr nit saget, Johannes!“ rief jetzt Bartlin, der

Vater, während die Mutter hellauf zu weinen anfing. „Um Gottes willen, erzählt weiter und macht's kurz."

„Der Lienhard oder, wie er jetzt heißt, der Frater Leo," so erzählte der Alte weiter, „ist in den letzten Jahren fast immer zu Pferde gewesen und hat, bald allein, bald mit dem Abt, allerlei auswärtige Geschäfte besorgt. Er hat auch die Belagerung mitgemacht und ist hernach mit den Villingern ausgefallen. Vom letzten Ausfall ist er nicht mehr zurückgekommen. Er und zwei Villinger Bürgerssöhne sind einem Licht am Waldesrand nachgeritten und seitdem verschwunden. Alles Suchen nach ihnen war vergebens."

„I sollte vom Rorhardsberg Freiburg zu, hab' den Weg verfehlt und bin von den Schweden gefangen worden. Der Herr Prälat hat also nit g'wußt, daß i hierher komme, sonst hätt' i g'wiß ein Briefle mitgebracht von ihm."

„Oh, mein Lienhard, was muß ich mit dir erleben!" jammerte die Mutter. „Lieber wär's mir, ich läg' unterm Boden, drunten auf dem Gottesacker, als daß ich erfahren hätte, was ich eben gehört."

„Tröstet Euch, Frau Wirtin," sprach jetzt der rote Hans weiter. „Der Frater ist jedenfalls lebendig bei den Schweden; denn so sie ihn getötet, hätte man ihn gefunden. Im schlimmsten Fall muß er sich bei ihnen als Soldat ‚unterhalten' lassen, und das ist für ihn kein Unglück, denn er ist ein Soldat mit Leib und Seel, und i glaub nit a mol, daß er's ungern hat, daß er gefangen worden. Im Kloster war er nie so gern, ausreiten und den Herrn spielen war ihm lieber."

„Mit dem Trost könnt Ihr uns vom Leib bleiben," fuhr mit Recht der Vater jetzt auf. „Wenn Ihr Verstand hättet, würdet Ihr nicht so was sagen, besonders nicht vor meiner Frau. Ich weiß nicht, seid Ihr so dumm oder so boshaft!"

Verlegen schwieg der Rote. Die Mutter aber jammerte: „Das fehlt' noch zu meinem Kummer, daß der Lienhard froh wär', gefangen und Soldat zu sein und dem Feinde des katholischen Glaubens dienen zu können. Nie und nimmer

glaub' ich das von meinem Sohn, sonst wär' er mir lieber tot liegen geblieben auf dem Feld vor Villingen. Und wenn Ihr, Hannes, ihn so hinstellen wollt, so wär's mir lieber, die Schweden hätten Euch uns gar nicht ins Haus gebracht."

„Gott aber helfe mir und meinem Mann, das Leid zu tragen. Es wird unser frühes Grab sein, wenn wir nichts mehr hören von unserm Lienhard."

Weinend ging sie hinauf in ihre Schlafstube; dort sank sie in Schmerz an ihrem Lager zusammen. —

Dem Schwabenhans war's nimmer wohl in dem Hause, in das er so viel Leid gebracht. Er bedankt sich kurz beim Wirt, der ihm keine Acht mehr gibt und wie versteinert am Fenster steht, und entfernt sich dem Elsaß zu. —

Bald war's bekannt im ganzen Städtle, des Rappenwirts Lienhard, der Münch, sei von den Schweden gefangen worden, und als am Abend die Stammgäste kamen, bildete die Familientrauer den Gegenstand der Rede.

Frau Elsbeth ließ sich nicht sehen. Sie saß bald weinend, bald die Tränen trocknend in der obern Stube, und hier suchten sie der Pfarrer Ramsteiner und Hans Engler, der Schultheiß, auf, um sie zu trösten.

„Nichts geschicht von ungefähr,
Von Gottes Hand kommt alles her" —

begann der Pfarrer. „Wer weiß, Frau Elsbeth, warum der liebe Gott es zugelassen und gefügt hat, daß Euer Sohn unter die Schweden gefallen ist. Aus jedem scheinbaren Unglück kann er ein Glück machen. Wir müssen darum nicht verzagen bei solchen Heimsuchungen, die später sich oft in ganz anderem Lichte zeigen. Sprecht, liebe Frau Elsbeth, aus christlichem Herzen: ‚Herr, Dein Wille geschehe', und gedenkt der Worte des hl. Apostels Paulus: ‚Demütigt Euch unter der gewaltigen Hand Gottes.' Diesen Spruch der hl. Schrift müssen wir Christen in dieser schweren Zeit täglich in unser Herz schreiben."

„Ja, Herr Pfarrer," meinte die gebeugte Mutter, „ich

wollte gern alles tragen, wenn er nur nicht bei den Schweden wäre und da als Soldat dienen müßte, der arme Bub, und helfen die katholische Religion verfolgen."

„Über den Punkt dürft Ihr Euch trösten," gab der Pfarrer zurück, „für die katholische Religion kämpfen auch die Kaiserlichen nicht. Und ich kehr' die Hand nicht um, ob schwedisch oder kaiserlich — was das Christentum betrifft. Und jetzt hat ja auch der König des ganz katholischen Frankreich sich zum Schwed geschlagen und hilft Deutschland ausrauben und in den Boden drücken. Und der Papst hat bis heute dem Franzosenkönig nicht abgeraten und noch weniger ihn in den Bann getan."

„Ja, und die Kaiserlichen," nahm jetzt der Schultheiß das Wort, „haben dieser Tage im Breisgau gegen die katholischen Bürger und Bauern gehaust ärger als der Schwed."

„Also, Frau Elsbeth, nicht verzagen," sprach der Pfarrer, ihr die Hand zum Abschied reichend. „Ich will für Euch beten, daß Ihr Mut bekommt und hofft, der liebe Gott werde es mit dem Lienhard noch zum Guten lenken. Betet recht andächtig zur schmerzhaften Mutter Gottes; in ihrem Leid ist Trost für alle und jede Leiden ihrer Kinder. Und ein Teil von Marias unsäglichem Schmerz ist jeder Mutter geblieben. Aber jede Mutter hat darum auch mehr Anrecht auf ihren Trost."

„Ich dank' Euch, Ihr Herren, und besonders Euch, Herr Pfarrer," erwiderte, ihre Tränen trocknend, Frau Elsbeth. „Ich will's so machen, wie Ihr sagt, und alles Gott anheimstellen und der schmerzhaften Mutter."

Jeden Nachmittag sah man fortan die Rappenwirtin vors untere Tor hinausgehen und hinüber zum Kapuzinerkloster. Dort stand und steht heute noch auf dem linken Seitenaltar ein großes Holzbild der Mutter der Schmerzen. Vor dem kniete Frau Elsbeth, dachte an ihren Sohn Lienhard und bat um Hilfe für ihn und um Trost für sich.

Und jedesmal, wenn sie im Gebet gerungen hatte mit

ihrem Schmerz, trat ihr wie lichter Sonnenschein der Trostgedanke durch die Seele: „Dein Sohn lebt noch, und du wirst ihn wieder sehen."

Sie sollte davon noch mehr überzeugt werden.

Eines Abends kam eine Nachbarin zu ihr, die Frau des Schuhmachers Jörg Obert, und riet, den Bartlin jung doch zum „Einsiedel" nach St. Jakob zu schicken. Der sei ein sogenannter Hellseher und könne im Geiste überall hinschauen über Berg und Tal und Menschen suchen, die weit fort seien. Er brauche dazu nur etwas von dem, was der Gesuchte einst am Leibe gehabt. Jörg Oberts Weib war glaubhaft; denn sie war von Wolfe und hatte schon gar viel gehört von dem Wundermann.

„Ihr habt recht, Frau Nachbarin," meinte Frau Elsbeth. „Ich hätt' selbst an den Einsiedel denken können; denn unser Lienhard war ja auch bei ihm, ehe er ins Kloster ging, und hat, als er heimkam, nicht genug von ihm erzählen können."

Am andern Morgen, es war ein trüber, kalter Oktobertag des Jahres 1634, wanderte Jung-Bartlin, der um seinen Bruder auch manche Träne geweint, mit einem Paß des Rittmeisters Schulze zum obern Tor hinaus, Wolfe und St. Jakob zu. In seiner Hosentasche trug er ein „Fazzinettli" (Taschentuch), das der Lienhard einst gebraucht und zufällig daheim gelassen hatte.

Der fromme Klausner war bis jetzt ungestört geblieben in seiner Einsamkeit am Wolfacher Stadtwald, und so traf ihn der junge Haslacher in seiner Mooshütte im Gebet. Bartlin nahm seinen Hut ab und sprach schüchtern:

„Gelobt sei Jesus Christus, ehrwürdiger Einsiedel! Einen schönen Gruß von meiner Mutter, der Rappenwirtin von Hasle, und sie hat einen großen Kummer und läßt fragen, ob Ihr keinen Trost wißt. Sie hat ein besonderes Vertrauen zu Euch."

„Laß hören, mein Sohn," antwortete ernst und feierlich der greise Klausner, sichtlich gerührt von der ängstlichen Stimme Bartlins, der noch nie einen so frommen, abge-

härmten Mann gesehen. „Laß hören. Wenn ich Deiner Mutter einen Trost geben kann, will ich's tun. Kummer gibt's vielen in dieser drangsalvollen Zeit, aber nicht Trost für jeden Kummer. Wem der Schwed Hab und Gut genommen, dem kann ich's nimmer bringen."

„Ich hab' einen Bruder gehabt," begann Bartlin, „im Villinger Kloster. Er wollte Münch werden und hatte schon die kleinen Weihen empfangen. Vor Jahren war er auch einmal hier bei Euch. In dieser Kriegszeit mußte er helfen die Stadt Villingen verteidigen und ist bei einem Ausfall gegen den Feind gefangen worden, ohne daß man von ihm mehr etwas gehört hat. Dies geschah schon anfangs September. Wir haben es aber erst jetzt erfahren. Vater und Mutter sind darob schwer bekümmert. Sie möchten Euch nun bitten, um Gottes willen zu sagen, ob er noch lebt. Unsere Nachbarin, die Frau Obert, stammt von Wolfe und hat uns erzählt, Ihr könntet Menschen suchen, die weit fort sind, sei es tot oder lebendig."

„Ich tät' nun nochmals, auch in meinem Namen, denn der Lienhard war mir von Herzen lieb, schön bitten, mir zu sagen, ob mein Bruder noch lebt und wo er ist."

„Hast Du ein Kleidungsstück oder etwas bei Dir, das Dein Bruder einst getragen?"

„Ja, da hab' ich ein Fazzinettli vom Lienhard. Die Mutter hat noch einen Taler hineingebunden, den Ihr verwenden sollt nach Gutdünken, weil sie weiß, daß Ihr keinen Lohn fordert."

Der Einsiedel nahm das Tüchlein in die Hand, setzte sich auf seine Moosbank und schloß die Augen. Nach wenig Minuten sprach er feierlich: „Dein Bruder lebt, ich finde ihn mitten in einem Kriegslager, er sitzt in einer Zelle, als Reiter montiert, und schreibt. Es sind Soldlisten für Kriegsknechte, die er ausfüllt. Er sieht ernst, aber nicht unglücklich aus. Ein großer Fluß zieht am Lager hin, und in der Nähe sehe ich eine Stadt mit hohen Mauern und Türmen."

Nach diesen Worten, denen der Bartlin, vor Freude zitternd, mit offenem Munde gelauscht hatte, erwachte der Einsiedel aus seinem magnetischen Schlaf. Der Zuhörer aber sprach: „Tausendmal gottlob und vergelt's Gott für das, was ich gehört. Jetzt ist der Mutter und dem Vater geholfen von dem ärgsten Kummer. Wenn er nur noch lebt, kann alles noch gut werden."

„Und es wird gut, mein Sohn, denn ich hab' Deines Bruders Gesicht gesehen und ihn erkannt. Ja, er war bei mir vor Jahren, und ich hab' ihm vorhergesagt, er werde Schlachten sehen; aber sein Ziel, ein Münch zu werden, kann er, glaub' ich, doch noch erreichen."

„Auch das noch," jauchzte Jung-Bartlin. „Oh, wie können wir's Euch danken, Einsiedelmann, was Ihr mit Euern Worten einer bekümmerten Familie getan!"

„Dank ist nicht vonnöten, mein Sohn, und noch weniger Geld. Nimm dies wieder mit, die Mutter soll es den Armen geben. Zu Euch kommen mehr als zu mir. Seit unten und oben feindliches Kriegsvolk sitzt, kommen wenige Wallfahrer und Beter mehr nach St. Jakob. Wer weiß, wie's mir noch geht. Ich kann in anderer Menschen Zukunft schauen, in meine eigene nicht."

„Und nun behüt' Dich Gott, mein Sohn. Ich muß hinauf in den Wald und Holz holen. 's wird am Abend kalt in meiner Hütte."

Bartlin faßte die zum Abschied gebotene Hand des Greises und küßte sie unter Dankesworten und Segenswünschen, wie sie seinem einfachen, hocherfreuten Herzen entquollen.

Wenn er hätte fliegen können, der brave Bursche, er wäre nach Hasle geflogen, so drängte es ihn, heimzukommen mit der frohen Botschaft. Aber er machte die zwei Stunden in einer und einer halben, so eilte er talabwärts.

Basche Holl, der Torwächter, konnte ihm nicht schnell genug die Fallbrücke niederlassen und das kleine Tor öffnen.

Atemlos stürzte der gute Sohn in die obere Stube, wo die Mutter saß, und rief: „Mutter, der Lienhard lebt! Der Einsiedel hat's gesagt, und der lügt nicht, das sieht man ihm an."

Er setzte sich nach diesen Worten auf einen Stuhl und erzählte der mit strahlendem Angesicht aufhorchenden Mutter den Hergang beim Klausner von St. Jakob.

„Gott und seine hl. Mutter seien gelobt," rief Frau Elsbeth aus, als er geendet hatte. „Nun kann ja noch alles recht werden. Aber jetzt sollen auch die Armen nicht vergessen sein; morgen tragst Du hinunter ins ‚Gutleutehaus' Brot und Fleisch, und für die Kapuziner muß Dir der Vater ein Fäßchen Wein geben, das bringst Du an die Klosterpforte. Denn das alles hab' ich in ihrer Kirche erbetet von der lieben Mutter Gottes, der ich jetzt aufs neue verspreche, täglich zu ihr zu kommen und für den Lienhard zu beten, bis ich ihn gesund wieder sehe."

Am gleichen Abend kam noch der Landschreiber und brachte dem Rappenwirt einen Brief vom Abt von Villingen. Eusebius Fink, der Oberamtmann von Wolfe, war, mit Geleitsbriefen versehen, in Dienstgeschäften nach Donaueschingen und Meßkirch gereist, durch Villingen gekommen und hatte den Abt Gaißer besucht, der ihm das Schreiben mitgegeben.

Es lautete: „Ehrenvester, sonderlich lieber und getrewer Freund Rupp. Zu meinem großen Schmertz muß ich Euch und Eurer tugendsamen Frau mittheilen, daß verwichenen 8. Septembris, als am Fest der heiligen Jungfrau und Gottesgebärerin unser lieber Frater Leo, Euer geliebter Sohn Lienhard, der wie ein christlicher Held unsere Stadt hat defendiren helffen, von den Schweden ist geffangen wordten. Ich will, sobald als es möglich, einen Votten an den General Altringer, der mir wohl bekannt ist, abfertigen, auf daß unser lieber Frater, so wahrscheinlich von durchziehenden Weimaranern geffangen wurdte, ausgelöst werde. Der Al-

mechtig geb' Euch Trost in dieser Betrübnuß, und ich will thuen, was ich kann, Euern geliebten Sohn und unsern braven Frater wieder zu bekommen. Mein täglich Gebett soll Euch und ihm nicht fehlen."

Euer dienstwilliger und wohlgeneigter Freund

Georg, Abbas.

Villingen, am 15. Octobris 1633.

Dieser Brief traf, wie wir wissen, die Eltern nicht unvorbereitet. Ja, er machte in all dem Leid eine Freude, weil der Abt den Lienhard so belobigte, und er gab neue Hoffnung zu der vom Einsiedel gekommenen, weil der Prälat versprach, an den General Altringer zu schreiben wegen der Befreiung des geliebten Sohnes.

11.

Auf einer waldigen Anhöhe bei dem Dorfe Karsau, unweit Rheinfelden, lagern im offenen Felde am Nachmittag des 4. März 1638 schwedische Reiter. Drunten in der Ebene am Rhein ist das Zeltlager des Gros ihrer Armee, und hinter ihnen, in den Gebirgsdörfern zerstreut, liegen noch weitere Fähnlein von Reitern, überall Futter suchend für ihre Pferde und Nahrung für sich.

Unsere Reiter gehören dem Regiment Alt-Rosen an, dem tapfersten der tapfern Armee des Herzogs von Weimar. Es hat erst vor acht Tagen den Obristen Reinach, der mit zwei Reiterregimentern von Breisach her nach Rheinfelden ziehen wollte, in die Wälder versprengt und zu der großen Niederlage der Kaiserlichen bei Rheinfelden am 3. März ein wesentliches beigetragen, mehr denn ein Fähnlein Infanterie in die Flucht gejagt und die Generale Enkefort und Speerreuter gefangen genommen.

Die Reiter halten Rasttag heute nach dem glänzenden

Sieg, bei welchem sämtliche hervorragende kaiserliche Heerführer, außer den eben genannten auch Werth und Savelli, gefangen wurden. Sie teilen die Beute, zählen ihre Gelder und reden oder spielen, während die Feldkessel brodeln, ihre Weiber kochen und ihre Buben Holz und allerlei eßbare Beute herbeischleppen.

Etwas abseits von den andern unter einem großen Eichbaum sitzen rauchend um ein Lagerfeuer drei Reiter, ein Korporal und zwei Gemeine, und sprechen vom gestrigen Tag. Sie sind alle drei Deutsche; von den gemeinen Reitern ist der eine Thüringer, der andere Schweizer; der Unteroffizier, ein alter Bekannter von uns, ist der „lang' Franz", den wir am Bodensee getroffen, als Gefangenen der Kaiserlichen. Er diente bei diesen bis zur Schlacht bei Nördlingen, wo er von den Weimaranern gefangen, freudig wiedererkannt und aufgenommen worden war.

Alle drei sind alte Kriegsknechte und stehen sich „auf Du".

„Ich hab' schon manche Schlacht mitgemacht," hub der lang' Franz an, „aber keine wie gestern. Hui, war das ein Schlachten und Schießen! Auf zwanzig Schritt bin ich an den Johann von Werth hingeritten und sah, wie er und der Herzog von Nassau auf zehn Schritt einander die Pistolen ins Gesicht knallen ließen und wie unser Leutnant den Kornett mit unserer Regimentsfahne aus einem Schock kaiserlicher Kürassiere heraushieb und Fahne und Fähndrich rettete."

„Ja, unser Leutnant," meinte einer der Reiter, „der war vorher schon der erste, der über den tiefen Graben hinüber und in die Musketiere hineinritt, die drüben standen. Wir hintendrein, und das ging so rasch, daß das Fußvolk nicht einmal seine Lunten losbrennen konnte. Die Kerle erschraken so, daß sie die Musketen wegwarfen und das Hasenpanier ergriffen."

„Und die Musketen haben dann die vom Regiment Taupadel aufgehoben, während wir den Musketieren nachritten," fiel der dritte Reiter ein. „Doch ich habe nachher noch

manchen auf der Walstatt ausgezogen und drüben in meinem Lager eine ordentliche Beute liegen, die mein Weib eben verliest."

„Ich denk', morgen kommen schon die Juden von Basel, und dann gibt's ein ordentlich Stück Geld."

„Ich bin auch zufrieden diesmal," ließ jetzt der Korporal sich wieder vernehmen. „Hab' meinen Beutel wieder gefüllt, und meine Dirne, die ich in Schwaben aufgelesen und aufgeputzt, kann gehörig schleppen, wenn der Jud nicht kommt, ehe wir weiterreiten. Hab' zwei tote kaiserliche Offiziere ausgezogen, und die Dirn hat nachher auch noch gefischt; denn die hat Courage wie der Teufel und fürchtet keinen Steckenknecht und keinen Rumormeister."

„Unser Fähnlein kommt immer gut weg, wenn wir siegen," sprach weiter der erste Reiter, „weil unser Leutnant für sich nicht auf Beute sieht und seinen Teil den Gemeinen und Unteroffizieren überläßt. Solch einen Offizier gibt's in der ganzen Armee keinen zweiten."

„Nicht nur in der ganzen Armee," fiel ihm der lang' Franz ins Wort, „in der ganzen Welt existiert kein Offizier, wie der Leutnant Rupp, weder bei den Schweden noch bei den Franzosen, weder bei den Kaiserlichen noch bei den Spaniern."

„Aber 's ist kein Wunder, denn ehe er Offizier und Reiter im Felde war, hat er ein Herz gehabt wie der barmherzige Samariter im Evangelio. Ich bin vor sechs Jahren von den Kaiserlichen gefangen worden, droben an der Donau, und verwundet und geplündert bis auf die Haut. Auf dem Transport an den Bodensee begegneten uns zwei Reiter. Der eine war unser heutiger Leutnant, und da er sah, daß ich kaum mehr mich fortschleppen konnte, stieg er ab und wollte mich auf seinen Gaul setzen. Der kaiserliche Hauptmann ließ mir aber ein lediges Pferd geben um meines Samaritaners willen und diesen als Wächter neben mir herreiten bis Überlingen, wo es aufs Wasser ging. Als ich bei Nördlingen

wieder in unser Regiment kam, wurde mein Wohltäter vom Bodensee mein Leutnant. Er hat mich gleich wiedererkannt und dafür gesorgt, daß ich Korporal geworden. Werd's ihm nie vergessen, was er mir getan. Den Teufel aus der Hölle würd' ich für ihn holen."

„Und ich," fuhr der Thüringer fort, „ich war dabei, als er gefangen wurde bei Villingen."

„Erzähl's uns!" riefen die andern.

„Unser Fähnlein zog vom Schwarzwald herauf der Hauptarmee des Herzogs (von Weimar) zu, und unser Rittmeister hatte davon gehört, daß die Stadt Villingen von unserer Partei belagert werde, und wollte sich im Vorbeireiten das Ding einmal ansehen. Wir hatten uns in der Waldgegend verritten, und es ward Abend. Der Rittmeister ließ Windlichter vorausstragen. Da sprengten drei Reiter wie toll mitten in unsern Zug hinein. Wir erkannten an ihren weißen Binden Kaiserliche, umringten sie und nahmen sie gefangen. Jede Gegenwehr war umsonst, da unser Fähnlein im Nu sie umschlossen hatte."

„Unser Rittmeister gibt, wie Ihr wißt, gerne allen feindlichen Reitern Quartier und Unterhalt in seiner Kompagnie, weil er mit Recht meint, die billigsten Reiter seien nicht die geworbenen, sondern die gefangenen."

„Im Lager der Württemberger, das wir alsbald aufsuchten, erfuhren wir dann, daß der Sturm am selbigen Tage abgeschlagen worden sei. Wir konnten uns aber nicht aufhalten und ritten andern Morgens mit unsern Gefangenen weiter."

„Unser Wachtmeister und der Leutnant hatten sie bereits verhört. Es waren zwei kriegsfreiwillige Dragoner vom Regiment Äscher und ein Student, wie es hieß, der Mönch hat werden wollen, aber bei diesen Zeitläuften in die Kriegsaffäre gezogen wurde."

„Es ging mir auch nicht viel anders. Ich war ein flotter Studio in Jena und wäre jetzt irgendwo Amtmann im Thüringischen, wenn mich der Krieg nicht unter die Reiter ge-

trieben hätte. Wäre auch schon lange Leutnant, aber die Weiber, der Wein und die Würfel haben mich zu oft und immer wieder dem Profoßen in die Hände gespielt."

„Die zwei Freiwilligen traten damals gerne in unser Fähnlein und Regiment, sind aber seit Nördlingen wieder verschwunden. Aber der Student wollte nicht. Ich erinnere mich noch wohl, wie wir andern Tags in einem verlassenen Dorfe in der Nähe der Donau lagerten und es hieß, er werde arkebusiert[1], weil er sich weigere, Dienst zu nehmen. In des Rittmeisters Quartier wurde lange verhandelt mit ihm, und als der Gefangene endlich herauskam, geleitete ihn der Hauptmann zum Kornett, und ich sah, wie der Student den Eid leistete, auf fünf Jahre treu unserm Fähnlein zu folgen."

„Bald war der ‚Münch', wie er unter uns hieß, der Liebling unseres Chefs, der ihn in den Feldlagern täglich in sein Zelt rief. Lange war er Kompagnieschreiber, weil ein Münch nit gerne ficht, wenn er nit muß. Und als einmal einer als Beute eine Laute brachte, spielte der Schreiber darauf und es stellte sich nun heraus, daß er ebenso schön die Laute schlagen als schreiben könne. Nun war ein Geriß um ihn in allen Offizierszelten. So oft unser Obrist von Rosen Tafel hielt, mußte der Reiter Rupp die Laute schlagen, und mehr als einmal hat selbst unser Herzog den Spieler belobigt und ihn mit einem harten Taler beschenkt."

„Als wir aber das feste Donaustauf bei Regensburg stürmten und der letzte Mann auch der Reiterei zu Fuß dran mußte, da durfte auch der Kompagnieschreiber nicht im Zelte sitzen bleiben. Er ging so wacker und so unerschrocken vor, daß er der erste in der Bresche war und der Rittmeister ihn fortan nicht mehr von der Front wegließ, wenn's Ernst galt."

„Bei Kelheim, wo wir die Werthschen Reiter warfen, war der Rupp der brävsten einer. In der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen fiel unser Regiments-Kornett; der

---

[1] erschossen.

Münch faßt die Fahne und rettet sie aus einem Knäuel von spanischen Kriegsknechten heraus. Nicht weit davon nahm damals der Herzog von Lothringen mit eigener Hand die Fahne des gelben Leib-Regiments unseres Herzogs."

„Die Fahne, die er aus den Spaniern herausgehauen, behielt er, der Münch, und wurde Kornett. Beim ersten Halt nach der großen Retirade bei Nördlingen übergab sie ihm der Obrist feierlich mit den üblichen Worten: ‚Nehmt sie wie eine Braut; wird Euch die rechte Hand abgeschossen, greift sie mit der linken; wo Euch beide Arme abgehauen werden, nehmt Ihr sie in den Mund. Ist keine Hilfe noch Rettung da, so wickelt Euch drein, befehlt Euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann.'"

„Ich hab' auch studiert und hätte damals können dem Rupp neidisch sein, aber er war ein Kornett von Gottes Gnaden. Ein Fähndrich soll sein ein großer, starker Mann und ein tapferer Gesell, der erste beim Sturm, sonst freundlich gen jedermann, ein Fürsprecher und ein Friedensstifter. Und das alles war er, wie kein anderer Kornett in des Herzogs Armee und dazu noch der beste Reiter. Er hat manch einen Kameraden vom Gassenlaufen, ja selbst vom Quartiergalgen befreit durch seine mächtige Fürsprache. Unser Rittmeister von der Brenken hat ihn ebenso lieb gehabt wie unser Obrist von Rosen."

„Und fromm ist er, das hast Du vergessen, Thüringer," fiel jetzt der Korporal ein. „Unsere Dirnen und Weiber und die Maitresse des Rittmeisters nennen ihn nur den ‚heiligen Leutnant', weil er keine anschaut, wiewohl alle nach ihm die Finger schlecken."

„Ja, aber in der Predigt seh' ich ihn nie am Sonntag," meinte der Schweizer. „Hab' schon oft gedacht, wo denn nur unser Leutnant ist; er fehlt, wenn alle Offiziere vom Regiment um den Feldprediger stehen, und in den Betstunden seh' ich ihn auch nie."

„Er ist streng katholisch," erklärte der Thüringer, „und

hat die Gunst vom Obrist, am Sonntag einen Meßpriester aufzusuchen. Voriges Jahr, als wir in der Franche-Comté, und diesen Winter, wo wir im Jura Winterquartier hielten, da hatte er katholische Kirchen genug um sich und ging jeden Tag in die Meß."

„Und während unserer Betstunde," ergänzte der lang' Franz, „kniet er in seinem Zelt und betet den Rosenkranz."

„Wie lang ist er denn schon Leutnant?" fragte der Schweizer, der, ein alter Parteigänger und Wechselbalg, erst diesen Winter, in Delsberg, zum Regiment gestoßen war.

„Leutnant ist er," antwortete der Korporal, „seit dem vorigen Jahre, da wir im Sommer bei Straßburg uns mit den Werthschen herumschlugen. Damals ertrank unser alter Leutnant, der Klingler, im Rhein bei den Wittenweierer Schanzen. Jetzt zwangen Rittmeister und Obrist den Münch förmlich, Offizier zu werden. Es ist schad darum, daß er die Fahne abgegeben. Sein ‚Fahnenspiel' hat ihm keiner nachgemacht; er kannte den deutschen, französischen, spanischen und italienischen Brauch. Er warf die Fahne in die Höhe, schoß die Pistole ab und faßte die Stange dann wieder. Alle Signale für die Marschweisen gab er majestätisch, wenn er mit der Fahne dem Regiment vorausritt. Und wenn's in den Kampf ging, war er mit der Standarte voran und wir frisch hinterdrein."

„Aber," meinte der Franz weiter, „ich glaub', daß er die ‚Passauer Kunst' versteht; er geht drauf wie ein Löwe und wird nie verwundet."

„Ach was, Passauer Kunst! Wer die kennt, muß mit dem Teufel gut Freund sein," fuhr der Thüringer auf. „Aber dazu ist unser Leutnant zu fromm. Ich bin, weiß der Teufel, ein schlechter Christ, aber dem Münch ist's Ernst mit seiner Frömmigkeit. Das glauben alle Weiber und Dirnen im Lager; die gehen ihn oft an, für sie zu beten, und glauben mehr an sein Gebet, als an das unseres Feldpredigers, der bisweilen einen Trunk über den Durst nimmt."

„Hast recht, Thüringer," gab jetzt der Korporal zu, „aber unserm Leutnant hilft seine Frömmigkeit, uns andern der Teufel. Ich hab' manch einen gekannt, der schußfest war — gemeine Reiter und Musketiere, Pikeniere und Artilleristen, aber auch Generale. Der Christian von Halberstadt und der Wallenstein, unter denen ich diente, waren es auch."

„Unser frommer König Gustav Adolf hat's zwar verboten, beim Heere Hexerei und Zauberei vorzunehmen, aber es geschieht deshalb doch," ergänzte der Thüringer.

„Wo ist denn unser Leutnant her?" fragte jetzt der Schweizer.

„Er ist mein Landsmann," antwortete stolz der Lange, „ein Kinzigtäler aus Hasle, des Rappenwirts Sohn. Hab' auf den Jahrmärkten in Hasle bei seinem Vater manchen Schoppen getrunken, ehe ich die Heimat verließ."

„Nur einen Fehler," fuhr er fort, „hat unser Leutnant; er duldet nicht, daß wir Reiter die Bauern schinden, bis sie sagen, wo ihr Geld vergraben ist, und läßt nie zu, daß man ihnen mehr nimmt als das Notwendige für sich und sein Pferd. Und dabei tröstet er jeweils noch die Leute und gibt ihnen Geld von seiner Löhnung. Aber er gleicht diese Härte gegen uns dadurch aus, daß er, wie eben einer von Euch gesagt, alles, was vom Feind erbeutet wird, uns überläßt, was sonst kein Offizier tut; die nehmen in der Regel das meiste und beste selbst." —

Die drei Reiter wurden jetzt in ihrem Gespräch gestört. Ein Tambour trommelt gegen das Lager her, ihm voraus reitet ein Herold des Herzogs, der in dessen Namen in allen Lagern für den folgenden Tag, drunten in der Ebene von Rheinfelden, einen Feldgottesdienst und eine Festfeier für den gehabten Sieg verkündet.

„Hoffentlich," begann der Thüringer, als der Herold weitergezogen war, „gibt's auch was Ordentliches zu saufen bei der Siegesfeier. Es ist ohnedies seit Jahren schmal hergegangen. Nur die Winterquartiere im Jura und in der

Franche-Comté waren weinselig. Bei uns in Deutschland sind der Hunger und der Durst Küchen- und Kellermeister geworden; alles ist bald ausgefressen und ausgeraubt."

„Ja, in den ersten Kriegsjahren," fiel der Korporal ein, „unter dem Christian von Halberstadt, beim Tilly und Wallenstein und später unter dem König Gustav, da waren noch gute Zeiten für die Kriegsleute. Da haben wir in Schwaben und am Rhein die Schuhe mit Wein und Bier geputzt, und unsere Lagerhunde haben mehr Braten gefressen, als wir jetzt auf unseren Offizierstafeln zu sehen bekommen. Da hat man das Geld mit Hüten gemessen, ist in Samt und Seide gegangen mit seinem Weib oder mit der Dirn, hat kostbare Federn am Hut und Zobel und Marder am Leib getragen."

„Nun, morgen wird's auch nicht schlecht hergehen," meinte der Schweizer. „Wir liegen ja an den Grenzen der Eidgenossenschaft, die hat noch Wein und Vieh — ums Geld im Überfluß. Und am letzteren fehlt's jetzt gerade nicht, nachdem wir so manche Hosentasche und manchen Gürtel der toten Kaiserlichen geleert haben."

„Dort drüben der Marketender hat schon ein Faß angestochen, das von Basel kam."

„Kommt!" rief sich erhebend der lange Korporal. „Ich bin durstig vom Rauchen und Schwätzen, wir wollen hinüber und ein paar Kannen herauswürfeln, ehe der Wachtmeister zum Appell blasen läßt."

Sie verließen Eichbaum und Feuer und suchten den Marketender auf, legten einen Mantel auf die Erde, ließen sich vom Wirt „Schelmenbeiner" geben und fingen an zu würfeln. —

Das Dorf Karsau war gänzlich verlassen und die Häuser Ruinen. Schon die Kaiserlichen hatten von Ende Februar an hier gelagert und alles, was Holz hieß an den Bauernhütten, selbst das Dachgebälk verbrannt.

Ein Häuschen, abseits von den übrigen, war noch etwas

bewohnbar. In ihm hatten die zwei Offiziere des Fähnleins, zu dem unsere drei Reiter gehörten, der Rittmeister und der Leutnant, ihr Quartier. Der Kornett lag, wie es Kriegsgebrauch, mit der Fahne in einem Zelt inmitten der Reiter.

Der Rittmeister war auf Mittag hinunter geritten nach Benggen, wo im Schlosse der Deutschherren Herzog Bernhard von Weimar Hof hielt und wohin er auf heute sämtliche Offiziere bis zum Rittmeister zur Tafel geladen hatte, an der auch die gefangenen Generale Werth, Savelli, Speerreuter und Enkefort teilnahmen.

Während die drei Reiter um die Würfel sich lagerten, saßen der Leutnant und der Kornett in dem genannten Häuschen und plauderten ebenfalls bei mit Wein gefüllten Kannen. Beide waren gute Freunde und der Fähndrich ein Braunschweiger und der Sohn eines evangelischen Pastors.

Der gestrige, unerwartete Sieg bildete den Gegenstand auch ihrer Rede.

Abgeschlagen von dem belagerten Rheinfelden, hatte sich die Armee Herzog Bernhards bereits nach Laufenburg zurückgezogen, als sie am dritten Tag unvermutet wieder zurückkehrte, über die sorglos im Lager, in der Stadt und auf Fouragierung zerstreute kaiserliche Armee herfiel und ihr eine gewaltige Niederlage beibrachte.

„Der Speerreuter wäre gestern auch entkommen," hub der Fähndrich, nachdem er eben einen kräftigen Zug aus der Kanne getan, zu reden an, „wenn Du nicht zur rechten Zeit seinem Gaul in die Zügel gefallen wärest. Du darfst stolz sein, daß ein so berühmter General Dir seinen Degen überreicht und sich als Gefangenen ergeben hat."

„Stolz?" fuhr der Leutnant auf: „Ich und stolz sind zweierlei. Nach jedem Sieg, den wir erfochten, hab' ich Katzenjammer. Ich, der Katholik und Mönch, mußte zum Untergang einer kaiserlichen Armee mithelfen."

„Was, Flausen!" entgegnete ihm der Kornett. „An einen Religionskrieg glaubt schon längst kein vernünftiger

Mensch mehr, auch Du nicht. Es ist nur noch ein Krieg von Fürsten gegen Fürsten, von Generalen gegen Generale. Die Religion ist Nebensache. Gestern hat ja der Herzog von Rohan, der berühmteste Krieger Frankreichs und Chef einer der katholischsten Familien seines Landes, auf unserer Seite gefochten. Und der Generalwachtmeister Speerreuter, den Du zum Gefangenen gemacht, hat früher bei den Schweden gedient und dient jetzt dem Kaiser. Wer schert sich darum? Unter unsern Soldaten sind bald so viele Katholiken, als bei den andern, die auch nicht viel weniger Protestanten zählen, denn wir."

„Wenn's drauf geht in der Schlacht, bist Du wie ein Löwe und nachher hast Du regelmäßig katholische und mönchische Skrupel."

„Aber gestern bin ich gegen meinen eigenen Landesherrn, den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, gestanden," entgegnete der Leutnant, „und das kränkt mich auch noch."

„Kränken? Wegen des Fürstenbergers, welcher der kaiserlichen Sache weit mehr geschadet hat als Du? Hast gestern abend nicht gehört, wie die gefangenen Offiziere und Generale, besonders der Werth und der Savelli, schimpften, Dein Landgraf sei viel schuld an der Niederlage, weil er sich nicht unterordnen wollte und den bayerischen Artillerie-Feldwachtmeister mit der Munition im Stich ließ. Also um den brauchst Du Dich nicht zu kränken. Der soll sich selber kränken, daß er eine solche Suppe angerichtet hat."

„Ich laß mir meinen Landgrafen nicht schimpfen von den bayerischen Generalen, die ihre eigenen Fehler einem kaiserlichen General in die Schuhe schieben wollen. Friedrich Rudolf hat schon deshalb meine ganze Sympathie, weil er in Hasle, meiner Heimat, den Kapuzinern ein Klösterlein gestiftet hat, und das freut mich als Mönch und als Haslacher."

„Das glaub' ich Dir gern," lachte der Kornett, „wenn Du von einem Kloster hörst, geht Dir das Herz auf, und darum könntest Du Deinem Grafen alle Sünden verzeihen."

„A propos, wissen denn Deine Haslacher und Deine Eltern, daß Du bei den Schweden stehst?"

„Nein! Das sollen und dürfen, soweit es auf mich ankommt, beide nicht erfahren, solange ich es möglich machen kann. Es tut mir wehe, sehr wehe, daß ich meinen Eltern es nicht kann wissen lassen, daß ich noch am Leben bin. Aber ich muß mir sagen, meine Mutter ist gefaßter, wenn sie mich für tot hält, als wenn sie mich lebendig bei den Schweden weiß. Drum hab' ich seit bald fünf Jahren weder nach Villingen noch nach Hasle eine Nachricht von mir gegeben, und an beiden Orten glaubt man mich wohl längst tot."

„Schon vor der Schlacht bei Nördlingen hat der General Altringer einmal nach mir fahnden lassen behufs Auslösung, wahrscheinlich vom Abt darum gebeten, der ihn kennt, aber unser Rittmeister hat mich verleugnet, wie er mir nachher sagte. Man löse nur Gefangene aus, meinte er, und ein Gefangener sei ich in jener Zeit längst nicht mehr gewesen, sondern ein freiwilliger Reiter im Regiment Alt-Rosen."

„Nun im Herbst ist meine eidlich eingegangene Dienstzeit um, und dann quittiere ich. Du kannst Dich freuen, Dir blüht dann der Leutnant."

„Wenn Du ein solcher Narr bist und gehst, ehe der Krieg zu Ende, so kommt's erst nicht an mich. Der Kornett von des Obersten Leibkompagnie ist älter und wird vorrücken. Du aber gehst, wirst gelegentlich wieder gefangen und fängst dann wieder beim gemeinen Reiter an. Sei doch vernünftig, Freund, und bleibe."

„Du hast eben keinen Begriff von einem klösterlichen Gelübde, sonst würdest Du meine Lage besser beurteilen."

„Doch, ich hab' einen Begriff und hab' schon gelesen, daß Euere Gelübde — Armut, Keuschheit und Gehorsam heißen. Diese erfüllst Du aber besser als jeder, der in einem Kloster lebt. Du gibst Dein Geld den armen Bauern, Deine Beute den Soldaten, die Weiber nennen Dich den Heiligen und der Obrist und der Rittmeister loben Deinen exakten militärischen

Gehorsam. Wer diese Klostergelübde im Feldlager übt, wie Du, ist wahrlich mehr wert, als ein ganzes Kloster voll Gelübde-Menschen, die ferne der Welt stehen, und ist ein echterer Mönch als diese."

„Du bist ein Mordskerl, Braunschweiger! Aber bekehren wirst Du mich nicht. Du wirst sehen, was geschieht, wenn ich im September noch am Leben bin."

„Aber jetzt will ich meinen Burschen hinüberschicken, er soll eine Laute holen, dann spiel' ich Dir eins und Du singst noch eins dazu, bevor Du ins Lager mußt, sonst hörst Du nicht auf mit Deinen Moralpredigten."

„Einverstanden, Leutnant! Und Du vergissest dann Deinen unvernünftigen Katzenjammer."

Die Laute kam, der Leutnant spielte und der Kornett sang:

Spazieren wollt' ich reiten,
Der Liebsten vor die Tür;
Sie blickt nach mir von weitem
Und sprach mit großen Freuden:
‚Seht dort meines Herzens Zier,
Wie trabt er her zu mir!
Trab, Rößlein, trab,
Trab für und für.'

Den Zaum, den ließ ich schießen
Und sprengte hin zu ihr
Und tät sie freundlich grüßen
Und sprach mit Worten süß:
‚Mein Schatz, mein' höchste Zier,
Was macht ihr vor der Tür?
Trab, Rößlein, trab,
Trab hin zu ihr.'

Vom Rößlein mein ich sprange
Und band es an die Tür,
Tät freundlich sie umfangen,
Die Zeit ward uns nicht lange;

Im Garten gingen wir
Mit liebender Begier.
Trab, Rößlein, trab,
Trab hin zu ihr.

Wir setzten uns da nieder
Wohl in das grüne Gras
Und sangen hin und wieder
Die alten Liebeslieder,
Bis uns die Äuglein naß
Im grünen, grünen Gras.
Trab, Rößlein, trab,
Trab, trab, fürbaß.

Er hatte kaum die letzte Strophe dieses alten Reiterliedes gesungen, als der Trompeter aus dem Lager Sammlung blies. Es war Abend geworden.

Der Kornett mußte sich entfernen. Der Leutnant blieb und sang noch unter Lautenspiel ein frommes Lied für sich:

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleich wie das Heerpferd zu dem Streit,
Nach Haus der Bot', das Schiff zum G'stad,
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Du bist ein Ring unendlich weit,
Dein Mittelpunkt heißt allezeit,
Niemals der weite Umkreis dein,
Weil deiner nie kein End wird sein.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hinnehmen könnt' ein Vög'lein klein
All ganzer Welt Sandkörnlein ein,
Wenn's nur eins nähm' all' tausend Jahr,
Nach dem wär' nichts von dir fürwahr.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
In dir, wenn nur all' tausend Jahr
Ein Aug' vergöß' ein' kleine Trän',
Würd' wachsen Wasser solcher Meng,
Daß Erd und Himmel wär' zu eng.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Der Sand im Meer und Tropfen all'
Sind nur ein Bruch der einen Zahl;
Allein schwitzt über dir umsonst
Die tiefste Meß- und Rechenkunst.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Hör Mensch: So lange Gott wird sein,
So lang wird sein der Höllen Pein,
So lang wird sein des Himmels Freud,
O lange Freud, o langes Leid!

Der Sänger und Spieler erhob sich ernst, trat unter das kleine Fenster und schaute hinab ins Lager und weiterhin zum Rhein. Von der Stadt her klang eine Abendglocke. Der Leutnant kniete am Fenster nieder und betete mit gefalteten Händen den englischen Gruß. In seinen Augen glänzten Tränen. —

Schritte nahen, er erhebt sich. Der Wachtmeister kommt in seine Stube und meldet: „Im Lager alles in Ordnung. Nur zwei Mann fehlen, sie sind mit Windlichtern hinab nach Beuggen, um den Rittmeister heimzubegleiten."

Es war tiefe Nacht, als der Chef des Fähnleins von der Tafel in Beuggen zurückkehrte, stark angeheitert vom guten Trunk. Der Leutnant hatte sein Lager noch nicht aufgesucht.

„Ich bring' Euch gute Nachricht, Leutnant," begann der Kapitän. „Es war bei des Herzogs Tafel lobend auch von Euch die Rede. Ihr und des Regiments Nassau Leutnant, der den Jean de Werth zum Gefangenen gemacht, bekommt

jeder extra 500 Taler vom Beutegeld, das in den Zelten der gefangenen Generale reichlich vorgefunden wurde. Ihr müßt morgen mit hinunter zum Siegesfest. Der Herzog will selbst Euch sehen und die klingende Belohnung übergeben."

„Eine Messe wird zwar nicht gehalten als Dankgottesdienst, aber einmal könnt Ihr auch einen von unsern Feldprädikanten hören; denn nach dem Gottesdienst ist Parade, und da muß ich Euch dem Herzog vorstellen."

„Ich danke Euch, Herr Rittmeister, für die Kunde und werde morgen zu Befehl stehen. Aber lieber wäre mir's gewesen, Ihr und der Herr Obrist hättet mich von meinem Eid entbunden und ich könnte ins Kloster zurück — als diese Belohnung von 500 Talern."

„Leutnant, Ihr wißt, daß wir Euch im Felde besser brauchen können, als Euer Abt in diesen Zeiten im Kloster. Also seid zufrieden und redet nimmer von Dingen, die heutzutag keinen Sinn haben."

„Noch was hab' ich Euch zu sagen. Daß Ihr ein guter Lautenschläger seid, weiß der Herzog, aber daß die Weiber und Diener Euch den heiligen Leutnant nennen, hat ihm unser Obrist erst gestern an der Tafel gesagt. Alles hat herzlich gelacht über einen so frommen Leutnant, und der Herzog meinte zu unserem Regiments-Kommandeur: „Jetzt weiß ich, Rosen, wo das Glück Eures Regiments herkommt, das bringt Euch der heilige Leutnant. Den müßt Ihr Euch warm halten.'"

„Auch davon war die Rede, daß Ihr Euere Gage den Bürgern und den Bauern schenkt und alles bezahlt, was die Soldaten rauben. Und alle Herren waren der Ansicht, daß es solche Heilige wenige gäbe in beiden Armeen."

„Drum werdet Ihr morgen der Löwe des Tages sein, Leutnant, wenn Ihr ins große Lager bei Beuggen kommt. Und ich bin stolz, Euch bei meinem Fähnlein zu haben."

„Aber jetzt gute Nacht, Freund Rupp, ich will meinen vielen Wein ausschlafen." —

Den andern Morgen geschah's, wie der Rittmeister am

Abend gemeldet. Der Leutnant von der zweiten Kompagnie vom Regiment Alt-Rosen ward allgemein ausgezeichnet und bewundert als ein Offizier, wie der Dreißigjährige Krieg keinen zweiten hervorgebracht — tapfer, fromm, freigebig und barmherzig.

Der Herzog Bernhard von Weimar übergab ihm selber die Geldbelohnung und fügte bei: „Leutnant, wenn Euch bei der nächsten Gelegenheit nicht mein Freund Rosen, Euer Obrist, eine Kompagnie gibt und Euch zum Rittmeister macht, so bekommt Ihr beides in meinem Leibregiment."

Am dritten Tage brach das Gros der Weimarschen Armee auf, dem Breisgau zu, um Freiburg und Breisach zu belagern.

Schon am 11. April zog der Herzog laut Akkord mit allen Offizieren und 400 Soldaten in Freiburg ein.

Ehe Bernhard sodann zur Belagerung Breisachs schritt, die bis zum Dezember dauerte, ließ er alle Pässe des Schwarzwaldes besetzen und sandte einzelne Reiterregimenter in die Ferne, damit sie Kontributionen an Vieh, Frucht und Futter eintreiben sollten für den Gewalthaufen vor Breisach. Zu letzterem Zweck marschierte das Regiment Taupadel durchs Simonswälder Tal auf den oberen Schwarzwald und das Regiment Alt-Rosen durchs Elztal an die Ufer der Kinzig.

12.

Wer über die malerisch gelegene Kinzigbrücke bei Hasle schreitet und flußabwärts geht, gelangt bald in die nahe beisammen gelegenen Dörfer Schnellingen und Bollenbach. Beide repräsentieren ein Stück Paradies im Schwarzwald. Blumige Matten, fruchtbare Bäume auf dem schmalen Erdstrich zwischen Fluß und Berg; am Berg hinauf Rebgelände, die feurigen Wein und rotbackige Pfirsiche erzeugen, und auf den Höhen dunkelgrüne, üppige Tannenwälder.

An einem Sommerabend des Jahres 1638 finden wir

in einem dieser Forste, im Katzwald, eine Anzahl bewaffneter Bauern aus den genannten Dörfern und aus dem weiter unten gelegenen Dorfe Steinach. Ihre Hütten unten im Tal haben sie längst verlassen; alles ist dort verödet und ruiniert.

Die Männer haben vom Rand des Waldes aus einen weiten Blick in ihre Dörfer und ins Tal hinab, links nach Schnellingen, rechts nach Bollenbach und Steinach.

Bei ihnen befindet sich noch eine Anzahl Knappen aus den in diesen Bergen zahlreich betriebenen Silbergruben. Auch diese sind in voller Wehr, unter ihnen nicht wenige, die schon einige Jahre selbst als Kriegsknechte gedient hatten, weil der Bergbau stillgestanden war.

Während in den Jahren 1635 und 1636 der wilde Jean de Werth mit seinen Scharen in Lothringen und in den Niederlanden gefochten und das Kriegstheater dorthin verlegt hatte, war ziemlich Ruhe gewesen im Kinzigtal, und die Bauern hatten wieder angefangen, über, die Bergleute unter der Erde ihrem Beruf nachzugehen. Jetzt waren sie aber wieder durch die angerückten Schweden hart bedrängt und auf der Flucht.

Der heute am Katzwald versammelten, bewaffneten Schar Anführer und Berater war der Vogt von Schnellingen, Andreas Heyd, ein Mann von Verstand und Tatkraft, beim Obervogt wohl gelitten und bei der Bauern angesehen.

Am Waldrande stand er heute und schaute, auf eine Partisane gestützt, ernst und finster in das Tal hinab; rings um ihn standen oder saßen in Gruppen seine Leute: Bauern, Taglöhner und Bergknappen.

„Ihr Männer," hub der Vogt an, „es bleibt uns jetzt nichts anderes mehr übrig, als Gewalt gegen Gewalt zu setzen und gerade so grausam zu sein, wie die Kriegsknechte seit Jahren gegen uns sind. Es ist himmelschreiend, was wir Landleute in den letzten sechs Jahren mitgemacht haben. Man möcht' oft verzweifeln und sich fragen, ob noch ein gerechter Gott im Himmel lebt; denn er könnte sonst solchen

Jammer, den das arme Volk erduldet, nicht so lange mit ansehen, ohne endlich einmal Abhilfe zu treffen."

„Wenn ich so zurückdenke an die letztvergangenen Jahre, so steht mir oft der Verstand still, und ich bin, Gott verzeih' mir's, versucht zu fluchen statt zu beten. Ich will nicht mehr reden von der Plünderung durch die Reiter des Obristen von Helmstadt im Jahre 1610. Sie hat schon all unsern Wohlstand fortgenommen, aber sie war ein Kleines gegen das Elend, in dem wir heute stehen."

„Im Jahre 1632 kam der General Horn mit den ersten Schweden ins Tal, und mit ihnen begannen die Brandschatzungen und Quälereien der Bauern im großen Maßstab."

„Dann folgte die Herrschaft des Schaffelizki. Vor seinen Reitern, die Jahr und Tag im Städtle drüben lagen, angeblich um des Obristen Untertanen zu schützen, in Wirklichkeit aber, um sie zu brandschatzen, war bald keines Bauern Leben und keines Weibervolks Ehre mehr sicher, und gestohlen haben sie, so gut sie konnten. Bis weit hinab ins Elztal und ins Simonswälder Tal streiften diese Horden und plagten den Landmann."

„Damals schon haben die Bauern im Elztal sich verabredet, mit bewaffneter Hand jene Kerle aus den Tälern zu treiben oder niederzumachen."

„Der allgemeine Rückzug der Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen hat Schaffelizkis Reiter und seine Herrschaft fortgeschwemmt. Aber was ging von unserem Gut noch bei jener Retirade mit! Der Rheingraf, welcher damals mit seinen flüchtigen Scharen das Tal herunterkam, hat seine Leute wie ein Hagelwetter an uns vorbeigeführt."

„Ihnen nach kam Ende September der Johann von Werth mit seiner ganzen Armee. Die wüstesten waren die Kroaten. Wie Teufel haben sie gehaust in unseren Häusern und Dörfern; Weiber, Mädchen und Kinder zu Tod geschändet, Männer aufs Blut geschunden nach vergrabenen Schätzen."

„Ja," rief dazwischen der Jörg Spielmann, ein Bauer

aus dem Welschbollenbach, „mir haben sie damals alles Vieh genommen, von der Weide weggetrieben und die Mägde und zwei Töchter mit sich fortgeschleppt. Hab' bis heut nichts mehr von ihnen gehört. Und mein Weib hat der Schrecken und der Gram umgebracht."

„Und mir," sprach der Vogt weiter, „haben sie die Pferde vom Pflug ausgespannt, den Knecht, der sich wehrte, erstochen und mir die Daumen in ihre Pistolenschlösser geschraubt, um Geld zu erpressen."

„Den Winter über ließ dann der Werth einen Rittmeister vom Neuneckschen Regiment im Städtle mit seinem Fähnlein zum — Schutz. Sie brandschatzten aber wie die andern und mußten von den Bürgern und Bauern gehalten werden wie Fürsten, während jene hungerten[1]."

„Im folgenden Jahre, 1635, ging's von neuem los. Im April kam der Herzog von Lothringen mit seiner ganzen Reiterei, hat Hof gehalten mit seiner Leibkompagnie im Städtle und ringsum ‚alles ganz und gar ausgefressen, ruiniert, viel arme Leut gemacht und übel zugericht'."

„Bald nach ihm rückte der bayerische Obrist Mercy ins Tal und hat's gehalten wie seine Vorgänger."

„In Feld und Flur stand es schön, man hatte Hoffnung auf ein gut Jahr. Da ist im Mai große Kälte gekommen und hat die Weinberg erfrört."

„Der Krieg hat sich ins Lothringische und in die Nieder-

[1] Der Rittmeister erhielt nach urkundlichen Aufzeichnungen täglich: 15 Pfd. Brot, 20 Pfd. Fleisch und 20 Maß Wein. Der Leutnant: 12 Pfd. Brot, 10 Pfd. Fleisch und 10 Maß Wein. Der Kornett: 10 Pfd. Brot, 8 Pfd. Fleisch, 8 Maß Wein. Ein Korporal: 6 Pfd. Brot, 4 Pfd. Fleisch, 4 Maß Wein. Schreiber, Feldscher, Sattler und Trompeter je 4½ Pfd. Brot, 3 Pfd. Fleisch, 3 Maß Wein. Ein gemeiner Reiter: 10 Pfd. Haber, 3 Pfd. Brot, 3 Pfd. Fleisch, 2 Maß Wein. Dazu der Rittmeister 6 Gulden wöchentlich für Gewürz und Salz, der Leutnant 4 fl., der Kornett 3 fl., der Korporal 1 fl. 30 kr., der Feldscher 1 fl., der Reiter 45 Kreuzer.

lande verzogen. Wir hatten im Sommer und Herbst Ruhe. Aber ein anderer kam, der Tod. Ihr Männer wißt, wie der gehaust hat unter den ausgehungerten, hohläugigen, bleichen Menschen."

„In meinem Hause," sprach Hans Kienast, ein Vollenbacher, „starb alles bis auf mich."

„Täglich hat man zwei bis drei Leichen über den Steg nach Steinach getragen," meinte Vit Kasper, der ältere, von Schnellingen.

„Die vielen, welche damals der Tod holte," fuhr der Vogt fort, „sind gut daran. Sie haben mit Gottes Hilfe die ewige Ruhe, wir das ewige Elend und die ewige Unruhe. Ich wollt' und wohl jeder von Euch, daß auch wir dort drunten lägen auf dem Kirchhof an der Kinzig und die Not und den Jammer nicht mehr erlebt hätten, den wir seitdem erduldet."

„Wie haben Krieg und Pest unter uns gehaust! Als der Krieg bei uns anfing, zählten unsere drei Vogteien 400 Bürger, Bauern und Taglöhner in den Dörfern und 200 Bergleute in den Gruben."

„Heute stehen wir hier noch 44 Mann, und droben im Nillwald sind 40 Frauen und 60 meist elternlose Kinder — das ist der Rest unserer Dörfer und Erzgruben."

„Auch unser gnädiger Herr von Blumeck starb in dem Pestjahr. Er war ein guter Herr gegen seine Bauern und hat Leid und Freud mit ihnen geteilt. Gott hab' ihn selig!"

„Das Jahr 1636 war ziemlich ohne Soldaten im Tal, aber Fröste kamen im Frühjahr wieder, und vom Himmel regnete es Schwefel; doch Früchte und Futter gediehen. Wir bauten unsere verödeten und verlassenen Häuser wieder, holten, was wir an Habe versteckt und an Vieh in die Wälder geflüchtet hatten, und hofften auf Besserung."

„Da spielten im Sommer 1637 der Herzog von Weimar und der Werth den Krieg wieder an den Rhein. Draußen bei Wittenweier schlugen sie sich an den Schanzen. Die

Schweden mußten über den Rhein zurück, und wir bekamen die Werth'schen abermals auf den Hals."

„Schon als sie noch am Rhein lagen, sollte die Herrschaft Hasle wöchentlich 6000 Rationen Brot liefern, und der General de Werth drohte mit Kroaten, wenn wir sie nicht schickten."

„Sein Küchenmeister, Martin Weiß, kam im September selbst nach Hasle und forderte für seines Herrn Tafel Forellen, Kühe und Schafe, Futter für die Pferde und 100 Dukaten für Gewürz und Konfekt, während wir Bauern kaum ein Stück Brot sahen."

„Der Obervogt, der Vogt von Steinach und ich waren selbst im Lager beim General, bei Grießheim unsern des Rheins, und baten vergeblich um Schonung. Wir durften nur zusehen, wie er und die Offiziere fürstliche Tafel hielten in Essen und Trinken, uns gab man keinen Bissen und keinen Schluck."

„Im Haslach'schen lag damals des Generals Vetter, der Obristleutnant Peter von Werth, mit dem Regiment Werth, im Wolfach'schen das Regiment Neuneck, in und um Husen die Wolf'schen, in und um Gengenbach die Metternich'schen und Horst'schen Reiter."

„Sie haben alles aufgefressen und ausgeraubt, selbst das Stroh von den Dächern abgedeckt und ihren Rossen gestreut, auf dem Feld alles verwüstet; ihre Rosse weiden lassen, wo es ihnen beliebte, und was die nicht fraßen, haben die Troßbuben böswillig verderbt. Ließ ein Bauer sich sehen, so wurde er malträtiert und erschossen."

„Weiber und Kinder und wir alle waren flüchtig bis hinüber ins Renchtal und an den Kniebis, und so oft das Heimweh beherzte Männer aus den Wäldern herabtrieb, sahen sie neues Elend und Verderben."

„In Hasle und Husen gingen viele Bürger unter die Soldaten und marschierten mit diesen ab auf Nimmerwiederkommen, weil sie es unter dem Kriegsvolk besser hätten, als im Elend daheim."

„Vom Säen und Anblümen der verderbten Felder konnte keine Rede sein, weil man kein Zugtier vor den Soldaten sehen lassen durfte."

„Den Winter haben die meisten von uns in den Tälern der Rench bei verschonten Bauern, die um Gottes willen Herberge gaben, verlebt. Im Februar hat man im Namen des Grafen, unseres Herrn, uns aufgesucht und an die Schanzen gestellt auf dem Gaisberg."

„Nach der großen Schlacht bei Rheinfelden kam die versprengte kaiserliche Armee über den Schwarzwald her ins Tal. Werth war gefangen. Für ihn kommandierte General Götz. Kroaten, Pappenheimer und andere Reiter unter Horst, Gayling und Äscher hausten wieder bei uns. Ihnen nach kamen die Schweden, der Schaffelizki und der Rosen."

„Wer laufen konnte, ist geflohen. Selbst in Hasle sind die Bürger bis auf zwei oder drei mit Weib und Kind in die Wälder geflohen. Im Städtle liegen jetzt kaiserliche Reiter, und rings in den Tälern streifen die Schweden."

„Unsere Nahrung waren dieses Frühjahr und den Sommer her Brot aus Eichelmehl, Brennesseln oder Baumrinde, Frösche, Schnecken aus den Weinbergen ohne Salz und Schmalz, Hunde, Katzen und tote Rosse."

„Ihr wißt, daß keiner von uns seit Monaten ein Stück echtes Brot gesehen hat, noch viel weniger gegessen."

„Und dort drunten liegen unsere Hütten und Höfe wie ausgebrannte Ruinen. Wölfe und Füchse wohnen darin, und die Dornen wachsen durch die leeren Fensteröffnungen."

„In den Städten will man keine Bauern mehr, weil sie kein Vieh mehr hineinbringen können, und die Bürger sind jetzt hinter ihren Mauern gerade so geschunden und ausgeraubt, wie wir, die wir seit Jahren die meiste Zeit auf der Flucht in Wäldern und Erzgruben umherirren, um unser Leben zu salvieren."

„Wir nennen bald nicht mehr so viel unser eigen, um damit einen Finger verbinden zu können. Für unsere Felder

und die ruinierten Hofstätten gäbe kein Mensch einem von uns auch nur zehn Gulden. Alles ist verderbt und überall die Menschen tot oder in die Wälder verjagt oder dem Bettel und den Soldaten nachziehend."

„Und niemand kümmert sich um unser Elend und unsern Jammer, um das Geschrei der armen, unschuldigen Kinder, der Witwen und Waisen. Wir haben weder Haus noch Herberge mehr, noch Essen und Trinken, und niemand hat Erbarmen mit dem Bauernvolk, alles will nur noch von uns, unsere Herren wie die Soldaten."

„Oft frag' ich mich, wenn ich so überdenke, was wir Landleute seit 1610 alles haben mitmachen müssen, gänzlich unschuldiger Weise, wozu anders eigentlich das gemeine Volk heutzutag auf der Welt ist, als um besteuert, ausgesogen, geschunden, malträtiert und ins Verderben gezogen zu werden." —

So sprach voll inneren Grimms der empörte alte Vogt.

„Und wir Bergleute," warf jetzt einer der Erzknappen ein, „wir haben im dermaligen Elend gleich neben den Bauern feil, sind aber, wenn's möglich wär', noch übler dran. Tief unter der Erde, in feuchten, von Wasser triefenden Stollen suchen wir mühsam unser Erz. Bringen wir etwas zu Tage und haben es gepocht und geschmolzen, so kommt der Soldat und nimmt's uns. Damit nicht zufrieden, glaubt er, jeder Bergmann habe Schätze vergraben, viel mehr als der Bauer, und quält mit allen Torturen jeden von uns, der ihm in die Hände fällt."

„Dem Obersteiger von St. Barbara drüben in Welschbollenbach haben sie ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, um vergrabenes Silber von ihm zu erpressen."

„Und droben im Huserbach Bergleute in einen Backofen gesteckt und Stroh hinter ihnen angezündet, damit sie ihr Silber offenbaren sollten, während keiner einen Heller mehr sein eigen nannte."

„So haben sie es den drei Bauern im Bocksbach drüben

auch gemacht," erzählte Hans Dirhold, ein Bauer aus Steinach. „Und dem alten Dold in Sarach haben die Schweden die Finger zusammengebunden und sind mit den eisernen Ladstöcken dazwischen auf und ab gefahren, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten."

„Warum hab' ich," nahm der greise Vogt das Wort wieder, „Euch all das erzählt, was wir durchgemacht? Damit Ihr einsehet, daß wir Gewalt gegen Gewalt setzen müssen, daß wir fortan die Soldaten behandeln, wenn uns einer in die Hände fällt, wie sie uns. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als in unsern Wäldern versteckt zu bleiben und wie Räuberhorden zu leben und zu tun, solange noch ein Soldat drunten im Tale haust."

„Da drüben am ‚Birkenstein' liegt noch eine Hütte und da unten auf der ‚Ruheck' noch das Gut des Jörg Kienast, die nicht völlig Ruinen sind und wo noch einiges Vieh ist. Ich wette, es kommen die Schweden dieser Tage auch da herauf und schnüffeln. Wir wollen ihnen aber aufwarten."

„Wir haben vorgestern," riefen einige Bollenbacher, „schon einige dieser Bluthunde abgetan am ‚Heidenwald' drüben."

„Und wir," rühmten sich Schnellinger, „haben am ‚Gullerwald' ein paar kaiserliche Dragoner, die aus dem Städtle kamen, mit unsern Hellebarden gesegnet. 's ist kein schlecht Geschäft, wir haben seither Musketen und Säbel und auch etwas Geld, das wir in den Beuteln der Reiter gefunden."

„Ich hab' im ganzen Krieg," meinte jetzt der Vogt von Bollenbach, Andreas Feger, „keinen barmherzigen Soldaten gefunden, sie sollen aber von nun an auch keinen barmherzigen Bauer mehr finden."

„Doch ich kenne einen!" rief Balzer (Balthasar) Armbruster, ein Taglöhner von Schnellingen. „Als ich vor kurzem im Auftrag des Vogts drüben auf der Heidburg war, wo seit dem Tode ihres Vaters das gnädige Fräulein Anna bei ihrem Vetter, dem alten Herrn von Rosenberg, wohnt,

hab' ich von einem gehört. Der Burgwächter Scherzinger, in dessen Stube ich Wein bekam, hat mir folgendes erzählt: ‚Als der Burgherr, seine Tochter und unser Fräulein an Peter und Paul in die Kirche hinüberritten nach Biederbach, wurden sie unversehens von schwedischen Reitern überfallen. Da kam ein Leutnant herzu von dem gleichen Fähnlein, dem die Reiter angehörten. Kaum hatte er die Frauen und den alten Herrn erblickt, als er den Reitern befahl, sie unbehelligt zu lassen; dann begleitete er die Herrschaften in die Kirche und wieder heim bis vor die Zugbrücke. In der Kirche habe er gebetet wie ein Heiliger, aber trotz aller Einladung die Burg nicht betreten. Die Reiter hätten ihm gefolgt wie Lämmer, so daß in der Heidburg alles glaubt, er sei ein Schutzengel gewesen und kein Mensch.'"

„Als ich dann von der Burg herab nach Hofstetten kam, da erzählte mir der alte Schmied, es sei ein Leutnant bei den Schweden, der sei ein wahrer Engel, die Bauern von Hofstetten kämen wieder in ihre Höfe zurück, seitdem er in der Gegend sei. Er lasse keinem was geschehen, und wenn seine Soldaten Vieh stehlen, bezahle er es den Leuten. Und drüben in ‚den Schneeballen', wo er Quartier habe, teile er sein Brot und sein Fleisch mit den armen Leuten. Die Soldaten schauten an ihm hinauf, wie an einem Herrgott, und die Soldatenweiber, welche am Bach bei der Schmiede waschen, hätten ihm, dem Schmied, gesagt, jener Offizier sei ‚der heilig Leutnant'."

„Während ich beim Schmied auf der Straße stand, ritt der Offizier mit einigen Reitern daher. Sie kamen von Steinach, wo der Rittmeister liegt. Ich wollte mich verstecken, aber der Schmied hielt mich ab; es geschehe niemanden was, wenn der Leutnant dabei sei. Der ist ein bildschöner Mann, in den Dreißigern, mit langen Haaren, einem echten Schwedenbart und einem großen, schwarzen Filzhut mit weißer Feder."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," sprach der Vogt Heyd. „Ich hab' die Schlüssel bei mir zu unserer Burg drunten, die

ziemlich ausgeraubt, aber noch am besten von allen Häusern erhalten ist, weil unser seliger Herr immer eine Salvaguardia gehalten und bezahlt hat und weil ihre Mauern fester sind als unsere Holzhäuser und Strohdächer. Von Zeit zu Zeit schleich' ich hinunter, um zu schauen, ob sie noch steht. Da hat mir vor kurzem der Hans Wölfle, der als Bettler und Krüppel nebenan in einem ruinierten Hofe wohnt, erzählt, es sei ein schwedischer Offizier mit einer Patrouille dagewesen und hab' den Reitern scharf angekündigt, diese Burg nicht weiter zu demolieren; denn der Burgherr sei ein Bekannter von ihm."

„Den Wölfle-Hans habe er dann gefragt, ob der Herr von Blumeck noch lebe und seine Tochter und wo beide wären. Dann hat er dem Hans ein Stück Geld gegeben und ist wieder fortgeritten."

„Das ist jedenfalls der heilig Leutnant gewesen," meinte der Balzer. „Auch zu den Kapuzinern vor dem Städtle draußen sei er schon geritten, hab' die heilige Messe angehört und den Mönchen Almosen gegeben. Die Kaiserlichen im Städtle habe er dabei gar nicht gefürchtet und jeweils nur einen Reiter zum Wachen auf die Klosterbrücke postiert."

„Die Kaiserlichen haben gar keinen Mut mehr," gab der Vogt zurück, „seitdem mehr Schweden im Tal liegen, als ihrer selbst sind, und sie müssen froh sein, wenn jene ihnen nichts tun. Die Schweden wissen, daß in den Städten nichts mehr zu fischen ist, und sind nur im Tal, um Vieh einzutreiben für die Belagerung von Breisach."

„Das Regiment Alt-Rosen ist ein fliegendes Korps und hält sich nicht mit Belagerungen auf — und die kaiserliche Kompagnie im Städtle fällt nur aus, wenn jenes nicht um den Weg ist, und macht sich dann ebenfalls über uns Bauern her."

„Also keinen Pardon keinem Soldaten — außer dem heiligen Leutnant," schloß der Vogt seine lange Rede. „Und nun gehen zwanzig Mann hinüber in den Nillwald. Es wird

Abend, und nachts können wir die Weiber und Kinder nicht allein lassen. Wir andern quartieren uns beim Schwendemann am Birkenstein ein und wollen dann sehen, was der morgige Tag bringt. Die Nacht über muß abwechslungsweise einer Posten stehen. Die Schweden streifen anfangs auf die höchsten Höhen, weil drunten im Tal alles ausgefressen ist. Die letzten Tage müssen sie in den obern Tälern bei Schiltach und Alpirsbach gewesen sein, man hat nichts von ihnen gesehen. Aber Vorsicht ist doch nötig, die Teufelskerle kommen oft über Nacht." —

Am Morgen, ehe die Sonne aufgegangen war und da noch die Schatten der Nacht mit ihrem ersten Lichte kämpften, machte der Chriese-Hans von Bollenbach, der eben die Wache am Katzwald hatte, Alarm beim Birkenstein. Es kämen Reiter die Ruheck herauf, er höre Stimmen und Pferdegetrab. Offenbar wollten sie dem Kienast einen Besuch machen.

Die Bauern und Bergleute, etliche zwanzig an der Zahl, sind alsbald parat. Die Arkebusen und Musketen, soweit solche in ihrem Besitz, werden geladen, und die Hellebarden und Piken sind in starken Fäusten. Die Leute schleichen sich an den Waldrand ob dem Birkenstein, wo freie Aussicht ihnen überall hin zu vigilieren gestattet.

Der Chriese-Hans hatte recht gehört. Im dunkeln Morgennebel kommen Reiter den Hügel herauf, welcher zu der Bauern Füßen liegt. Im Sattel des Hügels steht des Kienasten einsamer Hof; ihr Besitzer ist bei den Bauern, seine Wibervölker im Nillwald, aber zwei Stiere und ebensoviele Kühe noch im Stall.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs" — zählt langsam der Vogt, in den Nebel hinabschauend. „Es sind sechs Reiter, die sind unser."

„Laßt sie bis zum Hof kommen und absteigen. Indes schleichen wir sie an, und sobald sie von den Pferden abgesessen — los mit Schießen und dann darauf mit den Helle-

barden und Piken." So lautet des Vogts Parole und so geschah es.

Kaum waren die Reiter von ihren Pferden herunter, als sie scharfes Feuer erhielten, das zwei von ihnen niederstreckte und ein Pferd verwundete. Die übrigen Reiter aber fühlten, ehe sie sich auf ihre Rosse schwingen oder ihre Pistolen und Degen gebrauchen konnten, über ihren Sturmhauben die Schläge der Hellebarden und am Leib die Stiche der bäuerlichen Piken.

Ein einziger entkam. Seine Kameraden deckten die Walstatt, d. h. den Hof vor der Hütte des Kienast.

Jetzt fiel Licht auf die blutige Stätte, und die Bauern erkannten an den Feldbinden Schweden, der Balzer aber in dem gefallenen Offizier — den heiligen Leutnant.

„Herr Gott!" rief er aus, „das ist der Offizier, den ich in Hofstetten gesehen. Was haben wir angerichtet gegen den braven Mann!"

„Ja, ja, er ist's! Sein Gesicht, sein Bart, sein Hut," seufzte der Balzer weiter, während seine Kameraden sich mit den gefallenen Reitern und den Pferden zu tun machten, jene vollends zu töten und auszuziehen, diese einzufangen.

Der Offizier, am Kopf und über seinen Reiterstiefeln getroffen, schlug für einen Augenblick die Augen auf, da der Bauer ihn aufrichtete.

„Er lebt, Vogt, er lebt noch!" rief der Balzer fröhlich. „Den müssen wir retten."

Der alte Vogt trat jetzt herzu, schaute den blutenden Reiter an und sprach: „Ein Prachtsmann das, und wenn es zudem noch der brave Offizier ist, muß alles angewendet werden, ihm das Leben zu erhalten."

„Auf meine Ehr und Seligkeit, Vogt, er ist's," entgegnete der Balzer.

Der Vogt kommandierte noch drei Mann, den verwundeten Offizier sachte in den Wald hinaufzutragen, die Pferde ebendahin zu bringen und die nackten Leiber der

Toten einstweilen liegen zu lassen, bis man vor Verfolgung sicher wäre. „Denn," so ergänzte der Vogt, „der eine ist davon geritten, er wird bald kommen und noch mehr bringen, und wehe uns, wenn wir noch um den Weg sind. Also fort, fort in den Wald, und Du, Chriese-Hans, stehst hinüber auf den ‚Scheibenbühl', wo Du gut auf die Landstraße siehst, und wenn Reiter von ferne nahen, gibst Nachricht, dann ziehen wir dem Millwald zu!" —

Leutnant Rupp hatte vom Rittmeister Ordre erhalten, mit einigen Reitern jenseits der Kinzig die Höhen nach Vieh abzustreifen, da der Obrist in Offenburg vom Lager in Breisach her um Proviant gedrängt werde und drum auf seine Rittmeister im ganzen Tal drücke.

Unser Leutnant zog, seitdem sie im Kinzigtal lagen, jeweils selber mit, weil er seine Bauern um Hasle gut traktiert wissen und ihnen das Abgenommene bezahlen wollte. Geld hatte er ja zur Genüge, 500 Taler Dotation und gute Löhnung.

Auf dem heutigen Ritt war er den Bauern so unglücklich in die Hände gefallen infolge ihres Beschlusses, Gewalt gegen Gewalt und Unbarmherzigkeit gegen Unbarmherzigkeit zu setzen.

Im Walde angekommen, legten die Leute den Verwundeten auf ein Moosbett, und der alte Bergmann Thes (Matthäus) Kaspar von der Grube „Unsere liebe Frau zur Haselstaude" stillte durch Sympathie das vom Kopf und aus der Beinwunde strömende Blut. Er legte seinen Zeigfinger auf die Wunden, betete drei Vaterunser und sprach:

Blut stehe still und blute nicht!
In Jesu Wunden
Wird dies Blut verbunden.

Dann ging er hinab an die sommerlichen Halden des kleinen Tälchens, in welchem seine Erzgrube lag, holte heilsame Kräuter und verband die Wunden des Offiziers.

Indes sprachen die Bauern davon, wohin sie ihren Pflegling bringen wollten.

Die einen meinten, hinab ins „Müllibad". Dies lag in

dem gleichen Tälchen, in welchem die Erzgrube unserer lieben Frau zur Haselstaude betrieben wurde.

Das Bächlein des Tälchens floß damals reichlich mit eisensaurem Wasser, wie das Rippoldsauer, und die alten Bauern sagten, eine Ader dieses berühmten Sauerbrunnens fließe in das Bächlein. Es trieb eine Mühle, und in der Mühle hatten die Bauern der vergangenen Jahrhunderte Bäder eingerichtet, die auch von Hasle aus besucht waren.

Heute ist alles verschwunden. Nur das Bächlein sickert noch, und still und einsam ist's ringsum.

„Zu was den Offizier ins Müllibad bringen?" fragte ablehnend der Vogt; „es ist ja ruiniert wie unsere Hütten. Ich glaub', Euch träumt's noch von den Zeiten, da unten noch Badstuben waren. Ich würde eher die Burg unseres Fräuleins vorschlagen, aber da ist keine Pflege, und die Kaiserlichen im Städtle würden ihn bald ausheben. Aus dem gleichen Grund ist's auch nichts bei den Kapuzinern, die schon manchen Schweden gepflegt haben."

Es war, als hätte der Verwundete gehört, um was es sich handle. Er schlug die Augen auf und sprach mit matter Stimme: „Nicht ins Städtle tragen, Mutter darf mich so nicht sehen" — und fiel wieder in seinen Schlummer zurück.

„Er hat's gehört," flüsterten die Bauern, „aber er redet noch irr."

„Wenn der Chriese-Hans, der auf dem Scheibenbühl Posten steht, Nachricht bringt, daß die Schweden in verstärkter Anzahl kommen," sprach jetzt Thes, der Bergmann, „dann legen wir ihn gut gebettet an den Waldrand, wo seine Leute ihn sehen müssen, und die werden dann schon für ihn sorgen."

Eben kam der Hans dahergesprungen und meldete, daß Reiter eilig talabwärts ritten, und hinter ihm drein keuchte Sepp, der Knecht vom „Vorderhof", den der Vogt vor zwei Tagen schon als Spion nach Steinach geschickt hatte, um über die Richtung der verschiedenen Streifpiketts Kundschaft einzuziehen.

Der Sepp schwang seinen Filzhut und rief mühsam auf-

atmend: „Viktoria! Die Schweden gehen fort. Diesen Morgen kam ein Ordonnanzreiter mit dem Befehl vom Obristen, alle Fähnlein sollten schleunigst aus dem Tale aufbrechen und sich in Offenburg sammeln."

„So," sprach der Vogt Heyd befriedigt, „jetzt haben wir Ruh vor den Kameraden derer, die tot drunten ins Kienasten Hof liegen. Wir wollen ihre Leichen nun begraben, dort drüben im Wald. Aber wohin mit dem braven Mann, der schwer verwundet vor uns liegt?"

„Ich weiß wohin!" rief, erfreut über seinen rettenden Gedanken, der Balzer. „Wir tragen den Leutnant hinüber auf die Heidburg, dort ist er sicher und hat gute Pflege. Weil er dem Herrn und den zwei Fräulein vor kurzem Freiheit und Leben gerettet hat, werden sie ihn gewiß gerne aufnehmen. Wenn's Euch recht ist, Vogt, schleiche ich mich hinauf und bestelle im Rückweg in Hofstetten noch einige Bauern, die uns dort ablösen und den Verletzten vollends den Berg hinauftragen."

„Du hast recht, Balzer," stimmte der Vogt zu. „Das ist ein guter Gedanke. Drunten im Schloß weiß ich noch eine alte Sänfte, in welcher sich die Frau von Blumeck selig in die Steinacher Kirche tragen ließ. Die holen wir, sobald es gegen Abend geht. Vier Mann tragen den Verwundeten, vier gehen mit zur Ablösung und zehn Mann als Bedeckung. Wir nehmen den Weg durch die Kinzig beim Schnellinger Deich und in Schußweite an Hasle vorbei nach Hofstetten. Das Pferd des Offiziers und alles, was auf und in seinem Sattel steckt, muß auch mit. Daß mir keiner aber auch nur einen Knopf anrührt von dem, was dem heiligen Leutnant gehört."

„Auf der Heidburg ist er sicher. Den ganzen Krieg über hat sie nichts gelitten, nicht einmal, als 1623 die Württemberger unter dem Herzog Julius über die Eck zogen und Elzach in Brand steckten und der Feldmarschall Horn mit seiner ganzen Armee bei Hasle lag. Aber der Herr von Rosenberg hat Schutzbriefe von allen Potentaten und Generalen, sein Schloß liegt zudem einsam, vom Weg ab, und ist nur mit schwerem Ge-

schütz zu nehmen, das bringen sie aber nicht leicht auf jene Höhe."

Der Verwundete, unter dem Schatten einer Tanne in warmer Waldluft auf Moos gebettet, rief nach Wasser. Sein Leibarzt, der Sympathiedoktor und Bergmann Thes, reichte es ihm und von Zeit zu Zeit auch des Tags über frische Milch von des Kienasten geretteten Kühen. Kaum gelabt, fiel er aber jeweils wieder in einen bewußtlosen Zustand.

Der Balzer hatte sich gleich nach gefaßtem Beschluß auf den Weg gemacht, Quartier zu bestellen, und als die Sommernacht hereingebrochen war, setzte sich der Zug in Bewegung; lautlos und vorsichtig wegen der Kaiserlichen im Städtle. Der Vogt Heyd selbst führte den Zug. In Hofstetten hatte Hans Gißler, Vogt und Schneeballenwirt, vom Balzer über alles unterrichtet, Leute genug zur Stelle, die teilnahmsvoll und gern dem braven Leutnant und Bauernfreund die Liebespflicht erwiesen, ihn auf die Heidburg zu tragen.

Der Mond schien mild und helle ins stille Waldtal des Ullerst, durch das der Zug jetzt hinaufschritt. Eine Stunde vor Mitternacht erschienen sie vor der Burg, wo alles aufs beste vorbereitet war. Der Burgherr und die Damen waren wach geblieben.

In einer Kemenate im Erdgeschoß neben der Burgkapelle stand ein großes Himmelbett, mit dem feinsten Linnen und den weichsten Pfühlen bedeckt, für den Blessierten bereit.

Neben ihn setzte sich alsbald und blieb die Nacht über sitzen — Anna von Blumeck, kühlte von Zeit zu Zeit die glühende Stirn des Bewußtlosen mit nassem Tuche, reichte ihm labende Getränke und schaute voll Teilnahme und Sorge in das edle Gesicht des schwer Aufatmenden.

Nicht ohne Lob, Dank und Bewirtung hatte Jörg von Rosenberg die wackeren Schnellinger und Hofstetter entlassen. „Sie hätten ihm eine wahre Herzensfreude gemacht, daß sie den braven Soldaten zu ihm auf die Burg gebracht und ihm so Gelegenheit gegeben hätten, sich dem hochherzigen

Offizier gefällig zu erweisen in schwerer Not. Aber leid sei es ihm, daß gerade die Schnellinger diesen Leutnant verwundet hätten, so sehr er die Tat der Bauern begreife angesichts des Elends, das sie seit Jahren durchgemacht."

Zum Abschied gab er dem Vogt noch ein Schreiben mit an den Kommandanten in Hasle, den Bürger und Chirurgen Keck nach der Heidburg zu senden, weil „ein Knecht sich beim Holzfällen verwundet habe."

Die Bauern hatten am Waldrand über ihrem Dorfe schon an den alten Keck gedacht, aber sich nicht getraut, ihn zu holen, aus Furcht für den Verwundeten und für sich selbst.

Ohne ein Auge zu schließen, hatte Anna die Nacht über den Samariterdienst an seinem Bett geleistet. Der Liebesdienst wurde belohnt. Gegen Morgen schlug der Kranke die Augen auf, heftete sie auf den barmherzigen Engel und fragte: „Wo bin ich?"

„Herr Leutnant," antwortete mit trost- und liebevoller Stimme Anna, „Ihr seid auf der Heidburg, wohl versorgt und wohl gepflegt. Die Bauern, welche zu ihrem Leidwesen in der Morgendämmerung Euch verwundet und dann erst erkannt haben als den großen Freund des armen Landvolkes, trugen Euch hierher, weil sie erfahren hatten, was Ihr vor kurzem auch uns getan. Ich bin die Anna von Blumeck und habe die Nacht bei Euch gewacht; meine Base Ida wird mich ablösen, wenn der Tag kommt. Auch der Chirurg von Hasle kann jeden Augenblick eintreffen. Wir hoffen und beten zu Gott, daß er Euch uns erhalte."

„Gott vergelt's Euch tausendmal, gnädiges Fräulein, was Ihr und die Eurigen an mir tun. Aber die Wunden schmerzen und mein Kopf brennt, ich möcht' einen Priester haben, der ist mir vielleicht nötiger als ein Feldscher."

Ermüdet sank er nach diesen Worten in die Kissen zurück und schloß die Augen. Anna sprach noch leise: „Der Leutpriester von Biederbach ist bald da, wenn Ihr es wünscht."

In ihr[illegible] aber sprach eine Stimme: „Oh, ist das ein frommer lieber Herr!

Fast gleichzeit[illegible]fen am frühen Morgen der Pfarrer von Biederbach ein, Christ[illegible]Wiser, einer der wenigen Pfarrherren der Gegend, welcher bei [illegible]er weltfernen Lage seines Bergdörfchens nicht hatte fliehen mü[illegible]n — und der Chirurg von Hasle, Franz Keck.

Der letztere untersuchte den Patien[illegible]n, fand einen Streifschuß am Hinterkopf mit Schädelverletzu[illegible]ng und eine Schußwunde am Bein unterhalb des Knies, beide [illegible]ngwierig im Heilen, aber durchaus nicht lebensgefährlich.

Trotzdem spendete, auf den ausdrücklichen Wuns[illegible] des Verwundeten, der Pfarrer dem Leutnant die hl. S[illegible]kramente in Gegenwart der ganzen Schloßfamilie.

Jetzt erst, da der Kranke am Morgen zu bleibendem [illegible] Bewußtsein zurückgekehrt war, trat der Hausherr, Jörg vo[illegible] Rosenberg, bei ihm ein, hieß ihn herzlich willkommen in seinem Haus und teilte ihm mit, daß auch sein Pferd im Schloß untergebracht sei und der Inhalt seiner Satteltaschen und seine Waffen in der Truhe der Kemenate sich befänden.

In seine Pflege würden, so sprach weiter der Ritter, fortan die beiden Edelfräulein, seine Tochter und seine Nichte, sich teilen, und alle wünschten, daß der Kranke, dem sie zu großem Danke verpflichtet seien, in nicht zu ferner Zeit gesund und munter sich seinem Kriegshandwerk wieder widmen könne.

Schließlich fragte der Schloßherr noch den Offizier, ob er Nachrichten bestellen sollte an sein Regiment oder an seine Familie.

In bewegten Worten dankte der Kranke für die gütige Aufnahme und die liebevolle Pflege und bedauerte, wohl nie imstande zu sein, es vergelten zu können. Er wünsche aber nicht, daß Nachricht von ihm zum Regiment Alt-Rosen gelange; seine Dienstzeit sei bald um, und er wolle nicht länger bei den Schweden dienen. Er habe nur so lange ausgehalten,

als er eidlich verpflichtet gewesen. Erführe der Obrist von ihm, daß er noch am Leben sei, so würde er vielleicht allerlei versuchen, ihn beim Regiment zu halten.

Und was seine Familie betreffe, so dürfe sie nichts von ihm wissen, bis eine bessere Zeit für ihn gekommen wäre.

Jörg von Rosenberg hörte mit Staunen diese Erklärungen, wollte aber nicht weiter in seinen Gast dringen und empfahl sich mit der Versicherung, jedem Wunsche desselben, auch in der eben erwähnten Richtung, gerecht werden zu wollen.

Auch dem Pfarrherrn von Biederbach und dem Chirurgen von Hasle band der Ritter es fest auf die Seele, nirgends verlauten zu lassen, daß ein schwedischer Offizier auf der Heidburg weile, am wenigsten bei den Kaiserlichen.

„Gnädiger Herr," sprach auf die Mahnung hin der Keck, „die Kaiserlichen gehen den Schweden nach, die gestern fort sind. Diesen Morgen haben die Kompagnien vom Regiment Horst in Hasle, Husen und Hornberg Befehl erhalten, durchs Schuttertal dem Breisgau zuzuziehen."

„Der Reiter, welcher die Botschaft brachte, muß in der Nacht hier auf der Eck durchpassiert sein. Er hat noch gemeldet, daß die Kaiserlichen vorhaben, mit aller Gewalt gegen den Herzog Bernhard, der vor Breisach liegt, loszuziehen, die Belagerungsarmee zu durchbrechen und Breisach zu verproviantieren."

Wie der Chirurg erzählte, so geschah es. Aber der Weimarer kam den Kaiserlichen zuvor, zog ihnen entgegen und schlug sie bei Kenzingen in einer blutigen Schlacht am 9. August 1638.

Der Kaplan des Domstifts Basel zu Freiburg, Thomas Mallinger, erzählt hierüber in seiner Chronik:

„Indem das kaiserliche Volk hat wollen Breisach verprovianti ren, hat selbiges Hertzog Bernhard mit seinem Volk zwischen Offenburg und Käntzingen angetroffen, da es ein solch bluotig Treffen von Morgen bis zum Abent abgeben, daß

auf der frantzösischen Seiten bey 3000 mit ansehnlichen Officieren gebliben, beyneben alle hohen Officiere mit etlich 100 Mann beschedigt worden. Die Kaiserliche aber, nachdem sie vil Volk verloren, 11 Stück Geschütz mit aller Munition und Proviant dahinter gelassen, sich nach Offenburg und andern Orten retirirt."

Die Folge des Sieges war, daß die Schweden die Pässe des Schwarzwalds wieder besetzten.

„Am 15. haben," fährt der Chronist fort, „die Schwedischen den Hohlengraben auf dem Schwarzwald eingenommen und also den Paß bis nacher Villingen inne gehabt."

13.

Es war vom Sommer weg Herbst geworden im Jahre 1638. Die Sonne ließ ihr mild gewordenes Licht verklärend in die Föhren schauen, welche die Heidburg bekränzten und so dem Blick fremder Menschen entzogen.

Tiefe Stille herrschte ringsum in Feld und Flur. Die Glocken der Herden und die Lieder der Hirten, welche sonst um diese Jahreszeit die Weiden belebten, waren längst verstummt in den Wirrsalen des Kriegs. Die Bauern hatten kein Vieh mehr oder weideten es in undurchdringlichen Wäldern; denn die Schweden streiften von Freiburg her das ganze Elztal herauf und suchten Beute.

Auf dem Söller der Burg saßen im lichten Sonnenschein die beiden Edelfräulein Anna von Blumeck und Ida von Rosenberg. Sie waren Kinder zweier Schwestern von Reischach, welcher Familie damals das Städtchen Elzach, drunten am Fuße des Berges gelegen, gehörte.

Beide waren fast im gleichen Alter, denn am gleichen Tag hatten der Rosenberger und der Blumecker die zwei Schwestern heimgeführt.

Beide standen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, also nicht mehr in der Blütezeit weiblicher Schönheit, und

doch waren beide noch schön zu nennen, schöner als viele ihresgleichen, die kaum zwanzig Lenze zählten.

Es gibt ja Blumen, die erst spät blühen und dann um so schöner sind, und Blumen, die bald in die Kelche schießen und dann rasch welken. Zu den letzteren zählten die zwei Burgfräulein von Schnellingen und von der Heidburg nicht.

Anna, um einige Monate älter als Ida, eine große, stattliche Erscheinung mit frischem Gesicht, war, seitdem wir sie in Rippoldsau gesehen, aus einem zarten, schlanken Mädchen eine jungfräuliche Juno geworden. Aus ihren großen, dunklen Augen schaute etwas schwärmerisch Elegisches, aber ihre ganze Haltung zeigte Ernst, Hoheit und Entschiedenheit.

Ida, kleiner und zierlicher, sah noch, trotz ihres Alters, mädchenhaft aus. Sie war blaß, schwarzäugig und schwarzlockig, lebhaft und sanguinisch. Sie zeigte mehr französischen Typus, die Blumeckerin mehr deutschen.

Idas Großmutter war eine Welsche gewesen. Der Großvater, einst in Diensten Heinrichs IV., hatte sein Weib aus Frankreich mitgebracht und dieses den französischen Rassecharakter ihrem Sohn und der Sohn denselben seiner Tochter übertragen.

Ida saß vor ihrem Stickrahmen auf dem Söller, während Anna träumend und mit ihren Gedanken beschäftigt hinab- und hinausschaute ins schöne Land zu ihren Füßen.

Und schön war dies Land: Berge und Höhen des Schwarzwalds vom Belchen, der in die Alpen sieht, bis hinab zum Mummelsee; die malerischen, waldumsäumten Täler der Elz und der Kinzig und weiterhin der Rhein und die Vogesen.

„Was sinnst Du wieder, Anna?“ fing Ida, lächelnd und von ihrer Arbeit sich erhebend, zu reden an. „Du träumst gewiß wieder vom Leutnant.“

„Und Du stickst für ihn,“ gab Anna, unangenehm gestört in ihrem Sinnen, etwas pikiert zurück. „Du willst ihm ja einen großen Kragen sticken für seine Gala-Uniform.“

„Ja, das will ich, aber Du willst noch mehr: Du willst, daß er Dich so lieb hätte, wie Du ihn.“

„Aber das ist nicht schön von Dir, Ida, mich so zu kränken," rief Anna, und eine Träne glänzte in ihren schönen Augen. „Du bist für den Leutnant ebenso eingenommen wie ich, und es ist Dir leid, daß er jetzt auf sein kann und keine Pflege mehr braucht. Jetzt siehst Du ihn seltener."

„Es ist wahr, Anna, er gefällt mir. Aber das Ding geht mir nicht so zu Herzen wie Dir. Du freust Dich seit einiger Zeit an nichts mehr, singst nimmer zur Arbeit, sinnst und spinnst nur Deinen Gedanken nach und bist mit diesen meist abwesend, das heißt drunten in der Kemenate neben der Kapelle."

„Du bist halt eine halbe Französin, Ida, die mit allem spielt, auch mit der Liebe. Ich, eine echte deutsche Gemütsseele, kann nicht so sein, wie Du."

„Ich bin froh," gab Ida zurück, „daß ich etwas leichtsinniger sein kann; denn der schöne, stille, melancholische Leutnant fragt eigentlich nach uns beiden nichts, und wenn ich's auch so ernst nähme, wie Du, ginge es mir, wie Dir — Du bist ganz krank vor Liebe."

„Als er uns damals aus dem Trupp Reiter befreite auf dem Kirchritt und wieder verschwand, nachdem er uns hierhergeleitet, glaubte ich fast, er wäre ein Geist gewesen, und erst als die Schnellinger Bauern ihn hierher brachten, sah ich, daß er von Fleisch und Blut sei. Aber jetzt, da ich ihn näher kenne und sehe, wie wir beide nicht imstande sind, ihm großes Interesse abzugewinnen, und er sich dabei so lieb, so dankbar, so bescheiden benimmt, möchte ich wieder glauben, er sei nicht von Fleisch und Blut, wenigstens nicht von dem Stoff, aus dem die anderen Offiziere gemeißelt sind. Wir haben ja hier während des Kriegs manch einen zu Gast gehabt von allen Waffensorten und Armeen, aber es waren durchweg wilde Gesellen und wüste Trinker, und ich konnte nie begreifen, wie Damen unseres Standes selbst mitten im Krieg mit solchen Kumpanen Ehen eingehen konnten und wollten."

„Du hast ganz recht, Ida," nahm Anna das Wort. „Auch

ich glaube, daß der Leutnant ein ganzer oder wenigstens ein halber Heiliger ist, wie ihn die Soldaten schon genannt haben sollen. Und gerade das, daß er so unempfindlich zu sein scheint gegen weibliche Liebenswürdigkeiten, macht ihn um so liebwerter und begehrlicher."

„Wie viel Blumen hab' ich ihm schon aufs Zimmer getragen und Du auch — und nie ließ er ein Wort verlauten, als ob er merke, was die Blumen sagen wollten. Er dankt jeweils so lieb und so innig, aber immer wie ein Kind, dem man eine Freude gemacht hat."

„Und doch hat nur einmal im Leben ein männliches Wesen auf mich solch einen Eindruck gemacht, wie unser Leutnant."

„So, Anna," fragte rasch Ida, „das ist ja was ganz Neues! Du warst also schon einmal verliebt und hast mir noch nie davon erzählt in den vielen Jahren, die Du mit mir auf der Heidburg verlebt?"

„Mein Herz," antwortete Anna, „ist von jener Liebe nicht in dem Grade voll gewesen, wie jetzt, und auch jetzt hätten wir beide sicher keine der andern was mitgeteilt von unserem Schwärmen für den herrlichen Leutnant, wenn nicht jede wüßte, daß sie nahezu vergeblich schwärmt."

„Und jene alte Geschichte wäre vielleicht, wenn auch in meinem Herzen nicht untergegangen, so doch begraben geblieben, wenn nicht die Stimme und die Figur des Leutnants viele Ähnlichkeit hätten mit einem Klosterstudenten, der mit seinem Abt im Sauerbrunnen war und dem ich recht zugetan war, ohne daß er es wußte. Doch der ist jetzt — es mögen seitdem über acht Jahre dahingegangen sein — längst ein Mönch im Kloster Villingen und hat der Welt und allem in ihr entsagt. 's ist schade, er war ein bildschöner, heiterer Mensch, und singen und lautenschlagen konnte er, wie ich seitdem nicht mehr hab' singen und spielen hören."

„Da hast Du aber Unglück gehabt mit Deinen Flammen," bemerkte schelmisch die Rosenbergerin. „Erst einen jungen

Mönch, dann einen heiligen Leutnant — lauter hoffnungslose Liebesakte."

„Du bist und bleibst eben boshaft, Ida, weil Du kein deutsches Herz hast und nicht weißt, daß hoffnungslose Liebe die gewaltigste Liebe ist und zweifellos auch die schönste, weil sie nie die Täuschung erlebt, die gar oft dem Besitze des geliebten Gegenstandes folgt."

Anna hatte diese Worte noch nicht beendigt, als der Herr von Rosenberg zu den Damen auf den Söller trat. Er war eben von der Hühnerjagd gekommen, drüben auf der „Herne" und dem „Heidenacker", wollte den Mädchen seine Beute zeigen und hatte die letzten Worte Annas noch gehört.

„Seid Ihr zwei wieder am Leutnant?" fragte er freundlich lächelnd. „Seitdem der auf der Burg ist, habt Ihr Weibsleute den Kopf verloren. Und solange er krank zu Bette lag, waren alle meine Suppen kalt und versalzen und jeder Braten angebrannt, und wenn ich krank geworden wäre, hätte ich allein seufzen und sterben können. Ihr zwei hättet den eigenen Vater und Oheim vergessen ob der Sorge für den schönen Schweden."

„Aber Papa," rief Ida, „ich war unschuldig an dem schlechten Essen. Anna hat meist die Küche überwacht, weil ich die letzten Wochen hindurch in der zweiten Nachthälfte die Wache hatte beim Patienten und dann am Morgen schlief."

„Allerdings ist Anna noch mehr verschossen als Du," entgegnete der Alte. „Und so oft ich etwas von der Jagd brachte, hieß es gleich: das gibt was für den Leutnant. An den alten Jäger dachte sie nimmer."

„Bitte, laßt mich in Ruh mit Euern Vorwürfen, Oheim," bat jetzt Anna, „sonst bringt Ihr mich zum Weinen. Ida spottet meiner ohnedies, seitdem wir hier sitzen."

„Papa," nahm jetzt die Rosenbergerin das Wort, „wenn Du nur auch einmal herausbringen könntest, woher der Leutnant stammt. Da muß was dahinter stecken. Entweder ist er von ganz geringem oder von ganz hohem Herkommen,

sonst würde er es uns beichten. Er hat aber in seiner ganzen Erscheinung und in all seinem Benehmen etwas so Vornehmes, daß ich an eine bessere Abkunft glaube, und dann wäre er noch mehr wert."

„Nein, Ida," warf Anna ein, „mir ist er gleichviel wert, ob hohen oder geringen Stammes. Wenn sein Vater ein Bettler gewesen, mir wäre er deshalb nicht weniger lieb."

„Das lob' ich an Dir, Anna," sprach der Oheim. „Nicht die Herkunft macht den Mann, sondern sein Charakter und seine Leistungen. Die berühmten Generale Altringer und Werth sind von armen Eltern und leisten mehr und haben es weiter gebracht, als viele von adeligem Blut. Und unser Leutnant hätte sicher das Zeug zu einem General; habe schon oft mit ihm geredet über das Kriegswesen, er ist darin bewandert, wie selten einer, und von seiner Tapferkeit redeten — so erzählten die Hofstetter Bauern — alle Reiter seines Regiments. Er wär' schon längst mehr denn Leutnant, aber er will nicht ein eigen Fähnlein werben und mußte schon — wie die Schweden ebenfalls den Bauern gesagt — zum Kornett und zum Leutnant befohlen werden."

„In das Geheimnis seiner Herkunft kann und will ich aber nicht weiter eindringen. Er ist ein Ehrenmann und das genügt mir, und er wird seine guten Gründe haben, warum er darüber schweigt. Und für unsere Anna hat es ja keinen Wert — sie nimmt ihn, ob hoch oder nieder," schloß lächelnd der Ritter.

Jetzt tönte plötzlich vom Burghof herauf — Lautenspiel. „Hört! Was ist das?" riefen die beiden Mädchen wie mit einer Stimme.

„Das kömmt ja aus der Kemenate des Leutnants," meinte der Herr von Rosenberg, sich über die Brüstung des Söllers hinablehnend. „In dem Alkoven neben seiner Stube hängt seit vielen Jahren eine Laute, die einst mein so jung verstorbener Bruder spielte, die muß der Leutnant gesehen haben, und jetzt schlägt er sie. Hören wir einmal, was er kann."

Die beiden Fräulein neigten sich ebenfalls horchend über den Söller hinab in den Burghof. Aus diesem drangen zuerst leise, dann immer schwellender und stärker wundervolle Töne an das Ohr derer, die mit wachsender Spannung lauschten.

„Wunderschön," flüsterte Ida.

Da hub der Spieler auch zu singen an:

Ein Soldan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Zu pflücken schöne Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Sie stand und sah die Blümelein,
Sie dacht' in ihren Sinnen:
Wer muß der Blümlein Meister sein?
Wie gern wollt' ich ihn kennen!

„Ach Gott!" rief jetzt laut Anna. „Dieses Spiel, diese Stimme und dieses Lied hab' ich schon einmal gehört. So hat der Student im Sauerbrunnen gespielt und gesungen. Das ist sein Spiel und sein Gesang und eines seiner Lieder."

Von unten kamen dann noch alle Strophen jenes alten, schönen Liedes. Dann schlug der Spieler andere Akkorde an, und nach kurzer Pause begann er ein ander Lied:

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleich wie das Heerpferd zu dem Streit,
Nach Haus der Bot', das Schiff zum G'stad,
Der schnelle Pfeil vom Bogen ab.

„Dies ergreifende Lied hat er im Sauerbrunnen nicht gesungen, aber seine Stimme ist es und sein Spiel, und sein erstes Lied klang mir in der Seele wieder, als hätt' ich es erst gestern gehört" — sprach voll wachsender, innerer Erregung Anna, als der Sänger geendigt hatte.

„Wenn der Leutnant jener Klosterstudent ist, dann begreife ich jetzt auch, warum ich mich so zu ihm hingezogen fühlte von Anfang an," meinte sie weiter mit von innerer Aufregung zitternder Stimme.

Der Ritter von Rosenberg hatte sich nach dem ersten Lied, unter hohem Lob für den Sänger, vom Söller entfernt, um demselben mündlich in seiner Kemenate zu gratulieren, nachdem er seine Jagdbeute versorgt. Die beiden Mädchen waren wieder allein, und Ida nahm jetzt das Wort.

„Wo war denn der Klosterstudent her?" fragte sie.

„Wenn ich mich recht erinnere," gab Anna zurück, „so war er von Hasle drunten und der Sohn eines Wirts."

„Da ist ja gut abhelfen, Anna. Wenn der Chirurg Keck wieder kommt — und heut wird er wieder kommen, so fragen wir ihn, ob er keinen Wirtssohn im Städtchen kennt, der ein Mönch geworden."

„Das ist ein guter Gedanke von Dir, Ida. Das wollen wir tun. Seit ich den Leutnant hab' singen und spielen hören, bin ich viel aufgeregter und unruhiger."

„Dort drunten seh' ich einen Mann den Berg heraufkommen vom Ullerst her; es ist am End' der Chirurg."

Der war es, und als er zum Burgtor hereinschritt in den Hof, rief ihm Ida von Rosenberg zu, wenn er seinen Besuch beim Herrn Leutnant beendigt hätte, einen Augenblick auf den Söller zu kommen, was der alte Bader, den das Fräulein Herr Doktor genannt, unter vielen Bücklingen gehorsamst zusagte.

Er kam aber heute lange nicht aus der Kemenate des Offiziers. Dieser, den der Wundarzt zum erstenmal außer Bett fand, stellte auch zum erstenmal an den Meister Keck einige Fragen, die ihm schon längst auf dem Herzen lagen.

„In Hasle drunten," begann der Leutnant, „war ich vor zwölf Jahren auch einmal in meiner Studentenzeit und hab' im Rappen logiert. Es waren da verschiedene Bürger und Beamte: der Obervogt, der Pfarrer, der Schultheiß, der

Schulmeister und einige Kaufleute — eine heitere Gesellschaft. Leben die Herren noch?"

„Da kann ich dienen, Herr Leutnant. Der Schultheiß Hans Engler ist gestorben, der Pfarrer Ramsteiner ging als Flüchtling fort und ist heut noch nicht zurück, der Kaufmann Battier, der damals jeden Abend dort war, hat das Zeitliche auch gesegnet. Der Obervogt Fink ist eben erst von seiner Flucht nach Straßburg zurückgekommen. Der Schulmeister Andreas Mezger lebt noch, und es schmecken ihm auch die Schoppen noch, nur waren sie in den letzten Jahren sehr rar, und selbst er, der lustige Andreas, hat auch mehr als einmal Fersengeld geben müssen vor den Schweden."

„Und die Wirtsleute im Rappen, damals so liebe, freundliche Menschen, leben die auch noch?" Bei diesen Worten hatte sich der Fragende an das offene Fenster seiner Kemenate gestellt und schaute in den Hof hinaus, dem Gefragten den Rücken kehrend, damit dieser seine Erregung nicht merke.

„Da lebt niemand mehr als die Frau," antwortete der Wundarzt. „Der Rappenwirt und sein älterer Sohn, der Bartlin, sind gestorben im großen Pestjahr 1635. Der jüngere Sohn, Lienhard, war im Kloster in Villingen, wurde von den Schweden gefangen und ist längst verschollen und wohl auch tot. Die Wirtin bringt der Kummer um die Toten fast unter den Boden. Sie ist nicht mehr die stattliche, schöne Frau von damals, sondern eine welke Greisin. Sie wandert jeden Tag, wenn die Stadttore offen sind, hinaus zum Kapuzinerkloster und betet in der Hoffnung, den Sohn, der im Kloster und ihr Liebling war, noch einmal zu sehen. Ein Einsiedler bei Wolfach soll das auch prophezeit haben. Nun sind aber Jahre darüber hingegangen — und kein Sterbenswort kam mehr von dem Verschollenen, der zweifellos ein toter Mann ist. Die gute Frau läßt sich's jedoch nicht nehmen, daß er noch lebt — und das ist ihr einziger, schwacher Trost. Im Städtle glaubt's aber kein Mensch."

Der Doktor hatte nicht bemerkt, wie während seines Be-

richtes zwei große Tränen aus den Augen des Mannes am Fenster gerollt waren und wie der Kriegsmann sie rasch verwischt hatte — und jetzt weiter fragte:

„Ist die Frau noch auf dem Wirtshause?"

„Ja, denn wer kauft ihr heutzutag das Geschäft ab? Sie hat viel mitgemacht als Witwe, doch ging es ihr im ganzen besser als manch andern Bürgersleuten. Sie hatte immer Offiziere im Quartier, und die dienten ihr als Salvaguardia, haben aber auch die Weinkeller dafür geleert." —

„So geht's halt überall im Leben. Wenn man nach Jahren frägt nach Leuten, die man früher gekannt, heißt's: Tot oder im Elend, vorab in so schrecklicher Kriegszeit" — schloß dankend für die Auskunft der Leutnant.

„Und nun, Chirurg, ein anderes Thema. Ich kann jetzt wieder ordentlich hinken, meine Wunden sind vernarbt. Was bin ich Euch schuldig?"

„Ist ein Dukaten zu viel, Herr Leutnant — für jeden Gang einen Gulden gerechnet?"

Der Geheilte schritt an die Truhe, nahm zwei Dukaten heraus und gab sie dem staunenden Chirurgen.

„Tausendmal vergelt's Gott, Herr," rief der alte Keck. „Das ist ja zu viel. Hab' anno 32 den Feldmarschall Horn behandelt und nicht so viel bekommen. Gott lohn's Euch an der Gesundheit, gnädiger Herr!"

Er gab dann noch einige gute Ratschläge, damit der Fuß nicht steif bleibe, und entfernte sich.

Unser Lienhard — denn wir wissen längst, er ist es — ließ sich auf einen Stuhl nieder, um seiner innern Aufregung freien Lauf zu lassen:

„Gute, arme Mutter," sprach er unter Tränen, „Du sollst mich wiedersehen und noch Deine Freude an mir haben."

Er erhob sich, öffnete die Türe zur Burgkapelle, schritt hinein in das alte, feuchte Kirchlein und betete unter stillem Weinen. Gebet und Tränen galten dem toten Vater, dem toten Bruder und dem Herzeleid der guten Mutter. —

Indes stand der Meister Keck auf dem Söller, wo auf Bitten Annas, die sich durch ihre Aufgeregtheit zu verraten fürchtete, Ida das Wort führte und den alten Wundenheiler also anredete:

„Herr Doktor, Ihr könnt mir wohl sagen, ob ein Wirt in Hasle einen Sohn hat, der Mönch ist im Kloster Villingen? Es interessiert sich jemand, es zu wissen."

„Gnädiges Fräulein! Eben sprach ich mit dem Herrn Leutnant von diesem Sohn. Der war des Rappenwirts Lienhard und im Kloster Villingen, wurde aber bei der ersten Belagerung jener Stadt gefangen und ist seitdem verschollen. 's ist schad um ihn, er war ein braver, talentierter, junger Mann. Daß er tot ist, steht fest, denn er hätte sonst sicher schon etwas von sich hören lassen. Sein Vater und sein Bruder sind auch tot, und nur seine alte Mutter lebt noch und grämt sich um ihn."

„So," sprach Ida weiter, „warum hat sich denn der Herr Leutnant um des Rappenwirts Sohn bekümmert?"

„Ei, er war, wie er sagt, vor Jahren einmal im Rappen über Nacht und hat deshalb nach den Leuten gefragt."

„Aber jetzt noch eine Frage — ganz unter uns — Herr Doktor, Ihr seid zweifellos Menschenkenner. Woher glaubt Ihr, daß der Herr Leutnant stamme? Er schweigt sich ganz aus über seine Herkunft."

„Gnädiges Fräulein! Ich verstehe mich etwas auf Physiognomie, hab' auf der hohen Schule zu Freiburg auch gelernt, einem Menschen sein Horoskop zu stellen, und glaube daher, Euch dienen zu können. Der Herr Leutnant ist von ganz hohem Stamm, er hat blaue Augen und blaues Blut, ist freigebig wie ein Fürst und hat mich eben mit zwei Dukaten honoriert. In seinen Augen ruht verborgen ein Geheimnis, aber er wird es eines Tages lüften."

Sprach's mit der Miene eines Wahrsagers, der alte Keck, und ward mit Dankesworten und der Zuweisung eines Trunks in der Ritterstube entlassen.

„Du siehst, Anna," nahm jetzt Ida das Wort, „daß Du Dich getäuscht hast. Dein Klosterstudent und Dein Leutnant sind zweierlei."

„Mein Herz sagt mir anders," gab Anna zurück. „Aber ich sehe, ich muß sein Ahnen unterdrücken. Könnt' ich nur mein ganzes Herz unterdrücken, ich wäre glücklicher." —

Nicht nur der Wundarzt von Hasle hatte nach dem Verwundeten geschaut, auch Thes Kaspar, der Bergmann von Schnellingen, kam bisweilen auf die Heidburg, nach ihm zu sehen, und war stets willkommen. Der Leutnant hielt etwas auf Sympathie und ehrte den alten Blutstiller und Brandnehmer; ja, er glaubte ihm mehr verdanken zu müssen, als dem auf der hohen Schule gebildeten Keck.

Thes hatte jeweils auch den Auftrag vom Vogt Heyd, sich nach dem Befinden des Herrn Leutnants zu erkundigen und das Bedauern der Schnellinger, ihn angeschossen zu haben, zu wiederholen.

Am andern Tage, nachdem der Wundarzt zum letzten Male dagewesen war, kam auch der Thes. Als der Offizier ihn, reich belohnt, entließ, gab er ihm noch eine Botschaft an den Vogt mit.

„Sagt Euerm Vogt, er soll nächster Tage einmal zu mir heraufkommen und den Vogt von Hofstetten, Hans Gißler, mitbringen. Ich hab' Wichtiges mit den Leuten zu reden zum Heile der Bauernschaft des Tales."

Der Thes hörte die Botschaft gerne und schied.

Der Bauer ist allezeit ein gutes Kind gewesen, und wenn er Gutes haben kann, säumet er nicht. Vierundzwanzig Stunden später als der Thes standen in der Kemenate des Leutnants die Vögte von Schnellingen und Hofstetten, die intelligentesten ihres Amtes in der fürstenbergischen Herrschaft Hasle.

Ihre schweren Filzhüte in der Hand waren sie eingetreten, hatten dem Offizier ihre wackere, ehrliche Rechte zum Gruße

hingeboten und der Volksmann im schwedischen Reiterrock sie herzlich geschüttelt. Dann hub er an:

„Ihr Männer, es ist eine wichtige Sache, um derentwillen ich Euch gerufen. Es ist die Sache des in diesen Kriegsläuften so schwer heimgesuchten Bauernstandes. Ihr, Vogt Gißler, kennt mich näher, und wohl mancher Bauer im Tal drunten hat von dem schwedischen Leutnant gehört, der, so gut er konnte, sich jede Mühe gab, das Elend des Bauersmanns milder zu machen."

„Ich kenne den Krieg und seine Schrecken wie auch Ihr nur zu gut. Wer am meisten leidet, ist das unschuldige Landvolk. Seine Drangsale gingen mir schon zu Herzen, bevor ich Soldat war. Wer gesehen hat, was der Bauer mitgemacht, in den letzten sechs Jahren, der müßte verzweifeln, wenn nicht unsere christliche Religion und die tägliche Erfahrung uns allzeit die Lehre gäbe, daß die unschuldigsten, die besten Menschen auf Erden am meisten leiden und daß Kalvaria gerade da am ehesten zu finden ist, wo die Menschen an Gott glauben, auf ihn hoffen und ihm zu dienen suchen."

„Ich habe Eures Standes Elend viele Jahre lang mit angesehen und mich erbarmt vorab des Landvolks im Kinzigtal. Fünf Jahre mußte ich, von ihnen gefangen, wider Willen den Schweden dienen. Meine Dienstzeit ist um, ich bin meines Eides ledig und habe mir vorgenommen, falls ein anderer, welcher in besonderer Art über mir steht, nichts dagegen einwendet, bei Euch Kinzigtälern um Hasle herum zu bleiben, Euch meine Kriegserfahrung zur Verfügung zu stellen und Euch zu helfen, der Feinde sich zu erwehren, so gut es geht. Denn der Krieg dauert fort, solange es in deutschen Landen etwas zu rauben und zu plündern gibt."

„Mit dem Herrn von Rosenberg hab' ich mich verständigt. Er ist herzlich froh, wenn ich dableibe und auch seinen Untertanen in den Vogteien Hofstetten und Biederbach beistehe. Nun hab' ich Euch hierher bestellt, um Eure Ansicht über mein Vorhaben zu vernehmen."

Mit Tränen in den Augen hatten die zwei Bauernvögte die Worte des Offiziers angehört. Solch eine Sprache aus dem Munde eines Soldaten war ihnen fremd, und seine Teilnahme an dem harten Los des Landmanns rührte sie um so tiefer.

Vogt Heyd ergriff zunächst die Hand des braven Mannes und sprach: „Herr! Wir haben Euch, wenn auch wider Willen, verwundet, und jetzt wollt Ihr trotzdem uns armen Landleuten beistehen! Wie sollen wir Euch genug dafür danken? Arm, wie wir sind, können wir nur unser Gebet für Euch zum Himmel schicken, der in der höchsten Not uns einen solchen Helfer zukommen läßt. Mit herzlichem Vergelts Gott nehmen wir Euer Anerbieten an, und unsere Kinder und Kindeskinder werden noch davon reden, was Ihr uns getan habt in dieser harten Zeit. Jetzt schon sprechen alle Buren rings um Hasle von dem braven Leutnant. Wie werden sie erst jubeln, wenn sie hören, daß Ihr uns führen und raten und helfen wollet!"

Hans Gißler, der Vogt von Hofstetten, vermochte nur dem Leutnant die Hand zu geben und unter Tränen zu sagen: „Herr, der liebe Gott soll's Euch lohnen."

„Gut also, Ihr Männer," sprach der Leutnant, „von heute an sind wir von der gleichen Kompagnie. Aber jetzt muß ich noch einen verlässigen, klugen Mann haben, der die Wege übers Gebirg nach Villingen kennt. Ich hab' da einen Brief, der im Interesse unserer gemeinschaftlichen Sache an den Abt des St. Georgenklosters dort geht. Warum, werdet Ihr vielleicht später erfahren."

„Den Mann kann ich stellen aus meiner Gemeinde," entgegnete der Vogt von Hofstetten. „Der Dorfmüller ist ein alter Jäger und kennt alle Wege und Stege bis nach Villingen. Er ist ein vertrauter Mann und wird den Brief gewiß gut besorgen."

„Hier ist der Brief. Der Müller soll sich so bald als möglich auf den Weg machen. Heute ist Mittwoch, bis Freitag kann er gut wieder zurück sein. Ihr bestellt alle Vögte und Gerichts-

personen der Herrschaft auf kommenden Sonntag Nachmittag hinüber ‚auf die Eck‘. Dorthin kann ich schon kommen, sei es zu Fuß oder zu Roß. Ich habe dann Bescheid von Villingen, und wenn der, wie ich hoffe, gut ausfällt, organisieren wir sofort die Bauernwehr. Es zeigen sich wieder, wie ich höre, überall feindliche Streifpartien von Freiburg und Breisach her."

Freudig gingen die zwei Vögte mit dem Briefe, den wir lesen wollen, bergab.

Das Schreiben lautete:

„Hochwürdigster, insonderheit geliebter, fürsichtiger, gnädiger Vater und Abt. Meine ehrerbietigsten Grüße zuvor. Euer Gnaden werden nit wenigs erstaunt sein, von mir, Euerm gehorsamsten Diener und Frater Leo, den Euer Gnaden sicher längst tot geglaubt, ein Lebenszeichen zu empfangen. Von denen Schweden vom Regiment Alt-Rosen, so in jener Nacht, da ich verschwunden, bei Villingen durchpassiert, gefangen, ward ich unter Androhung des Todes eidlich gehalten, fünf Jahre, die jetzt um sind, bei obigem Regiment zu dienen. Ich hab' im Feld allzeit, so gut es ging, als ein frummer Ordensmann gelebt, und hoff Euer Gnaden und dem hl. Orden kein Schand' gemacht zu haben im Kriegslager."

„Im Kinzigtal ward ich verwichenen Augusti verwundet und fand Heil und Genesung allhie, auf der Heidburg bei Hasle, wo niemand mich erkennet und ich auch nicht erkennet sein will aus besunderen Gründen, die ich Ew. Gnaden mündlich einmal zu geben hoffe nebst der Ursachen, aus der ich auch Ew. Gnaden gegenüber bisher geschwiegen habe."

„Die Not im Tal ist so groß, und es erbarmet mich so des armen Landvolkes, daß ich gerne allhie noch zur Defendierung der Bauern bleiben möchte, auch gerne meiner lieben Mutter beistehen, die noch nichts von mir weiß und die den Vater und den Sohn Bartlin im Tode verloren hat. Wenn Ew. Gnaden es erlauben und gestatten, bleibe ich, solange die Kriegsläufte dauern, im heimatlichen Tal, sollten aber Ew. Gnaden mich

ins Kloster fordern, komme ich alsbald in Treuen und Gehorsam."

Geben uf der Heidburg,
am ersten Tag des Weinmonats 1638.

Ew. Gnaden gehorsamster Diener
und Frater Leo, bishero Leutnant
im Regiment Alt-Rosen.

Schon in aller Frühe des nächsten Freitags war der Dorfmüller wieder auf dem Rückweg zur Heidburg. Er traf südlich davon den Leutnant, der eben seine ersten größeren Gehversuche im Freien machte. Zum Glück war er allein; denn von seiner Korrespondenz mit Villingen sollte niemand wissen, bis seine Mutter ihn wieder gefunden, und die sollte ihn nur unter freudigen Umständen wiedersehen.

Er war nicht wenig innerlich aufgeregt, als der Bote, ihn von Hofstetten her wohl kennend und verehrend, ihm die Antwort des Abtes übergab. Dieser zeigte sich in seinem Schreiben freudig bewegt, daß der Frater noch am Leben sei, machte ihm in freundlicher Art Vorwürfe über sein Schweigen so viele Jahre, gab einen kurzen Abriß der Vorgänge im Kloster und in der Stadt und dem „lieben Frater Leo volle Indulgenz, in der Heimat zu verweilen, da sonsten auch kein Frater da und auch die meisten Patres abwesend seien. Nur möge er zu gelegener Okkasion einmal einen Besuch in Villingen machen und erzählen, was ihm alles in der Zeit arrivieret."

Jetzt war dem wackern Leutnant der erste Stein vom Herzen, da er sich mit seinem Abt versöhnt, von diesem in Gnaden aufgenommen wußte und mit ehrlichem Urlaub ausgestattet sah.

Belohnt entließ er den schnellfüßigen Dorfmüller, nicht ohne ihn über alle Details seiner Reise und seines Aufenthalts im Kloster ausgefragt zu haben — und mit einer Mahnung an seinen Vogt, am nächsten Sonntag nicht auf der Eck zu fehlen. —

Kaum hatte Lienhard, seine Schritte wieder der Burg zulenkend, den Brief des Abtes in der Brusttasche versorgt, als er die zwei Edelfräulein sich entgegenkommen sah. Sie hatten vom Söller aus den Leutnant gesehen und Ida alsbald gemeint: „Anna, wir wollen hinunter und an ihm vorbeispazieren, dann kommen wir mit ihm zu reden, und er bekennt vielleicht doch einmal Farbe."

In ausgesuchter Höflichkeit, den schwedischen Reiterhut tief herabziehend und in der Linken behaltend, ging der Gesuchte den Damen entgegen und begrüßte sie.

„Wir wollen hinab zum Schloßbauer," sagte Ida, „ich will sehen, ob ich frischen Butter bekomme."

„Darf ich die gnädigen Fräulein begleiten?" fragte der Offizier bescheiden. „So weit kann ich, auf den Stock gestützt, schon noch gehen, denn der Hof des Schloßbauern ist ja ganz nahe. Ich hab' ihn von meiner Kemenate aus schon gesehen."

„Gerne nehmen wir Euer Geleit an, Herr Leutnant," sprach Anna, an deren Seite der Offizier getreten war.

„Ich höre," fuhr sie fort, „vom Oheim, daß Ihr uns bald verlassen, aber nicht zu den Schweden zurück wollt."

„Mein Regiment such' ich nimmer auf, gnädiges Fräulein. Meine Dienste im schwedischen Heer sind Gott sei Dank zu Ende, und ich will was anders werden."

„Aber das ist schade. Ihr hättet gewiß eine gute Karriere gemacht, Herr Leutnant," fiel Ida ein.

„Die mach' ich doch. Ich werd' jetzt Bauerngeneral im Kinzigtal," meinte der Offizier lächelnd, „und will den armen Bauern helfen, wenn die Kriegsknechte über sie herfallen und ihnen Leben und Habe nehmen wollen. Der Herr von Rosenberg, den ich ins Geheimnis gezogen, gibt mir recht."

„Das ist edel von Euch," meinte Anna. „Ich hab' stets ein inniges Mitleid mit dem armen Landvolk gehabt und oft gewünscht, daß ihm einmal ein Helfer käme in diesen Nöten. Aber, bitte, nehmt Euch auch meiner braven Schnellinger an."

„Ihrer zuerst, gnädiges Fräulein, denn ihnen verdank'

ich, daß ich auf die Heidburg kam und solche Engel der Barmherzigkeit fand.“ Anna errötete.

„Ihr könntet aber auch als Bauernführer noch bei diesen Engeln bleiben,“ meinte Ida scherzend.

„Ein Bauernführer gehört in kein Schloß mehr, der muß, wenn er Einfluß haben will, mit seinen Bauern Lager und Wohnung teilen, wie ein Räuberhauptmann. Ich werde also meist in Hütten und im Wald kampieren müssen, wie unsere Bauern, wenn ich nicht gelegentlich einmal heimkomme.“

„Euer Heim, Herr Leutnant, sagte mein Vater, sei ein Geheimnis, ich will also nichts erfragen.“

„Ihr werdet es vielleicht bald erfahren, meine Gnädige,“ antwortete der Offizier.

„Aber eins will ich doch mit Eurem Verlaub fragen,“ sprach Ida weiter. „Ihr habt daheim gewiß eine Braut?“

„O ja, eine Braut hab' ich, der ich Treue geschworen, ehe die Schweden mich gefangen nahmen.“

Anna ward blaß, ihr Atem hielt an, und Tränen begannen zu glitzern in ihren Augen. Ida, weniger befangen, fragte weiter: „Wie heißt denn die, welche so stolz sein darf auf solch einen Bräutigam?“

„Sie heißt Regula, aber stolz darf sie nicht sein auf mich, ich war ihr seit Jahren nicht so getreu, als ich es sein sollte.“

„Habt Ihr denn während der Kriegsjahre Euer Herz vergeben?“

„Nicht gerade, aber unsereiner kommt öfters in Versuchung, seiner Regula untreu zu werden, im Feld wie auf Burgen.“

„Ihr habt doch kein Leutnants-Herz, wie die andern Eures Standes und Ranges, und ich kann nicht glauben, daß Ihr Eurer Braut nicht getreu seid.“

„Glaubt mir, gnädiges Fräulein, es wird mir gar oft schwer, ihr treu zu sein.“

„Eure Braut ist gewiß jung und schön?“ fragte jetzt mit innerem Zittern Anna.

„Jung ist sie gar nicht mehr und all ihre Schönheit ist innen, wie es im hohen Liede heißt."

„Werdet Ihr die Regula bald heimführen? Ihr habt gewiß ein schönes Heim?" fragte sie weiter.

„Sie wird mich heimführen, sobald Frieden im Land ist. Aber mein Heim ist klein und armselig, kein Schloß und keine Burg wie die Edelsitze der Herren von Rosenberg und Blumeck."

„Aber Anna," ergriff jetzt Ida das Wort wieder, „wir wollen den Herrn Leutnant nicht länger plagen. Es genügt uns ja, daß die Regula alt und nicht schön ist, wenigstens nicht schöner als Du."

Ida lächelte bei diesen Worten, und Anna errötete wieder, der Leutnant aber wahrte sein respektvolles Benehmen. —

Der Bauer vom Schloßberg war nicht daheim, auch die Bäuerin nicht. Alles war drüben auf dem „Flachenberg", Menschen und Vieh.

Reiter des Obersten Kanoffski, der in Freiburg kommandierte, waren dieser Tage bis ins „Prächt" gestreift und hatten auch den „Schloßbur" zur Flucht gemahnt — so berichtete ein altes Knechtlein, welches als Wachtposten zurückgelassen worden war. —

Auf dem Rückweg zur Burg sprachen die Edelfräulein noch von dem herrlichen Lautenspiel und der schönen Stimme des Leutnants, und Ida meinte: „Ihr könntet wohl bisweilen am Nachmittag zu uns auf den Söller kommen, Herr Leutnant, und uns etwas spielen und singen."

„Gnädiges Fräulein! Ich käme Eurem Wunsch gerne nach, aber einmal könnte ich meines Fußes halber nicht ohne große Schmerzen die Wendeltreppe hinaufsteigen, und dann verbietet es mir die — Regula, bei andern Damen zu singen und sie mit Gesang und Saitenspiel zu unterhalten. Am Fenster meiner Kemenate darf ich schon spielen und singen."

„Also immer wieder die Regula!" schnippte Ida. „Die alte, unschöne Regula. Und doch hören wir Euch so gern, Herr

Leutnant, und besonders die Anna, welche nur einmal im Leben, wie sie sagt, einen Klosterstudenten so hat spielen und singen hören."

Diese Worte trafen wie ein Prellschuß den Sänger, und er hatte alle innere männliche Kraft nötig, sich durch nichts zu verraten.

„Ja, in Klöstern, da findet man oft viel bessere Sänger und Spieler, als ich bin. Dort ist die Musik daheim," antwortete er möglichst gleichgültig.

Er gab aber dem Gespräch eine andere Wendung und fing davon zu reden an, daß er am nächsten Sonntag sich gestatten werde, die Herrschaften in die Kirche nach Biederbach zu begleiten. Er wolle dann das erste Mal wieder sein Pferd besteigen, das, wie er, so lange schon auf der Heidburg sei.

„Der Vater," nahm Ida das Wort, „sagte oft, wenn der Andreas, unser Knecht, Euer Pferd zur Weide hinabführte, es sei ein so schönes Tier. Und lammfromm ist es auch. Anna gibt ihm, so oft sie es sieht, Zucker. Sie liebt es sehr. Ich bin keine große Freundin der Pferde, mir sind meine Angorakatzen lieber."

„Ja, es ist ein liebes Tier, Euer Pferd," sprach jetzt Anna, „und wie es scheint, noch ganz jung und doch so zahm."

„Es ist kaum vierjährig," antwortete der Offizier, „und stammt aus dem Marstall des Generals Speerreuter, der sich mir bei Rheinfelden gefangen gab, und dessen schönstes Pferd Obrist von Rosen mir schenkte. Ein zweites, das mir ebenfalls gehörte, steht noch beim Regiment."

„Bitte, erzählt uns doch etwas von der Schlacht, von der man auch in unserer Gegend viel hörte," bat Anna.

Der Leunant erzählte, was wir wissen. Nur ungern trennten sich, in der Burg angekommen, die beiden Mädchen von dem schönen Erzähler. Er ging in seine Kemenate, sie begaben sich in das „Frauenzimmer" im obern Stockwerk der Burg. —

14.

Auf der Eck unweit der Heidburg ging es am ersten Sonntag im Weinmonat 1638 lebhaft her. Auf dem grünen Platze vor dem alten, einsamen Bergwirtshause zum „Rößle" standen um den stattlichen Reiterleutnant die acht dankbaren Bauernvögte der Herrschaft Hasle und die Bauern von den einzelnen Dorfgerichten in voller Wehr und bei ihnen der Schultheiß Philipp Semwig von Hasle und zwei Ratsherren, Hans Iselin und Jörg Stricker, ebenfalls in Waffen. Die Haslacher hatten sich, vom Hofstetter Vogt in Kenntnis gesetzt, auch eingefunden, um sich der Beihilfe des braven Offiziers auch für ihr Städtchen zu versichern.

„Wir Bürger von Hasle," begann der Schultheiß, „sind durch die Not belehrt worden und zur Einsicht gelangt, daß auch wir, wie die Bauern, fortan Gewalt gegen Gewalt setzen müssen. Wir haben seit Jahren leichten Kaufs und gutmütigerweise jeweils unsere Stadttore dem Kriegsvolk geöffnet und sind trotzdem an den Bettelstab gekommen."

„Die einzige Stadt zwischen Offenburg und Konstanz, so sich gewehrt, Villingen, ist heute noch Herr in ihren Mauern und ihre Bürger Besitzer ihrer Habe, und die Villinger haben stets auch die kaiserliche Besatzung zu verhindern gewußt, sie so zu behandeln, wie sie uns und alle andern kleineren Städte behandelt hat."

„Wir können jetzt, wenn wir uns wehren, nicht viel mehr riskieren als dies elende Leben, aber wir sind, wie die Bauern, der ewigen Torturen und Plünderungen satt und wollen fortan nicht jedem mehr unsere Tore öffnen. Wer herein will, soll's mit Gewalt tun. Die Villinger sollen unser Vorbild sein."

„Und wir," nahm jetzt der Leutnant, die Hand des Schultheißen ergreifend, das Wort, „ich und die Bauern, wir wollen Euch Bürgern helfen, so gut wir können. Kommt Not über Euch, so werfen wir eine kleine Besatzung von uns als Ver-

stärkung in Eure Stadt, und die übrigen machen dem Feind außerhalb der Mauern zu schaffen. Und Ihr Bürger reicht ein andermal uns die Hand und nehmt uns in Euren Mauern schützend auf."

Die Haslacher dankten dem „Herrn Offizier" und versprachen, treu zum Bunde zu stehen, der heute auf einsamer Bergeshöhe unter dem kühlen Schein der Oktobersonne geschlossen ward.

Der Kommandant traf nun seine Anordnungen über Waffenplätze, Alarm-Feuer auf den Bergen und sonstigen Nachrichtendienst und schlug dann noch eine weitere Verbindung mit den Bauern des obern Kinzigtals, des Elztals und des Schuttertals vor, besonders mit den tapfern Simonswäldern, die schon manche Beute suchende Streifpatrouille mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatten.

Gegen Ende der Beratung kam noch der alte Rosenberger von der Burg herübergeritten und gratulierte den Bauern und Bürgern, einen so hervorragenden Kriegsmann für ihr Interesse gewonnen zu haben, der eine hohe Laufbahn ausschlage, um ihnen zu dienen.

„Wir können Gott und dem Herrn Leutnant nicht genug danken, gnädiger Herr," sprach der Vogt von Hofstetten. „Ich hab' mehr als einmal von den schwedischen Reitern sagen hören, ihr Leutnant wäre längst Obrist, wenn er gewollt hätte, und an Tapferkeit und klugem Wesen käme ihm manch ein General nicht gleich."

„Nur nicht so viel Komplimente, Herr von Rosenberg und Vogt Gißler," beschwichtigte der Gelobte. „Der beste Offizier ist nichts ohne gute Soldaten, und drum wird's auch von meinen lieben Kinzigtäler Bauern abhängen, ob ich was leiste."

„An uns, Herr Leutnant, soll's nicht fehlen," riefen Vögte und Bauern mit einer Stimme. —

In den folgenden Tagen ritt der Bauern-General, Hasle vorsichtig umkreisend, in alle Dorfschaften, rief die Bauern

unter Wehr, zeigte ihnen die Pässe, die zu besetzen, die Bergspitzen, die zu bewachen wären, und hatte seine Freude an dem Glück der guten Leute, einen kundigen Führer zu haben.

Kein Bauer und kein Knecht war ohne Sturmhaube, die meisten mit Hellebarden und Piken, manche mit Arkebusen und Musketen bewaffnet, alle in groben Bundschuhen, kurzen Hosen und starkem, leinenem Kittel — praktisch gekleidet für einen Krieg in den Bergen.

Alle wunderten sich über die große Ortskenntnis des Leutnants; jede Bergspitze, die eine Fernsicht gab, kannte er, ja manchen Hof, der als Quartier für die Bergwächter passend war, nannte er mit Namen. „Und doch," sprachen sie, „ist er nur kurze Zeit mit den Schweden im Tal gewesen."

Noch mehr staunten sie, daß der Kommandant, der sich stets nur „Leutnant" nennen ließ, Lager und Hunger mit ihnen teilte. Wo er am Abend war, in der nächsten besten Hütte blieb er über Nacht; ein und das andere Mal aber auch in der Burg zu Schnellingen, weil der Vogt es so haben wollte.

Der Bauernbund sollte sich bald bewähren. Es ging dem Winter zu. Immer noch lag der Herzog von Weimar vor Breisach; im Lager und in der Stadt war der Hunger groß, und doch wollte kein Teil nachgeben, trotzdem in der Stadt die Not gräßlich war.

Täglich streiften Truppen vom Belagerungskorps auf dem oberen Schwarzwald, wo noch mehr Vieh war als in den Tälern der Kinzig und Elz. Hier war lange Ruhe gewesen, seit August. Die bei Kenzingen versprengten Kaiserlichen lagen in der untern Markgrafschaft Baden — drum sollte von Breisach her auch wieder einmal ein Beutezug an die Kinzig versucht werden, wo die Bauern, durch die Abwesenheit des Kriegsvolks gelockt, mit ihrem Vieh aus den Wäldern heimgekehrt sein dürften.

Drei Fähnlein Dragoner vom Regiment Ohem, zu Fuß und zu Pferd kriegstüchtig, sollten den Zug unternehmen.

Am Vorabend von Allerheiligen brachten Bauern von

der Burg Geroldseck her die Kunde, es zögen Kriegsvölker vom Schuttertal herauf dem Kinzigtal zu.

Der Leutnant war eben am Passe des Gaisbergs gewesen und hatte die Bauern von Welschensteinach instruiert, als ihm, ins Tal vorreitend, obiges von den Steinachern gemeldet wurde.

Unverzagt ließ er seine Befehle ausgehen: Die Schnellinger und Fischerbacher rücken nach Hasle als Besatzung. Das Städtle wird in Verteidigungszustand gesetzt, die Tore geschlossen, die Lunten für die Hakenbüchsen, Falkaunen und Schlänglein auf den Mauern parat gehalten, die Rundtürme mit Mannschaft besetzt.

„Der Zug des Kriegsvolks," meinte er, „kann nur der Reichsstadt Zell oder Hasle gelten."

Der Leutnant reitet am Abend noch hinauf zu den Mühlenbachern, an Zahl die stärksten und in Qualität die wehrhaftesten. Mit ihnen will er auf der Südseite des Städtchens den Gang der Dinge beobachten. Sein Hauptquartier ist im Dorfe Mühlenbach.

Noch in der Nacht rückten die Vögte Heyd und Prinzbach mit ihren Leuten in Hasle ein, und ehe es Tag wird, kommen Ohem'sche Dragoner vor die Tore und fordern Einlaß. Energisch abgewiesen, reiten sie zurück zu ihrem Gewalthaufen, der sich im Lauf des Tages noch vor das Städtchen legt.

„Daß solche Nester die Tore schließen, das ist neu," meinte der Obristleutnant, welcher die Schweden kommandierte. „Da muß was Besonderes los sein. Vielleicht liegen Kaiserliche darin."

„Ich vermute was anderes," entgegnete ein Rittmeister. „Ich glaube, es ist viel Vieh untergebracht hinter den Mauern, und deshalb haben sie die Tore geschlossen."

Er hatte kaum ausgeredet, als Kugeln pfiffen von den Mauern her und Hakenbüchsen und Schlänglein donnerten.

„Donnerwetter!" rief der schwedische Kommandant, „die haben Courage. Ich will einen Trompeter als Parlamen-

tär ans Tor schicken und die Schildbürger nochmals auffordern lassen, ehe wir das Nest berennen und dem Boden gleich machen."

„Sofortige Übergabe oder, wenn die Stadt mit Gewalt genommen werden muß, springt alles über die Klinge, weder Weiber noch Kinder werden geschont und die Häuser niedergebrannt" — so lautete die Drohung, welche der Trompeter dem Schultheißen überbringt.

„Sagt Eurem Herrn," hieß die Antwort, „am Allerheiligentag macht man keine solche Geschäfte, wie er mir eines vorschlägt. Wir Haslacher wollen uns wehren, so gut wir können, und auf die Fürbitte aller Heiligen hoffen."

Mit dieser Botschaft, hinter der her gleich wieder die Hakenbüchsen von den Mauern spielten, kam der Trompeter ins Lager, wo der Zorn um so größer war, als dem Streifkorps die Geschütze fehlten, um gegen die Mauern und Tore von Hasle einen Angriff unternehmen zu können.

Die Offiziere schworen Tod und Teufel zusammen gegen das Nest, aber Geschütze von Freiburg oder aus dem Lager von Breisach zu holen, war zu umständlich und nur dem ganzen Korps möglich; denn ringsum zeigten sich auf den Höhen Scharen bewaffneter Bauern, die einzelnen Reitern, die Botschaft nach Breisach hätten bringen wollen, bös mitgespielt haben würden.

Ein alter Feldwebel wußte Rat.

„Droben auf der Burg Alt-Hornberg liegen unsere Bundesgenossen, die Württemberger; die haben, ich weiß es, vier Feldstücke in dem Schloß. Die holen wir, bombardieren das Nest und stürmen bei der ersten Bresche."

Es war eine harte Nuß, das Holen. Drei Detachements der Schweden wurden beim Haslacher Wald, wo die Mühlenbacher mit dem Leutnant eingerückt waren, blutig zurückgeschickt ins Lager. Das ganze Korps mußte marschieren, und als das anrückte, waren die Bauern verschwunden. Ihr Führer schickt den Vogt Klausmann von Mühlenbach ins Städtle, dort auf der Hut zu sein, der Feind komme zweifellos

in Bälde wieder, es fehle ihm das Geschütz, und er werde es wahrscheinlich von den Württembergern zu bekommen suchen.

Der Vogt wußte aber auch von der wunderbaren Tapferkeit des Leutnants zu sagen und daß die Haslacher keine Angst haben sollten vor einer Belagerung, so lange der draußen liege mit den Bauern. Er werde sicher ein Helfer sein in jeder Not.

Im ganzen Städtle erzählte man, was der Vogt Klausmann berichtet, und der schwedische Leutnant, der so tapfer am Wald droben gefochten, war in aller Mund. Auch die spärliche Abendgesellschaft im Rappen sprach mit Bewunderung von ihm.

Am Abend des zweiten Tages rückten die Schweden wieder an mit vier Geschützen aus Alt-Hornberg. Ungestört von den Bauern errichteten sie zwei Batterien, eine gegen das obere und eine gegen das neue Tor. Von den Mauern aus wurden sie beunruhigt, manch einer erhielt einen Schuß, doch das Werk gelang.

Die Wälder ringsum wurden nun am Rand hin abgestreift, um im Rücken sicher zu sein. Nirgends ein Bauer. Der Leutnant hatte dafür gesorgt. Die Schweden sollten den Guerillakrieg im Kinzigtal jetzt erst kennen lernen.

Ehe das Bombardement begann, ließ der Obristwachtmeister nochmals zur Übergabe auffordern; abermals kam der Trompeter mit einer Absage zurück.

Nun warf der Schwed seine Kugeln aus schwerem Geschütz sowohl in die Stadt als an die Mauern. Jammer und Wehklagen erhob sich bald, als einzelne Häuser zu brennen anfingen und unschuldige Leute verwundet wurden. Auch von den Mauern wurden Verwundete ins Städtle gebracht und vermehrten die Angst der Weiber und Kinder.

Bald wankte am neuen Tor ein Stück der alten Stadtmauer und stürzte ein. Jetzt schritten die Schweden zum Sturm, brennend vor Begierde, ihren Ingrimm zu kühlen und Beute zu machen.

In der Bresche standen Bauern mit Hellebarden und empfingen jeden, der über den Wallgraben kam, mit wuchtigen Schlägen, und aus dem Torturm schossen die Bürger unverzagt.

Doch die Übermacht schien zu siegen. Endlich bekamen die Schweden Stand in der Bresche, und die Bauern wichen. Einzelne Flüchtlinge stürzten durch die Straßen, schrien: „Alles ist verloren, der Schwed kommt" — und steigerten die Panik.

Aber was stürmt dort vom Wald her, vom roten Kreuz herunter? — Es ist der heilige Leutnant, und hinter ihm seine Bauern von Mühlenbach, Hofstetten und Biederbach. Der Schwed wird im Rücken gefaßt, die Retter, allen voran ihr Führer, schwärmen aus, rechts und links vom neuen Tor, und die Hellebarden und Piken der Bauern mähen und stoßen nieder, was nicht in den mit Wasser gefüllten Stadtgraben springt oder sein Heil in der Flucht versucht.

Die schon eingedrungenen Schweden werden wieder hinausgeworfen, denn die Belagerten hatten von den Mauern aus den Ansturm des Leutnants bemerkt und neuen Mut gefaßt. Sie fallen aber draußen den Bauern des Leutnants in die blutigen Hände.

Auch dafür hat der Leutnant gesorgt, daß ein Teil der Bauern den Pferden der abgesessenen Dragoner seine Aufmerksamkeit schenkt, hübsche Beute macht und den Reitern die Flucht erschwert.

Die Schweden am obern Tor lassen, wie die am neuen Tor, alles im Stich, als sie in der besten Arbeit sich von hinten angegriffen sehen.

Noch in der Nacht, nachdem am Nachmittag gestürmt worden, zogen die Dragoner vom Regiment Ohem fluchtartig, um zwei Dritteile ihrer Reiter und Pferde vermindert, wieder talabwärts, dem Schuttertal und dem Breisgau zu. —

Die Übergabe Breisachs an die Weimarer, weiterhin der Tod des Herzogs und der Übertritt seiner Armee in die Dienste

der Krone Frankreich, ihr Zug unter Marschall Guebriant ins Kölnische — vereitelten die Rache, die sonst die Schweden an Hasle genommen haben würden.

Hier war dem Schrecken die Freude auf dem Fuße gefolgt. Basche Holl, der Wächter am obern Tor, war der erste gewesen, der mit der Kunde vom Abzug der Schweden durch die „vordere Gasse“ lief.

Er wollte sie extra der Rappenwirtin bringen, die ihm das Jahr über so manchen Schoppen geschenkt, und eilte zu ihr ins Haus. In der Küche kniete sie mit einigen Nachbarsfrauen und deren Kindern und betete und flehte unter Tränen zum Himmel, seitdem der Ruf erklungen war: „Der Schwed kommt!“

„Viktoria!“ rief jetzt der Basche den Weinenden zu, „der Feind ist abgetrieben. Der heilige Leutnant ist mit den Bauern vom Urwald hervorgebrochen und hat wie ein Donnerwetter die ganze Gesellschaft verjagt. Vor meinem Tor stehen die feindlichen Kanonen verlassen, und im Wallgraben schwimmen tote Schweden wie die Mücken im Sommer.“

„Gott Lob und Dank,“ beteten jetzt die Frauen, sich von ihren Knien erhebend. „Wir sind vor Angst fast vergangen.“

„Aber der Leutnant muß ein wahrer Engel Gottes sein,“ meinte Frau Elsbeth. „Man hört nichts als Gutes von ihm, besonders von den Bauern, und jetzt können auch wir im Städtle ihm zeitlebens dankbar sein.“

„Das mein' ich auch, Frau Rupp,“ sprach der Torwächter, „denn ohne den hätten wir alle, groß und klein, heut' nacht noch ins Gras beißen müssen.“

„Aber jetzt werde ich auch einen Schoppen verdient haben?“ —

Der Leutnant und seine Bauern waren auch nach dem Abzug der Feinde nicht müßig. Sie stellten sorgsam Posten aus, damit die Geschlagenen nicht ungehört nächtlicherweile zurückkehren könnten. Der Führer gab den Wachhabenden

die nötigen Anweisungen und versprach, während der Nacht nochmals die Runde zu machen.

Jetzt erst, es war indes fast dunkel geworden, setzte er sich auf sein Pferd, das ein Bauer ihm nach der Blutarbeit gebracht, und befahl einem Zug seiner Bauern, vorab den Vögten, sich mit den Beutepferden beritten zu machen.

„Wir wollen heute vornehm ins Städtle reiten," sprach der Leutnant. „Ich habe dem Schultheißen sagen lassen, daß wir, wenn alles besorgt sei, gegen Abend zum unteren Tor hineinreiten würden."

Jubelnd stimmten die Bauern zu, und es gab fast ein Fähnlein Berittener.

Der Schultheiß war nicht lässig gewesen, den Einzug der Retter zu proklamieren. Die Bürger sollten sich am Tore versammeln, die Glocken sollten läuten und die Hakenbüchsen und Schlänglein auf den Mauern ‚laudes' schießen.

Die Herren vom Rat und die Vierundzwanziger wollten den Leutnant mit Fackeln ins Schloß begleiten, wo sein Quartier sein sollte — denn der Obervogt war auf die Kunde von der Ankunft der Schweden wieder nach Straßburg verduftet.

Unter brausendem Zuruf der Bürger ritt der Sieger mit seinen wackeren Bauern ein, stieg aber alsbald vom Pferd, als er den Schultheißen erblickte, der ihm den innigsten Dank der Bürgerschaft kundgab und seinen Edelmut pries einer ihm fremden Stadt gegenüber; denn keine Seele in Hasle hätte in dem wettergebräunten, bärtigen Reitersmann mit wallendem Haupthaar ein Kind des Städtchens vermutet.

„Was ich tat," also nahm der Retter das Wort, „tat ich aus Liebe zum gemeinen Mann, der in diesen Kriegszeiten schuldlos die ganze Last trägt, tat es um Gottes willen und aus Liebe zu meiner Mutter, die will, daß ihr Sohn Gutes tue. Aber Euer Dank, Herr Schultheiß, gebührt auch diesen Männern da, den Vögten der Dorfgemeinden und den Bauern allen, die hier sind und die draußen Wache halten. Ich bin

Soldat, hab' aber nicht oft Soldaten mit solchem Mut fechten sehen, wie heute die Kinzigtäler Bauern."

„Wir, die Haslacher und die Bauern, sind alte Freunde," rief der Vogt Gißler, „und verdienen keinen Dank, wie der fremde Herr, der uns allen hilft. Was wir für die Haslacher getan, geschah auch für uns. Wir hätten die Kerle von Schweden auch wieder auf dem Hals gehabt, wenn sie im Städtle sich festgesetzt."

„Herr Leutnant," sprach jetzt Schultheiß Semwig, „Euer Quartier ist drüben im Schloß parat, wie begleiten Euch dahin — der Rat und die Vierundzwanziger, die ich Euch hier vorstelle. Die Bauern bleiben bei uns Bürgern."

„Solche Ehre, meine Herren, hab' ich nicht verdient und auch nicht solch Quartier. Ich bitte Euch, mir Quartier zu geben im Rappen, wenn der noch existiert. Dort hab' ich als Student einmal logiert, dort möcht' ich wieder sein. Wenn Ihr dorthin mich begleitet, bin ich Euch dankbar."

„Wie Ihr wünscht, Herr, soll's geschehen. Der alte Wirt lebt zwar nimmer, aber die Frau. Sie wird sich alle Mühe geben, Euch zu gastieren."

„Gehorsamer Diener, Herr Leutnant," kam jetzt noch der Wundarzt, Johannes Keck, aus der Reihe der Vierundzwanziger. „Mein tiefstes Kompliment für Eure Heldentat, die so bald nach der Heilung der Wunden erfolgte."

„Ah, da ist ja mein Leibarzt," sprach der Offizier, dem Doktor die Hand schüttelnd. „Ohne Eure Kunst wär' ich wohl heute nicht imstand gewesen, etwas zu leisten. Ihr habt also auch Anteil an der Heldentat."

„Es wird mein größter Stolz als Arzt sein," erwiderte unter tiefen Bücklingen der Alte, „an Eurer Herrlichkeit eine so gute Kur gemacht zu haben."

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, dem Rappen zu, der unmittelbar unter dem Rathause lag. Die Glocken läuten, die Geschütze donnern, Bürger und Bauern jubeln, und zwischen den Fackeln der „Herren" vom Rat schreitet an der

Seite des Schultheißen, ernst und voll innerer Erregung, der „heilige Leutnant".

Vor dem Rappen hält der Zug. Der Lichtglanz der Fackeln und das dumpfe Gemurmel der Volksmenge haben Frau Elsbeth an das Fenster gelockt. Sie hat aber nicht lange Zeit, hinauszuschauen in die erleuchtete Nacht. Die Tür öffnet sich, und herein tritt der Schultheiß mit dem fremden Offizier.

„Frau Wirtin," spricht der erstere, „ich bringe Euch im Namen der Stadt einen Gast, den Ihr in Ehren aufnehmen sollt. Es ist der Mann, dem wir alle verpflichtet sind, weil er uns Gut und Leben gerettet hat."

Frau Elsbeth will sich eben tief verneigen, als der Fremdling, in der Linken seinen Federhut, rasch auf sie zuschreitet, vor ihr sich auf die Knie niederläßt, ihr die Hand küßt und, mit Tränen zu ihr aufsehend, leise spricht: „Mutter!"

„Jesus, Maria und Joseph, das ist ja unser Lienhard!" Mit diesen Worten sinkt sie nieder zu ihm, umschlingt seinen Hals und weint Freudentränen an seiner Brust.

Der Schultheiß sieht wie versteinert auf Mutter und Sohn. Auch ihm kommen die Tränen. Dann aber reißt er die Türe auf und ruft in die Straße und in die Menschen hinein: „Ihr Bürger, der schwedische Leutnant ist 's Rappenwirts Lienhard!"

Erst Stille in der Menge vor Staunen, bald aber brauste es: „Hoch der Lienhard, der Retter und Helfer!"

Zu der Türe aber drängten sie herein, die Ratsherren und Vierundzwanziger, und gratulierten der Mutter und dem Sohn, die Bürger drangen nach, bis der Schultheiß sprach: „Aber jetzt genug. Wir wollen sie für heute allein lassen. Er wird der Mutter viel zu erzählen haben."

Auf den Straßen und in den Häusern ward noch lange von dem Lienhard gesprochen. Männer jubelten, Frauen weinten — vor Freude.

Es war aber längst still in den Gassen und kein Lichtlein

brannte mehr in den Wohnungen — als noch ein Licht leuchtete in der oberen Stube im Rappen. Dort saßen Mutter und Sohn noch um Mitternacht. Es gab gar viel zu fragen und zu sagen. Und als am Schluß der Sohn der Mutter erklärte, daß er bei ihr und bei den Hasachern bleibe bis zu Ende des Krieges und ihr den Brief des Abtes mit dem Urlaub zeigte — da sprach Frau Elsbeth:

„Die schmerzhafte Mutter Gottes hat mich nicht verlassen, mein Gebet für Dich und mein Vertrauen zu ihr waren nicht umsonst. Nach Leid kommt Freud. Nie hätt' ich geglaubt, daß ich noch so viele Freude erleben sollte. Morgen mußt Du mit mir zur Mutter Gottes in die Klosterkirche, und gemeinsam wollen wir danken für die große Gnade und die Freude, die mir zuteil geworden in meinen alten Tagen nach so vielem Leid."

„Aber auch der Einsiedel von St. Jakob ist ein Prophet; er hat gesagt zum Bartlin selig, Du werdest wieder kommen. Auch ihn mußt Du einmal besuchen und ihm danken für Dich und mich." —

Am andern Morgen, da alle Gefahr beseitigt schien, zog ein Teil der Bauern in ihre Heimat, unter ihnen Simon Werner, der Vogt von Biederbach. Als er auf die Eck gekommen war, lenkte er links ab der Heidburg zu. Er wollte dem Ritter erzählen, wer der schwedische Leutnant sei, der so lange im Schloß gelegen.

Im Föhrenwald unter der Burg traf er den Rosenberger jagend und berichtete ihm kurz, was sich in Hasle zugetragen — namentlich des Leutnants Tapferkeit und Herkunft.

Wenige Minuten später erscheint der Edelmann im Frauenzimmer seiner Burg, wo Anna und Ida am Kaminfeuer arbeiteten.

„Wißt Ihr jetzt," fragte er, „wo der Leutnant herstammt?"

„Woher? Wißt Ihr was Neues?" rufen einstimmig beide Fräulein.

„Ja, eben erzählt mir der Vogt von Biederbach, der

Leutnant habe gestern vor Hasle die Schweden geschlagen, sei am Abend feierlich als Sieger ins Städtle eingezogen und habe sich im Rappen seiner Mutter zu erkennen gegeben als ihren Sohn, den Klosternovizen."

„Also hat mein Herz richtig gefühlt!" sprach, blaß geworden und erregt, Anna.

„Warum hat er sich denn so lange verstellt und sein Herkommen verschwiegen?" fragte Ida.

„Er wollte nicht, daß seine Mutter von ihm etwas erführe, bevor er in Ehren ihr sich zeigen konnte, heißt's in Hasle, wie der Vogt berichtet. — Er will auch wieder ins Kloster, sobald der Krieg zu End' ist."

„Aber wenn er Klosternovize ist und ein Mönch, warum sprach er von seiner Braut Regula?" zitterte aus Annas Mund die Frage.

„Jetzt begreife ich diese Regula," gab der Ritter zurück, „und Du als alte Lateinerin hättest es gleich begreifen können. Regula heißt ja auf deutsch Regel, und unter der Regula verstand er seine Kloster-Regel, der er sich in Treuen angelobt."

„Nun, Anna," meinte Ida, „jetzt ist's aus mit meinem Schwärmen für den Leutnant und mit Deiner Liebe zu ihm. Er ist Mönch und bleibt ein Mönch. Und selbst wenn er nicht ein Mönch wäre, wär's aus, denn Rappenwirtin in Hasle würde Anna von Blumeck nie werden wollen. Bei mir hat er ohnedies als gemeiner Wirtssohn schon alles eingebüßt. Ich glaubte immer, er wäre von besserem Blut."

„Schäme Dich, Ida!" antwortete ernst und erzürnt Anna, „daß Du meiner und des edlen Mannes spottest, der mir gleich viel gilt, ob Mönch oder Wirtssohn; und aus ist's erst recht nicht, Ida. Ein richtiges Mädchen kann nur einmal im Leben wahrhaft lieben, und diese Liebe erlischt dann auch nie. Wahre, reine irdische Liebe hat etwas Göttliches und Ewiges, sie höret nimmer auf, ob getrennt oder vereint."

„Arme Anna," sprach, bewegt von diesen Worten, die

leichtblütige Ida, „da wirst Du aber ein traurig Leben haben, wenn Du keinen andern mehr lieben kannst.“

„Lieben heißt leiden und leiden heißt lieben, und leben heißt lieben und leiden,“ gab Anna zurück, erhob sich, mit Tränen kämpfend, und entfernte sich aus der Stube.

Sie schritt die Wendeltreppe hinab in die Burgkapelle, kniete nieder und betete und weinte.

Als es ihr leichter geworden, öffnete sie die kleine Tür zur Kemenate, in welcher der Leutnant gewohnt. Sie trat ein, setzte sich auf die Truhe und, die Hände in den Schoß legend, schaute sie in stillem Schmerz vor sich hin. Sie war gefaßt. Nach einiger Zeit erhob sie sich und flüsterte im Fortgehen: „Ich wollt' gern zufrieden sein, wenn ich nur auch wüßte, ob er mich ein bißchen lieb hat und ob er ahnt, wie tief ich für ihn fühle.“

15.

Als hätte der Leutnant von Hasle, wie unser Held fortan von den Bauern und bald auch von den Kriegsvölkern genannt wurde, Glück ins Tal gebracht — die folgende Zeit war ruhig.

Schon zu Anfang des Jahres 1639 „ist menniglichem geboten worden, sich wieder nach Haus zuo begeben, in Sicherheit zuo wandeln, wie auch das Veld wieder zuo bauen.“

Wolf'sche Dragoner von der Werth'schen Armee lagen zwar im Frühjahr oben auf dem Schwarzwald, und der Obrist von der Leyen hatte als Inhaber der Herrschaft Triberg[1] ein Regiment „Lumpengesindel“ errichtet, um seine Herrschaft zu schützen und die benachbarten Gebiete zu brandschatzen. Der Leutnant von Hasle und seine Bauern sorgten

[1] Seine Gemahlin, die Witwe des Grafen Jakob Ludwig von Fürstenberg, war die Enkelin des berühmten Generals Lazarus Schwendi, dem Triberg gehört hatte.

aber dafür, daß weder die Wolf'schen noch die Leyen'schen in und um Hasle großen Schaden taten.

So konnte der Bauer wieder hinter seinem Pflug hergehen, sein Gehöft wieder zurichten und auch das Vieh aus den Wäldern holen. Für Wachen aber, die den Feind signalisieren sollten, war beständig gesorgt.

So konnte die Ernte von 1639 eingebracht werden, auch der Herbst aus den Weinbergen; doch galt der Sester Korn immer noch einige Kreuzer über einen Gulden.

Im Blumenwirtshaus zu Schnellingen, Diebold Hansmann hieß der Wirt, saßen im Herbst einige Bauern beim Neuen, der ihnen dies Jahr nach so vielen Leiden dreifach zu gönnen war. Da kam der Vogt, zog einen Beutel voll Geld heraus und sprach: „Ihr Männer, trinket jeder ein paar Schoppen mehr; es langt. Da bring' ich Geld von unserm Fräulein und vom Leutnant von Hasle zum Verteilen an die armen Bürger vom Dorf, und zu denen gehören wir alle."

„Vergelt's Gott!" riefen die Bauern, „aber wie kommt das, Vogt?"

„Ihr wißt, daß unser Fräulein mit dem Herrn von Rosenberg und seiner Tochter auf den Herbst herabgekommen ist auf unsere Burg, um wieder einmal Trauben zu essen, die droben auf der Eck nicht wachsen, und um nach dem Weinerträgnis zu sehen. Bei der Rückkehr auf die Heidburg hat der Herr Leutnant, der hierher kommen wollte, um für seine Mutter Wein zu kaufen, die drei getroffen auf der Kinzigbrücke und lange mit ihnen gesprochen. Sie gingen dann wieder mit ihm zurück und dem Dorfe zu."

„Ich war gerade droben in der Dorftrotte, da sind alle zusammen gekommen, um den Most zu sehen und zu kosten. Unser Fräulein fragte mich, wie viel es gäbe. Ich meinte, zwölf Ohm. Nun, da bekommt der Herr Leutnant sechs davon zum Geschenk, sagte sie, weil er Euch allen und mir schon so viel getan hat. Er gilt nämlich alles bei ihr, und ich glaub', sie würde ihm alles tun, was sie ihm an den Augen absähe."

„Aber, gnädiges Fräulein, wie ich schon auf der Brücke droben gesagt," erwiderte unser Leutnant, „nur gegen Bezahlung. Ich bin ohnedies groß in der Schuld bei Euch von meinen kranken Tagen her, eine Schuld, die ich nie bezahlen kann. Ich will nicht noch tiefer in dieselbe hineinkommen. Ich erlaube mir aber einen Vorschlag zur Güte zu machen. Der Wein ist zum Teil Zehntwein von armen Bauern. Ich bezahle ihn, und die gnädige Herrin schenkt das Geld ihren Leibeigenen."

„Ihr seid ein edler Mensch, Herr Leutnant," gab das Fräulein zurück, „es geschehe, wie Ihr verlangt."

„Herr Vogt," sprach jetzt der brave Mann zu mir, „was gilt die Ohm Neuer in Schnellingen?"

„Neun Gulden," antwortete ich.

„Hier sind sechzig Gulden für sechs Ohm, und nun geht hinab in die Blume, ruft die Bürger zusammen, teilt's aus, und es trink ein jeder seinen Schoppen dazu auf's Wohl Eurer gnädigen Herrin."

„Hoch, hoch," riefen die Bauern, „der Herr Leutnant und unser gnädiges Fräulein sollen leben!"

„Einen bräveren Mann, als den Leutnant" — nahm der alte Hans Kaspar das Wort, „hat die Sonne noch nicht beschienen im Kinzigtal."

„Du hast recht, Hans," meinten die andern. „Er sorgt für den gemeinen Mann, wie ein Vater für seine Kinder." —

Während die wenigen Bauern, welche das Dörflein damals zählte, noch am Teilen und Zechen waren, kam der Schultheiß von Hasle, Philipp Semwig, in die Stube. Er suchte einige Ohm Neuen in seinen Keller und war deshalb auch nach dem Dorf herübergekommen.

„Grüß Gott, Herr Schultheiß!" rief ihm der Vogt zu. „Ihr kommt gerade recht. Wir haben eben einen Haslacher hoch leben lassen."

„Gewiß unsern Leutnant?" gab der Schultheiß zurück.

„Das erste Mal erraten!"

„Der verdient auch alles Lob," fuhr Semwig fort, „von Bürgern und Bauern. Wo er helfen kann, ist er zur Hand. Jeden Tag reitet er auf irgend einen Paß des Tales und mahnt zur Wachsamkeit. In Freiburg liegt immer noch der Kanofsski, und vor den Württembergern und den Leyen'schen ist man auch nie sicher. Kommt er von solch einem Ritt heim, so hilft er seiner Mutter in der Wirtsstube und stellt jedem Gast seinen Schoppen auf. Ein andermal geht er mit den Knechten aufs Feld und arbeitet wie ein Taglöhner. Wo er aber keinen Tag fehlt, das ist bei den Kapuzinern, und ich glaub' fest, wenn alles aus ist, geht er zu diesen und steckt sich in die braune Bettlerkutte."

„Das glaub' ich auch," meinte der Vogt, „denn er ist heiligmäßig fromm, sonst hätt' er nicht bei den Soldaten seine Frömmigkeit bewahrt. Rappenwirt in Hasle wird er jedenfalls nicht."

„Wenn er nur nicht Kapuziner wird, solange der Krieg dauert," rief der Schnellinger, Balzer Armbruster, vom Tisch herauf, „sonst geht's uns Bauersleuten wieder schlecht." —

Auch das Jahr 1640 lief glücklich ab. Die Bauern im Tal begannen wieder auf bessere Zeiten zu hoffen. Die Schweden streiften zwar von Freiburg aus öfters auf den östlichen Schwarzwald, das Kinzigtal aber blieb verschont.

Doch der Traum war kurz. Im folgenden Jahre legte der kaiserliche Obrist von Ossa seine Reiter ins Tal. Sie plündern und rauben, so gut sie können. Die Bauern und ihr Leutnant sind wieder mit der fahrenden Habe draußen in den Wäldern, die Dörfer um Hasle jeder Verwüstung preisgegeben.

Im Juli 1641 kommen noch von Freiburg her die Schweden dazu. Sie wollen die Kaiserlichen aufheben. Bürger und Bauern sind gutmütig genug, den ersten Räubern jetzt zu helfen gegen die zweiten, „die dermaßen empfangen worden, daß etlich gebliben und viel geschedigt wieder zuoruck kommen."

In diesem Sommer und Herbst und ebenso in dem des Jahres 1642 war kein Bauer auf dem Felde sicher vor beutesuchenden Soldaten. „Es werden den Bauern die Pferd aus den Pflügen gespannt und das Vieh ab der Waid getrieben.“

Im Spätherbst des letztgenannten Jahres zog sich das Kriegswetter, das seit dem Tode des Herzogs von Weimar am Niederrhein und in Sachsen getobt, wieder langsam dem Oberrhein und Bayern zu.

In ermattendem Kampfe gegen die Strenge des Winters, mit zahllosem, alles verwüstenden Heerestroß war der tapfere Franzose Marschall Guebriant Ende des Jahres mit der weimarschen Armee an der Tauber angelangt.

Da Torstenson, mit dem er hier sich zu vereinigen gehofft, ausblieb, marschierte Guebriant unter unsäglichen Mühseligkeiten, großenteils auf dem Schnee lagernd, dem Neckar zu.

Hier empfingen ihn die Generale Mercy und Werth und drängten ihn so in die Enge, daß ihm nichts übrig blieb, als sich flüchtend ins Kinzigtal zu werfen.

Jetzt begannen die Heldentage des Leutnants und die schlimmsten Zeiten des Krieges für die Bevölkerung.

Vom „Staufenkopf“ her hatte ein großes Alarmfeuer der Bauern im obern Tal ihren Leidensgefährten an der mittleren Kinzig den Anmarsch des Feindes signalisiert, dessen Nähe bereits bekannt war.

Flüchtige Leute brachten bald, nachdem das Alarmfeuer seinen ersten Schein ins Tal hinabgeworfen, die Kunde, der Feind komme „schwarzvoll“ von Freudenstadt her.

Alles flüchtete in die Berge und Wälder. Einer ganzen Armee Widerstand zu leisten hinter schwachen Mauern, wäre Tollheit gewesen; drum hatte der Leutnant von Hasle seinen Bürgern und Bauern den Rat gegeben, alles, Haus und Hof im Stich zu lassen und mit der beweglichen Habe zu fliehen.

Es ist eine harte Flucht, denn der Winter liegt über Berg und Tal. Es ist der 27. Februar des Jahres 1643, da die Gewalthaufen Guebriants sich das Tal herabwälzen.

Die besseren Leute, die fürstenbergischen Beamten und die Kaufleute und Wirte, so es machen können, nehmen in ihrer Mehrzahl ihre Flucht nach Straßburg. Die kleinen Bürger und die Bauern ziehen in die Berge. Die einsam, hoch oben im Gebirge gelegenen, zwischen Wäldern versteckten Höfe, wie wir sie heute noch zahlreich im Kinzigtal finden, sind ihre Zufluchtsorte.

Auf den Höhen über diesen Strohhütten wachen bewaffnete Männer unter des Leutnants Oberleitung.

Im Städtle bleiben nicht zwanzig Personen — greise, sieche, kranke Menschen; unter ihnen — die Rappenwirtin, Frau Elsbeth. Sie will bleiben, trotz des Zuspruchs ihres Sohnes, den sie förmlich drängen muß, sie zu verlassen, um allen nützlich sein zu können.

„Ich fürchte die Schweden nicht," meinte sie. „Bin nie davongelaufen, selbst nicht, als der Horn mit den ersten Schweden kam, und es ist mir nie was geschehen. Ich will auch jetzt bleiben, komme, was da wolle, und wenn der Tod kommt, wird er eben kommen sollen, und dann kann ich ihm auch nicht aus dem Weg gehen, wenn ich fliehe." —

Zwölftausend Kriegsknechte mit einem Troß von Buben, Weibern und Kindern, der kaum ein Dritteil kleiner an Zahl war, fielen ins Tal, wie ein Riesenschwarm von Heuschrecken, ausgehungert und raubgierig.

Überall geht Schrecken vor ihnen her. „Wegen der Wimarischen Armee Ankunft ist im ganzen Land ein großes Flehnen (Flüchten) entstanden, da die Soldaten übel hausen und jedermann von Haus und Hof vertreiben," schreibt der Freiburger Chronist Mallinger.

Guebriant hat, aus dem Kinzigtal heraus mit seinem Stab im Breisgau angekommen, im Schloß zu Ettenheim sein Hauptquartier aufgeschlagen und dringende Briefe nach Paris geschrieben um Hilfstruppen.

Bis diese kommen, hält er seine Völker in den Tälern des Schwarzwalds und im Breisgau, vorab aber im „Kün-

zingertal", das die ganze Wucht trägt, solange noch ein Bissen Brot darin zu finden ist.

Aber die Bauern unter ihrem Leutnant wehren sich. Überall, auf dem Farrenkopf, auf dem Nill, am Gaisberg, auf der Eck bei der Heidburg sind ihre „Läger". Rastlos eilt der Leutnant von Hasle von Platz zu Platz, und wo die Brot und Beute suchenden Soldaten Guebriants am sichersten zu sein glauben, ist er am nächsten und schickt sie hungrig und dezimiert ins Tal hinab.

Den Bauern um Hasle gelten am meisten die Worte des Biographen von Johann von Werth[1], die er von Guebriants Aufenthalt im Kinzigtal und Breisgau niedergeschrieben: „Täglich wurden die Reihen seiner Soldaten dünner durch Ausreißer und die Nachstellungen der unhöflichen Schwarzwälder Bauern, welche, in ihren Wäldern sichergestellt, den ausgehungerten Gästen wenig zukommen ließen."

Am besorgtesten wachte unser Leutnant über die Heidburg. Der alte Rosenberger hatte eine Flucht nach Straßburg vorgeschlagen, die Fräulein aber dem widersprochen. In jener Stadt dränge sich, so meinten sie, alles zusammen, die Not sei dort nicht weniger groß, und sie hofften auf den Herrn Leutnant, unter dessen Schutz ihnen gewiß nichts geschehen könne.

„Trotz der Winterszeit," meinte Ida, „steht Anna oft auf dem Söller und späht nach ihrem Leutnant, von dem sie gehört, er sei manchmal in der Nähe." —

Es wurde Frühjahr im Lande, die Kriegsknechte Guebriants, so im Winter gekommen, lagen immer noch im Tal. Es waren Reiter vom Regiment Taupadel und Musketiere vom Hattsteinischen und vom „gelben" Regiment.

Ihre Pferde weideten auf den Wiesen unten am Fluß hin, während die Felder brach lagen, weil kein Bauer sich blicken lassen durfte.

---

[1] Fr. Barthold.

Oben auf dem Farrenkopf war das Standquartier der Bauern von Mühlenbach, Huserbach und Prechtal. In düstern Gründen weidete ihr Vieh, während sie selbst auf dem Gipfel des Berges ihre Wachthütten aufgeschlagen hatten. Bei ihnen war eben der Leutnant eingetroffen. Er ging bei allen Bauernlagern ab und zu und blieb, je nachdem es die Not erforderte, bei jedem derselben kürzere oder längere Zeit.

Es war ein herrlicher Maitag. Im Sonnenlicht lagen die Städtchen Wolfach und Hornberg tief unten im Tal. Auf dem Berge standen der Leutnant, der Vogt Klausmann von Mühlenbach und einige Bauern mit ihren Knechten in voller Wehr.

„Dort kommt den ‚Goldenbühl‘ herauf ein Mann," sprach einer der Bauern. „Das ist dem ganzen Aussehen nach kein Bauer, sondern ein Herr."

„Laßt ihn kommen," erwiderte der Leutnant. „Einer darf immer da heraufsteigen, ohne daß wir uns rühren."

Als der Fremdling näher gekommen, rief der Vogt: „Das ist ja des Grafen Schaffner[1], der Gebele von Hasle. Der bringt Euch gewiß Neuigkeiten aus dem Städtle, Herr Leutnant."

Er war es, der einzige Beamte, welcher auf seinem Posten geblieben war.

„Grüß Gott, Herr Schaffner," redete ihn, der eben den Kamm erstiegen hatte und auf die Gruppe zuging, unser Leutnant an. „Was gibt's Neues in Hasle?"

„Nichts Gutes, Herr Leutnant, und gerade deshalb komme ich zu Euch, weil es Euch am meisten angeht."

„Was ist 's denn?" fragte hastig der Leutnant.

„Ihr seid Soldat und kennt die Heimsuchungen und Schrecken des Kriegs," entgegnete Gebele. „Ihr werdet drum nicht zu stark erschrecken, wenn ich Euch die betrübende Kunde bringe, daß wir gestern Eure Frau Mutter begraben haben."

---

[1] Rentmeister.

„Meine Mutter! Meine einzige Freude auf Erden! Sagt mir, wie kam das, was hat ihr gefehlt?"

„Sie lebte harte Tage, seitdem die Schweden im Städtle liegen. Ihr Haus war schon längere Zeit ausgegessen und ausgetrunken. Die brave Frau wäre verhungert, wenn nicht diejenigen, die sie selbst so oft gespeist, sie jetzt ernährt hätten — die Kapuziner. Die sind die einzigen, welche Gnade finden bei den wilden Kriegsknechten. Diese gehen im Kloster aus und ein, teilen mit den Kapuzinern ihr Brot und hören, obwohl die meisten Ketzer sind, die Predigten in der Klosterkirche an."

„Als der Pater Guardian nun vernahm, Eure Mutter sei in Not, sandte er jeden Tag einen Bruder ins Haus, der ihr zu essen brachte."

„Vor vier Tagen nun kam ein betrunkener Reiter in den Rappen und verlangte zu trinken. Eure Mutter gab ihm nichts, weil sie nichts hatte. Der Unmensch glaubte ihr dies nicht und stieß die arme Frau nieder. ‚Herr Jesus!' rief sie noch und verschied."

„Mein Gott! Und ich war nicht da, ihr zu helfen," jammerte der Sohn. „Eines solchen Todes sollte meine Mutter sterben, die beste der Frauen, die meinetwegen so vielen Kummer getragen und so wenig Freude erfahren. — Und sie mußte gewiß sterben, weil die Soldaten wußten, daß ich ihr Sohn sei?!"

„Nein, Herr!" beschwichtigte der Schaffner, „keine Seele hat verraten, wer und woher Ihr seid. Die Schweden glauben, es sei ein Teufelskünstler, der mit den Bauern gegen sie fechte, weil sie Euch überall begegnen, und sie halten Euch für gefeit gegen Schuß und Stich. Der Reiter wurde zur Strafe sofort gehängt. Ich aber hab' mich unter einem dienstlichen Vorwand aus dem Städtle geschlichen, Euch auf allen Berghöfen in Mühlenbach gesucht und auf dem obersten erfahren, daß Ihr hier seid."

„Habt Dank, Herr Schaffner. Aber Eure Kunde ist die

schmerzlichste, die Ihr mir bringen konntet. Habe viel erfahren in langer Kriegszeit, aber nichts, was mir so wehe tut, wie das! Oh, meine gute Mutter!"

„Sie wird an einem guten Ort sein, Herr Leutnant," erwiderte der Schaffner. „Sie war eine kreuzbrave Frau. Und heutzutag muß man jeden Menschen beneiden, der dies Leben überstanden hat."

„Ja, 's wär' schon recht, aber so endigen, ist ein greulicher Tod," seufzte der Leutnant. „Und die Frau, welche solchen Todes sterben mußte, war meine Mutter! Ihr scheidet jetzt, Herr Schaffner, der Heimat zu. Sagt für mich den Kapuzinern Dank für alles, was sie der Mutter getan im Leben und im Tode. Wenn die Schweden wieder fort sind, komm' ich selber und danke."

Gebele schied, bergab, in der Richtung, in welcher er gekommen.

Der Leutnant aber sprach zum Vogt: „Ich will hinunter in die Kreuzkapelle[1] auf dem Berg über Husen und will beten für meine Mutter und Trost suchen."

„Herr Leutnant," fragte der Vogt, „dürfen wir auch mit, ich und der Jungbur und der Buchholz und der Bur vom Busenhof? Die Knechte können Wache halten. Wir beten dann zusammen einen Rosenkranz für Eure Mutter."

„Gerne nehm' ich Euch mit."

Eine Stunde später tönte es dumpf aus der Bergkapelle in die Föhren ringsum: „Herr, gib ihr die ewige Ruh', und das ewige Licht leuchte ihr!" Aber die Bauern beteten diesen Refrain meist allein, denn der Leutnant weinte. — —

Guebriant hatte Mitte Juni endlich 6000 Mann Verstärkung aus Frankreich erhalten, und jetzt erging der Befehl an alle Regimenter und Harste in den Tälern des Schwarzwaldes zum Aufbruch, Schwaben und Bayern zu.

[1] Einsam steht diese Kapelle noch heute nordwestlich vom Farrenkopf auf einem waldigen Vorberge unterhalb des Städtchens Hausach.

Der Marschall kam aber nur bis in den Linzgau, hinter dem Bodensee. Da fand er die alten Gegner Merey und Werth, die ihm nicht nur den Weg verlegten, sondern ihn auch so zurückdrängten, daß der sonst tüchtige Feldherr bereits am 29. Juli abermals flüchtig über das Kinzigtal hereinbrechen mußte.

Ausgehungert, krank und bis auf die Hälfte reduziert, kam Guebriants Armee in das verödete Tal.

Über die waldige Berghöhe des Kniebis war in diesen Tagen noch Johann von Werth mit 2000 Reitern ins Tal der Rench hinabgeritten, um den Flüchtigen den Paß in die Markgrafschaft Baden zu verlegen. So blieb den französischen Schweden nur ein Weg dem Rheine zu, der durchs Kinzigtal.

Bürger und Bauern, die während des kurzen Sommerfeldzuges Zeit gehabt hatten, den Greuel der Verwüstung, den die Weimarer vom Februar bis Juni in ihren Städtchen und Dörfern angerichtet, zu besehen, fielen über die Flüchtlinge rachedürstend her. Zu fürchten waren diese auf die Dauer nicht, weil sie in dem völlig verwüsteten Tal nicht bleiben konnten.

Droben, wo die Kinzig sich an den Stadtwald von Hasle herandrängt, am „geschwigen Loch", stand der Leutnant von Hasle, den Feind zu empfangen.

„Beute machen wollen wir jetzt einmal," sprach er im Tannendickicht zu seinen Bauern, „als Entgelt für das, was die Kerle schon im Kinzigtal geraubt und verwüstet haben."

Und sie fielen über den Troß her, der die Wagenburg mit sich schleppte. Die Beute war reich. Alle Frauen höherer Offiziere, die wie Prinzessinnen hinter den Armeen des Dreißigjährigen Krieges herzogen, kamen den Bauern in die Hände.

Ihre Truhen, gefüllt mit dem Raub von Jahrzehnten, und die überflüssigen Pferde nahmen die Kinzigtäler ihnen

ab, sie selber aber ließen sie unbehelligt, nur etwas bescheidener, weiterziehen.

Bei der Teilung der Beute, welche die wackern Leute ihrem tapferen Führer allein überlassen wollten, nahm dieser nichts für sich, wohl aber für andere: für die Kapuziner, was an goldenen und silbernen Kirchengefäßen sich vorfand, und ein Andenken der Dankbarkeit für den Rosenberger und die Damen auf der Heidburg.

Hier saßen wieder an einem lauen Sommerabend die zwei Basen auf dem Söller und schauten plaudernd ins stille Land hinab. Da kamen von der Eck her Bauern mit Pferden. Es war der Vogt Gißler und zwei seiner Hofstetter. Sie brachten zwei reizende, weiße Zelter, die früheren Reitpferde der Gemahlin des Obristen Rußwurm.

In einer kleinen, silberbeschlagenen Truhe übergab der Vogt ihnen auch noch Schmuckgegenstände.

„Eine schöne Empfehlung," sprach er, „von unserem lieben Leutnant und da schickt er aus der Schweden-Beute, die wir diesen Morgen am geschwigen Loch gemacht haben, die zwei Schimmel, jedem der gnädigen Fräulein einen zum Reiten, und in der Truhe gehört der große silbervergoldete Becher dem Herrn von Rosenberg, die goldene Halskette dem gnädigen Fräulein von Rosenberg, der kleine silberne Becher und der Ring aber dem gnädigen Fräulein von Blumeck. Es sei eine kleine Abzahlung an der Schuld des Herrn Leutnants."

„Er wäre gerne selbst gekommen," fuhr der Vogt fort, „aber er ist vom Wald weg mit unsern Leuten gen Wolfach gezogen, dem Einsiedler von St. Jakob zu helfen. Ein Bauer von Hagenbach hat gemeldet, eine Bande Marodeure sei noch zurückgeblieben und wolle die Klause plündern, weil sie dort Geld von den Bauern versteckt glaube."

Begierig öffneten die beiden hochüberraschten Mädchen die Truhe und griffen nach ihren Geschenken.

„Aber warum mir einen Becher?" sprach fragend und etwas verlegen Anna zu Ida. Diese nahm den zierlichen

„Stauf“ in die Hand, betrachtete ihn genau und rief dann laut: „Darum, weil auf dem Stauf ein so schöner Vers steht!“

„Wo?“

„Hier am Fuße stehen die Worte:

Großer Durst zu löschen ist,
Große Liebe nimmer lischt.“

„Jetzt wirst Du den Stauf nicht mehr billig hergeben und fragen warum,“ sprach lächelnd Ida.

„Vielleicht steht auch noch was auf dem Ring, den Du so rasch an den Finger gesteckt und dessen Demantstein glänzt wie der Abendstern, wenn er drüben über der Burg von Geroldseck steht.“

„Laß sehen! Richtig, da steht noch ein schönerer Spruch:

Liebe ergibt sich keinem Diebe.“

„Und auf Deiner Kette?“ fragte errötend Anna, „da steht gewiß auch etwas.“

„Meine Kette,“ entgegnete Ida, „ist sehr kostbar, Gold, Smaragd und Rubin sind nicht gespart, aber Du kannst alle ihre ‚Gleiche‘ visitieren, Du wirst nichts von Liebe finden und jetzt zufrieden sein mit Deinem Leutnant.“

„Ich aber,“ sprach jetzt Anna, „bin zufrieden, auch wenn's bei diesen Versen bleibt.“

„Es wird dabei bleiben,“ meinte Ida. „Denk nur an die Regula, die Dir schon so vielen Kummer gemacht hat.“ —

Ehe der Vogt seinem Auftrag auf der Heidburg nachgekommen war, hatte sich etwas in der Klause von St. Jakob abgespielt.

Ohne das Städtchen Wolfach zu berühren, war der Leutnant durch „das Katzenloch“ und den „Siechenwald“ nach St. Jakob vorgedrungen und zu rechter Zeit eingetroffen. Wüster Lärm von schwedisch-französischem Troßgesindel tobte um die sonst einsame Kapelle. Die einen trugen geraubte Sachen aus dem Heiligtum, die andern stritten sich um den Raub, und in der Hütte des Einsiedlers quälten trotzige Ge-

sellen den alten Seher, sein und der Bauern Geld, das im Wald vergraben liege, zu verraten.

Sie banden den greisen Mann mit Stricken an Händen und Füßen, warfen ihn zu Boden und waren eben im Begriff, eine der „schwedischen Kuren" mit ihm vorzunehmen, als aus dem Siechenwald die Schar der Retter in das Gesindel fuhr.

„Ihr Schänder des Heiligtums!" rief der Leutnant ihnen zu. „Wenn Euch Euer ehrlos Leben lieb ist, so flieht oder die Plünderung der Kapelle und des heiligen Mannes Bedrängnis wird Eueres Lebens letzte Schandtat sein!"

Den Worten gaben die Piken und Hellebarden der Bauern die rechte Kraft, und ohne große Gegenwehr stürmte die Bande den „Jakobsberg" hinab, Wolfach zu.

Der Leutnant trat zuerst in die Klause, in welcher der Einsiedler gebunden am Boden lag.

„Ihr seid gerettet, ehrwürdiger Einsiedelmann," sprach er, die Stricke losbindend. „Die Bauern und ich, die wir alle Euch Dank schulden, haben die Lumpen verjagt. Fortan soll Euch kein Leid mehr geschehen. Sobald unsere Wachen im Obertal einen Feind signalisieren, sende ich bewaffnete Leute hierher, die Euch im Notfalle verteidigen oder mit auf die Flucht nehmen."

„Ihr seid ja schon lange Jahre der Berater und Helfer aller Bedrängten ringsum, darum sollt Ihr auch, soweit es an uns Kinzigtälern liegt, nicht bedrängt werden."

„Wer seid Ihr, edler Herr, der mich alten Mann befreit hat aus den Händen meiner Quäler, und wo hab' ich's verdient, daß Ihr mir Dank schuldig seid?"

„Ich bin der Klosterstudent, der einmal vor bald zwölf Jahren hier war und Euch um Rat anging über seine Zukunft und dem Ihr prophezeit habt, er werde ein Reiter werden und Schlachten sehen. Ich bin des Rappenwirts Lienhard von Hasle, ehedem schwedischer Leutnant im Regiment Alt-Rosen, für den auch sein Bruder Bartlin bei Euch war und

dem Ihr sagtet, die Mutter würde mich, den Verlorengeglaubten, noch sehen."

„Wie Ihr gesagt, so kam es. Ich sah die Mutter, und sie freute sich, aber kürzlich hat ein trunkener Kriegsknecht sie mir erstochen, während ich flüchtig im Walde lag."

Der Einsiedler hatte sich, von seinen Banden befreit, während dieser Rede auf einer Moosbank niedergelassen. Er reichte dem Leutnant die zitternde Rechte und sprach: „Jetzt, nachdem ich Eure Hand gefaßt, kenne ich Euch und kann im Geiste zurückschauen auf jenen Tag, da Ihr bei mir in St. Jakob waret. Wie wunderbar hat es Gott gefügt, daß Ihr mein Retter werden solltet! 's liegt zwar nicht viel mehr am Leben eines so alten Menschen, wie ich bin, aber unter den Händen von Mordbuben sterben ist kein Tod für einen Einsiedler."

„Ich wollt' Euch schon lange besuchen," ergriff der Leutnant wieder das Wort. „Aber ich kam nie dazu vor lauter Kriegsgetümmel und Sorgen für die Schäden des Kriegs. Wollte Gott, es gäbe einmal Frieden und ich könnt' die Klosterzelle aufsuchen, in die ich mich gelobt."

Abermals ergriff der Alte seine Hand: „In die Zelle kommt Ihr aber nicht, wo ihr Noviz waret; Ihr werdet als Mönch und als Soldat sterben."

„Könnt' wahr werden, ehrwürdiger Klausner, daß ich nicht in Villingen ein Mönch werde, denn schon lange zieht's mich zu den Kapuzinern, die jetzt auch in Hasle ein Klösterlein haben und selbst den Schweden imponieren, die bei ihnen ein- und ausgehen wie gute Freunde. Aber daß ich als Soldat und Kapuziner sterben werde, will mir nicht einleuchten. Doch, wie Gott es fügt, soll's geschehen. Ihr habt bisher alles in meinem Leben erraten, drum will ich nicht zweifeln."

„Und nun laß ich Euch einige Bauern hier, bis das Gesindel vollends das obere Tal hinunter ist. Ich will zurück auf die Pässe im untern Tal. Gott mit uns allen!" —

Am 1. November 1643 kam der unermüdliche Guebriant schon wieder über den Rhein. Der junge Herzog von Enghien hatte ihm zehn Regimenter zu Pferd und elf zu Fuß, teils Franzosen, teils Deutsche, zugeführt.

Unter unaufhörlichem Regenwetter ging der Marsch wieder durch das Kinzigtal, wo sie nichts fanden, als verödete, verbrannte Dörfer und verlassene Städtchen. Die spärliche Bevölkerung war in den Bergen.

Abermals ging der Zug Schwaben zu. Erst aber sollte die Festung Rottweil genommen werden. Vor sie legte sich Guebriant mit seiner ganzen Macht.

Die Übergabe der Stadt am 17. November war des Marschalls letzte Freude. Zwei Tage zuvor hatte eine Kanonenkugel seinen Arm zerschmettert, und er starb als frommer Ritter an dieser Verwundung am gleichen 24. November, da Merch und Johann von Werth bei dem unfernen Tuttlingen Guebriants Armee fast gänzlich vernichteten. Alle Generale, Rosen und Taupadel ausgenommen, wurden gefangen; über 6000 Kriegsknechte streckten die Waffen, 3000 bedeckten das Schlachtfeld. Der Rest flüchtete durchs Kinzigtal und die oberen Täler des Schwarzwalds.

Rosen nahm auf der Flucht über Rottweil den toten Marschall mit „in einem lidernen Sack auf einen Esel geladen".

Von Bernhards von Weimar berühmtem Heere waren nur noch einige dezimierte Reiterregimenter übrig, vom Fußvolk nur noch das Hattsteinische und das gelbe Regiment. —

Als der alte Reiterführer Reinold von Rosen mit dem toten Marschall und dem Rest der Reiterregimenter sich der Kilbenstraße näherte, um ins Simonswälder Tal hinabzusteigen, Freiburg und dem Rheine zu, stand am Rorhardsberg der Leutnant von Hasle mit einigen hundert Bauern aus den umliegenden Tälern.

Die Schweden hatten im Dorfe Furtwangen genächtigt, und dem Leutnant war Kunde geworden, daß sein ehemaliger Regimentskommandeur, ein geschlagener Mann, mit der

Leiche des französischen Marschalls und mit dem kranken General Taupadel Freiburg aufsuche.

Als die Schweden sich dem Hochplateau näherten, über das der Weg ins Simonswälder Tal abfiel, kam ihnen ein bewaffneter Reiter entgegen mit einer Parlamentärsflagge und begehrte vor den General von Rosen geführt zu werden.

„Ew. Exzellenz soll ich von einem Offizier, der dort drüben steht mit Kriegsleuten, stark genug, Euch den Paß zu verlegen, vermelden, daß er Euch zu sprechen wünsche, aber nicht in kriegerischer Absicht. Er verspricht auf Ehrenwort, daß kein Schuß fallen solle von seinen Leuten, und bittet um die gleiche Zusicherung von Ew. Exzellenz."

„Wie heißt, der Euch geschickt, und wem dient er?"

„Beides will er Euer Exzellenz selbst sagen und den Herrn General dann begrüßen als ehemaliger Reiter im Regiment Alt-Rosen."

„Ihr macht mich neugierig. Reitet zurück und sagt Eurem Chef, er soll kommen, meine Ehre bürgt ihm, daß ihm nichts geschehe."

Bald sprengte ein anderer Reiter dem General entgegen, zog, in seiner Nähe angekommen, den Degen, salutierte und sprach: „Leutnant Rupp, ehedem im Regiment Alt-Rosen, kann sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinem früheren Herrn Obrist sich vorzustellen."

„Steckt Euren Degen ein, Leutnant, und reicht mir die Hand und sagt mir, wo kommt Ihr auf einmal wieder her? Seit Jahren waret Ihr als vermißt gemeldet" — sprach freudig bewegt der General, dem Angeredeten seine Rechte entgegenstreckend.

„Ich wurde von den Bauern im Kinzigtal, meiner Heimat, angeschossen, aber auch gerettet. Und da meine Dienstzeit, zu der ich mich dem Rittmeister von der Brenken eidlich verpflichtet hatte, gerade um war, nahm ich anderweitig Dienste, und zwar bei den Bauern selbst, deren Elend mir zu Herzen ging."

„Ein so tapferer Offizier, wie Ihr," entgegnete rasch der

General, „sollte dem Kaiser oder der Krone von Frankreich oder der von Schweden dienen und nicht dem gemeinen Volke."

„Das gemeine Volk," entgegnete fest der Leutnant, „ist so gut oder, richtiger gesagt, weit mehr von Gottes Gnaden als jene Kronenträger, Herr General!"

„Aber Ihr dient jetzt als Freibeuter und werdet nicht als kriegführende Macht anerkannt."

„Die Notwehr, Herr General, ist die erlaubteste Kriegführung, und es gibt keine größere Macht als das Volk, das diese seine Macht nur zu wenig kennt und deshalb nicht zu verwerten weiß."

„Ihr seid allzeit ein offener Mann gewesen, Leutnant, und ich nehme Euch kein Wort übel. Aber seid Ihr denn auch avanciert bei Euern Bauern?"

„Sie nennen mich den Leutnant von Hasle, wo ich her bin, und dieser Rang genügt mir."

„Aber den Mönch habt Ihr demnach ganz aufgegeben?"

„Nein, Herr General. Ich warte nur, bis die Schweden und die Kaiserlichen meine braven Bauern in Ruhe lassen, dann such' ich meine Zelle auf und werde ein Mönch."

„Ihr habt eigentlich recht. Ich hab's auch bald satt in der Welt. Was ist's in ihr? Kampf und Not und Tod. Dort auf einem Esel liegt der Leichnam des Marschalls Guebriant, ich bring' ihn nach Breisach und weiter nach Frankreich. Das ist das Ende vom Liede dieses Lebens. Und weiter hinten in jener Sänfte liegt General Taupadel, ein todkranker Mann, und mir haben der Werth und der Mercy all mein Silbergeschirr und alle meine Kutschen und Packwagen genommen. Ich hab' nichts mehr, als was ich auf dem Leib trage. In solcher Lage bekommt man auch Klostergedanken."

„Ich bedaure den Herrn General. Man hat auch hier schon vom Sieg der bayerischen Armee gehört. Aber so geht's einmal im Krieg."

„Darf ich fragen, ist mein Rittmeister auch noch am Leben und der Kornett von der 2. Kompagnie von Alt-Rosen?"

„Beide liegen auf den Feldern bei Tuttlingen, und die Donau rauscht an ihrem Grabe vorüber. Der Kornett, der Braunschweiger, war Euer Nachfolger als Leutnant."

„Aber wie kommt es, daß wir uns heute erst treffen? Wir Weimarer sind ja in den letzten Jahren oft durch Eure Heimat gezogen!"

„Damals, Herr General, mußten meine Bauern und ich den Kampf führen mit Eurem Heere, das beutegierig und hungrig im Tal lag, und unsere letzte Habe retten vor ihm. So gute, friedliche Gelegenheit wie heute fand ich nie, meinem ehemaligen, verehrten Regimentschef meine Aufwartung zu machen."

„Ihr seid also der Teufelskerl gewesen, von dem so oft unsere Soldaten sprachen?"

„Der war ich, Herr General!"

„Aber werdet Ihr uns heute passieren lassen; Euer Parlamentär sprach von starken Händen, die uns den Weg verlegen könnten?"

„Einem Leichenzug, Herr General, legt man nichts in den Weg, das wäre unchristlich. Im Gegenteil, wir tun ihm Ehre an. Meine Bauern am Rorhardsberg werden dem toten Marschall eine Ehrensalve abfeuern. Er hat zwar unsere Täler schwer heimgesucht, aber er war ein tapferer Soldat, und der Mann im Volke vergißt dem Tode gegenüber gern erlittene Unbilden."

„Ihr waret immer ein Kavalier, Leutnant, und seid's geblieben. Ich dank' Euch für die Ehre, die Ihr dem toten Marschall erweisen wollt, zum voraus. Aber ehe Ihr abreitet, will ich, was an Offizieren von Alt-Rosen noch in meinem Zuge ist, Euch vorstellen." —

Eine halbe Stunde später, da der Leichenzug am Rorhardsberg vorüberzog, ertönte eine Musketensalve der Bauern, und der Leutnant stand am Weg und salutierte zum Abschied mit seinem Degen.

„Adieu, Leutnant von Hasle," rief General von Rosen ihm zu. „Glück auf in die Klosterzelle!"

Der alte, tapfere Reiterführer ahnte nicht, daß ihm noch vor Ablauf des Krieges auch eine Zelle angewiesen würde. Turenne ließ ihn 1647, weil er sich weigerte, die Weimarer nach Flandern zu führen, in Philippsburg einkerkern.

Mit ihm ging damals der Name des berühmten Weimar'schen Heeres unter. Ein Teil ward in französische Regimenter gesteckt, ein Teil niedergehauen und ein dritter vereinigte sich mit dem schwedischen Heere unter Wrangel. Rosen starb aber erst 1667 als französischer Generalleutnant.

16.

Im Rappenwirtshause von Hasle war es still und öde geworden, seitdem Frau Elsbeth aus dem Leben geschieden. Die Wirtin fehlte, die Gäste waren auf der Flucht, die Keller leer.

Als der Leutnant, wenige Tage nach der Unterredung mit dem General von Rosen, zum ersten Male wieder heimkam nach der Mutter Tod, war nach dem Besuch des Kirchhofs sein erst Bemühen, von der Last seiner Wirtschaft frei zu werden.

Noch finden wir im „Kontrakten-Protokoll" der Stadt den Eintrag des Stadtschreibers Michael Semwig, wonach „Herr Leutnant Lienhard Rupp seine allhie stehendte Herberg zum Rappen, auch alle Zugehördte, alle seine Velder, als Aegger, Matten, Reben und Krautgarten dem ehrbaren und bescheidenen Christian Deckher, Bürger zu Wolfach, pachtweise umb jährlich 55 Gulden überläßt."

Wie gründlich die Soldaten gehaust hatten, geht daraus hervor, daß das ganze Inventar noch bestand aus „einem alten Trog in der Kuchel, einem Feuerhundt, einem Feuerhacken, einer drey Fuß lang stillerigen Pfannen ohne Stollen und einer Grabaxt".

Vom Rathaus weg, wo er den Kontrakt unterzeichnet, schritt der Leutnant vors untere Tor hinaus dem Kloster zu.

Hier war jetzt Guardian der Pater Maximilian von Kißlegg, der die schwersten Zeiten des Kriegs mitgemacht hatte.

„Pater Guardian," sprach der tapfere Soldat, „ich hab' schon lang was auf dem Herzen, und heut will ich's Euch offenbaren. Ihr wißt, seit Jahr und Tag, seitdem ich daheim Bauerngeneral bin, komme ich mit Vorliebe zu Euch Kapuzinern. Ich habe dabei gefunden, daß Ihr wahre Muster von Mönchen seid in evangelischer Armut und Abtötung. Euch beugt keine Not, und Euch kann der wildeste Kriegsknecht nichts nehmen, weil Ihr gar nichts habt. Drum seid Ihr in den Kriegsläuften der vergangenen Jahre am besten weggekommen, weil Eure Armut, Eure Entsagung und Eure Demut selbst den Schweden imponiert haben."

„Ich bin Mönch durch eigenen Willen und durch meine Profeß, seit vielen Jahren aber dem Klosterleben ferne geblieben durch Gottes Fügung und durch die lange Kriegszeit. Ich hab' manches getan, was ein rechter Mönch nicht tun soll, und hab' Blut vergossen im Kriegsdienst. Ich muß nachholen, was ich versäumt als Klostermann, und büßen, was ich gefehlt als Soldat. Drum hab' ich mich entschlossen, in den strengen Orden des hl. Franziskus einzutreten und Kapuziner zu werden, aber nicht Priester, sondern einfacher Bruder; des Priestertums halt' ich mich nimmer würdig als alter Kriegsknecht."

„Aber, was wird Euer Abt in Villingen dazu sagen?" fragte der durch die Rede angenehm berührte P. Guardian.

„Meinen Abt Georg Gaißer in Villingen in Ehren, aber Kapuziner zu werden, kann er mir nimmer wehren, denn, wenn ein Benediktiner Kapuziner werden will, braucht's keinen Abt und keinen Papst. In einen strengeren Orden kann, wie auch Ihr wißt, nach altem Kirchenbrauch jeder Mönch zu jeder Zeit eintreten."

„Gewiß, Herr Leutnant! Und unser Provinzial wird Euch gerne aufnehmen, wenn ich ihm schreibe, wer Ihr seid. Soldaten sind schon viele bei den Kapuzinern eingetreten, und Kriegsleute hatten wir auch schon unter uns. Der Pater

Lorenz von Brindisi half 1601 als Reiter bei Stuhlweißenburg die Türken besiegen und hat in mehr als einer Schlacht den kaiserlichen Soldaten das Kreuz vorangetragen und ist bei den Generälen im Kriegsrat gesessen."

„Aber eins bitt' ich mir aus, Pater Guardian," fuhr der Leutnant zu reden fort, „der Provinzial möge gestatten, daß ich hier in Hasle als Bruder eintrete und bleibe, damit ich die Gräber meiner Eltern besuchen und meine Jugendzeit zurückträumen kann, wenn ich als bettelnder Kapuziner durch Berg und Tal streife."

„Und eintreten möchte ich bald. Der Krieg geht dem Ende zu, man spricht viel von Friedensverhandlungen. Meine Herberge zum Rappen hab' ich eben vermietet und mir nur eine Kammer vorbehalten für alle Fälle. Meinen Gaul und meine Waffen schenk' ich dem Schaffner Gebele und mein bar Geld den Armen."

„Herr Leutnant," sprach nun der P. Guardian ziemlich aufgeregt, „jetzt könnt Ihr noch nicht eintreten. Überall ist noch voller Krieg, und drüben um Freiburg kämpfen die Franzosen unter Turenne und Condé und die Bayern unter Mercy und Werth auf Leben und Tod. Solang es noch so hergeht, dürft Ihr nicht ins Kloster. Die Bauern, die, wenn sie was haben, unsere größten Wohltäter sind, würden das Kloster stürmen, wenn Ihr sie jetzt schon verlassen wolltet. Wenn Ihr ihnen beisteht, bis der Krieg zu Ende ist, nützt Ihr den Kapuzinern von Hasle mehr, als wenn Ihr von heute an den Klosterbruder macht."

Eben hatte der Guardian diese Worte gesprochen, als Bruder Daniel, der Pförtner, in die Konventstube trat, wo beide saßen, und meldete, es sei ein Bauer draußen von Biederbach, der den Leutnant suche.

„Wenn Ihr's erlaubt, Pater Guardian, so laßt ihn eintreten. Ich muß doch noch, wenn er wieder fort ist, weiter mit Euch reden," sprach der Gesuchte.

„Führt den Mann zu uns, Bruder," gebot der Guardian.

Es war der „Bur vom Rittacker“ unterhalb der Heidburg, der meldete, es seien vom Elztal her Reiter im Anzug, und im Namen der Bauern auf jener Höhe bat, der Herr Leutnant möge ihnen doch zu Hilfe kommen.

„Seht Ihr,“ sprach der Guardian, „daß Ihr nicht zu uns kommen könnt, weil die Bauern Euch zu nötig haben!“

„Ja, Herr Guardian, Ihr habt recht,“ meinte der Bur vom Rittacker, „und ich möcht' Euch bitten, ein gut Wort für uns einzulegen, daß der Herr Leutnant gleich mit mir geht.“

„Das hat's nicht nötig, lieber Freund,“ rief dieser. „Geht nur ins Städtle und sagt dem Knecht im Rappen, er solle mein Pferd satteln. Ich komme sofort nach und reite dann mit Euch.“

Der Bauer bedankte sich und schied.

„Pater Guardian,“ fuhr der Lienhard fort, „ich will bei den Bauern selbst sondieren, wie sie es aufnehmen, wenn ich den Degen in die Scheide stecke. Wenn die auch Eurer Ansicht sind, will ich draußen bleiben, bis der Frieden im Lande ist. Aber Ihr schreibt einstweilen an den Provinzial und meldet mich an.“

„Einverstanden, Leutnant! Aber während ich an unsern Provinzial schreibe, schreibt Ihr an den Prälaten von Villingen und machts glatt bei ihm. Ihr wißt, in Villingen ist auch ein Kloster unserer Provinz; der Abt der Benediktiner will den Kapuzinern wohl und gibt ihnen manch ein Almosen, namentlich an Wein. Ich möcht' nicht, daß er uns zürne, wenn er seinen besten Novizen verliert.“

„Das überlaßt ruhig mir, Pater Guardian. Ich werde dem gnädigen Herrn schreiben, daß ich zum Novizen zu alt geworden sei und Kapuzinerbruder werden wolle. Selbst hinauf nach Villingen will ich nicht. Ich war vor drei Jahren schon beim Abt und hab' mich vorgestellt und meine Erlebnisse erzählt. Käme ich jetzt wieder, so würde er mir vielleicht abraten, Kapuziner zu werden, und in dem Entschluß darf mich niemand stören, denn er kommt vom Geiste Gottes.“ —

Die Bauern auf der Südseite des mittleren Kinzigtales waren schon alarmiert und eilten in hellen Haufen der Heidburg zu, während der Leutnant, von einem Häuflein Haslacher begleitet, ebenfalls dort hinaufritt.

Auf der Paßhöhe zwischen Elz und Kinzig angekommen, hörte er unten gegen das Elztal zu lebhaftes Musketenfeuer. Es litt den alten Reiter nicht länger bei den Fußgängern, die mit ihm die Höhe erstiegen hatten. Er sprengte im Galopp der Gegend zu, wo ein Kampf sich abzuspielen schien.

Doch je mehr er sich dem Kampfplatz näherte, um so schwächer wurde das Feuern, und bald kamen ihm von der „Pelzmühle" herauf Bauern entgegen und riefen ihm zu:

„Herr Leutnant, die haben wir heimgeschickt! Es waren Schweden, die, aus Freiburg durch die Bayern vertrieben, dem Pelzmüller einen Besuch machen wollten. Die kommen aber nimmer. Wie die Henker sind sie ausgerissen und das Tal hinunter, soweit sie nicht in dem Bach bei der Pelzmühle liegen."

Es waren Mühlenbacher Bauern mit ihrem Vogt Hans Klausmann.

„Ihr habt Euch wacker gehalten," meinte der Leutnant, „und hättet mich gar nicht gebraucht, Vogt! Laßt Eure Trommler gleich umgehen und bekanntgeben, daß alle Bauern, die jetzt aufgeboten sind, sich sammeln droben beim Schloßhof. Ich ziehe mit Euch und Euern Leuten dahin, und wenn die Hofstetter und die Biederbacher auch droben angekommen sein werden, will ich Euch was vortragen."

„Wenn's nur was Gutes ist, Herr Leutnant," gab der Vogt zurück.

Bald waren die Leute alle im Hofe des Schloßbauern versammelt, auch der kleine Zug der Haslacher war eingetroffen. Mitten unter sie trat jetzt der Leutnant und sprach:

„Männer und Freunde! Seit sechs Jahren halten wir ehrliche Waffenbrüderschaft. In Not und Tod bin ich Euch zur Seite gestanden, um zu retten, was zu retten war den

wilden Kriegshorden gegenüber. Ihr wißt aber, das Soldatenhandwerk ist nicht mein Beruf, sondern das Klosterleben. Zu dem will ich nun zurückkehren. Meine Mutter ist tot, meine Herberge zum Rappen hab' ich einem andern übergeben, und die Generale der Armeen haben, wie mir scheint, bald genug am Kriegführen. Man spricht vom Friedenmachen. Ihr und Eure Vögte sind zudem so gewandt im Kleinkrieg, daß ich nicht mehr vonnöten bin. Drum will ich mich verabschieden, werde aber in Eurer Nähe bleiben und als Kapuziner in Hasle eintreten!"

„Herr Leutnant!" ergriff jetzt der Vogt von Mühlenbach das Wort. „Das ist ein schlechter Hirt, der seine Herde verläßt, solange die Wölfe noch um den Weg sind. Und daß diese noch da sind, hat der heutige Kampf bei der Pelzmühle bewiesen. Kapuziner könnt Ihr noch lange werden, und die jetzigen Kapuziner in Hasle können existieren ohne Euch, aber wir Bauern nicht. Uns Landleuten und Euern Mitbürgern nehmt Ihr das Haupt. Also bleibt um Gottes und des armen Volkes willen bei uns, bis Ruhe ist im Lande und wir wieder friedlich hinter unserem Pflug hergehen können."

„Und mit dem Frieden ist's noch nichts," rief der ‚Müller am Stein', ein Mühlenbacher. „Ich war vorgestern beim Einsiedel von St. Jakob für mein krankes Weib und hab' ihn auch gefragt wegen der Kriegsläufte. Er meint, der Friede komme noch nicht so bald, und wir würden im Tal noch manchen Feind sehen."

„Und wenn Ihr, Herr Leutnant, ins Kloster geht und uns vor der Zeit verlaßt, geben wir den Kapuzinern, mit denen wir bis jetzt unser letztes Stück Brot geteilt, kein Almosen mehr," drohte der Bur vom Flachenberg.

„Denk an Deine Mutter, Lienhard," sprach endlich der Mesner von Hasle, Hans Kistler, sein Schulkamerad, der mit im Zuge war. „Während Du fort warst in den Bergen und ich, nachdem ich am Abend die Betglocke geläutet, in den Rappen zu ihr kam, hat sie mir oft erzählt, wie es sie freue,

daß Du den armen Bauersleuten so treu beistehest. Deine Mutter würde es Dir im Grab nicht verzeihen, wenn Du jetzt uns alle im Stiche ließest."

„Genug!" entgegnete bewegt der Leutnant. „Ich hab' Eure Meinung jetzt gehört und werde bleiben, bis voller Frieden im Lande ist. Wenn der Einsiedel von St. Jakob prophezeit hat, daß vorher noch was kommt, glaub' ich's, denn er hat mir selbst einmal vorhergesagt, was eingetroffen ist."

„Vergelt's Euch Gott, Herr, daß Ihr bei uns bleibt," sprach der Vogt von Mühlenbach und reichte dem Leutnant seine Rechte. Und alle Bauern drängten sich an ihn heran, um ihm die Hände zu reichen und „Vergelt's Gott" zu sagen. Lienhard war gerührt bis zu Tränen, da er den Dank und die Freude der Leute sah. Es reute ihn, so kindlichen Naturen nur einen Augenblick vom Verlassen gesprochen zu haben.

Sofort ordnete er wieder die nötigen Wachtposten an für den Fall der Wiederkehr des Feindes, und dann begab er sich auf den Rückweg.

Eine Strecke weit gingen des gleichen Wegs mit ihm zwei bewaffnete Knechte des Herrn von Rosenberg, die mit den Bauern ausgerückt waren. Als sie sich der Heidburg näherten, trat der eine der Schloßknechte an das Pferd des Leutnants heran und sprach:

„Herr, Ihr werdet doch nicht an unserer Burg vorbeireiten ohne vorzusprechen? Ihr waret schon so lange nicht mehr bei uns. Ich bediene den Ritter und die Fräulein am Tisch und höre oft von Euch reden. Namentlich bedauern es die Fräulein, daß sie Euch noch nicht haben danken können für die prächtigen Pferde und die Geschenke von der schwedischen Beute, welche der Vogt von Hofstetten gebracht hat. Die Fräulein reiten allsonntäglich zur Kirche, und Anna von Blumeck kommt fast täglich in den Stall und bringt ihrem Pferde Leckerbissen. Oft schon hat sie dabei von Euch gesprochen."

„Lieber Freund!" entgegnete der Leutnant, „Ihr habt

eben gehört, daß ich ein armer Kapuziner werden will, und da darf ich nicht mehr Besuche machen bei Eurer Herrschaft. Es schickt sich nicht für einen Kapuziner-Novizen, Edeldamen seine Aufwartung zu machen."

„Früher war ich zudem ein schwedischer Leutnant, jetzt bin ich nur noch des Rappenwirts Sohn von Hasle und Bauernführer. Und als solcher paſſ' ich auch nimmer als Gast auf eine Burg."

„Ich werde also vorbeireiten. Empfehlt und entschuldigt mich dort mit den Worten, die Ihr eben gehört."

„Dort seh' ich die Fräulein auf dem Söller stehen," sprach der Knecht. „Es wird ihnen doppelt leid sein, wenn sie Euch vorbeireiten sehen und Ihr nicht hinaufkommt."

„Kann Dir und den Edeldamen nicht helfen," erwiderte kurz und ernst der Leutnant und gab seinem Pferde die Sporen, um von dem Dränger wegzukommen. Dann sprach er leise vor sich hin: „Hab' schon genug mit mir gekämpft um der Anna von Blumeck willen, besonders seitdem ich sie in Schnellingen wiedersah. Hab' früher keine Ahnung davon gehabt, daß ein weiblich Wesen einem so zu schaffen machen könnte." —

„Da kommt ein flotter Reiter vom Schloßbauer heraufgeritten, Anna," nahm jetzt auf dem Söller Ida von Rosenberg das Wort.

„Das ist ja der Herr Leutnant," erwiderte hastig und errötend Anna. „Ich kenne ihn am Federhut und an seinem Pferde."

„Die Liebe hat eben gute Augen," meinte Ida. „Ich hab' seinen Hut und sein Pferd schon oft gesehen, hätt' aber beide auf den ersten Blick doch nicht wiedererkannt."

„Hoffentlich hält er an und besucht uns. So viel Kavalier wird er noch sein, trotzdem er seit Jahren bei den Bauern dient."

„Wir wollen ihm mit unseren Taschentüchern zuwinken, Ida, dann kommt er vielleicht eher," riet Anna.

„Dem ist nicht gut winken, Anna. Aber wir wollen Dir zulieb den Versuch machen."

Vom Söller herab, auf welchem im Sommersonnenschein die zwei Frauengestalten hell sich abhoben, flatterten dem Leutnant, der in kurzem Galopp über den Rasen daherritt, winkend und grüßend die Tüchlein entgegen.

Der Hut des Reiters senkte sich grüßend herab bis zum Sattel des Pferdes, aber der Reiter flog vorüber.

„Siehst Du, Anna, daß ich recht hatte, dem sei nicht gut winken. Er reitet vorüber, und wir haben das Nachsehen."

Anna schaute ihm stumm nach, bis er hinter dem Föhrenwald verschwand, und dann führte sie ihr Taschentuch an die Augen und trocknete sich — die Tränen.

Jetzt trat Jörg, der Knecht, welcher den Leutnant auf die Burg eingeladen hatte, zu den Damen auf den Söller, grüßte respektvoll und sprach: „Ich soll den gnädigen Fräulein eine ehrerbietige Empfehlung sagen von dem Herrn Leutnant von Hasle, der eben da drunten vorbeigeritten ist."

„Warum ist er denn nicht heraufgekommen?" fragte Anna hastig.

„Ich hab' ihn dringend ersucht, auf der Burg einen Besuch zu machen, aber er meinte, er passe nicht mehr als Gast in eine herrschaftliche Burg, weil er ein Kapuziner werden wolle und zudem jetzt nur noch des Rappenwirts Lienhard von Hasle sei."

„Kapuziner will er werden? Er gehört ja ins Kloster nach Villingen!" rief staunend Anna.

„Drunten im Hof des Schloßbauern hat er uns vorhin mitgeteilt, er wolle die Bauern verlassen und bei den Kapuzinern in Hasle eintreten. Die Vögte und die Bürger aber haben ihn ernstlich gebeten, bei ihnen zu bleiben, bis Friede im Lande sei, und er hat zugesagt."

Jörg, der Knecht, wurde nun vom Söller entlassen, und Ida sprach nach seinem Weggang:

„Siehst Du, Anna, er entfernt sich immer mehr von der Welt und von Dir. Jetzt hat er dem Benediktinerorden, wo er einst Prälat und Grundherr hätte werden können,

entsagt und geht zu den Kapuzinern, die ihr Brot betteln und in strengem Fasten und in Nachtwachen ihr Leben hinbringen."

„Ein edler Mensch ist und bleibt er dennoch," erwiderte Anna, „um so edler, je mehr er der Welt entsagt und alle irdischen Hoffnungen begräbt."

„Du kannst die Deinigen auch gleich mit begraben," meinte etwas spöttisch Ida.

„Das sind sie vielleicht schon, Du brauchst nicht zu spotten. Und Du bist vielleicht froh, Deine Hoffnungen auch einmal in einem Kloster begraben zu können," gab Anna gereizt zurück.

„So ganz tot sind Deine Hoffnungen doch noch nicht, Anna," fuhr Ida im gleichen Tone fort, „sonst hättest Du nicht gehofft, der Leutnant käme zu uns herauf, was ich schon im voraus bezweifelte."

„Du bist und bleibst halt boshaft, Ida, aber ganz unrecht hast Du nicht," antwortete die Blumeckerin unter Tränen lächelnd.

„Man muß eben nicht begraben wollen, was sich nicht begraben läßt," meinte darauf Ida. „Es steht ja so was auf dem Ringe, den der Leutnant Dir geschenkt und auf dem es heißt:

Liebe ergibt sich keinem Diebe.

Was man sich nicht stehlen läßt, kann man auch nicht begraben, außer mit sich selber. Und ich glaube, daß Deine Liebe zum Leutnant erst erlischt, wenn sie Dich drunten an der Kinzig in Deiner Burgkapelle in die Gruft senken."

„Ida, Ida — Du hast nur zu recht," — sprach Anna und lehnte laut weinend ihr Haupt an der Freundin Brust. — —

Der Einsiedel von St. Jakob schien falsch vorhergesagt zu haben. Das Jahr 1645 verlief für das Kinzigtal ruhig. Die Kriegsfurie tobte in Schwaben und Bayern, wohin Turenne, im Frühjahr bei Speier über den Rhein setzend, dieselbe getragen hatte.

Der Oberamtmann Fink konnte im Mai dem Grafen

von Fürstenberg, der als Hofkriegsrat in Wien lebte, melden, „daß in Feld und Reben alles schön stehe im Tale, nur sei wenig angeblümt, weil die Bauern kein Geld hätten, um Samen anzukaufen."

Und im gleichen Monat konnte in Hasle ein friedliches Fest gefeiert werden, die Aufstellung des Hochaltars im Kapuzinerkloster. Der Graf hatte ihn gestiftet, und das Altarbild „Maria Himmelfahrt" zeigt heute noch in der zerfallenden Klosterkirche das stattliche Bild des Stifters als Hauptfigur.

Daß der Leutnant und zukünftige Klosternoviz nicht fehlte bei dem Feste, versteht sich von selbst, und der Pater Guardian mußte ihn, den der schöne Altar aufs neue zum Kloster zog, abermals vertrösten, wobei er ihm mitteilte, daß der Pater Provinzial seinen Eintritt in den Orden nach dem Krieg mit Freuden begrüßen werde. So habe er ihm, dem Guardian, geschrieben.

Es war für den wackeren Leutnant eine harte Probe, die friedlichen Zwischenpausen tatenlos in seiner Herberge, die er sich im Rappen vorbehalten, verbringen zu müssen. So oft er am frühen Morgen das Glöcklein von der Klosterkirche über das untere Tor hereintönen hörte, erhob er sich und erschien, der ersten vom Volke einer, in dem dunkeln Kirchlein zum Gottesdienst. Solange noch ein Priester am Altare war, blieb der fromme Leutnant in der Kirche.

Von da schritt er dann hinab dem Kirchhof zu, wo er einige Zeit auf dem Grabe der Eltern betete.

Dann ritt er talauf oder talab zu den Bauern, die auf den Höhen wohnten, und mahnte sie zur wachsamen Ausschau, weil Streifzüge der Garnisonen von Freiburg und Breisach nicht zu den Unmöglichkeiten gehörten.

Am besorgtesten war er, wie immer, für den Paß ins Elztal, denn dort stand die Heidburg. Aber nie mehr betrat er das Schloß. Auf der Paßhöhe, westlich der Burg, in der schon oben genannten einsamen Herberge „zum Rößle" hatte

der wackere Leutnant seine Station, wenn er seine Bauern visitierte. Wie ein Schutzgeist umritt er bei Tag und Nacht die Heidburg, und die in der Burg hörten gar oft, daß er da gewesen, aber sie sahen ihn nicht und mußten sich mit einem gelegentlichen ehrerbietigen Gruß, den er sandte, begnügen. —

Die Schweden in Breisach fielen 1646 zeitig in die Täler des Schwarzwaldes, um Proviant zu holen. Es war am 1. März, als die Weinwagen des Abtes von Villingen die Ernte des letzten Herbstes von Hecklingen durchs Elztal dem Kloster zuführen wollten und glücklich im unteren Prechtal angekommen waren, als eine Partie von der Breisacher Besatzung die Knechte einholte und ihnen ohne Gegenwehr Pferde und Ladung abnahm.

Der Leutnant saß zufällig oben auf der Höhe, im Rößle, als die Kunde von dem gänzlich unerwarteten Überfall dahin kam.

„Mein alter Abt soll seinen Wein wieder haben," rief er, alarmierte die Bauern in der Frischnau, in der Bachere und im Prechtal und verlegte den Schweden, die sich mit dem Versuchen des Weines zu lange aufgehalten, den Weg.

Sie kannten ihren Mann, und als sie ihn hervorbrechen sahen, riefen sie: „Da kommt der Teufel zu Pferd, mit dem ist nicht gut anbinden," ließen die Beute im Stich und nahmen Reißaus.

Der Sieger ließ die trostlosen Klosterknechte, die sich talaufwärts davongemacht, aufsuchen mit der freudigen Botschaft, ihre Wagen wieder zu holen. Sie kamen das Tal heruntergeeilt, unter ihnen der greise Schwabenhans. Dem rief der Leutnant zu:

„So, Alter, Euch konnt' ich's nie recht machen, jetzt aber werdet Ihr mit mir zufrieden sein?!"

„Wer seid Ihr, Herr, der uns und unserem Kloster so großen Dienst erweist?" fragte zitternd der Hans, mit dem Hut in der Hand demütig dem Reiter sich nahend.

„Ich bin der, den der Schwabenhans mit Vorliebe schlecht

machte und der sich jetzt freut, ihm beweisen zu können, daß es doch gut war, daß der Frater Leo vom St. Georgen-Kloster in Villingen so gerne den Reiter spielte. Ohne diesen Reiter wäret Ihr diesmal mit leeren Händen heimgekommen."

„Herr Jeses! Seid Ihr der Frater Leo?" seufzte erbleichend der Greis. „Was wird der gnädige Herr für eine Freude haben, wenn er hört, daß Ihr uns den Wein gerettet. Ihr waret vor Jahr und Tag im Kloster zu Besuch, aber ich hab' Euch nicht gesehen. Bin damals im Elsaß gewesen."

„Was hat unser Stift mitgemacht, seitdem Ihr nicht mehr zum Kloster gehört; nichts als Raub und Plünderung und Quälereien der Klosterleute und Untertanen! Unser gnädiger Herr, den sie voriges Jahr sogar einmal gefangen fortgeführt haben, kommt aus dem Kummer und den Sorgen nicht heraus."

„Bevor wir ins Weinland fuhren, sagte man in der Gesindestube des Klosters, der Frater Leo sei Kapuziner geworden, der gnädig' Herr hab' ihn so ungern verloren, aber ihn nicht halten können."

„Kapuziner will ich werden — schon lange," entgegnete dem Alten der Leutnant. „Aber die Bauern lassen mich noch nicht. Seid froh, daß ich's heute noch nicht gewesen bin. Fahrt nun weiter. Ich geb' Euch ein Pikett Bauern mit; der Rest des Fasses aber, das die Schweden bereits angestochen haben, bleibt hier. Meine Bauern müssen auch was haben für die Rettung der Fuhren."

„Empfehlt mich dem gnädigen Herrn und sagt ihm, daß es mich hoch erfreut, ihm eine Gefälligkeit erwiesen zu haben. Er weiß schon, daß ich nur deshalb nicht mehr nach Villingen komme, weil ein Kloster, wo die Mönche keine Bettler sind, für mich alten Kriegsknecht zu gut ist." —

Zwei Monate später schrieb der Graf von Fürstenberg aus Wien an den Obervogt Fink, daß zu Münster in Westfalen mit den Kronen Schweden und Frankreich Friedenspräliminarien abgemacht worden seien. Alles atmete auf,

und der Einsiedel von St. Jakob kam mehr und mehr in Mißkredit.

Der alte Rosenberger war in jenen Tagen eines Morgens bald nach Mitternacht in das Föhrengehölz vor der Burg gezogen, um einen Auerhahn zu erlegen, denn dieser Prachtvogel balzte von jeher und balzt heute noch in der Maienzeit gerne auf jener Höhe, die des Ritters Heim trug.

Bei der Rückkehr begegneten ihm, den Berg heraufsteigend, zwei Kapuziner von Hasle. Es war der Guardian und ein anderer Priester auf dem Weg nach der Muttergottes-Kapelle auf dem Hörnleberg im Elztal drüben.

„Schon frühe da oben, Pater Guardian," grüßte der Ritter.

„Ja, gnädiger Herr, wir müssen früh sein. Auf dem Hörnleberg sollen wir um neun Uhr Predigt und Amt halten, und es sind fünf gute Stunden von Hasle dahin."

„Aber jetzt bekommt Ihr bald einen rechten Kapuziner," sprach der Rosenberger weiter, „der Herr Leutnant von Hasle will ja bei Euch eintreten."

„Es ist so, Herr Ritter. Und ich glaub', daß wir in ihm einen tüchtigen Ordensmann gewinnen, der schon lange kommen wollte, heut aber noch in der Welt notwendig ist, denn er gilt als das Schwert unserer Volkes im Kinzigtal."

„Das ist er auch. Und man kann Euch Kapuzinern nur gratulieren zu solch einem Mann; denn dem ist's Ernst mit der Absage an die Welt" — erwiderte der Ritter. „Meine Nichte, die von Blumeck, würde ihm heut ihre Hand reichen mitsamt ihrem Edelsitz in Schnellingen und all ihren Gütern an der Kinzig hin, aber er will nicht, so nahe es ihm auch schon gelegt wurde."

„Er hat eben schon sein Gelübde gemacht, im Ordensstand zu leben, und ein Mann, wie der Herr Leutnant, wird einem vor Gott gegebenen Versprechen nicht untreu," — sprach der Guardian. „Und er will nachholen, was er im Kriegsleben versäumt, und darum tritt er von den Benediktinern weg in einen strengen Bettelorden."

„Der wird Euer mächtigster Bettler, der Leutnant. Wenn der später mit dem Bettelsack zu unseren Bauern kommt, dem geben sie das Beste."

„Das Beste wollen wir gar nicht, Herr Ritter, wir Kapuziner nehmen mit dem Geringsten vorlieb. Bei uns ist das Fasten der beste Koch."

„Der jetzige Krieg, Pater Guardian, hat alle Leute fasten gelehrt, und der Hunger ging durch alle deutschen Lande. Gott gebe uns endlich den Frieden und bessere Jahre."

„Man spricht jetzt stark vom Frieden," gab der Kapuziner zurück. „Der Obervogt hat Nachricht erhalten vom Grafen, daß der Krieg dem Ende zugehe. Es ist aber auch die höchste Zeit, sonst stirbt die Menschheit aus in Deutschland, und dieses selbst wird eine Einöde und eine Wildnis."

„Aber jetzt müssen wir uns empfehlen, gnädiger Herr, sonst kommen wir zu spät auf den Hörnleberg. Wir wollen dort den Frieden in unser Gebet einschließen."

„Betet auch für mich, fromme Väter! Bin ein alter Kerl, und es geht dem Grabe zu. Und wenn mein Schloßbauer am nächsten Sonntag nach Hasle in die Frühmeß kommt, wird er ein Almosen von mir an der Pforte abgeben."

„Deo gratias!" sprachen, sich demütig verneigend, die Kapuziner und schritten rüstig dem Elztale zu in den duftigen Morgen hinein. —

Wiederum — es war im Frühjahr 1647 — stand der greise Vogt von Schnellingen am Waldrand hoch oben über seinem Dörfchen. Wiederum hatten sich um ihn seine Bauern geschart, freilich noch geringer an Zahl, denn ehedem. Von den wenigen von damals war noch ein oder der andere aus dem Leben und dem Elend dieses Daseins geschieden.

Und wiederum lagen drunten im Tale die Schweden, d. i. die weimarische Armee unter Turennes Befehlen, deren Reiter ihre Pferde weideten auf den Fluren, welche die Bauern mit Mühe eben wieder bebaut hatten.

Alles war „in Zähren" und geflohen — in die Berge

oder über den Rhein. In Hasle war allein zurückgeblieben der gräflich fürstenbergische Schaffner Gebele, der dem Oberamtmann Fink im Juni nach Straßburg meldete, „es seien außer ihm und dem Landschreiber nicht sechs Personen mehr im Städtle".

Die Soldaten Turennes, unter ihnen sein Leibregiment, hausten wie nie zuvor. Was an Wohnungen auf den Dörfern noch übrig oder wiederhergestellt war, wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Und als sie für kurze Zeit wegzogen über den Rhein in die Niederlande und kaiserliche Völker unter Obrist Schauenburg an ihre Stelle traten, suchten diese die Schweden noch zu übertreffen an Raub- und Zerstörungslust.

„Der Einsiedel von St. Jakob," so hub der Vogt, trübe ins Tal hinabschauend, zu reden an, „hat nur zu wahr prophezeit, es käme noch einmal ärger als vorher. So ist es gekommen. Unsere Dörfer sind wieder Schutthaufen, und wir irren arm und hungrig, wie Kirchenmäuse, in den Wäldern umher. Ohne des Leutnants Fürsorge hätten wir kein Stück Vieh mehr, von der anderen Habe gar nicht zu reden. Was wir am Leibe tragen, ist unser alles."

„Erst gestern abend noch hat er die Turenneschen Reiter von unserer Berghalde hinabgeworfen und uns so Luft gemacht, daß wir heute unser Vieh weiter dem Renchtal zu in Sicherheit bringen können."

„Aber er hat mir selbst gestanden, wenn es so fortgehe, wären wir bald auch in den Wäldern nicht mehr sicher. Die Soldaten würden immer hungriger und die Offiziere, weil sie merkten, es gehe dem Frieden zu, immer raubgieriger, die Zahl der waffenfähigen Bauern aber nehme beständig ab."

„Den Bauern von Mühlenbach," nahm jetzt Landel Kienast, der gestern den Leutnant vom Angriff der Turenneschen Reiter avertiert hatte, das Wort, „hat unser aller Helfer geraten, ihr Vieh weiter in den Wald zu treiben, Triberg zu. Und als der Lenensche Obervogt Haas in Triberg dies nicht

dulden wollte, hat er ihm den Standpunkt so klar gemacht, daß er nachgab. So erzählte mir gestern in aller Frühe der Löwenwirt von Mühlenbach, der mir den Weg zum Farrenkopf, wo der Leutnant stand, zeigte."

„Und den Bauern im Obertal hat er mit ihrem Vieh eine Zuflucht verschafft im Schloß zu Schramberg," berichtete vom Hörensagen Balzer Armbruster.

„Das glaub' ich," sprach der Vogt. „Denn der Leutnant war voriges Jahr lang auf dem Schloß und hat des Schloßherrn, des Freiherrn von Bissingen Leibkompagnie einexerziert. Er gilt seitdem dort oben alles."

„Drum ist's unser aller Glück gewesen, daß wir den Leutnant nicht töteten an jenem Frühlingsmorgen des Jahres 1638. Seit jener Zeit ficht er für uns, und wenn er einmal Kapuziner ist, betet er für uns. Und sein Gebet ist sicher im Himmel ebensoviel wert, als sein Fechten auf Erden; denn es gibt keinen tapferern, aber auch keinen frömmern Mann, als er."

„Uns Schnellingern und dem ganzen Steinacher Kirchspiel könnt' der Leutnant aber doch noch mehr nützen, wenn er nicht Kapuziner würde," nahm Jos Schöner, ein rauher Bergmann von der Silbergrube „zur Haselstaude" das Wort.

„Was meinst Du damit, Jos?" fragten die andern.

„Was ich meine? Ich meine, er könnte die Anna von Blumeck heiraten und unser Herr werden."

„Bist Du ein Narr, Jos?" gab der Vogt, den Sprecher ernst messend, zurück.

„Ich bin kein Narr, Vogt, aber der Leutnant ist nicht gescheit, daß er das Fräulein Anna nicht nimmt. Die nähm' ihn gern. Höret nur: Als wir letzthin den Biederbachern zu Hilfe kamen, weil die Franzosen von Breisach her streiften und Vieh stehlen wollten, bin ich mit den zwei Knechten von der Heidburg auf der ‚Herne' Posten gestanden, und da haben mir die erzählt, was der Leutnant bei unserem Edelfräulein gelte. Sie käme, so oft die Knechte von des

Leutnants Kommando heimkehrten, zu ihnen und frage sie über denselben alles aus, was sie nur erfahren könne. Und die alte Beschließerin im Schloß, die Hedwig, habe schon manchmal gesagt, seitdem der Leutnant krank auf der Heidburg gelegen, sei die Anna von Blumeck liebeskrank."

„Jos, Du kannst am End recht haben," rief der Vogt. „Jetzt geht mir auch ein Licht auf. Wenn ich auf der Heidburg war, um unserm Fräulein eine Botschaft zu bringen oder Geld für verkauften Wein oder für Frucht — vom Zehnten her — hat sie mich auch über den Leutannt ausgefragt und jedesmal gestrahlt vor Freude, wenn ich ihn recht, wie er es verdient, gelobt habe."

„Aber daß der Leutnant trotzdem ein Kapuziner wird, macht ihm um so mehr Ehre vor Gott und vor der Welt, und sein Gebet als Kapuziner wird um so kräftiger sein. Und vielleicht heiratet unser Fräulein jetzt gar nicht mehr und macht uns zu Erben, dann hat der Leutnant uns durch sein Nichtheiraten mehr genützt, als wenn er unser Herr würde," schloß lächelnd der Vogt und kommandierte dann:

„Aber jetzt laßt uns aufbrechen, dem Renchtal und dem Kniebis zu!"

17.

Endlich war im November 1648 der Westfälische Friede von den Kanzeln verkündigt worden. Das lange gepeinigte, durch Hunger und Krieg auf ein Dritteil zusammengeschmolzene, an den Bettelstab gebrachte Bürger- und Bauerntum Deutschlands sang sein „Te Deum" in den Kirchen und feierte in Straßen, Gassen und Wirtshäusern das Ende dreißigjährigen Elendes und dreißigjähriger Schmach.

Auch in Hasle ward's so gehalten. Zunächst zog eine feierliche Prozession von der Pfarrkirche zum untern Tor hinaus und zu den Kapuzinern. Hier sprach der Pater Guardian die Festrede in beweglichen Worten, und der Pfarrer

stimmte das „Großer Gott, wir loben dich" an, welches dann die von Leiden aller Art abgehärmten, spärlichen Gläubigen mit schwachen Stimmen und unter Tränen weitersangen.

Am Nachmittag war ein Trunk für die Männer im Rappen. Der Oberamtmann hatte längst vom Grafen Auftrag bekommen, diesem wieder einige Faß Moselwein über Ulm auf der Donau nach Wien zukommen zu lassen. Vor wenig Tagen hatte der Wein Hasle glücklich erreicht, und der Obervogt opferte ein Fäßlein auf dem Altar des Dankfestes. Er erhob sich alsbald aber auch, um, wie es heutzutag auch noch üblich ist, auf den „gnädigen Landesherrn", der persönlich am wenigsten erduldet in der langen Kriegsnot, einen Toast auszubringen und die Bürger zur Treue und Dankbarkeit zu mahnen. Von den unzähligen Leiden der Untertanen sprach er nicht, er, der sich bei der geringsten Gefahr nach Straßburg oder ins Renchbad Griesbach geflüchtet hatte und zur Anerkennung für „treue Dienste" 1635 vom Grafen mit der Herrschaft Waldstein belohnt worden war.

Nach ihm stand der zweite Bürgermeister von Hasle, Daniel Sandhas, ein ehrsamer, aber gescheiter Kupferschmied, auf und sprach:

„Unserem Herrgott haben wir heute Dank gesagt für den lang ersehnten Frieden, unserem gnädigen Landesherrn ein Hoch gebracht und fernerhin Treue gelobt. Wir dürfen aber nicht des Mannes vergessen, der seit zehn Jahren unermüdlich tätig war für Stadt und Land, der manches Leben gerettet, manche Habe bewahrt, manche Träne getrocknet und Bürgern und Bauern Mut eingeflößt hat, der nie die Herrschaft verließ, wenn noch so viele Feinde in derselben lagen, der nie seinen Vorteil gesucht, sondern stets das allgemeine Wohl gefördert hat, und der eine glänzende Laufbahn als Offizier freiwillig aufgab, um dem armen gedrückten Volke zu dienen. Dieser hohe Ehrenmann ist unser lieber, allverehrter Mitbürger, Herr Leutnant Lienhard Rupp zum Rappen. Ihm sage ich heute im Namen der Bürgerschaft

unsern herzlichen, ewigen Dank, und ihn wollen wir hoch leben lassen."

Mit stärkerer Stimme als sie das Tedeum gesungen und dem Fürsten sein Hoch ausgebracht, stimmten die anwesenden Bürger in das Lob des Leutnants ein. Mit süßsaurer Miene taten der Obervogt und der Landschreiber, des Grafen erste Beamte, mit; denn die Bureaukraten jener Zeit[1] waren noch weit weniger Bewunderer von Bürgertugenden, als ihre Kollegen in unsern Tagen.

„Der Herr Bürgermeister," so erhob sich jetzt der Leutnant, „hat mich in große Verlegenheit gebracht durch sein unverdientes Lob. Mich hat des Kriegs Geschick zum Soldaten gemacht von der Klosterzelle weg. Ich durfte deshalb als Ordensmann nicht um Sold und Beförderung dienen, drum hab' ich mit Wissen und Willen meiner Obern, sobald ich konnte, meine Kriegskunst in den Dienst des armen Volkes gestellt so lange, als dies vonnöten war. Aber Lob und Dank gebührt mir deshalb nicht. Unsereiner soll alles tun Gott und seinem Nächsten zulieb."

„Ich will jetzt das Schwert mit dem Rosenkranz vertauschen und der Welt Lebewohl sagen, hoffentlich für immer – und in stiller Klosterzelle täglich Gott bitten, daß er sich erbarme des unschuldigen Volkes, das in diesen langen Kriegsjahren Unsägliches gelitten hat und bis zum Bettelstab verarmt ist. Möge das deutsche Volk wieder bessere Jahre sehen und fortan bewahrt bleiben vor ähnlichem Elend und ähnlicher Schmach; möge es nie mehr sich befeinden um des Glaubens willen, aber auch nie mehr erleben müssen, daß fremde Mächte in Deutschland herrschen und Deutsche gegen Deutsche kämpfen im Dienste der Feinde unseres Vaterlandes. In diesem Sinne gilt mein Hoch unserm so schwer heimgesuchten deutschen Volke, den Bürgern und den Bauern. Sie leben hoch!"

[1] Ich las viele ihrer Berichte an den Grafen von Fürstenberg, aber in keinem ist des Leutnants von Hasle erwähnt.

Der Schultheiß Semwig, welcher neben dem Leutnant saß, drückte diesem nach seiner Rede die Hand und sprach: „Herr Leutnant, Ihr seid und bleibt bis zum Ende ein wahrer, uneigennütziger Volksmann. Ihr habt uns Bürgern allen aus der Seele gesprochen und unsern Dank und unser Lob müßt Ihr Euch gefallen lassen, ob Ihr wollt oder nicht."

Dem Obervogt waren jetzt Toaste genug gebracht auf die Untertanen seines Herrn. Er fürchtete, es könnte auch noch ein oder der andere der allzeit redseligen Haslacher sich erheben und ebenfalls eine demokratische Rede halten. Am wenigsten traute er dem eben aus dem Exil heimgekehrten Schulmeister Andreas Mezger. Es war zu fürchten, daß, wenn er einmal gehörig dem Moselwein zugesprochen, der alte Student in ihn fahre und er kein Blatt vor den Mund nehme.

Der besorgte Oberamtmann brachte deshalb die Rede auf andere Dinge.

„Herr Schultheiß und Ihr Herren vom Rat, soweit noch von den letztern da sind," hub er an, „wir müssen nun vor allem dafür sorgen, daß neue Bürger in die Stadt und neue Bauern aufs Land kommen. Es sind ja bereits zwei Dritteile Untertanen gestorben und verdorben."

„Bei uns in Hasle mehr," erwiderte der Schultheiß. „Vor dem Krieg zählten wir 225 Bürger, jetzt noch 41. Aber woher Leute nehmen?"

„Woher?" rief der Schulmeister. „Aus der Schweiz, wo ich eben herkomme. Die hat keinen Krieg gehabt, und viele Schweizer sind bereit, nach dem verödeten, menschenarmen Deutschland auszuwandern, wo so viele Familien gänzlich ausgestorben sind und gar viele Witwen Männer suchen."

„Gestern hat sich," nahm der Stadtschreiber das Wort, „bei mir schon ein neuer Bürger gemeldet, ein Junggeselle und Schwarzfärber, des gewesenen Blumenwirts Sohn von Gengenbach. Er heißt Johannes Hansjakob und will die

Witwe unsers Schwarzfärbers, des Jörgen Walter, der an der Pest gestorben, heiraten. Ich hab' ihm die Bürgeraufnahme gleich in sichere Aussicht gestellt; er ist ehrlicher Leute Sohn und hat einiges Vermögen."

„Ich hab' seinen Vater, den Blumenwirt, noch wohl gekannt. Er hieß Mathis und wußte immer was Lustiges seinen Gästen zu erzählen. Wenn der Färber das Mundstück seines Vaters hat, so wird er unsere und der Bauern Weiber schon zu unterhalten wissen, wenn sie ihm Zwilch ‚in die Farb' bringen." —

So kam der Stammvater der Hansjakobe nach Hasle, und seine Nachkommen alle wurden Färber oder Bäcker und treiben dies Geschäft zum Teil heute noch. Und der diese Erzählung gemacht und erdacht, hat dabei auch allerlei Mehl „verbacken" und allerlei Farben aufgetragen. —

Am Abend der Friedensfeier, als die Festgäste das Rappen-Wirtshaus verlassen hatten, schritt ein stattlicher Mann ohne Wehr zum untern Tor hinaus und dem Kloster zu. Es war Spätherbst und zeitig dunkel auf Straßen und Gassen.

Bei der Pforte des Klosters angekommen, schlug er hastig den hölzernen Klopfer an die kleine Türe. Der alte Pförtner, Bruder Daniel, humpelte den Klostergang herauf der Türe zu, öffnete das Guckloch und fragte: „Wer ist draußen, noch so spät am Abend?"

„Ich bin's, Bruder, der Leutnant von Hasle, aber solcher heute zum letztenmal. Macht auf und führt mich zum Guardian!"

Von Stund' an war der Mann, den wir längst kennen als Bruder Leo, ein armer Kapuziner.

Die große Fastenzeit der Kapuziner, von Allerheiligen bis Ostern, hatte eben begonnen, als der Leutnant eintrat, und er lernte alsbald die ganze Strenge des Ordens kennen. Aber ihm war das ein Leichtes. Hatte er ja seit Jahren mit seinen Bauern, in den Wäldern liegend, gehungert.

Auch um Mitternacht aufstehen und nur wenige Stunden

schlafen, machte dem alten Soldaten keine Mühe. Hatte er einst den Schlaf gebrochen irdischer Zwecke halber, so brach er ihn jetzt um seines Seelenheils willen, und das machte ihm die Entbehrung noch leichter.

Dreimal in der Woche ziehen die Kapuziner um Mitternacht in ihre Konventstube. Jeder kniet an die Stelle, wo er sonst zu Tische sitzt. Das Licht wird gelöscht, jeder entblößt seinen Oberkörper, und nun beginnt die Geißelung, bis der Guardian ein dumpfes „Satis“ (genug) ertönen läßt.

Auch in diese Disziplin fand sich der einstige Soldat, fast mit zu großem Eifer. An seinem Platze sah man, wenn es Tag geworden, bisweilen Blutspuren, und der Guardian mußte ihn ernstlich mahnen, das eiserne Kettchen nicht so stark zu schwingen über seinem Leibe. —

Die Bauernschaft hatte auf die Kunde hin, der Leutnant sei im Kloster, ihre Vögte gesandt, um ihm nochmals zu danken. Bruder Leo ließ sie aber nicht vor und bedeutete ihnen durch den Guardian, er sei gerührt von ihrer freundlichen Gesinnung, aber im Kapuzinerkloster dürfe er sich nicht ehren lassen. Die Bauern möchten ihm ein gutes Andenken bewahren, wie auch er im Gebet ihrer stets gedenken werde.

Mit Tränen in den Augen schieden die wackern Vögte, voll des Lobes und der Bewunderung über den demütigen Mönch. Der Guardian hatte ihnen aber versprochen, sie würden den geliebten Führer bald wiedersehen, wenn er, fürs Kloster bettelnd, auf ihre Höfe käme.

Die Bauern warteten nicht, bis der Bettelmönch die Gaben holte. Täglich erschienen sie an der Pforte mit Almosen für ihren Leutnant. Die einen brachten Butter, die andern Mehl, die dritten lebendiges Kleinvieh.

Bald nach dem Eintritt des Helden ins Kloster kam die heilige Weihnachtszeit, die nirgends feierlicher begangen wird als bei den armen Söhnen des heiligen Franziskus.

Um elf Uhr in der heiligen Nacht erhebt sich der Bruder, der zu wecken hat, und fängt im Klostergang zu singen an:

Ein Kind gebar uns Bethlehem,
Des freuet sich Jerusalem;

dazu klingelt er mit einem Glöcklein.

Jetzt wird's lebendig in den Zellen; alle Mönche stehen auf von ihrem harten Lager, kommen heraus, singen und klingeln mit, und weiter geht's durch die matt erleuchteten Gänge.

Aus jeder Zelle kommt ein Kapuziner, schließt sich dem Zuge an und singt mit den andern:

Hier liegt es in dem Krippelein,
Sein Reich soll ohne Ende sein.

Der Esel fühlt es und das Rind,
Der Herr der Welt sei dieses Kind.

Aus Saba bringen Könige drei
Ihm Myrrhen, Weihrauch, Gold herbei.

Voll heil'ger Ehrfurcht treten all',
Den Herrn zu grüßen, in den Stall.

An diesem frohen Weihnachtstag
Preis' jeder Gott, wie er's vermag.

So zogen auch die Mönche im Klösterlein zu Hasle in der heiligen Nacht des Jahres 1648 durch die Klostergänge in ihr Refektorium.

Mit Tränen der Freude hatte sich Bruder Leo dem Zuge angeschlossen, aber singen konnt' er nicht, nur weinen und dazu glücklich sein.

Im Refektorium knieten alle vor der Krippe nieder, und der Pater Guardian verlas den üblichen Weihnachtsbrief des Provinzials, den am Abend vorher noch ein Bruder aus dem Kloster zu Freiburg gebracht hatte.

Der Provinz-Obere schrieb darin seinen Brüdern, wie noch zu keiner Zeit die Botschaft des Engels auf den Gefilden

vor Bethlehem der Welt beseligender gelautet habe, als jetzt dem deutschen Volke zu Weihnachten 1648. „Friede den Menschen auf Erden," Friede nach langer, schrecklicher Kriegszeit; Friede auch den Ordensleuten, die nun aufs neue wieder ein Leben der Demut, der Armut und des Gehorsams beginnen sollten, da keine Kriegsfurie die klösterliche Stille mehr störe.

Feierlich erneuten dann alle Priester und Brüder ihr Mönchsgelübde; zum erstenmal sprach es aber der jüngste Kapuziner, der Leutnant von Hasle.

Aus tiefstem Herzensgrund und mit von Weinen unterbrochener Stimme ertönte es im Saale: „Ich, Bruder Leo, ein armer sündiger Mensch, gelobe und verspreche Gott dem Allmächtigen, der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Franziskus und allen Heiligen und Euch, Vater Guardian, allezeit meines Lebens zu halten die Regel der mindern Brüder, vom Herrn Papst Honorius bekräftiget, lebend in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit."

Alle waren ergriffen, da der Leutnant von Hasle so sprach und der Guardian ihm antwortete: „Halte, was Du versprochen, und ich verspreche Dir an Gottes Statt das ewige Leben."

In der darauffolgenden Weihnachtsmette in der Klosterkirche war niemand seliger denn der Bruder Leo. —

Der Winter verging, der Frühling kam und mit diesem legte der Bruder Leo zum erstenmal den Bettelsack des Kapuziners um die Schulter und erschien barfüßig und barhäuptig auf den Höfen der Bauern. Doch erkannten die meisten Leute ihn nicht mehr. Sein schwedischer Reiterschnurrbart war einem mächtigen Vollbart gewichen und sein wallendes Haupthaar einer gewaltigen Tonsur.

Aber er freute sich im stillen, wenn die Bauern und Bäuerinnen fragten, was auch der Leutnant von Hasle mache und ob er nicht bald komme.

Wo er erkannt ward, da küßten sie ihm die Hände und

baten um seinen Segen und um sein Gebet. Bald aber baten sie ihn um noch mehr.

Infolge des Friedens wurden die Regimenter aufgelöst und die Soldaten entlassen. Viele derselben, in langer Kriegszeit verwildert, waren für einen friedlichen Beruf weder mehr tauglich noch dazu aufgelegt. Sie bildeten Räuberbanden, die noch jahrelang eine Landplage blieben in Deutschland.

Im Kinzigtal waren deutsche Reiter von Turennes Armee die letzte Einquartierung gewesen. Ein Teil von ihnen ging ebenfalls unter die Wegelagerer. Ihr Führer war der lange Franz aus dem Hambe, der alte, wilde Kriegsknecht, dem wir schon früher in dieser Erzählung begegnet sind.

Er kannte Wege und Stege im Tale und suchte die Bauern um so ungenierter heim, als kein Leutnant mehr da war.

So kam eine neue Plage über das arme Volk. Sie wehrten sich so gut es ging, die Bauern um Hasle, und mancher Wegelagerer sank unter ihren Schüssen und Streichen. Aber immer neues Gesindel vom Krieg her zog zu, und der Bauer sah an kein Ende.

Da pochten die Vögte der Herrschaft Hasle eines Tages wieder an die Klosterpforte und verlangten nach dem Pater Guardian.

„Hochwürdiger Pater!“ nahm der Vogt Klausmann von Mühlenbach das Wort, „wir kommen im Namen aller Bauern der Herrschaft und hätten eine dringende Bitte, wir wissen uns anders nimmer zu helfen.“

„Ihr wollt gewiß, daß wir Kapuziner den hl. Antonius für Euch anrufen, der ist ja ein mächtiger Nothelfer,“ meinte der Guardian.

„Den hl. Antonius in Ehren, Herr Pater,“ gab der Vogt zurück. „Ich habe voriges Jahr ein Pferd verloren und es durch dieses Heiligen Fürbitte wieder gefunden, aber heute müssen wir einen lebendigen Heiligen haben.“

„Einen lebendigen? Ihr macht mich neugierig, Vogt!“

„Ich will kurz und gut heraus mit der Sprache, Pater Guardian! Seit der große Krieg zu Ende ist, haben wir in unserem Tal den Kleinen. Keine Nacht sind wir sicher vor einem Überfall der alten Soldaten, und kein Stück Vieh ist auf der höchsten Bergweide sicher vor den Halunken, die seit dem Frieden in unserer Gegend umherziehen. Wir müssen einmal regelrecht gegen sie vorgehen, wie einst gegen die Schweden. Dazu brauchen wir aber einen General, und das ist der Bruder Leo, unser alter Leutnant und Euer neuester Heiliger im Kapuzinerorden.“

„Ihr sprecht von der Leber weg wie ein alter Kapuziner, Vogt,“ antwortete der Guardian, „drum kann ich's Euch auch nicht übelnehmen. Ich begreife Eure Not und Eure Bitte und bin Euch Bauern zu Dank verpflichtet; denn Ihr seid unsere Hauptwohltäter. Aber den Bruder Leo kann ich jetzt doch nicht wieder als Leutnant auf den Gaul setzen. Er hat ohnedies sein Pferd dem Schaffner Gebele geschenkt, unserem ‚geistlichen Vater‘. Und dann weiß ich auch nicht, was der Bruder selber dazu sagt; er wird nicht mehr in die Welt zurück wollen.“

„Er braucht kein Pferd und keine Uniform,“ erwiderte der Vogt von Hoffstetten, „er soll nur in der Kutte mit uns ausziehen. Wenn er nur bei uns ist, geht's bald anders mit dem Raubgesindel. Euer Bruder Koch, der Onophrius, der bei mir als Bohnen sammelt, hat mir schon oft erzählt, daß Kapuziner im Türkenkrieg den Soldaten vorangingen und diese zum Siege führten, die Kutte am Leib und das Kruzifix in der Hand.“

„Und ob der Bruder Leo will, das hängt von Euch ab, Pater Guardian,“ nahm der greise Vogt Heyd von Schnellingen das Wort. „Ich weiß, daß ein Kapuziner keinen andern Willen hat außer dem seines Vorgesetzten.“

„Ich sehe schon, mit Euch Vögten werd' ich nicht fertig, und will Euch drum in Gottes Namen willfahren,“ schloß der Pater.

Er ließ den Bruder Leo rufen, eröffnete ihm das Verlangen der Männer und fragte: „Was meinet Ihr dazu, Bruder?"

„Ich meine gar nichts, ehrwürdiger Vater. Ich tue, was Ihr befehlet."

„Seht Ihr, Pater Guardian," rief der Vogt Heyd, „daß ich recht hatte. Der Herr Leutnant geht mit uns, sobald Ihr es haben wollt."

Im Triumph nahmen die Bauern den Kapuzinerbruder mit, und der folgte ihnen, aber mit einer wahrhaftigen Opfermiene; denn kaum hatte er den Frieden seines Klosters genossen, so sollte er wieder in den Krieg. —

In einer tiefen Bergschlucht östlich von Hasle, Erlengrund geheißen, lagerten einige Wochen später die Marodeure um ein Feuer, in dessen Mitte ein Kessel hing, in welchem Hammelfleisch brodelte.

„Das ist der letzte Hammel, den wir in der Gegend gestohlen," begann der Anführer, der lange Franz. „Wir wollen und müssen auswandern aus der Gegend. Die Bauern sind wie Teufel über uns her, seitdem ein Kapuziner bei ihnen ist."

„Hast recht, Franz," fiel ein wild aussehender Kriegsknecht, der rote Vit genannt, ein. „Entweder müssen wir den Kapuziner wegschaffen oder um einige Täler weiterziehen. Mich hatten sie gestern beinahe am Kragen, als ich dem Bergbur in Weiler drüben mit den zwei Jungen da einen Besuch machen wollte. Mit Not brachten wir noch den Hammel fort."

Jetzt nahm eines der Weiber, die den Soldaten aus dem Kriegs- ins Räuberleben gefolgt waren, das Wort und erzählte:

„Ich bin gestern bei der vordern Bürin im Welschbollenbach gewesen und habe gebettelt, um zugleich für Euch zu spionieren. Ich habe dabei gejammert, daß bald nicht einmal ein Bettelmensch mehr sicher sei vor den Räubern. Die Bürin tröstete mich, es werde jetzt in kurzem keine Räuber mehr

im Tal geben. Der Leutnant von Hasle, welcher Kapuziner geworden, sei wieder aus dem Kloster und helfe den Buren. Sie erklärte mir dann auch, der Leutnant wäre des Rappenwirts Sohn von Hasle, habe den Krieg mitgemacht und wo er sei, werde immer gewonnen, so tapfer und so glücklich kämpfe er."

„Nun geht mir ein Licht auf!" rief der lange Franz aus. „Der Kapuziner ist der Leutnant Rupp, der mir einmal zu einem Pferd verhalf, da ich nicht mehr laufen konnte, und mit dem ich vor Rheinfelden lag. Der könnte General sein, wenn er wollte. Aber hörst Du, Vit, dem darf mit meinem Willen nichts geschehen! Eher ziehen wir gleich fort, hinüber ins Renchtal, und brandschatzen dort die Buren."

„Wenn der Kapuziner-Leutnant mir mit seinen Bauernlümmeln noch einmal so nahe auf den Pelz kommt, wie gestern, so stoß' oder schieß' ich doch auf ihn. Meine Haut ist mir mehr wert als die seinige," erwiderte der Vit.

„Und wir schießen auch," stimmten die andern Kriegsknechte zu. „Wenn der Kapuziner tot ist, haben wir zu leben. Er schont uns auch nicht. Wie Du mir, so ich Dir, lautet eine alte, klare Soldatenrechnung."

Der lange Franz hatte nicht mehr Zeit zu antworten. Denn eben liefen schreiend die Troßbuben, die, einst der Soldaten und jetzt der Räuber Kinder, als Wachposten ausgestellt waren, den Wald herab der Schlucht zu und riefen: „Die Bauern kommen mit dem Kapuziner, wohl hundert Mann stark. Sie umstellen den ganzen Wald. Wir sind verloren!"

„So, jetzt hast Du Deinen Kapuziner-Leutnant, Franz," höhnte der rote Vit.

Die Räuber machten sich auf und versuchten nach der Höhe des „Herrenbergs" durchzubrechen. Aber gerade dort befand sich der Kapuziner mit einer Abteilung Bauern. Es entstand alsbald ein scharfer Kampf, der in ein Handgemenge ausartete, in welches schließlich auch der wehrlose Kapuziner verwickelt wurde.

Die Räuber unterlagen, weil sie von den Bauern auch im Rücken gefaßt wurden. Der lange Franz war geflohen, eine große Anzahl seiner Genossen deckte den Boden, nur der rote Vit stand noch aufrecht mit einigen alten, harten Kriegsknechten.

Als er die Bauern auch hinter sich in den Wald heraufkommen sah, drängte er sich mit Wut durch die Angreifer vor ihm, suchte den Kapuziner auf und stach ihm seine Pike in die Brust. Im gleichen Augenblick sank aber auch neben dem zum Tode Getroffenen der Vit selber nieder. Die Hellebarde eines Bauern hatte ihn gefällt.

Der Kampf war zu Ende, die Bauern hatten gesiegt, die Banditen waren aufgerieben; aber der Bruder Leo lag schwer verwundet und bewußtlos auf der Walstatt.

„Die Spitzbuben sind wir los," sprach der Vogt von Schnellingen, „aber den heiligen Mann da haben sie uns erschlagen. Das macht den Sieg allzu teuer. Ich wollt', ich alter Kerl läge da für ihn. Doch jetzt gilt kein Jammern und kein Besinnen. Macht eine Bahre von Tannenästen, dann tragen wir den Verwundeten hinab ins Kloster! Er atmet noch."

„Ins Kloster, Vogt, ist's zu weit," entgegnete Thes, der alte Bergmann und Naturarzt, neben dem Verwundeten kniend. „Die Wunde ist stärker als jene, die wir vor elf Jahren dem Leutnant beigebracht. Der Stich geht durch. Hinab mit ihm ins Schloß Blumeck; das liegt gerade da drunten, und dorthin muß der Wundarzt Keck geholt werden!"

„Hast recht, Bergknapp," erwiderte der Vogt. „Unser Fräulein, das seit dem Frieden wieder unten wohnt und häuslich eingerichtet ist, wird zwar erschrecken, wenn wir ihr den Leutnant, der so viel bei ihr gegolten hat, als Kapuziner und todkrank in die Burg bringen. Sie weiß längst, daß er wieder unser Führer ist, aber gesehen hat sie ihn noch nicht. Er kehrte ja jeweils in sein Kloster zurück, wenn er uns geholfen hatte gegen das Raubgesindel."

„Aber gefragt hat unsere Herrin immer nach ihm, sooft sie mich am Kopfe sah. Schade, daß sie den braven Mann jetzt zum Tode verwundet wiedersieht. Aber sie wird ihn um so eifriger pflegen."

Indes war die Bahre fertig, Boten waren ins Kloster und an den Chirurgen abgesandt, und die Träger, der Vogt voran, setzten sich mit dem Verwundeten in Bewegung, während die übrigen Bauern die toten Räuber plünderten und dann verscharrten.

Hans Heyd, des Vogts Sohn, war vorausgeeilt, dem Edelfräulein den Besuch zu melden. Die Zugbrücke vor der Burg war Friedens halber herabgelassen, und ungehindert eilte der junge Bauer in den Schloßhof, wo Anna von Blumeck eben weilte.

„Gnädiges Fräulein," meldete der Hans, „mein Vater läßt Euch sagen, daß sie den Kapuziner bringen. Sie haben oben im Wald mit den Räubern gekämpft, und da wurde der Leutnant, Kapuziner wollt' ich sagen, verwundet, so daß er nicht mehr zum Kloster transportiert werden kann. Jetzt tragen sie ihn zu Euch, bis der Wundarzt von Hasle und der Guardian kommen. Ein Bote ist schon fort ins Städtle und ins Kloster."

Anna war rot und dann bleich geworden und fand im ersten Augenblick keine Worte, so sehr preßte ihr, was sie gehört, das Herz zusammen.

„So hat er denn doch noch sein Leben gefährdet, der ritterliche Heilige, der seit Jahren aller Hilfe war! Sagt, muß er sterben?" rief sie aus.

„Ich weiß nicht, aber Thes, der Bergmann, meint, er sei tödlich verletzt durch einen Stich in die Lunge."

„Eilt zurück, sie sollen ihn ja zu mir bringen! Ich will meines Vaters Kemenate herrichten und ihn pflegen, so gut ich kann. Mit Gottes Hilfe wird er auch wieder genesen!"

Unter Tränen richtete sie mit ihrer alten Beschließerin, der Luitgard, das große Himmelbett her, in welchem ihr Vater

gestorben, und dann schaute sie von den Zinnen herab, ob sie nicht bald kämen mit dem teuren Verwundeten.

Es ging langsam den steilen Berg herab. Endlich nahte der Zug mit der Bahre. Bis ans äußere Burgtor eilte Anna ihnen entgegen. Da lag er bleich, abgezehrt und wie tot auf den Tannenästen — im Kapuzinerhabit, er, den sie als flotten Leutnant gekannt.

„Lebt er noch?" fragte sie hastig und zitternd den Vogt.

„Er atmet noch, Fräulein, aber nimmer stark. Der Thes hat das Blut gestillt, doch ihm und mir gefällt die Sache nicht."

„Nun rasch hinauf mit dem geliebten Helden in die Kemenate und aufs Lager! Ich will ihm das Gesicht kühlen mit altem Wein, vielleicht kommt er dann zu sich," rief Anna.

Sorgfältig trugen die Bauern den Verwundeten den Treppenturm hinauf, und sorgfältig betteten sie ihn unter ihrer Herrin Beihilfe in die weichen Pfühle.

Der Vogt und die Landleute entfernten sich jetzt, um im Schloßhof den Guardian und den Chirurgen Keck zu erwarten. Anna war allein bei dem Kranken.

Sie wusch mit Wein sein kaltes Angesicht, und dann kniete sie an sein Lager und betete mit gefalteten Händen laut und schluchzend: „Heilige Maria, Mutter Gottes, ich rufe Deine mächtige Fürbitte an für diesen zum Tode Verwundeten! Wenn ein Mann es verdient, daß Du ihm helfest, so ist es dieser!"

Da — kaum hatte sie geendet — schlug der Kranke die Augen auf, schaute lange auf die Beterin zu seinen Füßen, dann bewegte sich sein rechter Arm, er streckte ihr seine Hand entgegen. Sie ergriff sie mit ihrer Rechten, an der sie den Ring trug, den er ihr einst gesandt, und küßte sie unter stillen, heißen Tränen.

Er versucht zu reden mit leiser Stimme, und als sie zu ihm aufschaut — da klingt es nur noch gebrochen: „Auf Wiedersehen in einer bessern Welt. Gott sei mir gnädig!" —

dann schloß er seine Augen für immer. Der Leutnant von Hasle war tot. —

Eben traten der Guardian und der Wundarzt in die Kemenate. Sie konnten nur den Tod konstatieren. Die Pike des roten Vit hatte die Lunge durchbohrt.

Anna hatte sich, Verzweiflung im Herzen, entfernt; in ihrer Stube schloß sie sich ein und ließ ihrem Schmerz und ihrem Jammer freien Lauf.

Unten im Schloßhof hatten sich indes alle Bauern, die am Kampfe teilgenommen, versammelt, um zu hören, wie es mit dem Leutnant stehe.

Bald kam der Guardian die Treppe herunter, trat unter sie und sprach: „Männer, Euer Leutnant und unser Bruder Leo ist nicht mehr. Er lebte und starb im edelsten Dienste, im Dienste des armen Volkes. Empfehlen wir seine Seele Gott, und vergessen wir nie dieses herrlichen, heiligmäßigen Volksmannes!"

Sie hatten manchen Toten gesehen und begraben, waren starr und tränenlos geworden vom vielen Elend, die Bauern des Dreißigjährigen Krieges, aber im Burghof von Schnellingen weinten sie um den toten Leutnant von Hasle, weinten wie Kinder, die den besten Vater verloren.

Und droben in einsamer Kemenate weinte und schluchzte Anna noch viel bitterlicher, als die Bauern.

Am Abend trugen diese den geliebten Toten still durchs Städtle und durch das Schluchzen und Weinen der Bürgersleute hindurch dem Kloster zu. Dem greisen Schulmeister, der ihnen das untere Tor aufschloß, rannen die hellen Tränen über die Wangen, da er seinen einstigen Schüler auf der Totenbahre vorbeitragen sah.

Aber das verlangten sie, die Bauern von Schnellingen, daß der Leutnant in der Kapuzinerkirche zwei Tage ausgestellt werde, damit das Landvolk der ganzen Gegend ihn noch einmal sehen und an seiner Bahre beten könne.

Todesboten gingen in alle Täler und auf alle Berge des

mittlern und obern Kinzigtals, und von allen Höfen und aus allen Hütten eilten sie herbei, die „Völker", um zu weinen und zu beten an der Bahre des geliebten Toten. Eine große Klage ging durch das ganze Tal: „Der Leutnant von Hasle ist tot!"

Am dritten Tage trugen ihn die Vögte der Herrschaft aus der Kirche auf den kleinen Gottesacker der Kapuziner im Klostergarten, und an die südliche Wand des „Beinhauses", an der das Grab sich befand, schrieb der Bruder Melchior, ein Maler, in Latein diese Inschrift: „Hier ruht der Bruder Leo, ein Haslacher, genannt der Leutnant von Hasle. Er starb fürs Volk am 19. Mai 1649 und ruhe im Frieden."

* * *

Jahre kamen und Jahre gingen. Die alten Bauern starben und die jungen erzählten vom Leutnant von Hasle nur noch vom Hörensagen. Im Städtle gingen die Märtyrer des Krieges auch nach und nach alle zu Grab, und im Kloster wechselten, wie es Regel ist in den Kapuzinerklöstern, die alten Priester und Brüder mit neuen, die den Bruder Leo nimmer gekannt.

Nur Anna von Blumeck kam noch dreißig Jahre lang fast jede Woche einmal in die Kapuzinerkirche, betete dort einige Zeit, trat dann an die Pforte und klopfte den Bruder heraus. Dem gab sie regelmäßig einen Taler als Almosen fürs Kloster mit der Bitte, die Patres möchten auch beten für den Bruder Leo, genannt der Leutnant von Hasle.

Die Brüder an der Pforte und die Patres im Kloster starben oder sie wechselten nach wenig Jahren ihre Station. Aber von Guardianat zu Guardianat ging die Kunde vom Bruder Leo und von dem Edelfräulein von Blumeck, und jeder spätere Pförtner kannte bald die Dame mit den weißen Locken und dem jedesmaligen Taler.

Und als sie einmal ausblieb, kam bald darauf die Kunde,

das gnädige Fräulein von Schnellingen sei gestorben und habe alle seine Güter den Bauern des Kirchspiels Steinach geschenkt.

Wer heute von Hasle her bei Steinach über die Kinzigbrücke schreitet, sieht unmittelbar an der Straße hin nach Norden eine hohe, waldige Bergwand sich erheben: es ist der „Schippenwald", das wertvollste Vermächtnis der Anna von Blumeck an die Bauern, für deren Väter der Leutnant von Hasle sein Leben gelassen hat.

Auf der Heidburg wurde der alte Jörg von Rosenberg bald nach dem Frieden in seiner Hauskapelle begraben. Seine Tochter Ida ging zu Verwandten ins Würzburgische und soll dort in einem Kloster gestorben sein.

Abt Georg von Villingen, der Vielgeprüfte, dem der Friedensschluß von Osnabrück Kloster und Dorf St. Georgen zugunsten Württembergs für immer wegnahm, blieb ungebeugt bis zu seinem am 29. August 1655 erfolgten Tode.

Bald nach seinem Hingang, im gleichen Jahre, fand der zu Daschütz in Mähren gestorbene Herr von Hasle, Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg, der Gründer des Kapuzinerklosters, in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte.

Auch den Einsiedel von St. Jakob haben sie hochbetagt ins Grab gesenkt, in das er seines Lebens Geheimnis mitnahm.

Die Heidburg und das Schloß Blumeck gingen im Anfang des folgenden Jahrhunderts in Trümmer, als die Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg sengend und brennend durchs Kinzigtal zogen.

Noch in meiner Knabenzeit war die Blumeck eine stattliche Ruine, die aber fast gänzlich abgetragen wurde, als der Scherenschleifer von Hasle, der große Volksmusikant, sich aus den Burgsteinen droben an der Mühlenstraße ein Häuschen baute. —

18.

Es war im Mai 1895. Ich durchwanderte an einem schönen Nachmittag das Tälchen, in welchem ehedem das „Müllibad“ gelegen, in dessen Nähe einst der schwedische Leutnant von den Bauern war verwundet worden.

Am Taleingang hatte ich in einigen Hütten gefragt, ob die Leute auch noch was davon wüßten, daß hier einst ein Wirtshaus und ein Bad gewesen und die Schweden in ihrem Dorfe übel gehaust hätten.

Nur ein alter Mann, der Lukas Neumeier, den ich noch aus meiner Knabenzeit kannte, konnte davon erzählen, „von seinem Großvater her“. Aber vom „Leutnant von Hasle“ ist die Kunde völlig untergegangen im ganzen Tal.

Ich schritt hinauf bis zur längst verschütteten Silbergrube „zur Haselstaude“, in der ich als Studentlein öfters nach Flußspat suchte, ihn fand und mitnahm für die Mineraliensammlung des Lyzeums zu Rastatt. Der Erzgrube Eingang ist jetzt ganz mit Wald überwachsen; selbst die Natur hat sich verändert in den 36 Jahren, da ich nimmer vor der Haselstaude stand.

Ich stieg rechts die Berghalde hinauf, um auf der andern Seite zur Ruine Blumeck zu gelangen. Auf halber Höhe liegt inmitten von blühenden Bäumen eine kleine Hütte. In dem Weinberg hinter derselben steht eine alte Frau, die freundlich grüßend mich anschaut.

„Sie schaut her, und ich schau hin“ — und ich rufe aus: „Das ist ja des Hansmanns Kätheri!“ So war es. Seit gut vierzig Jahren hatte ich sie nicht mehr gesehen, und trotzdem die Zeit und das Alter aus der einst schönen, schwarzen Kätheri ein runzeliges, altes Weib gemacht — hatte ich sie wiedererkannt. Aus ihren dunkeln Augen schaute noch die Jugendzeit.

Sie hat in meinen Knabenjahren bei meinen Eltern „taglöhnert“, und ich hab' oft die Kartoffeln aufgelesen, welche die um einige Jahre ältere Kätheri ausgehackt.

In jenen Tagen machte sie die Bekanntschaft eines Postillions, der unweit von meinem Elternhause, im ‚Engel‘, stationiert war. Den ‚Postle‘ hat sie später geheiratet, in der Hütte ihres mir wohlbekannten Vaters, des „Hansmannsjoks“, ein Heim gegründet und ist darin mit ihrem Manne alt geworden.

Sie ruft diesem, und unter blühenden Bäumen begrüßen sich drei alt gewordene Menschen und reden von der Blütezeit ihres Lebens, seit welcher sie sich nimmer gesprochen.

Ich hab' es noch nie so gefühlt, daß ich alt geworden, als an jenem Nachmittag, da ich den einst rotbackigen Postle und die schöne Kätheri meiner Knabenzeit wiedersah als greises Ehepaar, vom Zahn der Zeit verwittert.

Doch als ich fragte, wie es gehe, und als die Kätheri wegen ihres dicken Halses mit krächzender Stimme antwortete: „Gut, gottlob, wir sind gesund, wir schaffen und sind zufrieden miteinander,“ da kam mir das greise, runzelige Weib wie verklärt vor, weil es gar nicht fühlte und beachtete, was die Zeit aus ihm gemacht, und weil es das höchste Gut sein eigen nannte — die Zufriedenheit.

Ich schied voll Bewunderung von den zwei praktischen Lebensphilosophen in der Hütte über dem „Müllibad“.

Einige zwanzig Minuten später stand ich da, wo in meiner Jugendzeit noch die Ruinen der Burg Blumeck sich fanden, aber sie waren verschwunden. Ich schaute rechts und schaute links, nirgends mehr altes Mauerwerk. Ich klopfe am Fenster eines Bauernhauses, um zu fragen, ob ich die Blumeck am rechten Ort gesucht.

Die Bäuerin, eine Matrone, öffnet das kleine Fenster und erklärt: „Wo die Blumeck gestanden, ist jetzt unser Garten, den Ihr dort sehet. Mein Mann hat vor drei Jahren die alten Mauern vollends abgebrochen und einen Garten auf den Platz gemacht.“

Während sie diese ihre Rede hielt, hatte ich die sonnen-

gebräunte, alte Frau angeschaut, und als sie geendet, war meine erste Frage: „Seid Ihr nicht die Schwester der Kätheri?"

„Frili," meint' sie lächelnd, „i bi d' Frenz, und Ihr seid der Hansjakob. Mit Euch han i' mengmol Heu auf Eures Vaters Bühne gezogen und im Feld Erdäpfel usgrabe, wo Ihr noch a Bua gsi sin."

Die jüngere Frenz hatte mit der Kätheri oft bei uns gearbeitet; sie war mir aber noch mehr aus dem Gedächtnis geschwunden als die letztere; bis ich beide einstige Mitarbeiterinnen in meines Vaters Landwirtschaft heute wiedertraf — auf der Suche nach schriftstellerischen Idealen und Erinnerungen.

Die Frenz hat mich, wie die Kätheri, schon bisweilen gesehen in Hasle, aber keine ist so keck gewesen, sich vorzustellen.

Die wiedergefundene Freundin führte mich jetzt hinauf in ihren Garten, und ich sah, wie die alte Frenz aus der Burg Blumeck einen frischen Blumengarten gemacht hatte. Da blühten „Vejentle", „Mattengele" und „Pfingstnägele" im stillen Frieden auf der Stätte, auf welcher einst Anna von Blumeck gewohnt und der Leutnant von Hasle sein Leben ausgehaucht hat.

Daß die Frenz dermaleinst Burgfrau von Blumeck werden und ich die Anna von Blumeck verherrlichen sollte, ahnten wir beide nicht, als wir zusammen Heu auf meines Vaters Bühne zogen und Kartoffeln ausgruben. Ihr Mann heißt Pfaff und im Volke „der Pfaff auf Blumeck", und so hat die Frenz als „die Pfäffin auf Blumeck" heute noch Anteil an dem alten Burgnamen[1].

Wo einst die Zugbrücke und der Eingang zur Burg war,

[1] Aber die Frenz besaß, wie ich erst viel später erfuhr, noch eine andere Erinnerung an mein Elternhaus. Meine Mutter hatte ihr, als sie auf Blumeck heiratete, meine Wiege geschenkt für ihre zukünftigen Kinder. Findige Haslacher haben meine „Wagel" nach dem Tode der Frenz entdeckt und wieder nach Hasle gebracht.

steht jetzt die „Bachkuche" der Frenz, in der sie für ihre Haushaltung das Schwarzbrot backt.

Im Dachgeschoß dieser Bachkuche haust der Schwager der Frenz, der Fridolin. Er stand heute unter der Türe seiner hochgelegenen Kemenate, ein alter, bleicher Mann. Ich sah vom Garten aus zu ihm hinauf, und auch ihn erkannte ich alsbald als einen jener Schnellinger Buben, die vor bald fünfzig Jahren mit uns Haslachern blutige Kämpfe kämpften an der Kinzig und am Herrenberg.

Ich stieg die steinernen Treppen hinauf und reichte ihm die Hand; unsere alte Kriegszeit ward wieder erneuert, und im Detail malte der Fridolin die Schlachten aus, die wir als Knaben geschlagen. Er hatte noch viel mehr davon in seinem Gedächtnis als ich.

Er ist heute der eigentliche Bewohner der Blumeck, der Fridolin, der einst auch bessere Tage gesehen und jetzt ein blutarmer Mensch ist. Er zeigte mir seine Kammer, die ihm zugleich Küche und Keller, Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer ist. Eben hat er, aus dem Wald gekommen, wo er Holz aufgelesen, sich eine Erdäpfelsuppe gekocht ohne Schmalz und Salz. Und er erzählt mir vom Hunger und von der Kälte des letzten Winters in seiner Dachwohnung; denn „der Fridolin leidet lieber Hunger, als daß er heischen (betteln) geht".

Als ich mich zur Rückkehr aus seinem finstern Verlies anschickte und unter die Türe trat, da bot sich mir ein wunderbar lieblicher Blick aufs Städtle Hasle und auf Berg und Tal. Im stillen, blühenden Maienfrieden lag alles vor mir: die dunklen Wälder, die lichten Matten, die grünen Saaten, die blühenden Bäume und das altersgraue Städtchen, dessen Kirchturm schon in die Tage schaute, da Anna von Blumeck von der Burg herab das gleiche Bild zu ihren Füßen sah, und in die Tage, da der Leutnant von Hasle die Schweden besiegte.

Selbst der Fridolin fühlte den Zauber dieses Bildes; denn als ich ihm von der schönen Aussicht sprach, die er von

seinem Wohnsitz aus genießen könne, meinte er: „Wenn ich kein Geld habe, ist's mein einzig Vergnügen, unter der Türe zu stehen, mein Pfeifle zu rauchen und hinabzuschauen ins Tal.“—

Am folgenden Tage schritt ich auf der gegenüberliegenden Talseite, von Hofstetten aus, der Heidburg zu. Mein Begleiter war mein alter Freund, der Großvater aus den Schneeballen zu Hofstetten, ein Greis von 84 Jahren.

Er stieg viel rüstiger als ich die steilen Pfade hinan, die zur Burg führen. Er sah in seinen jungen Jahren noch ihre gewaltigen Ruinen, die seitdem gänzlich verschwunden sind. Die umliegenden Bauern haben von ihnen ihre Bausteine geholt, und seit mehr als einem halben Jahrhundert brechen fast täglich Steinhauer die roten Sandsteine aus dem Bergkegel, auf dem sie stand. Im Volksmunde hat die Heidburg deshalb ihren alten Namen eingebüßt und heißt heute allgemein das Steinschlößle.

Alljährlich wird der Hügel, welcher die Burg trug, niedriger, aber noch bietet er eine Schau, die zu den schönsten gehört im Kinzigtal, das reich ist an schönen Fernsichten. Die gewaltigen Berge ringsum und weithin sind noch die gleichen wie ehedem, da der Rosenberger hier geweilt, nur die Menschen und ihre Werke sind vergangen.

Noch wie vor drei Jahren, da ich zum letztenmal hier oben stand, hantiert auf dem Steinschlößle der „Klaus von der Funi“, ein Steinhauer, dessen Hütte unfern der Burg steht.

Und an was arbeitete er, als ich kam? An einem Grabstein. Und an was hatte ich selbst gearbeitet diesen Morgen, ehe ich hinaufging zum Klaus? An einem Grabstein für den Leutnant von Hasle und für die Anna von Blumeck.

Der Klaus von der Funi und ich sind uns aber noch mehr verwandt; wir beide sind keine Künstler, wir machen eben unsere Grabsteine, so gut wir's können. Er bearbeitet die Steine von der Heidburg und ich die Menschen, so auf ihr gelebt haben. Auf die Steine schreibt er die Namen der toten Bauern und Bäuerinnen vom Prechtal, von der Bachere

und von der Frischnau, und ich zeichne in die toten Menschen vergangener Tage die menschlichen Gefühle aller Zeiten.

Als fühlte er es, der Klaus, daß wir Kollegen seien: er ging hinüber zur Mauernische, holte seinen Speck und sein Kirschenwasser und wollte mit mir Speise und Trank teilen, wie wir die Arbeit teilen.

Eben legen die Gehilfen des Klaus einen Teil des Hügels bloß, um dem nackten Sandstein auf den Leib zu kommen. Sie finden Gebeine, menschliche, und zeigen sie mir. Sie mögen wohl aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges herkommen und Menschen angehört haben, die unserer Geschichte verwandt sind.

Dort die Grabsteine des Klaus und hier Totengebeine, rings um uns die große, ewig lebendige Natur — wer denkt da nicht: „Mensch, wie klein bist du!" —

Unweit von mir steht der Großvater und — weint. Dort unten auf der Hochebene, die den Burghügel trägt, liegt eine rauchende Brandstätte. Es ist die Ruine des Hofes, in den vorgestern der Blitz geschlagen und gezündet hat. Die Bäuerin ist des Großvaters Tochter. Ihr Mann starb im vergangenen Winter, und heute steht seine Witwe auch noch am Grabe ihrer Habe. Darum weint ihr greiser Vater.

Mich erfaßte eine scharfe Wehmut, ich drücke dem Klaus die Hand zum Abschied, ziehe den Großvater weg von seiner Schau ins Elend seines Kindes und gehe mit ihm wieder bergab.

Der greise Mann trocknet seine Augen im Weiterschreiten und meint: „Herr Pfarrer, was muß ich alles erleben, bis der Tod mich holt!"

Ja, Jammer und Klage und Kummer und Sorge und Not und Tod gehen auch nach dem Dreißigjährigen Krieg noch über diese Erde hin[1]. Und wenn die Menschen das Elend

[1] Heute, 1911, da das Buch neu erscheint, sind von den eben genannten Menschen tot: Der Großvater, der Klaus von der Funi und des Großvaters Tochter, welcher der Blitz den Hof anzündete; tot sind ferner der alte Lukas, der Pfaff auf Blumeck, sein Weib, die Frenz, der Mann der Kätter und mein Freund Fridolin.

jener Tage heute vergessen haben, so kommt es daher, weil sie seitdem schon so viele andere Leiden erfahren, daß sie darüber der alten nicht mehr gedenken.

Noch in meiner Knabenzeit erzählte in Schnellingen die Großmutter von Sieferts Rudolf, des Postsekretärs in den „wilden Kirschen", mir und ihm von den Greueln des Schwedenkriegs, und die Kinder lehrte man damals noch die Verse sagen:

D' Schwede sinn komme
Mit Pfiffe und Tromme,
Hen alles mitg'nomme,
Hen d' Fenster nusg'schlage,
Hen 's Blei davo trage,
Hen Kugle drus gosse
Und Bure verschosse.

Jetzt ist auch das Sprüchlein ganz vergessen im Tal. Aber einen sollen sie mir nicht vergessen — den Leutnant von Hasle.

